L

<36608220260010

<36608220260010 S

Bayer. Staatsbibliothek MB

4° Austr. 232 b/(18

4°

B. Armee-
Bibliothek

2. Ex.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

18. (Im 2. Ex. = 01)

Ungarn (V. Band)

(1. Abtheilung).

Wien 1898.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Ga 169/800

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B. Armee-
Bibliothek

B

G. N. 35666

Oest.

Altbestand 38977

Inhalt.

1. Abtheilung.

	Seite
Oberungarn, von Aladár György	3
Die urgeschichtlichen Denkmäler Oberungarns, von Nikolaus Kubinyi	17
Die Baudenkmäler Oberungarns, von Julius Pasteiner	45
Preßburg und das Preßburger Comitat, von Theodor Ortvay	177
Komorn und seine Umgebung, von Alexander Takáts	229
Die Comitate des Waagthales:	
Das Neutraer Comitat, von Julius Lovcsányi	253
Das Trentschiner Comitat, von demselben	295
Das Turóczer Comitat, von demselben	334
Das Árvaer Comitat, von Nikolaus Kubinyi	352
Das Liptauer Comitat, von Béla Majláth	375
Die oberungarischen Slovaken, von Adolf Pechány	399
Die slovakische Volkstracht, von Paul Socháň	428
Die slovakische Sprache und Literatur, von Samuel Czambel	434

Verzeichniß der Illustrationen.

1. Abtheilung.

	Seite
Titelbild: Die kleinen Karpathen, vom Csupiberg bei Skalitz gesehen	3
Der Zoborberg bei Neutra	4
Das Waagthal bei Sillein	5
Die Turóczer Ebene und die Magura	6
Die Hohe Tátra, von Poprád gesehen	7
Die Mátra, von Vámosgyörk gesehen	8
Das Karancsgebirge bei Salgó-Tarján	9
Das Granthal nördlich vom Badeort Szliács	10
Die Tornaer Berge	11
Die Sátorberge bei Sátoralja-Ujhely, von Süden gesehen	12
Die Munkácser Ebene und die Beskiden	13
Die Ugocsaer Ebene bei Királyháza	14
Das Theißthal bei Hußt	15
Die Hoverla und der Pietroß, von Körösmezö gesehen	16
Schlußbild: Das Guttingebirge	16
Titelbild: Aus den Höhlenfunden von Miskolcz, Pilin, Haligócz und Barátheg	17
Eingang der Höhle von Barátheg	19
Óvár, die urzeitliche Festungsanlage bei Munkács — Gegenstände der Bronzezeit aus dem Bereger Comitat und den benachbarten Gegenden	25
Szkalka, bei Felsö-Kubin — Funde vom Urnenfelde bei Felsö-Kubin	27
Der Schatzfund von Kraßnahorka-Medvedze	29
Gegenstände aus dem Komjáthnaer Bronzefund	31
Zwei Diademe und Bronzegegenstände aus dem Funde von Kis-Terenne	33
„Trniner“-Fels neben Nagy-Bisztercz und die in seiner Umgebung gemachten Funde	35
Gegenstände der La Tène-Periode aus den Funden von Pilin und Szirák	37
Der Schatz von Oßtropataka	39
Gegenstände der Völkerwanderungszeit aus den Funden von Nagy-Surány und Blatnicza	41
Schlußbild: Gegenstände aus der Zeit der „Landnahme“, aus den Funden von Szolyva, Galgócz und Pilin	44
Kopfbild: Chorabschluß und Details der Kirche zu Kis-Bény	45
Jagdrelief an einem Säulenkapitäl der Kirche zu Kis-Bény	49

Sämmtlich von Theodor Dörre.

Seite
Die Kirche zu Deáki und Chorabschluß, von Theodor Dörre 51
Die Kirche zu Apátfalva; Grundriß, Hauptportal und Pfeiler, von Karl Cserna . . 55
Die Kirche zu Kirchdrauf, von Julius Háry 57
Die Kapelle zu Börzsöny, von Theodor Dörre 61
Inneres und Grundriß der Collegiatkirche zu Tyrnau, von Ladislaus Kimnach . . . 73
Die Benedictiner-Abteikirche zu Szent-Benedek, von Theodor Dörre 75
Die St. Michaelskapelle zu Kaschau, von Ludwig Rauscher 79
Grundriß der Kathedrale zu Kaschau 81
Das vormalige Äußere der Kathedrale zu Kaschau, von Ludwig Rauscher 83
Nordportal der Kathedrale zu Kaschau, von Theodor Dörre 85
Die Pfarrkirche zu Klein-Zeben, von Julius Háry 87
Aus der Kirche zu Leutschau, von demselben 91
Die Kirche zu Mátra-Verebély und Chor-Nischen daselbst, von Ladislaus Kimnach . 95
Hof des Franciscanerklosters zu Preßburg und Grundriß der St. Johanneskapelle . . 101
Inneres der St. Johanneskapelle zu Preßburg 105
Die Maria Himmelfahrtskapelle in Donnersmark (Zips) 109
Sämmtlich von Julius Háry.
Gothische Holzkirchen im Mármaroser Comitat zu Gyula-Monostor, Bártfalu und Szanda, von Karl Cserna . 111
Wandgemälde in der Zipser Kathedrale, von Wilhelm Forberger 115
Hauptaltar und Sacramentshaus im Dom zu Leutschau 117
Sockel des sogenannten König Mathias-Altars in der Kirche zu Leutschau 121
Flügelaltar in der Kirche zu Liptó-Szent-András 123
Sämmtlich von Julius Háry.
Eiserne Gitterthür von dem einstigen Sacramentshause der Preßburger St. Martinskirche, von Ladislaus Kimnach 125
Sacramentshaus in der Kathedrale zu Kaschau 127
Grabdenkmal des Grafen Georg von St. Georgen und Bösing in der Pfarrkirche zu St. Georgen (Preßburger Comitat) 129
Grabdenkmal des Kirchenfürsten Georg Schomberg in der Krönungskirche zu Preßburg 131
Sämmtlich von Julius Háry.
Burg Csejte, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 133
Burg Beczkó, von Julius Háry . 135
Die Burgen Lednicz und Strecsnó, von demselben 137
Die Wasserburg Diós-Györ, von Anton Neogrády 141
Inneres der Burg Sáros, von Karl Cserna 143
Zólyomvár bei Altsohl, von Ludwig Rauscher 145
Die Burg zu Sárospatak und ihr Hof, von Karl Cserna 149
Das Schloß zu Nagy-Bittse, dessen Säulenhof, Thor und die Thür vom Hause der Verlobten, von Theodor Dörre . 151
Das Rathhaus zu Bartfeld, von Julius Háry 153

Seite

Rathssaal im Stadthause zu Preßburg, von Theodor Dörre 155
Hochaltar der Pfarrkirche zu St. Georgen (Preßburger Comitat), von Julius Háry . 157
Relief vom Grabdenkmal der Anna Erdödy in der Krönungskirche zu Preßburg, von Ladislaus Kimnach . 159
Schloß zu Fries im Sároser Comitat, von Julius Háry 161
Kirche zu Szinye, Sároser Comitat, von demselben 163
Hof des Schlosses Zsigmondháza, von Theodor Dörre 165
Detail aus den Stuckornamenten der Invalidenkirche zu Tyrnau, von Ladislaus Kimnach . 167
In Stuck ornamentirtes Gewölbe einer Kapelle in der Invalidenkirche zu Tyrnau, von demselben . 169
Grabmal des Georg Drugeth von Homonna in der Collegiatkirche zu Tyrnau, von demselben . 171
Gitterthor des Erlauer Comitatshauses, von Karl Cserna 173
Obertheil des Gitterthores des Erlauer Comitatshauses, von demselben 175
Schlußvignette: Thürzierde im Nagy-Bittseer Schlosse, von Theodor Dörre 176
Kopfleiste: Die Marchmündung bei Theben, von demselben 177
Volkstracht der Tyrnauer Gegend, von Ladislaus Kimnach 187
Das Preßburger Schloß vom Gebirge gesehen, von Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie 193
Das Preßburger Schloß, von der Donau gesehen, von Höchstderselben 197
Das Preßburger Krönungsdenkmal, von Julius Háry 199
Das Prunkthor des Preßburger Schlosses, von Theodor Dörre 201
Preßburg: Detail aus dem Burggrund (der sogenannten Judenstadt) — Das Michaelsthor — Der Monumentalbrunnen auf dem Hauptplatz, von Julius Háry . . 205
Preßburg: Die Stadt vom Donauufer gesehen — Das Theater — Das Hummeldenkmal — Die Jesuitenkirche und das Rathhaus, von demselben 209
Ruine Pallenstein, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 213
Sanct-Georgen im Preßburger Comitat, von Julius Háry 215
Das Schloß in Stampfen, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 217
Die Bibersburg (Vöröskö), von demselben 219
Tyrnau: vom Franciscanerthurm gesehen — Das Invalidenhaus mit der Kirche, von Julius Háry . 221
Tyrnau: Der Hauptplatz mit dem Rathhausthurm, von Ladislaus Kimnach 223
Das Schloß zu Galánta . 225
Schlußbild: Das Schloß zu Pudmericz 228
Kopfbild: Stadt und Festung Komorn von der östlichen Ecke der Festung gesehen . . 229
Sämmtlich von Julius Háry.
Sperrnetz an der Mündung der Neutra, von Árpád Feszty 233
Netzauswerfen auf der Waag im Winter, von demselben 235
Grundelfang mit Sperre und Reusen, von demselben 237

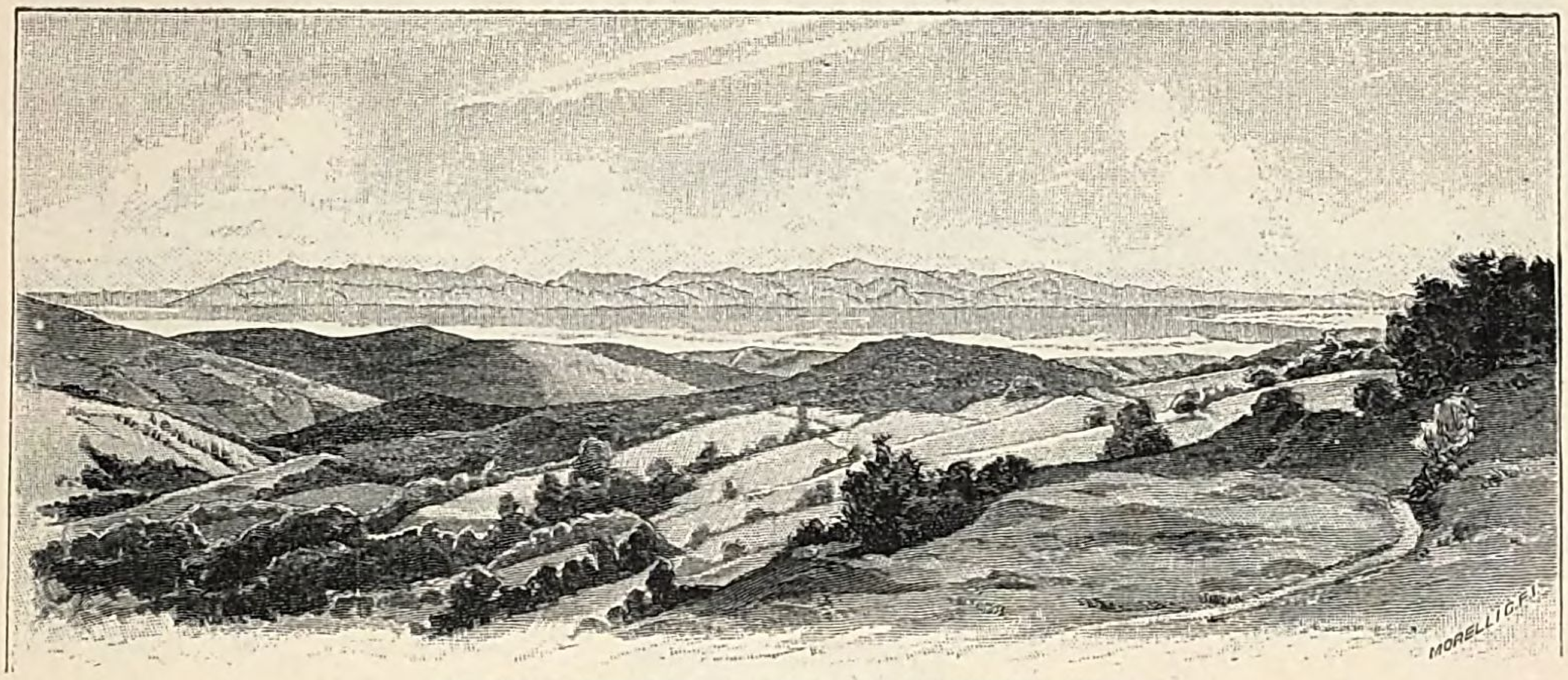
Seite
Das Rathhaus in Komorn, von Julius Háry 239
Komorner Fahrbauern, von Heinrich Pap 241
Die „Jungfrau von Komorn" auf der Festungszinne, von Julius Háry 243
Thor der alten Festung in Komorn, von demselben 245
Eine Tanya im Kleinen ungarischen Alföld zur Winterszeit, von Árpád Feszty . . 247
Schlußbild: Fischerei-Gegenstände (ausgebreitetes Netz, Kahn, Stechgabel, Korb, Wurfspieß, Ruder), von Julius Háry 252
Kopfbild: Neutra, von Theodor Dörre 253
Burg Skalitz, vom Calvarienberg gesehen — Skalitz: Haus Gvadányis, von demselben 255
Das Schloß zu Holics, von Karl Cserna 257
Wallfahrtsort Schloßberg (Sasvár), von demselben 259
Waag-Neustadtl, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 263
Das Schloß zu Brunócz, von demselben 265
Pistyan: Badehäuser auf der Insel — Der Inselsteg — Der neue Cursalon, von Karl Cserna . 267
Burg Temetvény, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 269
Das Schloß zu Freistadtl (Galgócz) mit dem Waagthale, von Karl Cserna 271
Hölzerner Altar in der Kapelle zu Freistadtl, von demselben 273
Lipótvár — Das Thor von Lipótvár — Hauptplatz in Freistadtl, von demselben . . 275
Burg Bajmócz und die alte Linde daselbst, von Theodor Dörre 277
Hauptplatz zu Handlova, von Julius Háry 279
Burg Ghymes, von Karl Cserna 281
Das Schloß zu Tavarnok, von demselben 283
Die Stadt Neutra, von Theodor Dörre 285
Neutra: Das obere Schiff der bischöflichen Kathedrale und das innere Festungsthor, von demselben . 287
Slovakische Wallfahrer in Nagy-Tapolcsány, von Matthias Jantyik 289
Óvár, von Theodor Dörre . 297
Budatin, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 299
Bad Rajecz-Teplitz, von Géza Paur 301
Burg Ljetava, von Julius Háry 303
Die Krümmung der Waag bei Milochó und Noszicz, von Theodor Dörre 305
Die Pflaumendarre zu Medne, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky . . . 307
Oroßlánkö . 309
Die Abtei Szkalka . 311
Das Szulyóer-Thal . 313
Sämmtlich von Julius Háry.
Podhrágy, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 315
Das Illavaer Gefangenhaus, von Géza Paur 317
Trentschin-Teplitz, von Julius Háry 319
Zay-Ugrócz, von Theodor Dörre 321

Seite
Die Glasfabrik in Zay-Ugrócz — Die Glashütte — Glasgefäße mit ungarischen Verzierungen — Detail aus der Schleiferei, von Theodor Dörre 323
Stadt und Burg Trentschin, von Julius Háry 327
Das untere Thal des Turóczflusses und die Fátra, von Theodor Dörre 334
Bad Stuben, von Julius Háry . 337
Burg Blatnicza vom Gagyerthale gesehen, von Theodor Dörre 339
Motive aus dem Fátragebirge: Eingang in die Dedosovaer Abzweigung des Gagyerthales — Das Höllenthor im Gagyerthale, von demselben 341
Das Schloß zu Kis-Selmecz — Burg Szklabina, von demselben 343
Turócz-Szent-Márton, von Julius Háry 345
Der Suttóer Wasserfall von demselben 347
Znió-Váralja: Znió-Váralja und seine Burg — Das einstige Klostergebäude — Ein Erdgeschoßsaal im Kloster, von Theodor Dörre 349
Das Thal des Árvaflusses, von Karl Cserna 353
Die Vereinigung der Flüsse Waag und Árva bei Kralován, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky . 357
Alsó-Kubin, von demselben . 359
Burg Árva von Südwesten, von Béla Spányi 361
Burg Árva von Norden, von Ludwig Rauscher 363
Hochzeit zu Paraßt-Dubova, von Karl Cserna 367
Holzkirche zu Orauka, von demselben 371
Slovakische Linnenhändler aus dem Árvaer Comitat, von Mathias Jantyik 373
Burg Likava, von Theodor Dörre . 377
Der Hochsteig von Sturecz, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 379
Bad Koritnicza, von Géza Paur . 381
Rosenberg, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 383
Die Szentmáriaer Kirche, von demselben 385
Liptó-Szent-Miklós, von demselben 387
Kirche zu Okolicsány, von Julius Háry 389
Liptó-Ujvár, von Ladislaus Freiherrn von Mednyánszky 391
Schafhirten von Revucza, von Matthias Jantyik 393
Schlußbild: Dampfsäge an der Waag, bei Liptó-Szent-Miklós, von Theodor Dörre . 398
Kopfbild: Slovakische Häuser im Túróczer Comitat, von demselben 399
Slovakische Stube im Túróczer Comitat, von demselben 401
Haus zu Csicsmán im Trentschiner Comitat, von Géza Paur 403
Slovakische Häuser in Igló, Zipser Comitat, von Theodor Dörre 405
Slovakischer Bauer in Trentschin-Teplitz 407
Frau aus der Gegend von Zay-Ugrócz 409
Slovakischer Drahtbinder von Rovne 411
Frau eines slovakischen Drahtbinders in Rovne 413
Slovakischer Fenstereinschneider aus Trentschin 415

Seite
Männliche Tracht in Felsö-Elefánt 417
Weibliche Tracht in Felsö-Elefánt 419
Bursche aus Holics 423
Mädchen aus Holics 425
Richter von Turány in Festtagstracht 427
Slovakische Frauentracht in Csicsmán 429
Sämmtlich von Matthias Jantyik.
Slovakische Tracht zu Teßér, von Karl Cserna 431
Anton Bernolák, nach einem gleichzeitigen Porträt 437
Johann Hollý, desgleichen 439
Johann Kollár, desgleichen 441
Andreas Sládkovič, desgleichen 443
Schlußbild: Slovakisches Haus in Felsö-Kubin, von Theodor Dörre 446

Oberungarn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

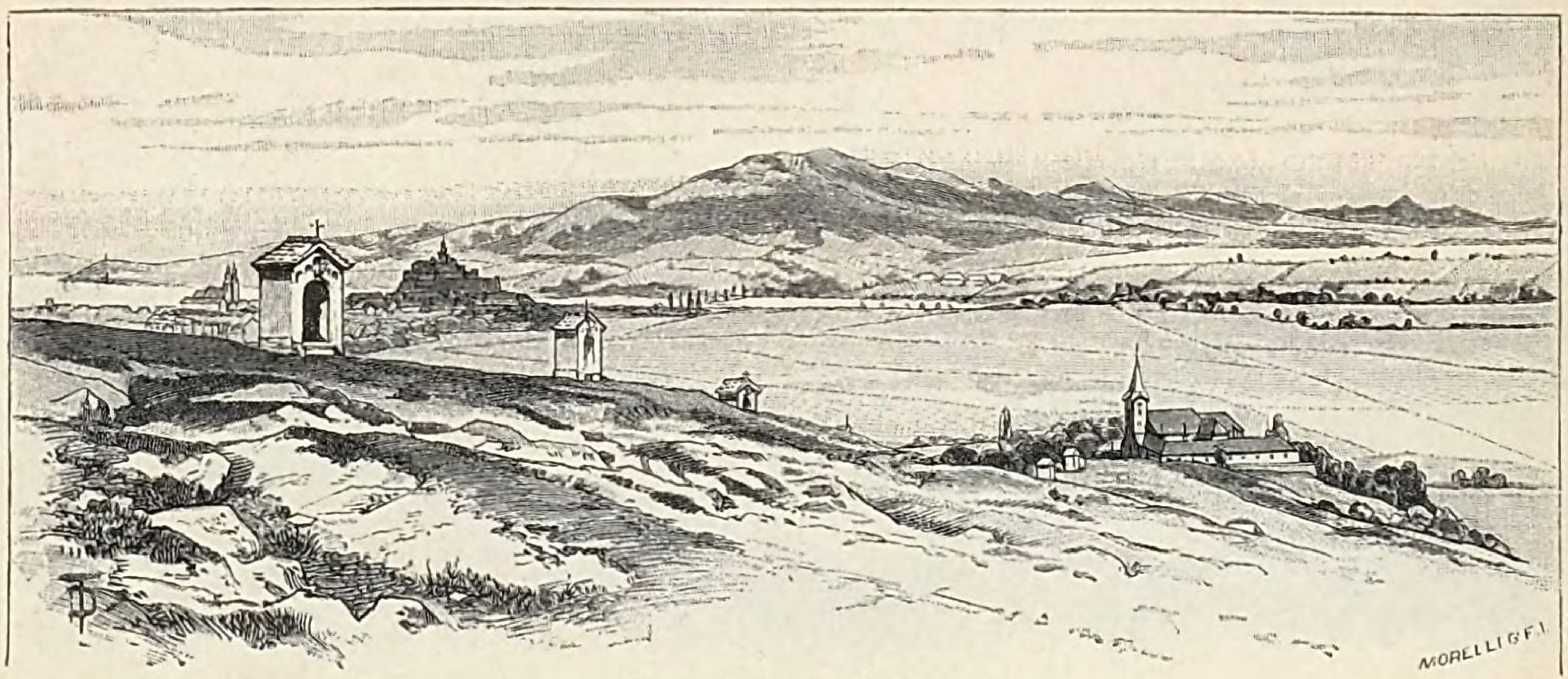


Die kleinen Karpathen, vom Csupiberg bei Skalitz gesehen.

Oberungarn.

Als Oberungarn (Felsö-Magyarország) oder Oberland (Felvidék) kennt man jenen großen nördlichen Abschnitt des Ungarlandes, der vom Thebener Thor der Donau hinanschwenkend, zwischen der Nordgrenze des Landes und dem großen Alföld einem Scheibenausschnitt ähnlich erst gegen Norden, dann gegen Osten dahinzieht, bis zum nordwestlichen Rande des einstigen Siebenbürgen. Seinem westlichen Theile dient als Südgrenze die Donau selbst, bis zu dem Punkte, wo sie plötzlich südwärts abbiegt; von hier weiter in nordöstlicher Richtung endigt das Oberland am Fuße der Gebirge Mátra, Bükk und Hegyalja, von der Hegyalja aber zieht es längs der oberen Theiß dahin, die als geschlängeltes Band gegen Nordost verläuft und beinahe überall die Berührungspunkte des Gebirges und der Ebene bespült.

Das Oberland ist, die mit seinen südlichen Theilen zusammenhängenden Niederungen abgerechnet, durchaus Gebirgsgegend, in dessen Bergwelt sich nur hie und da ein breiteres Thal oder ein umfänglicherer Hügelbezirk sänftigend einschiebt. Dabei ist aber das Gebirge im Allgemeinen keine Wildniß. Selbst auf den höchsten Gipfeln ist der ewige Schnee selten und das Aufhören des Pflanzenwuchses auch auf den Berghäuptern stets nur eine Wirkung localer Ursachen. Emporgethürmte Berglabyrinthe, sowie Verkehrshindernisse in Gestalt von Engpässen und Steilhängen kommen im Oberlande selten vor; vielmehr ist in der ganzen Formation der Gebirgsgegend eine gewisse Regelmäßigkeit wahrzunehmen. Sie schwillt gegen Süden stufenweise ab, wie denn auch die Thäler sich

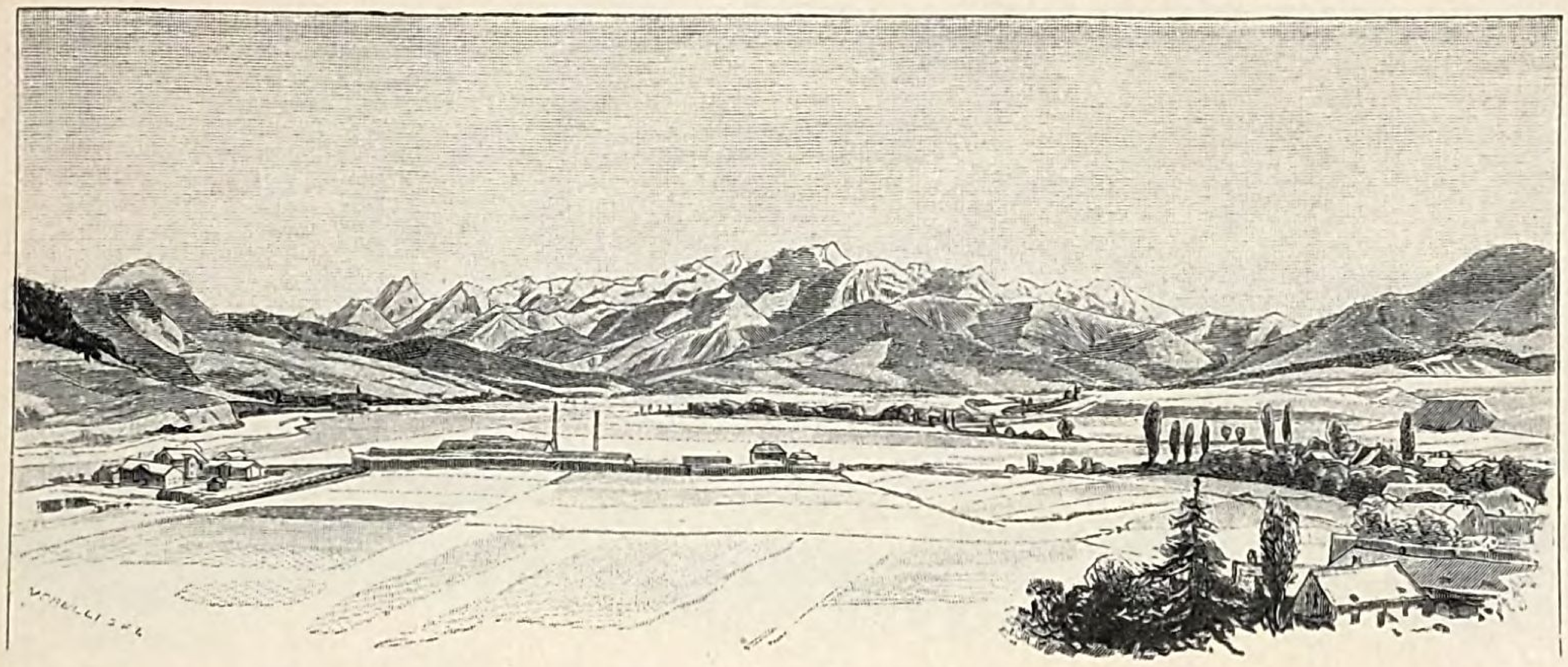


Der Zoborberg bei Neutra.

größtentheils nach Süden öffnen und daher den wärmeren Luftströmungen Zutritt verschaffen zu den ragenden Alpenhöhen an den Grenzen des Landes.

Die höchste Erhebung nimmt ungefähr die Mitte der oberen Grenzlinie ein; das ist die Hohe Tátra (Magas Tátra), der höchste Theil des ganzen Karpathengebirges. Östlich von hier, bei der Vereinigung der Flüsse Hernád und Tarcza macht sich eine große Scheidelinie bemerklich, ein bedeutendes Senkungs- und Verwerfungsgebiet, das nördlich von Kaschau im Ganzen und Großen längs der Abos-Orlóer Bahn bis an die Landesgrenze zu verfolgen ist, und zwar bis zu dem Punkte, von wo der Poprád und Dunajecz, als die beiden einzigen Flüsse des ungarischen Gebiets, dem Wassernetz der Weichsel zuströmen. Weiterhin aber ist die Grenze wieder einheitlich und ununterbrochen; doch ergießen sich die Flüsse jenseits des Einsenkungsgebietes nicht mehr geradenwegs in die Donau, sondern gehören dem Wassernetz der Theiß an. Die Einsenkungslinie schneidet das ganze Oberland in zwei Theile: das größere nordwestliche Oberland und das kleinere nordöstliche Bergland.

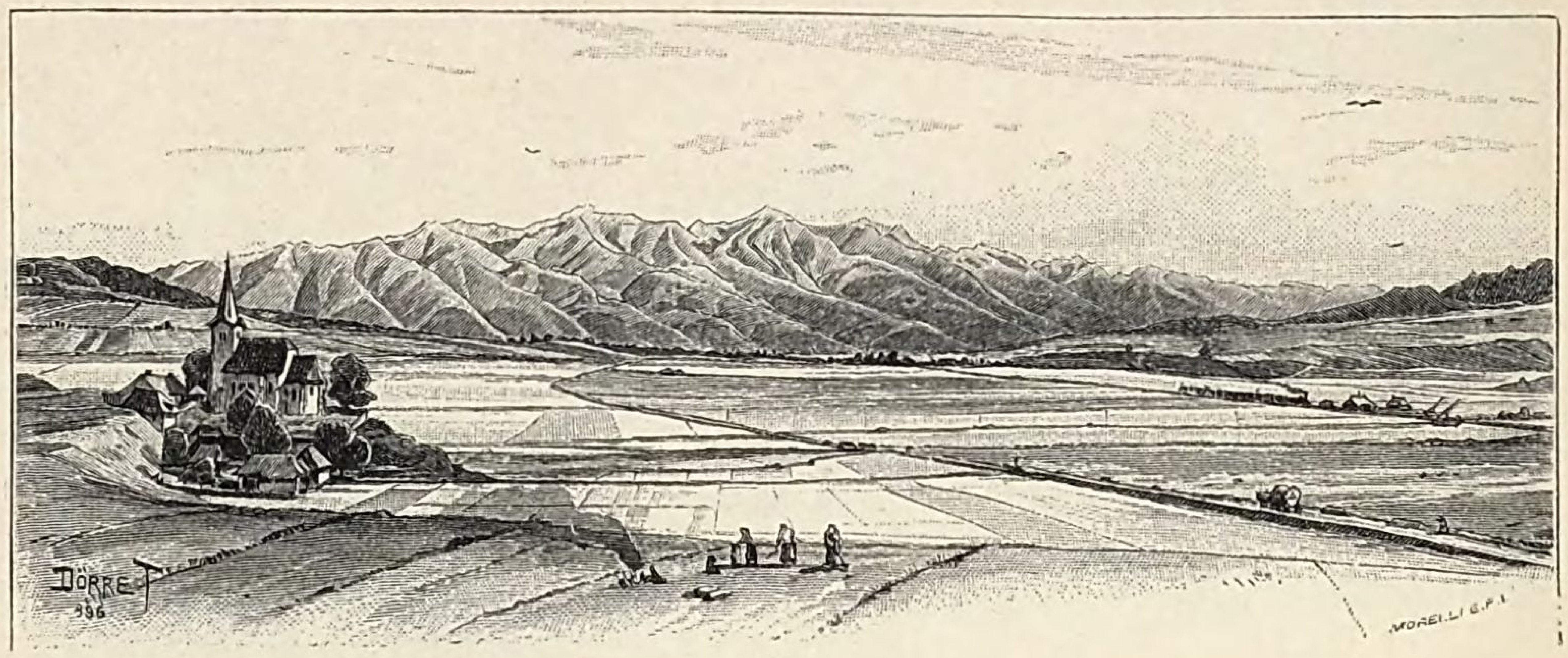
Das nordwestliche Oberland erstreckt sich, in ungefähr ovaler Form, zwischen den Flüssen March und Hernád, dem Mátragebirge und den Karpathen der Landesgrenze. Auf seinem Gebiete ragen jene drei mächtigen Gruppen der Karpathen empor, die auch im Landeswappen vorkommen: die Tátra, Fátra und Mátra. Zu oberst an der Landesgrenze liegt die Tátra, in der Mitte die Fátra, zu unterst die Mátra, die sich schon gegen das große ungarische Alföld abdacht. Die höchsten Gipfel erheben sich bis nahe an 3000 Meter, und zwar in der Hohen Tátra, die in einer Länge von 170 Kilometer, von der Vereinigung der Waag und Árva bis zu der des Dunajecz und Poprád gerechnet, mit imposanter Würde aus einer weiten Hochebene aufsteigt, die wahrhafte Perle des Oberlandes, mit einer ganzen Reihe wunderbar geformter, kahler Gipfel und lächelnder



Das Waagthal bei Sillein.

„Meeraugen", die in neuerer Zeit auch schon das Interesse ausländischer Touristen erregen. Beinahe parallel mit der Hohen Tátra verläuft in westöstlicher Richtung die Niedere Tátra (Alacsony Tátra), zwischen der oberen Waag und der oberen Gran, während die übrigen Berggruppen, so der Ostroski-Vepor, die große und kleine Fátra, die an der westlichen Landesgrenze gelegenen Beskiden und kleinen Karpathen, gegen Südwest hinabziehen und schließlich in den am Rande der großen Ebene aufgereihten Gebirgen Cserhát, Mátra und Bükk ihre Richtung wieder nach Nordost nehmen. Außer der Tátra gehören die Beskiden und kleinen Karpathen zu den Grenzgebirgen. Die Beskiden sind mit reichen Waldungen bedeckt, ihre Thäler und Ebenen jedoch wenig fruchtbar und daher dünn bevölkert. Nach Mähren und Schlesien hin entsenden sie längere Ausläufer, während ihnen auf der galizischen Seite eher eine Hügelgegend vorgelagert ist. Die übrigen Berge der inneren Gruppen steigen staffelförmig auf und sind weniger hoch, als die Grenzgebirge, dazu auch anders gebaut. Neben Granit und Gneis kommen hier auch Trachyt und Basalt vor. Den längsten Fortsatz nach Süden bildet das Nógráder Gebirge, dessen letzter, schon der Donau naherückender Gipfel, der über Waitzen aufsteigende Naßál, auch von Budapest aus zu sehen ist. Das Mátragebirge fällt steil gegen die Ebene ab, allein auch seine an die benachbarten Berggruppen stoßenden Theile haben nicht gerade sanfte Neigungen und die Bergflanken fallen größtentheils in schluchtige Thäler hinab.

Die Thalwindungen zwischen den Bergen und die Gewässer, die ihren Schooß durchziehen, sind im Allgemeinen gleichfalls parallel und laufen erst in ostwestlicher, dann in südlicher Richtung der Donau zu. Nur in der Nähe des erwähnten Senkungsgebiets laufen die Nebenflüsse der Theiß: Sajó, Hernád und Zagyva in entgegengesetzter Richtung nach Osten und Süden. Von den größeren Flüssen haben nur die Neutra (Nyitra), Gran (Garam) und Eipel (Ipoly) ihre Quellen fern von der Hohen Tátra. Diese machen in ihrem

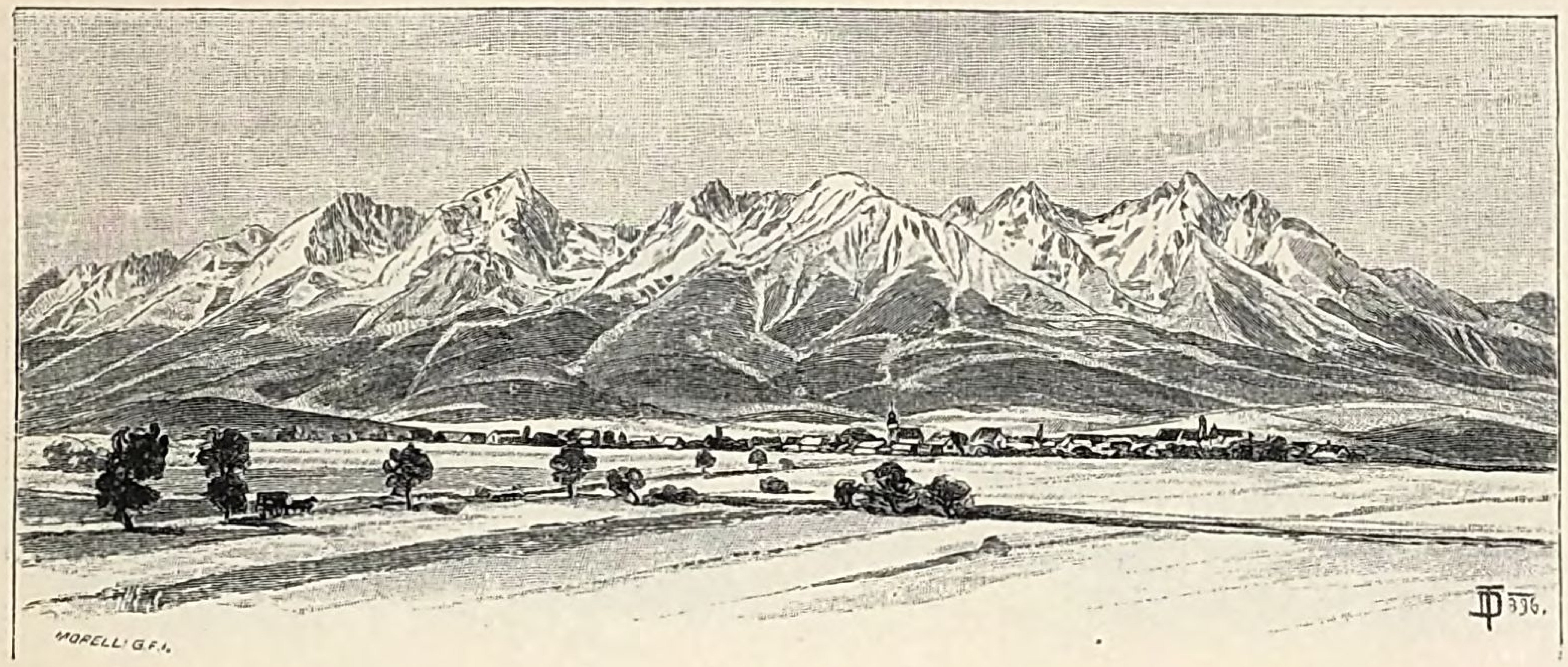


Die Turóczer Ebene und die Magura.

Laufe wegen der zwischen ihnen aufsteigenden Berge große Bogen und sind zum Theil den benachbarten Flüssen parallel.

Weniger interessant gruppirt sich das nordöstliche Bergland. Es hat keinen natürlichen Knotenpunkt. Der westliche Theil besteht zumeist aus niederen, sich verbreiternden, 1200 Meter kaum übersteigenden Sandsteinbergen. Im Osten kommt steileres Urgebirge mit vielen Gipfelzacken vor. Die höchsten Berge, die Máramaroser Alpen, erheben sich an der Landesgrenze; eine ihrer Bergketten, die Eperjes-Tokajer mit der durch ihren Wein weltberühmten Hegyalja, bringt weit in die Ebene hinaus, von der sich ihre Endstufen mit sehr scharfen Grenzlinien absetzen. Als Ganzes genommen, läßt der Bezirk dennoch zwei große parallele Kettenbildungen erkennen, welche beide die Richtung von West zu Ost nehmen. Die nördliche Bergkette heißt für gewöhnlich Wald-Karpathen oder Ost-Beskiden; nur ihr entlegenster Theil, die Gruppe der Máramaroser Alpen, hat ihren selbständigen Namen behalten. Die südliche Bergkette ist das Vihorlát-Guttin-Gebirge. Die nördliche besteht größtentheils aus Karpathen-Sandstein, meist mit langgestreckten Graten und sanften Abhängen; die südliche dagegen ist hauptsächlich Trachytgebirge und unter ihren einzelnen Gruppen kommen hochinteressante Formationen vor. Sämmtliche Gewässer des Gebirges vereinigen sich in der Theiß, die auch selbst hier entspringt und, nachdem sie bei Hußt den Trachytdamm durchbrochen, bis Tokaj dem Fuße des Gebirges entlang, oder in dessen Nähe, thalwärts fließt. Die östlichen Flüsse: Iza, Visó, Taracz, Nagyág, Borsova, sind kaum mehr als größere Gebirgsbäche, welche die Theiß noch innerhalb der Berggegend erreichen; die westlichen hingegen: Latorcza, Ung, Laborcz, Bodrog, laufen schon weiter in das Tiefland hinaus und bilden stellenweise Sümpfe.

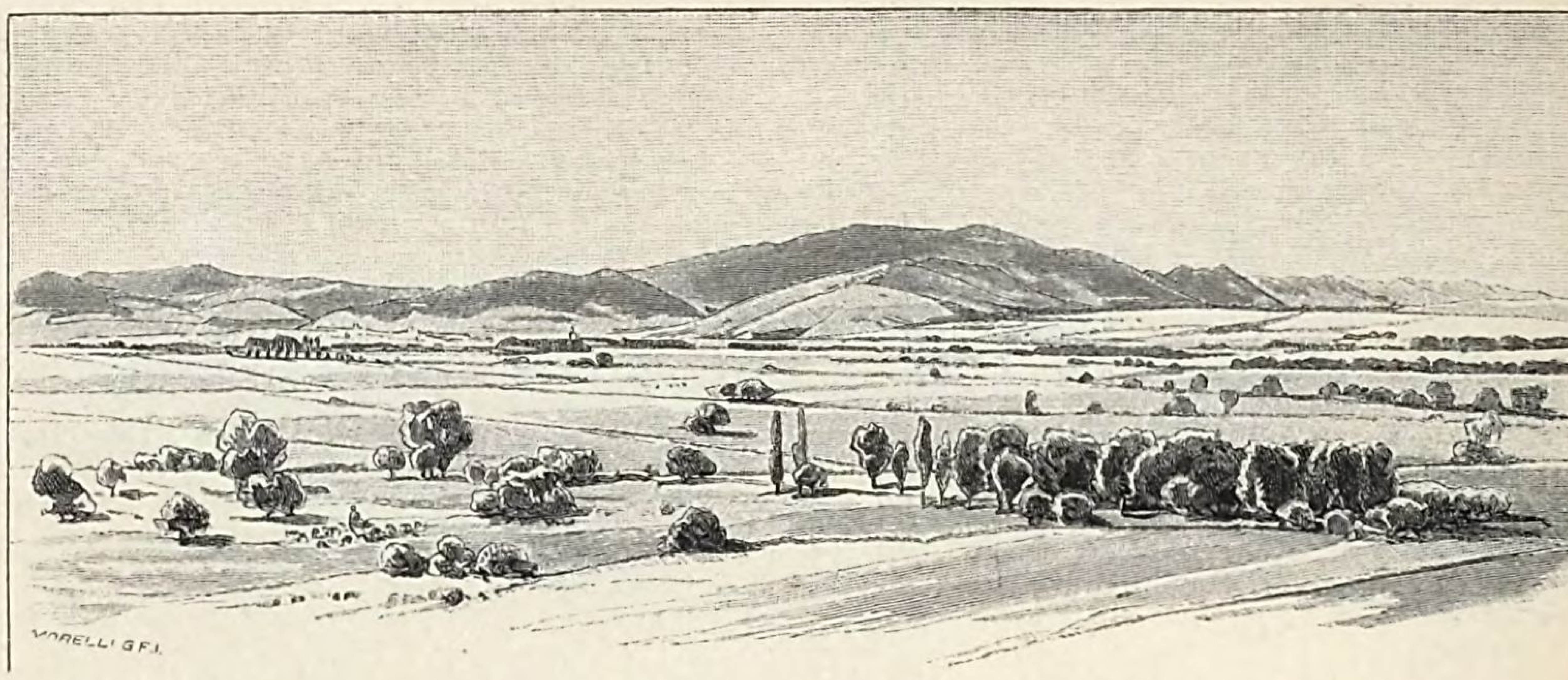
Eine so verschieden hoch gelegene und mannigfaltige Gegend muß auch sehr verschiedene klimatische Eigenschaften aufweisen. Im nordwestlichen Oberland namentlich



Die Hohe Tátra, von Poprád gesehen.

sind selbst an Orten, die nur wenige Kilometer auseinander liegen, große Unterschiede wahrzunehmen. Im Durchschnitt genommen, ist die kälteste Gegend die gebirgige Umgebung von Árvaváralja, wo die Jahrestemperatur nur 5·4 Grad Celsius beträgt; ähnlich ist das Klima der Zips und der Gegend von Schemnitz. Rauh ist ferner jene unwirthliche Gegend der östlichen Bergkette, die in den nördlichen Theilen der Comitate Bereg und Máramaros gelegen, in der Regel als Verchovina bezeichnet wird. Regen ist überall genügend vorhanden und er vertheilt sich auch ziemlich gleichmäßig auf die einzelnen Jahreszeiten, obwohl im Allgemeinen den Sommermonaten mehr zutheil wird, als den winterlichen. Daher ist Überfluß an Weideland, bloß das Terrain der abgestockten Wälder bildet ganz kahle Strecken. Die Grenze des wärmeren Klimas fällt in der Regel mit der Zone des Weinbaues zusammen, die sich selten über die Südabhänge der die Ebene umfassenden Berge hinaus erstreckt, obgleich sie an manchen Orten in den Thälern hinanreicht, unter Anderem bis in die Gegend von Kaschau und Rosenau. In den Comitaten Zips, Liptau, Turócz und Árva gedeiht die Rebe nicht.

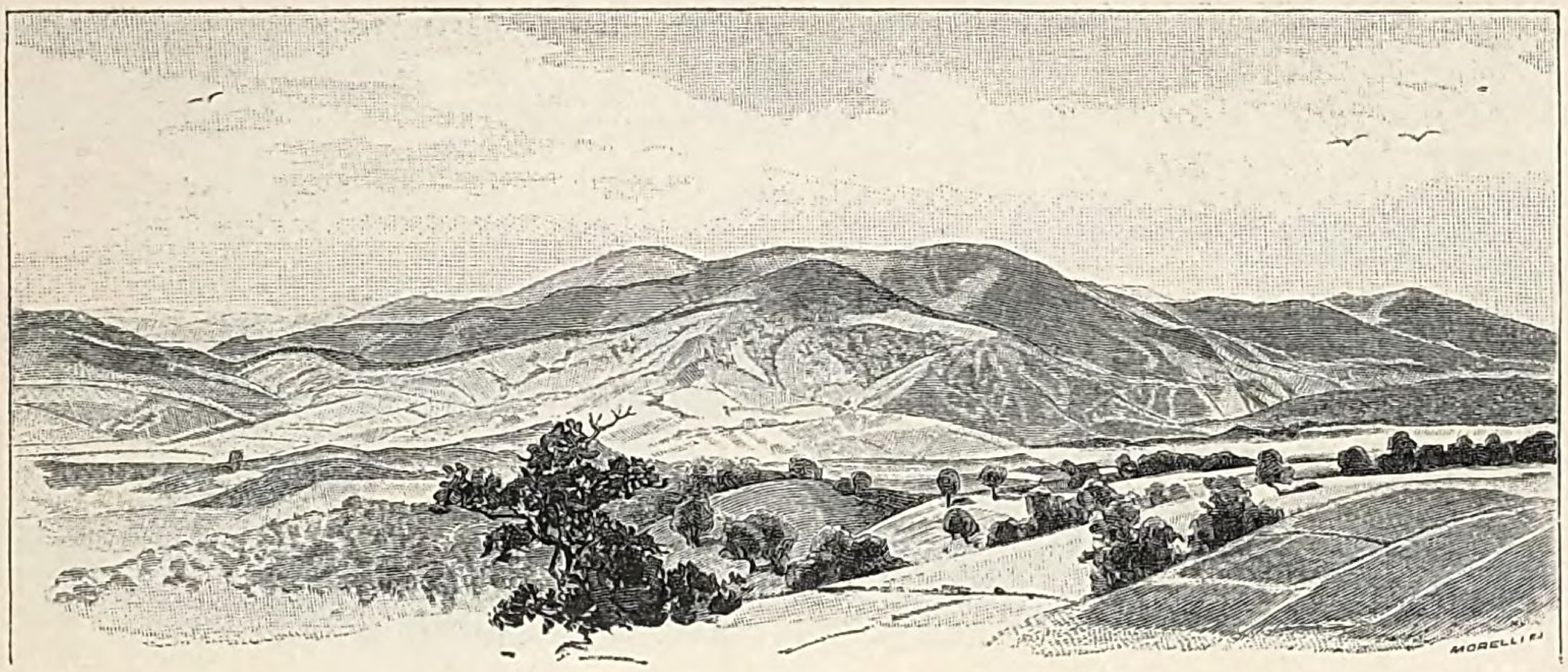
Auch nach ihren sonstigen natürlichen Eigenschaften sind die beiden Theile des Oberlands nicht gleichartig. Beide sind, mit Ausnahme der abgestockten Gegenden von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung, reich an Waldungen; in manchen Theilen, besonders in der nördlichen Gegend des Gömörer Comitats und in Máramaros, kommen auch Wildnisse von Urwaldcharakter vor, und überall kommt man durch gewaltige Forste von Eichen, Buchen und Tannen. Indeß ist doch das westliche Oberland durch die verschiedenen Feuchtigkeits- und Bodenverhältnisse begünstigt und sein Boden, mit Ausnahme der nördlichsten Theile, im Allgemeinen fruchtbarer, wie auch reicher an nutzbaren Mineralien. Im nordöstlichen Bergland findet sich beinahe allgemein wenig Ackerbau; Weizen wächst blos in den südlicheren Strichen, die Hauptnahrung der Bevölkerung bildet der Mais;



Die Mátra, von Vámosgyörk gesehen.

gegen Westen hin ist viel gutes Ackerland vorhanden und das Klima begünstigt mehr die Obstzucht. Im nordöstlichsten Bergland spielt der Bergbau nur in Máramaros eine bedeutendere Rolle, wo schon nach dem alten Volksbuch des „Hármas kis tükör“ (Dreifacher großer Spiegel) der „Boden reich gesegnet Salz genug hervorbringt“, und am Fuße des Gutin liegt das goldhaltige Gebiet von Nagybánya und Kapnikbánya, während im Libinka-Berge bei Vörösvágás der Fundort des edlen Opals ist. Dagegen finden sich im nordwestlichen Oberland, besonders im Gebiete des Ostroski-Vepor, der Großen Tátra und des Gömör-Zipser Erzgebirges eine ganze Menge Bergwerksanlagen. Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohle, Kalk, Kobalt werden da seit Jahrhunderten aus dem Trachyt-, Gneis- und Thonschiefergestein der Gebirge herausbefördert, und wenn auch der Bergwerksbetrieb an vielen Orten aus Mangel an guter Kohle flau ist, zeigt doch die mit dem Bergbau verbundene Industrie verhältnißmäßig viel Leben. In diesen Gebirgen sind die Weidegründe vorzüglich und ermöglichen in Liptau, Zips und Máramaros blühende Schafzucht; außerdem gibt es vielfach ungemein reiche und mannigfaltige Mineralquellen, die besonders in den westlichen Theilen zur Entstehung mehrerer berühmter Badeorte geführt haben.

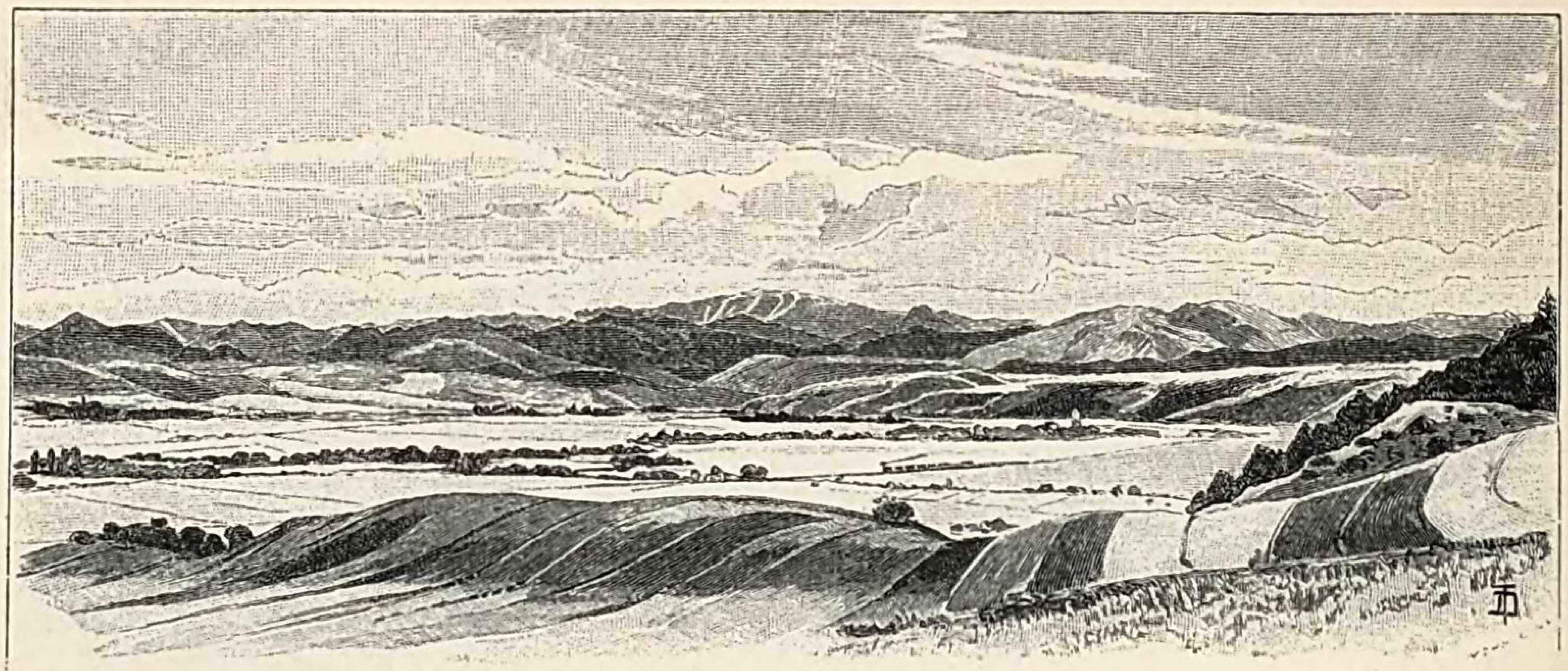
Auch äußerlich ist ein großer Unterschied zwischen den beiden Bergländern. Im Osten findet man verhältnißmäßig wenig Abwechslung; schöne, romantische Gegenden kommen fast nur im Comitat Máramaros vor, von dessen 10.355 Quadratkilometer 6.800 dem Gebirge zukommen. Im Westen dagegen ändert sich auf Schritt und Tritt die Gestaltung der Ebenen und Thäler, Hügelreihen und Berge, und außer der unvergleichlichen Hohen Tátra sind auch die Thäler der Waag und Gran mit ihren herrlichen Tannenwäldern, sowie einzelne Theile des Hernádthales und Mátragebirges als Partien von seltener landschaftlicher Schönheit zu bezeichnen. Auch gibt es in diesem Landstrich Merkwürdigkeiten



Das Karancsgebirge bei Salgó-Tarján.

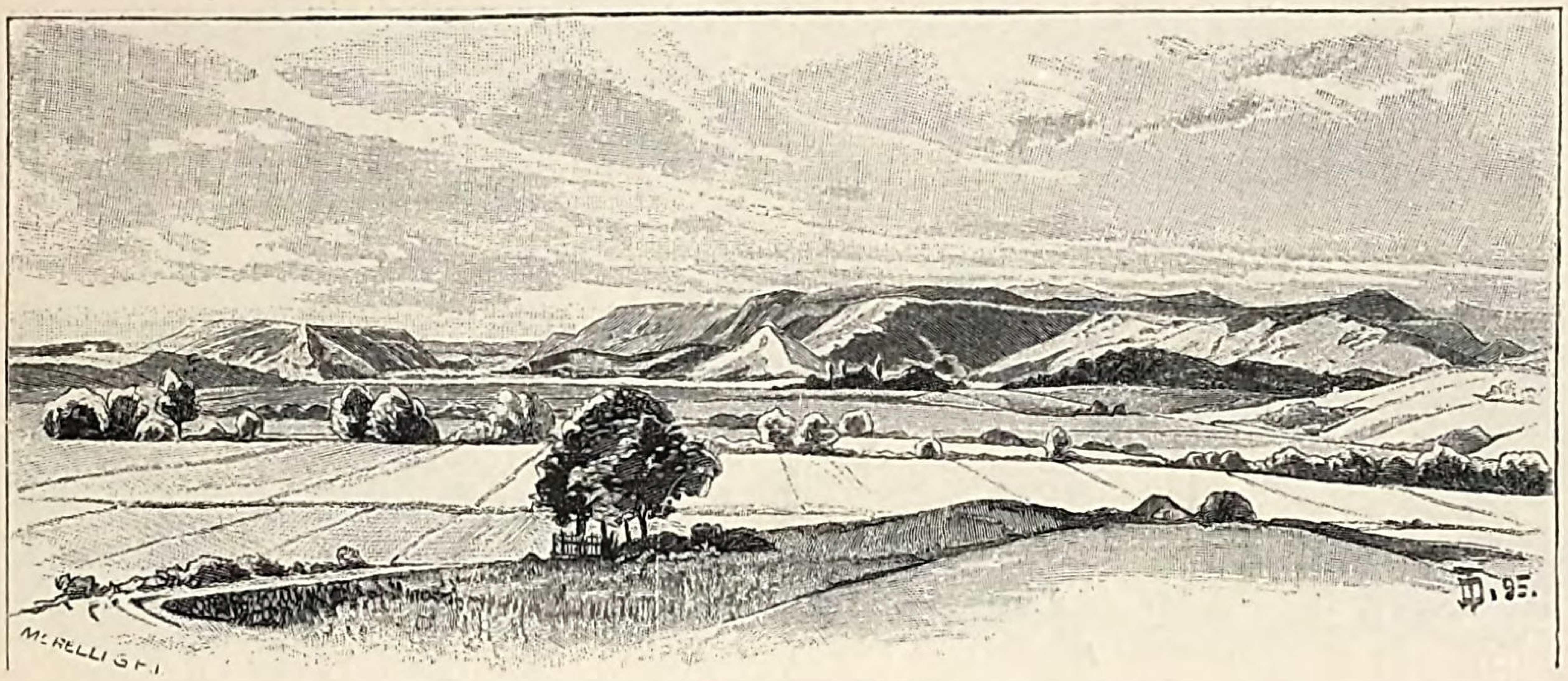
ganz besonderer Art: die Eisgrotte von Dobsina, die mächtige Baradlahöhle bei Aggtelek, der periodische Springquell zu Ránk, die Basaltfelsen zu Somoskö, das Stracenathal und noch manches Andere. Dabei mag sofort erwähnt werden, daß diese Schönheiten hier, gleichfalls im Gegensatz zur östlichen Gegend, wesentlich gewinnen durch die Häufigkeit der Dörfer und das Vorhandensein sehr vieler Burgruinen, die sich zumeist an malerischen Punkten erheben und jede ihre Geschichte, ja in der Regel ihre Sage oder Legende haben. Fährt man auf der Eisenbahn die Waag entlang, so erblickt man Viertelstunde für Viertelstunde immer neue Ruinen; in den Comitaten Árva und Trentschin bietet dieser und jener hervorragende Berggipfel weite Einblicke in zwei oder drei Nachbarländer; in den Comitaten Nógrád, Zips, Sáros und Gömör aber findet man oft genug Punkte, und nicht einmal besonders hoch gelegene, von denen aus fünfzehn bis zwanzig Ortschaften im Kreise zu übersehen sind.

Der westliche Theil des Oberlandes war schon in älterer Zeit viel besser bevölkert, als der östliche. In diesem gab es noch im XII. Jahrhundert nur sehr wenig besiedelte Orte; die Urkunden erwähnen nur Wälder und Jagdhäuser; die Ruthenen, die den Kern der heutigen Bevölkerung ausmachen, ließen sich da in größerer Menge erst nach 1340 nieder. Die westlichen Theile dagegen hatten schon in der Urzeit Bergwerksanlagen, ja die archäologischen Funde scheinen sogar darauf zu deuten, daß ein Haupthandelsweg der alten Phönizier, der nach den Küsten der Ostsee, von wo sie ihren Bernstein holten, hier durchgeführt habe. Das jetzige Dorf Varin (an der Waag) kommt unter dem Namen Parima schon auf der Karte des Ptolemäus vor. In den Thälern der Waag, Gran und Neutra wohnten schon vor der magyarischen Eroberung slavische Völker, und später, namentlich zur Zeit der Husitenkriege, wanderten aus den Nachbarländern Deutsche, Czechen und Mährer in großer Zahl ein.



Das Granthal nördlich vom Badeort Szliács.

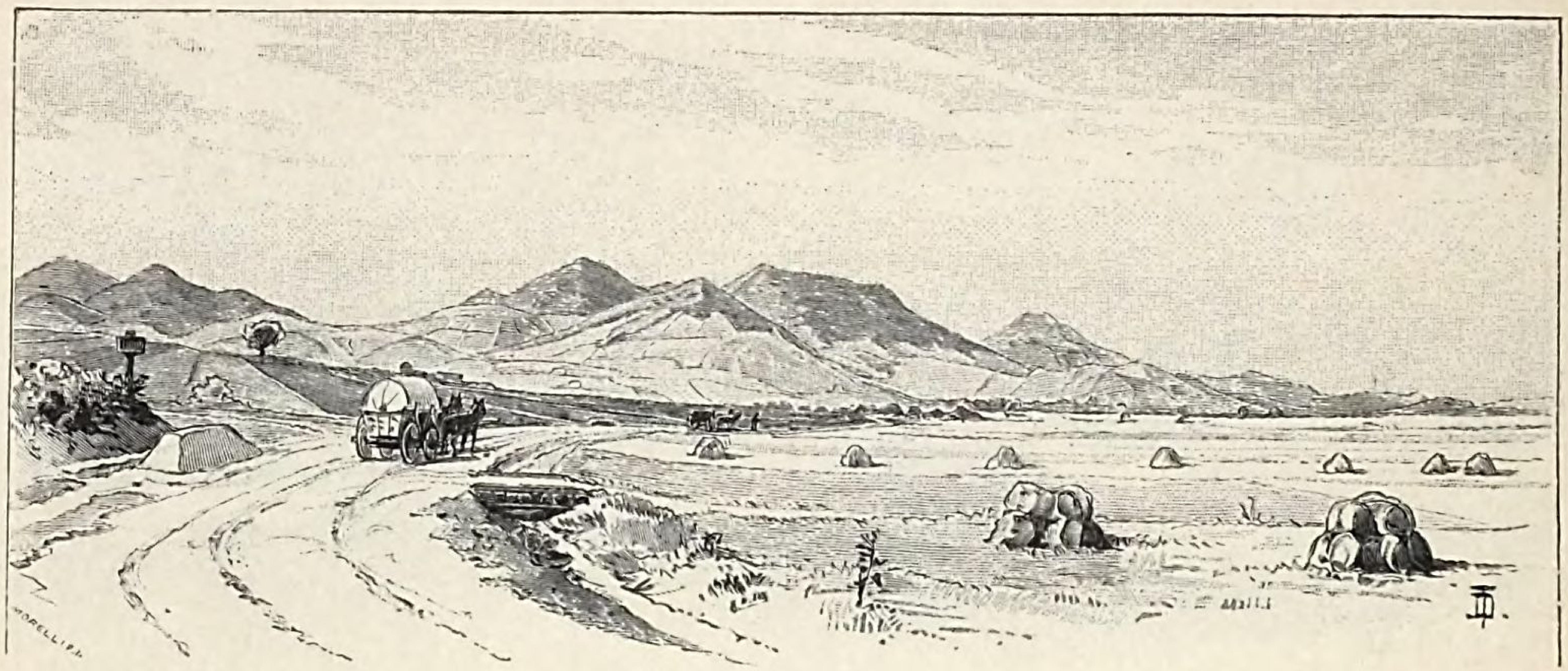
Nach dem Verheerungszug der Mongolen, welcher die frühere Bevölkerung des Oberlandes fast völlig hinwegfegte, brachten neue Einwanderer ein neues sociales Leben in dieses Land. Wie in anderen Theilen Ungarns, gab es auch hier Oligarchen, unter ihnen Matthäus Csák von Trentschin, die Pongrácz von Liptó-Szent-Miklós, die Omodé von Kaschau und die Bebek; allein neben der Macht dieser Herren waren namentlich die aus Deutschland stammenden Einwohner der Bergstädte und die Zipser Sachsen stark genug, auch dem städtischen Element Geltung zu verschaffen, und in höherem Maße, als dies in anderen Gegenden des Landes der Fall war. Zu Beginn der Neuzeit fiel den oberungarischen Städten eine noch wichtigere geschichtliche Rolle zu. Ihre Bewohner brachten aus Deutschland, mit dem sie hauptsächlich durch die Universitäten und Leipziger Messen in lebhafter Verbindung standen, die neuen Ideen nach Ungarn und wurden so die Verbreiter der Buchdruckerkunst, der Reformation und mancher anderen Neuerung. Zur Zeit der türkischen Oberherrschaft, die bloß einen relativ kleinen Theil des Oberlandes betraf, war dieses, neben den Höfen der Fürsten von Siebenbürgen, der Schauplatz fast aller bedeutenderen Kulturvorgänge, und zwar Jahrhunderte hindurch Preßburg der politische und Tyrnau der kirchliche Brennpunkt. Leutschau zeichnete sich durch seine Bücher, Kaschau durch politische Thätigkeit aus. Berühmte Hochschulen gab es zu Sárospatak und Eperjes; an ersterer wirkte eine Zeit lang als Professor und Organisator des Unterrichtswesens Johann Comenius, Tyrnau aber hatte zu dieser Zeit die einzige Universität, von der die Budapester abstammt. In der Zips wurde die Kunst der Malerei schon im Mittelalter eifrig geübt und an den Bergwerksorten blühte die Industrie. Die geschichtliche Entwicklung des einheimischen Privatrechtes und Verwaltungssystems, die Befestigung des Zunftwesens und vor allem des bürgerlichen Elements hängen unzertrennlich zusammen mit dem Leben der oberungarischen Städte.



Die Tornaer Berge.

Im östlichen Theile Oberungarns gibt es zwar gleichfalls einige Orte von geschichtlicher Bedeutung, wie Sárospatak, Munkács, Hußt, aber nur wenige von socialer Wichtigkeit. Selbst in allerjüngster Zeit macht das einzige Máramaros-Sziget rapide Fortschritte. Anderseits gibt es sehr große Gebiete, insbesondere die sogenannte Verchovina, die zu den zurückgebliebensten Theilen Ungarns gehören. An der Theiß und den anderen großen Flüssen sind keine Hauptorte des Verkehrs entstanden, die sich mit den weit ungünstiger gelegenen westlichen Städten messen könnten; das bürgerliche Element ist an Kraft und Anzahl geringer.

Gegenwärtig besitzt des Oberland in 21 Comitaten, auf einem Flächenraum von 76.591 Quadratkilometer, 3,739.956 Einwohner, wovon auf die fünf nordöstlichen Comitate 24.625 Kilometer und 957.641 Einwohner kommen. So ist die Bevölkerung dieses gebirgigen und zum Theil unfruchtbaren Striches beinahe so dicht, wie der Durchschnitt des ganzen Landes, und weit dichter als die einiger Comitate des Alfölds. In den Comitaten Bars, Bodrog, Neutra, Preßburg, Trentschin, Ugocsa kommen auf den Quadratkilometer 56 bis 59 Einwohner, also weit mehr, als der Landesdurchschnitt beträgt, und eigentlich ist nur in Liptau (34) und dem waldbedeckten Máramaros (26) die Bevölkerung spärlich. Diese große Zahl ist um so auffallender, als ein Theil der Einwohner bekanntlich aus wirthschaftlichen Gründen auswandert. In den letzten Jahren sind durchschnittlich mindestens 10.000 Menschen, besonders aus den Comitaten Zips, Sáros und Zemplén nach Amerika ausgewandert. Ein Theil der Auswanderer kehrt zwar, wenn es nur irgend möglich, in die Heimat zurück, trotzdem leben jetzt auf den Gebieten der Vereinigten Staaten und des benachbarten Canada nach verläßlichen Berechnungen nahezu eine Viertelmillion Menschen, die aus dem ungarischen Oberland stammen. Dabei ist zu erwähnen, daß diese in Amerika ansässig gewordenen Ungarn innig an ihrem Vaterlande hängen; so erbitten

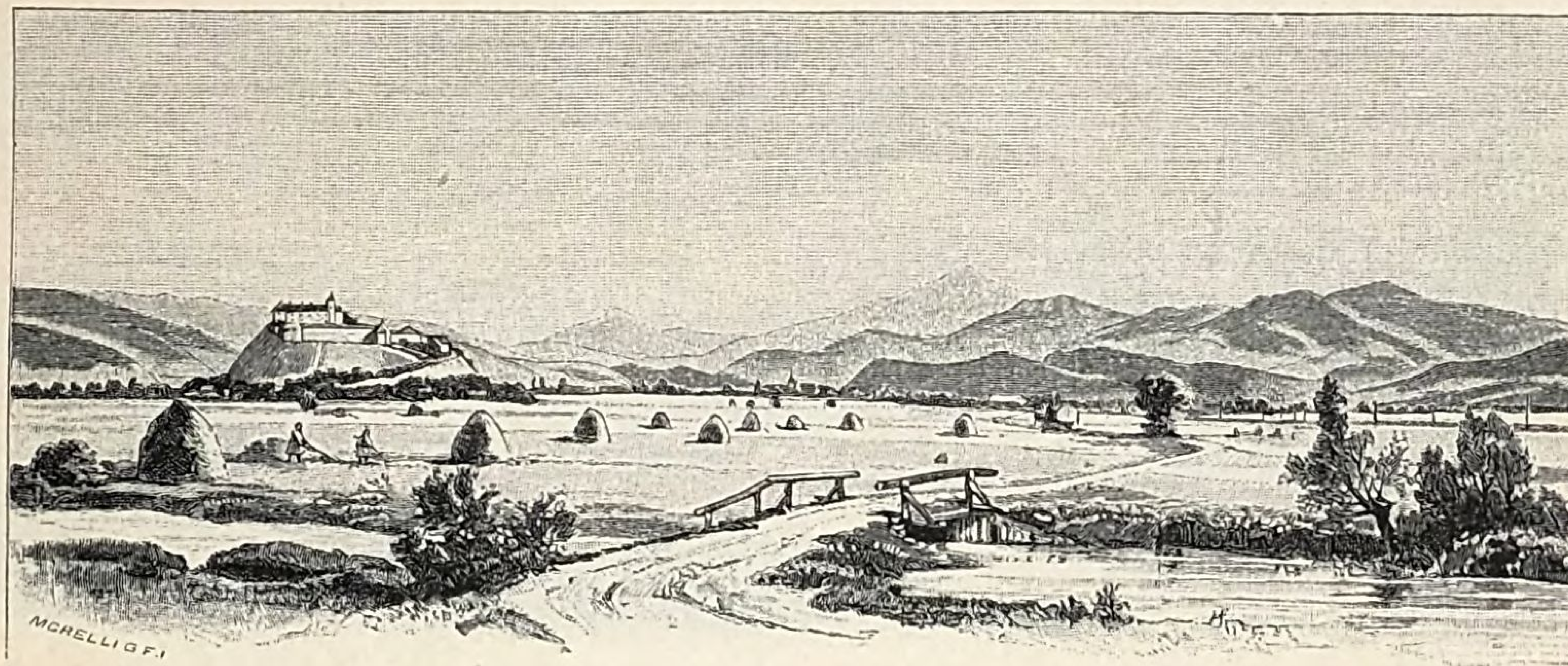


Die Sátorberge bei Sátoralja-Ujhely, von Süden gesehen.

sich beispielsweise die Griechisch-katholischen ihre Geistlichen und Lehrer von dem Bischof zu Eperjes, und die Zahl Derjenigen, die dort jenseits des Oceans die ungarische Sprache erlernen, geht in die Tausende.

Die Hauptursache der Auswanderung ist die Armuth des Volkes. In einem Theile des Oberlandes ist der Boden nicht im Stande, die jetzige dichte Bevölkerung zu ernähren, da Ackerbau und Viehzucht, welche außerhalb des verhältnismäßig großen Bergwerkgebiets die Hauptquellen der Ernährung bilden, beide wenig einträglich sind. Darum wandert auch ein Theil der Leute, die im Vaterlande bleiben, nach anderen Gegenden, wo sie besseren Erwerb zu finden hoffen. Ein Theil geht als Feldarbeiter nach dem großen Alföld, oder als Taglöhner zu den Bauten nach Budapest, und noch größer dürfte die Zahl derjenigen sein, die als hausirende Handwerker das ganze Land durchstreifen. Der slovakische Drahtbinder und Glashändler ist nicht nur überall im Vaterlande, sondern in ganz Europa bekannt. Es gibt im Oberlande Ortschaften genug, deren männliche Bewohner das ganze Jahr hindurch als Hausirer leben und erst um die Mitte des Winters auf einige Wochen in ihren Geburtsort zurückkehren. Diese Wandersleute vertheilen das ganze große Gebiet des Landes systematisch unter sich und Jeder darf sich nur ein oder zwei Tage lang in „des Anderen Comitat“ aufhalten, genau so lang, bis er wieder Wegzehrung erworben hat, um weiterzuwandern.

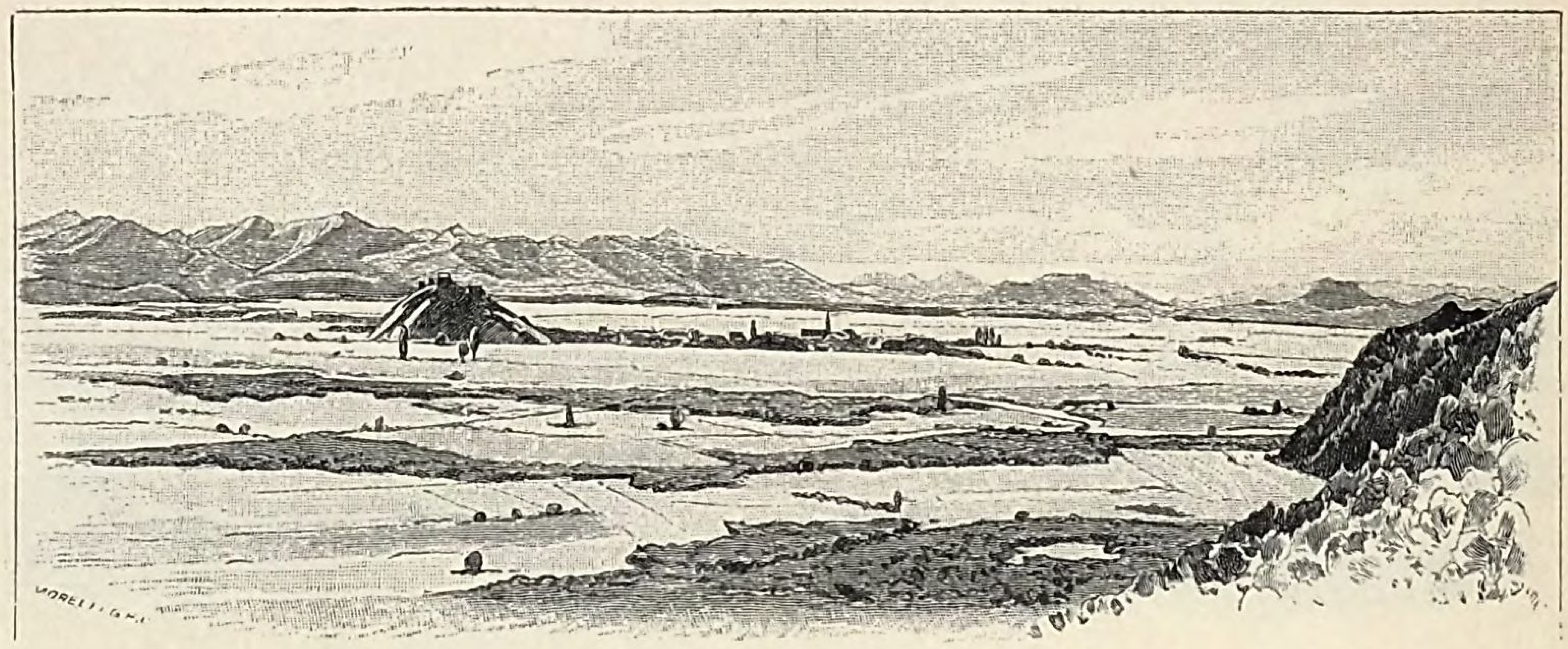
Das Ackerbau und Viehzucht treibende Volk lebt überaus armselig, besonders in den hochgelegenen, rauheren Gegenden der Grenz-Karpathen. Ganz unthätig ist es aber auch dort nicht. Die meisten Oberländer Ungarn slavischer Zunge sind sehr emsige und besonders geschickte Schnitzer, was ihnen einen anständigen Nebenerwerb verschafft. Diese allgemein anerkannte Fertigkeit des Volkes wird neuerdings durch die Regierung in verschiedenen Holzindustrieschulen gefördert, wie anderseits auch die weibliche Handarbeit



Die Munkácser Ebene und die Beskiden.

in Spitzenklöppel- und Stickereischulen; bisher freilich mit geringem Erfolg. Weit besseren Erwerb bieten die größeren Fabriken, die, außer in den großen Städten, hauptsächlich in den Comitaten Trentschin, Gömör und Neutra entstanden sind und deren einige ihren Ruf durch das ganze Land verbreitet haben. Die Regierung hat in neuerer Zeit auch viel für die Ausbreitung der Fischzucht, Bienenzucht und anderer Erwerbszweige gethan.

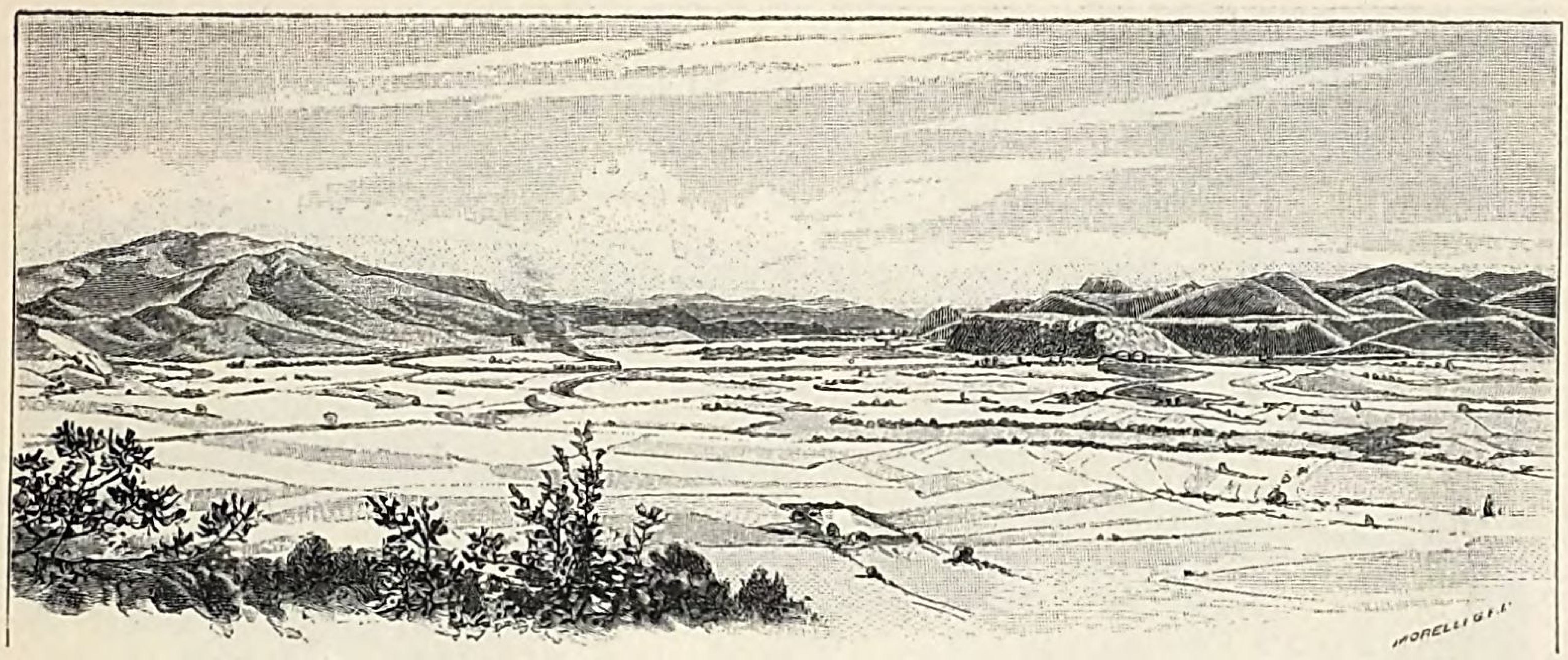
Die große Entwicklung, die das Eisenbahnnetz in den letzten zwanzig Jahren durchgemacht, gereicht dem Oberland zu nicht geringem Nutzen. Große Verkehrslinien gehen vom Oberland nach Schlesien und Galizien, zumeist längs der Flußläufe, mitunter aber indem sie ganz ansehnliche Gebirge durchbrechen. Jene große Linie der ungarischen Staatsbahnen, die von Hatvan abzweigend, über Altsohl und Kremnitz nach Ruttka führt, gehört zu den interessantesten und wichtigsten Eisenbahnlinien des Landes. Mit ihren kühnen Steigungen ist sie der Semmeringbahn, mit ihrem Verkehr der Nordbahn vergleichbar. Diese wichtige Eisenbahn macht einen Querschnitt durch das nordwestliche Oberland, wobei durch ihre Flügelbahnen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt, die namhaftesten Städte und Fabriksanlagen in den großen Verkehr einbezogen werden. Bei Ruttka schließt sich diese Linie an die gleichfalls wichtige Kaschau-Oderberger Eisenbahn, die den nördlichen Theil des Oberlandes der Länge nach durchzieht und unterwegs den Südfuß der Hohen Tátra streift. Im äußersten westlichen Theil ist die Hauptlinie die des Waagthales, deren landschaftliche Schönheiten berühmt sind. Von Hatvan geht die andere Hauptlinie der ungarischen Staatseisenbahnen nördlich über Miskolcz nach Kaschau, und von hier weiter durch das bereits erwähnte Einsenkungsgebiet bis an die Landesgrenze. Die dritte Linie zweigt zwischen Miskolcz und Tokaj ab und läuft größtentheils am Fuße der das Alföld begrenzenden Berge gegen Máramaros hin, auf welcher langen Strecke sie drei große Zweige nach Norden entsendet, alle nach Galizien hinüber, und zwar bei



Die Ugocsaer Ebene bei Királyháza.

Sátoralja-Ujhely die Linie nach Przemysl, bei Bátyu die über Munkács nach Strij und bei Máramaros-Sziget die nach Kolomea. Die zweite von diesen, die sogenannte Linie Munkács-Strij, durchzieht besonders schöne, malerische Gegenden des Karpathenlandes und ist auch in militärischer Hinsicht von höchster Wichtigkeit. So sind gegenwärtig schon so viel wie sämmtliche bedeutendere Ortschaften des Oberlandes mit der Eisenbahn zu erreichen.

Außer der Eisenbahn sind noch andere volkswirthschaftliche Faktoren thätig, um die materielle Lage des Oberlandes zu verbessern. Der westliche Theil ist auch in dieser Hinsicht besser daran, da ihm zwei nicht unwichtige neue Erwerbsquellen erwachsen sind: die Badeorte und das Touristenthum. Mehrere Bäder, so Schmecks (Tátrafüred), Trentschin-Teplitz, Pistyán (Pöstyén), Szliács, Vihnye, Koritnyicza, Bartfeld (Bártfa) u. A. sind auch im Auslande bekannt; neuestens sind auf der Hohen Tátra und in ihrer Umgebung eine ganze Menge Badeanlagen und Sommerfrischen entstanden, wodurch das Aussehen der Gegend sich für die zwei bis drei Sommermonate völlig verändert hat. An der planmäßigen Hebung dieses Lebens arbeiten der ungarländische Karpathenverein, der sich schon seit dreißig Jahren um die Bekanntmachung der Hohen Tátra bemüht, und der Budapester Touristenclub, der dem großen Publikum die genauere Bekanntschaft anderer Theile der Karpathen, namentlich des Waagthales, der Mátra- und der Szittnya-Gegend vermittelt hat. Beide Vereine geben Zeitschriften und Reisebücher heraus, rufen Museen ins Leben, legen im Gebirge Wege an, errichten Unterkunftshütten und bilden Führer aus. Eine ihrer bedeutendsten Schöpfungen ist der an den Abhängen der Hohen Tátra mit staatlicher Unterstützung angelegte schöne Touristenweg von vierzig Kilometer Länge, der von Barlangliget bis zum Csorbaer See geht und unterwegs die wichtigsten Sommer- und Badestationen berührt. Es soll übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß das Oberland im

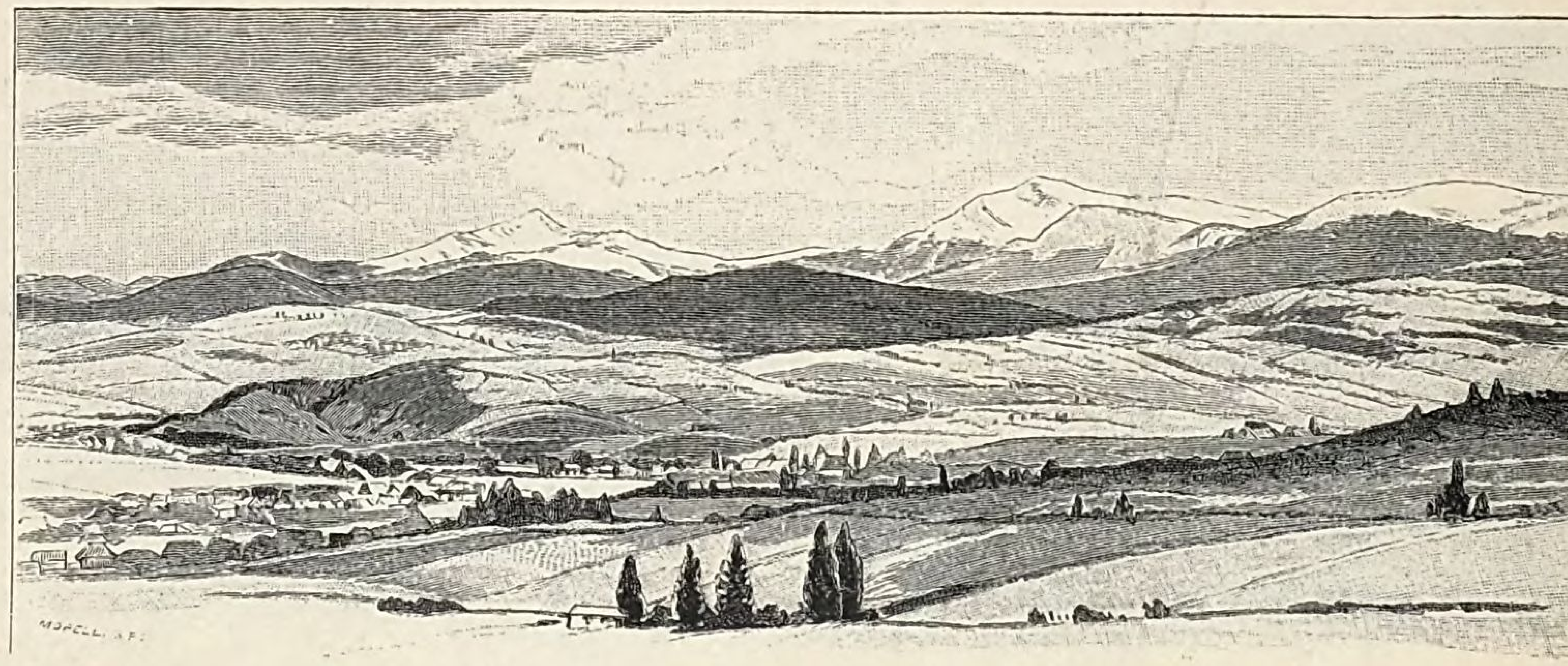


Das Theißthal bei Hußt.

Allgemeinen vortreffliche Straßen besitzt, besonders noch aus älterer Zeit, freilich nur auf den Hauptlinien; in den übrigen Theilen sind die Verbindungen desto mangelhafter.

Besonders einfach ist die Lebensweise des Volkes im nordöstlichen Berglande. Größere Städte gibt es da kaum, Fabriken sind selten und auch die Badeorte meist noch unentwickelt, das Eisenbahnnetz noch nicht genug vervollständigt. Die vielen Großgrundbesitze vermehren noch die Armuth. In diesen Gegenden leben die meisten Juden Ungarns: in Bereg machen sie 14, in Máramaros 17 Procent der Gesammtbevölkerung aus. Diese aus Galizien einwandernden Juden leben meist als Weinwirthe, Zwischenhändler und Hausirer, und hängen zäh an den mitgebrachten heimatlichen Gebräuchen.

Im westlichen Theile des Oberlandes sind die Slovaken, im östlichen die Ruthenen massenhafter angesiedelt; dennoch bilden die Slovaken nur in 8 von den 21 Comitaten die Mehrheit, und die Ruthenen in keinem einzigen. In sämmtlichen 21 Comitaten haben sich bei der letzten Volkszählung 1,263.265, das heißt etwa ein Drittel der Bevölkerung zur ungarischen Sprache bekannt, deren übrigens auch unter den Fremdsprachigen 255.704, also über eine Viertelmillion mächtig sind. In den Comitaten Gran, Gömör, Nógrád, Abauj und Hont sind die Magyaren in der Mehrzahl, die hieher gehörigen Theile von Borsod und Komorn sind fast ganz magyarisch. Seit 1880 hat sich die Zahl der Magyaren neuerdings um 143.747 Seelen vermehrt, ungerechnet die auch ungarisch verstehenden Anderssprachigen. Besonders stark ist das magyarische Element in den südlichen und mittleren Gegenden, sowie in den größeren Städten. Sie haben sich großentheils in neuerer Zeit hier niedergelassen, doch gibt es auch Ureinwohner, deren Vorfahren bereits vor der türkischen Eroberung hier gewohnt haben. Bemerkenswerth sind unter diesen die in der Mátra hausenden Matyós und Paloczen, deren eigenthümliche Mundart, Denkweise und Sitten die Aufmerksamkeit der vaterländischen Forscher längst erregt haben.

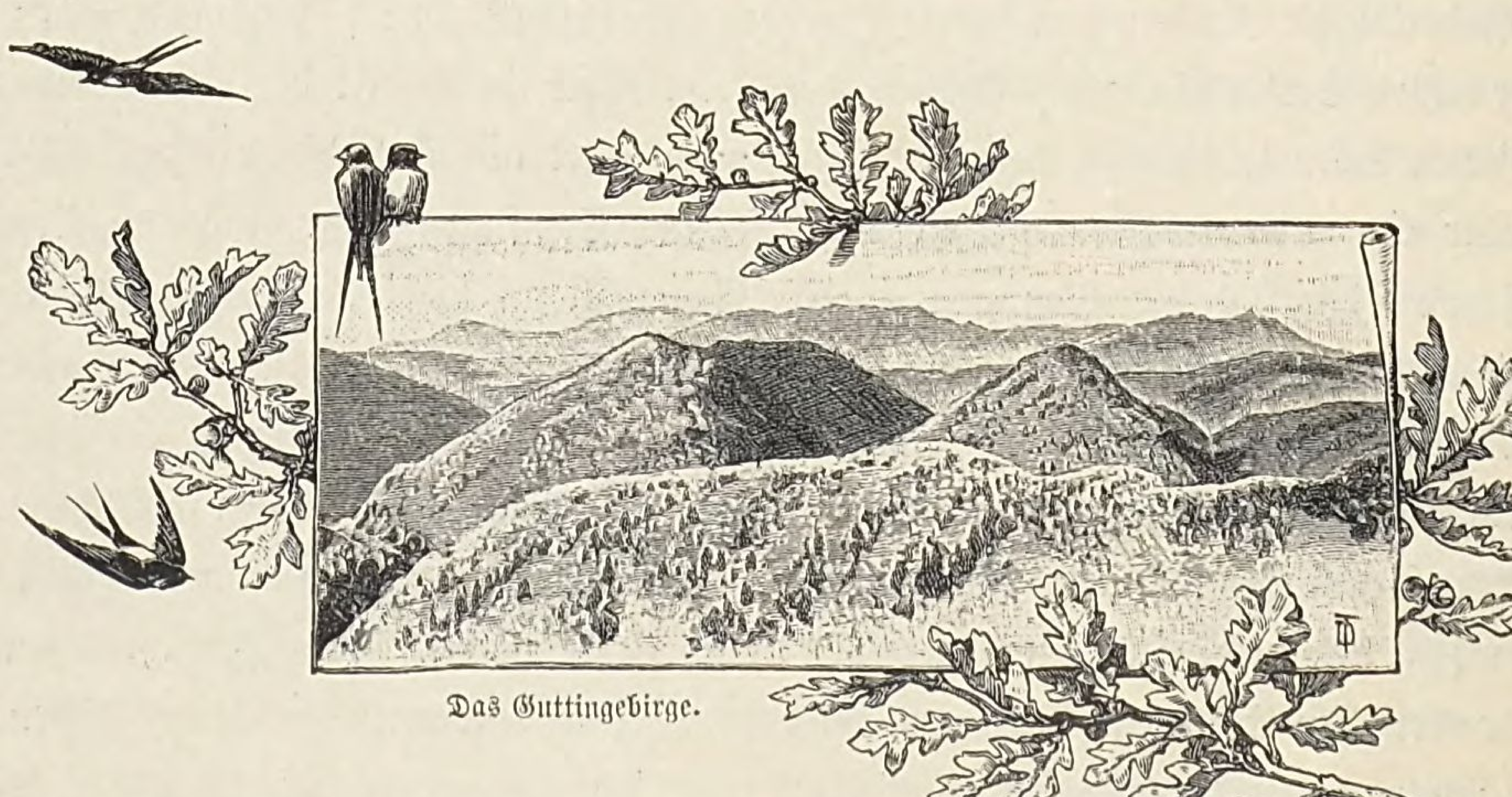


Die Hoverla und der Pietroß, von Körösmező gesehen.

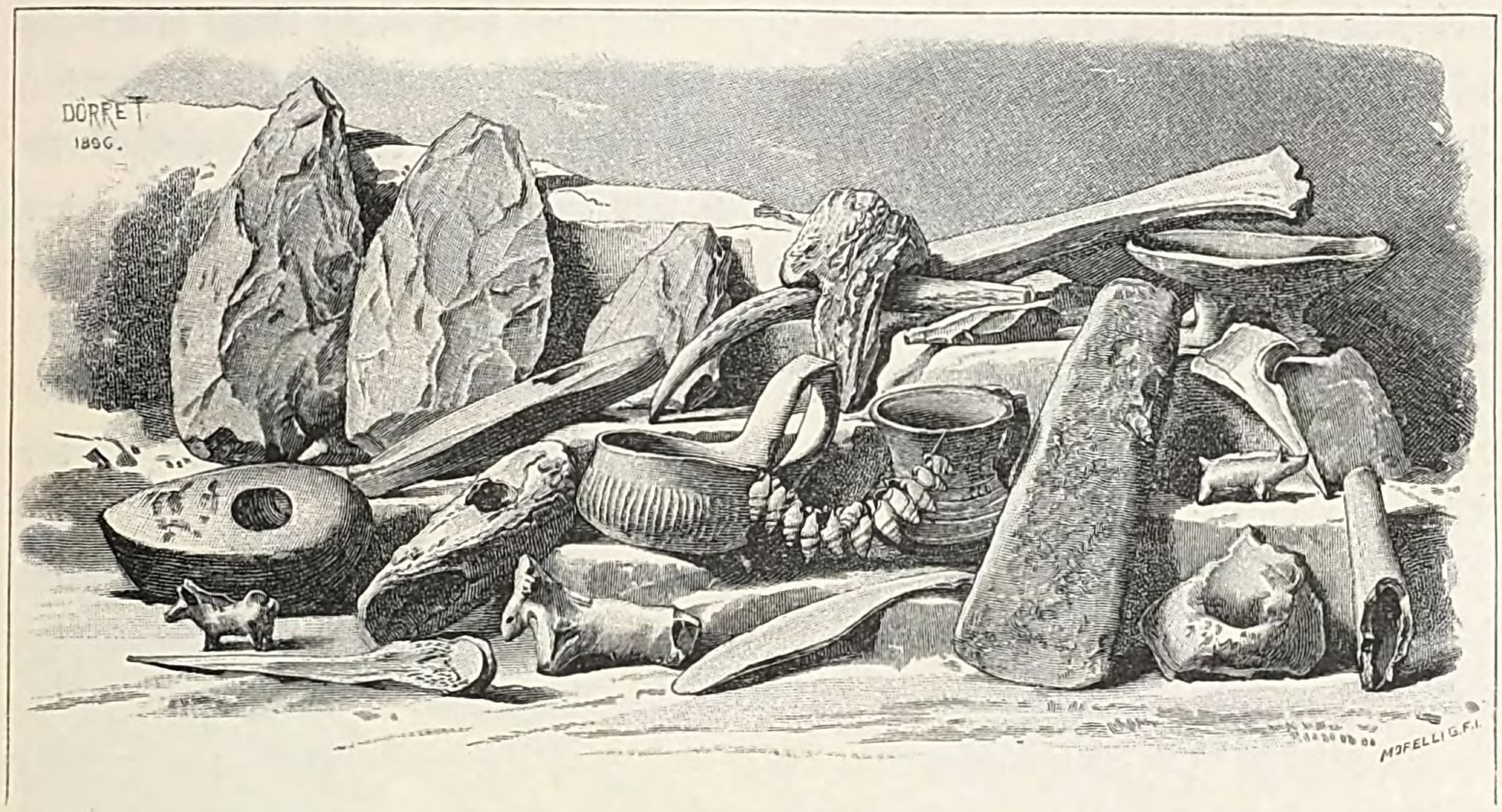
Das im Allgemeinen gebildete und patriotische deutsche Element lebt heute größtentheils nur in den Städten, und als größere Massen blos in den Comitaten Preßburg und Zips. Es zählt gegenwärtig im gesammten Oberlande 329.227 Köpfe.

Dem magyarischen und deutschen Element gehört im Oberlande der Vorrang. In einzelnen Comitaten spricht die Mehrheit slovakisch, so in Árva, Liptau, Trentschin, Turócz und Sohl; doch sind dieß relativ kleine Gebiete, und ihre namhafteren Ortschaften sind von Magyaren und Deutschen bewohnt.

Hinsichtlich der Cultur ist der Gegensatz zwischen Städten und Dörfern oft bedeutend. In den Städten gibt es fast überall höhere Schulen, neben den Staatsschulen haben namentlich die wackeren Piaristen selbst in manchen ganz kleinen Ortschaften, wie Privigye, Podolin, Sanct Georgen (Pozsony-Szent-György), Klein-Zeben (Kis-Szeben), Untergymnasien errichtet.



Das Guttingebirge.



Aus den Höhlenfunden von Miskolcz, Pilin, Haligócz und Baráthegy.

Die urgeschichtlichen Denkmäler Oberungarns.

Die ersten Lichtstrahlen der Geschichte beleuchten einigermaßen das Gebiet Ungarns zur Zeit, als die Römer nach der Eroberung Galliens (58 bis 51 v. Chr.) innerhalb eines kurzen Zeitraumes einerseits Pannonien, Rhätien, Vindelicien, Noricum, kurz das ganze Dunántul (Ungarn jenseits der Donau) erobern, anderseits aber die unter sich uneinigen germanischen Sueven, Markomannen und Quaden botmäßig machen und an den westlichen Theilen der Karpathen in der Nachbarschaft der Jazygier, unter Vannius' Herrschaft das Königreich der Quaden begründen (19 v. Chr.). Kann man die vorausliegende Epoche im Allgemeinen die vorgeschichtliche Zeit Ungarns nennen, so gilt dies ganz besonders für Oberungarn. Nach römischen und griechischen Schriftstellern läßt sich nämlich fast mit Sicherheit behaupten, daß die Donaugegend Ungarns durch einzelne keltische Stämme schon zur Zeit Alexander des Großen, oder doch um Weniges später besetzt wurde; über Oberungarn und dessen nördliche und nordwestliche Gegenden jedoch findet sich selbst noch zur Zeit der Völkerwanderung, ja sogar während der ersten Jahrhunderte nach der Begründung des ungarischen Reiches nur hie und da etwas in jenen ältesten Quellen aufgezeichnet, welche Kunde geben von der Ausdehnung Ungarns zur Zeit der „Landnahme". Man darf daher getrost sagen, daß Oberungarn dazumal, als die Südgegend des Landes, und

insbesondere dessen jenseits der Donau gelegener Theil, das Kindesalter längst hinter sich hatte, sich noch immer in seiner Urzeit befand. Herodot (484 bis 405 v. Chr.) kennt den Namen „Karpathen" noch nicht, ebensowenig aber Julius Cäsar, vierthalb Jahrhunderte später. Nach ihm ist das Gebirge, das diese Gegend ausfüllt, bloß die Fortsetzung des Hercynischen Gebirges, das sich in einer Breite von neun Tagereisen vom Lande der Helvetier und Germanen bis zu dem Reiche der Geten (Dacier und Anarter) erstreckt, welche durch die keltische Bewegung in die einst von Scythen bewohnte Gegend diesseits der Donau herübergedrängt waren; das Gebiet Oberungarns aber ist selbst zur Zeit der Römerherrschaft noch völlig unbekannt.

In das tiefe Dunkel dieser Periode bringen nur die Denkmäler einiges Licht, welche Jahrtausende lang in dem Boden des Landes vergraben gelegen und durch einzelne Forscher oder auch durch den Zufall wieder an die Oberfläche gelangt sind.

Der Mensch in seiner beschränkten Auffassung möchte seine Kenntnisse immer gerne an jene ältesten historischen Quellen knüpfen, die Zeugniß geben von der Existenz seiner Race. Wenn aber schon diese ersten Aufzeichnungen gar wenig verläßlich sind, wie sollte sich, selbst auf Grund der reichsten urzeitlichen Funde, deren Epoche feststellen lassen, oder — noch mehr — jene Völker, von denen die gefundenen Gegenstände herstammen? Wie wäre dies vollends heute zu constatiren, wo wir sozusagen noch am Anfange unserer urgeschichtlichen und anthropologischen Forschungen stehen?

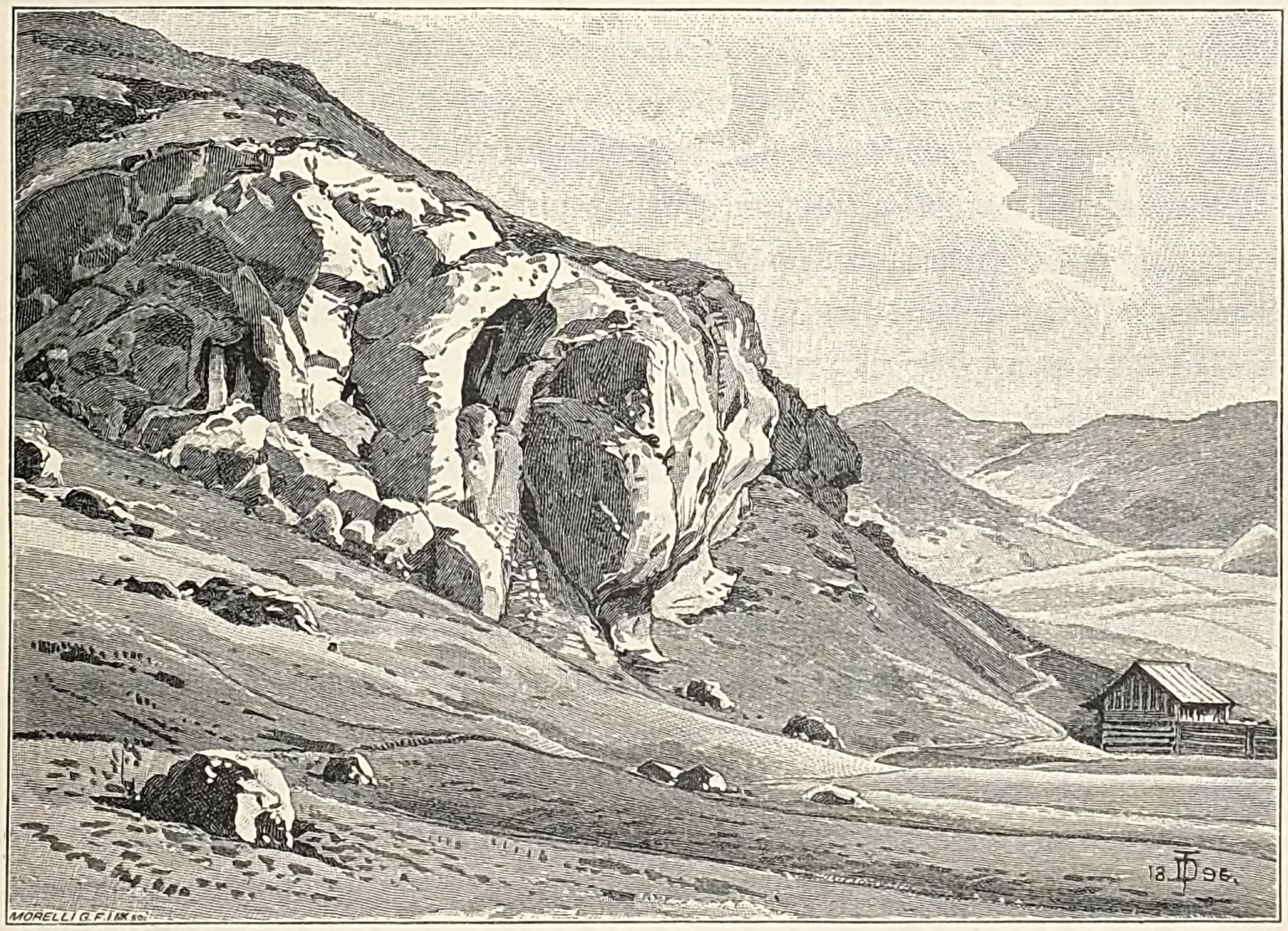
In Ungarn, und namentlich in dem an Funden so reichen Oberungarn, sind erst in neuerer Zeit systematische archäologische Forschungen durchgeführt worden, und da die aus früherer Zeit stammenden Funde, deren Ursprung in der Regel nur annähernd festzustellen ist, zu bestimmten Folgerungen nicht berechtigen, so werden wir unsere Darstellung hauptsächlich auf jene neueren sicheren Daten stützen, welche das Vorhandensein des Menschen auf dem Gebiete Oberungarns von der ältesten bis zur geschichtlichen Zeit bezeugen und dessen Culturzustand erkennen lassen.

Zur Zeit, da Oberungarn großentheils noch mit Urwald bedeckt war, können wir uns den Verkehr bloß längs der Flüsse vorstellen, wie wir denn auch die ältesten menschlichen Niederlassungen längs der größeren oder kleineren Flüsse und Bäche antreffen. Die Ufer der Waag, Gran, Eipel, Zagyva, Sajó, Poprád und Hernád, des Ung, Laborcz und Latorcza, sowie ihrer Nebenflüsse hinauf bis zu den von den Alpen niederstürzenden Bächen, mochten sämmtlich als zur Ansiedlung geeignete Stellen erscheinen, wo die Bewohner Anfangs nur Jagd und Fischfang, später aber auch Viehzucht und Ackerbau nach Belieben treiben konnten. Während die alluvialen Ebenen, die sich in den Thälern gebildet hatten, reiche Weideplätze boten, empfahlen sich die Berge, besonders in der ersten Entwicklungsperiode des Menschengeschlechts, als Wohnstätten. Anfangs mochte schon ein

Felsspalt, obgleich nur durch Steingeröll oder Zaunwerk abgeschlossen, den Urbewohnern hinreichenden Schutz geboten haben; in den Gegenden am Fuße der Karpathen thaten dies aber insbesondere die Höhlen, deren hier vor Allem gedacht werden muß.

Oberungarn ist reich an Höhlen, und die wenigen Forschungen, deren Schauplatz sie waren, führten zu überraschenden Ergebnissen, nicht nur in paläontologischer, sondern auch in anthropologischer und archäologischer Hinsicht.

Von den Höhlen im Thale von Deménfalva (Liptauer Comitat) schrieb Matthias Bél schon im vorigen Jahrhundert, daß in ihnen die Knochen der Urthiere frei zu Tage



Eingang der Höhle von Baráthegy.

lägen. Seine Angabe bestätigte sich bei den Nachgrabungen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und wenn dabei keine menschlichen Gebeine und Geräthe gefunden wurden, so ist dies wahrscheinlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Forscher hier mehr auf paläontologische Entdeckungen ausgingen.

Anders in der Höhle von Baráthegy (Mnich), zwischen Liptau-Rosenberg und Liskova, wo zuerst Béla Majláth, dann (1876) im Auftrage der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Ludwig Lóczy archäologische Forschungen betrieben und mit den Knochen ausgestorbener Thiere der Urzeit auch Bruchstücke von primitiv gekneteten Thongefäßen,

Steinwerkzeuge und menschliche Gebeine entdeckten, Majláth sogar bei zwei Mammuthzähnen ein menschliches Schädelfragment, dessen Alter die vaterländischen Archäologen in die neuere (neolithische) Steinzeit setzen. Dieses Schädelfragment verursachte, wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit dem berühmten, aus quaternärer Schichte ausgegrabenen Neanderthaler Schädel, den Anthropologen nicht wenig Kopfzerbrechens und machte die Barátvölgyer Höhle mit Recht zu einer europäischen Berühmtheit. Hinsichtlich des Alters des Fundes konnten zwar die Fachgelehrten, wegen gewisser bedenklicher Nebenumstände, zu keiner bestimmten Feststellung gelangen, allein trotzdem müssen wir dem Funde eine umso größere Wichtigkeit beimessen, als er das erste Beweisstück für die Thatsache darstellt, daß der Mensch in dieser Gegend, wenn auch nicht gemeinsam und gleichzeitig mit den ausgestorbenen Ur-Säugethieren der Quaternärperiode, doch jedenfalls schon in der Steinzeit als Höhlenbewohner gelebt hat, wofür bisher keine Beweise vorhanden gewesen.

Einen weiteren Beleg in dieser Richtung verdankt man den im Zipser Comitat, namentlich in den Höhlen von Haligócz (Helbingsau) und Porács vorgenommenen Grabungen. Die erste wurde im Jahre 1874 durch Mathias Badányi erforscht, der dort mit den Knochen des Höhlenbären (ursus spelaeus) urzeitliche Thonscherben, Feuersteinsplitter, ja auch ein aus grünlichem Feuerstein gefertigtes langes Messer fand. Da diese Splitter von den in Frankreich unter ähnlichen Umständen vorgekommenen Feuersteinwerkzeugen in ihrer Form wesentlich abweichen und des zeitbestimmenden Charakters entbehren, so begegnete der paläolithische Ursprung des Fundes schon auf dem Budapester internationalen prähistorischen Congreß von 1876 manchem Zweifel. Und in der That scheinen die späteren Forschungen diese Zweifel zu bestätigen und machen es immer wahrscheinlicher, daß diese menschlichen Artefacte nur durch spätere Überschwemmungen in die Höhle hineingespült wurden.

Ebenso negativ war das Ergebniß in der drei Stunden von Igló (Neudorf, in der Zips) gelegenen Porácser Höhle, wo im Jahre 1878 Dr. Samuel Roth Nachgrabungen machen ließ. Überreste von Urthieren kamen auch da in großer Zahl ans Tageslicht; urzeitliche Gefäßfragmente und Steinspitter aber, mit Knochen von jetzt lebenden Thieren, sowie einzelne Knochengeräthe, kamen nur in den oberen Schichten vor. Auch diese Funde beweisen also blos, daß diese Höhle schon in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt gewesen.

Überraschender als all dies ist das Resultat der Grabungen in der Baradla-Höhle zu Aggtelek (Gömörer Comitat). Diese größte Höhle in Ungarn wurde 1876 und nochmals 1877 durch Baron Eugen Nyáry erforscht, der in seinem umfangreichen Werke über die fachgemäß vorgenommenen Nachgrabungen den Beweis führte, daß die Baradla-Höhle von der ältesten (paläolithischen) Steinzeit sozusagen bis zur geschichtlichen Zeit Menschen und Thieren als Zufluchtsort, den Menschen aber auch als Begräbnißstätte

gedient hat. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat der gelehrte Verfasser selbst folgendermaßen zusammengefaßt.

„Da sehen wir bei den Knochen der ausgestorbenen Ur-Bären die der paläolithischen Zeit angehörigen Thonscherben, Stein- und Knochengeräthe; wir sehen den Übergang von der paläolithischen zur neolithischen Zeit; dann die neolithische Zeit in dem Beerdigungsgang, durch die in zweiter Reihe begrabenen Skelette und neben diese hingelegten zugeschlagenen Stein-, Knochen- und Thongegenstände repräsentirt; ferner den Übergang der neolithischen Zeit in die Bronzezeit, wiederum in dem Beerdigungsgang, und zwar an den in der ersten Reihe begrabenen Skeletten, da an einigen Schädeln Oxydation durch Erz wahrzunehmen ist; bis endlich die Stätten der Küchenabfälle in ihrer unteren Schichte die Bronze-, in der oberen die Eisenzeit repräsentiren."

Aus den Tabellen am Ende des Baron Nyáry'schen Werkes geht hervor, daß gefunden wurden: Knochengeräthe der paläolithischen Zeit, zusammen 61, Steingeräthe derselben Zeit 6; neolithische Knochengeräthe 53, Steingeräthe 83, Bronze- und Eisengegenstände zusammen 39; woraus zu schließen wäre, daß die Höhle in der jüngeren Steinzeit am bewohntesten gewesen. Das Material, aus dem die Steingegenstände (Ambosse, Hämmer, Beile, Messerklingen, Sägen, Pfeil- und Lanzenspitzen, Bohrer, Meißel u. s. w.) gefertigt sind, ist Quarzit, Quarzitschiefer, Serpentinchlorit, Sandstein, Basalt, Mergelschiefer und Quarzkiesel — lauter Gesteine, die auch in dieser Gegend vorkommen.

Die Gefäße und Tausende von Gefäßfragmenten, die bei den Grabungen in der Baradla-Höhle aus den verschiedenen Schichten an den Tag gefördert wurden, zeigen den ganzen stufenweisen Entwicklungsgang der Thonindustrie, von den primitiven Töpfen und Schalen angefangen, die mit freier Hand aus einer mit grobem Quarzitsand, zerbröckeltem Tropfstein, ja mit Hackstroh gemischten Masse hergestellt sind, bis zu den aus guter Masse auf der Scheibe geformten, mit sorgsam geglätteten Streifen, Linien, Knorren, Punkten und Buckeln verzierten, gut ausgebrannten Urnen und Buckelgefäßen. Erstere wurden besonders bei den aus der Steinzeit stammenden Skeletten, letztere in den oberen Schichten der Küchenabfälle gefunden. Die Thatsache, daß die in der Aggteleker Höhle gefundenen Thonscherben eine auffallende Ähnlichkeit mit den in den Höhlen von Liskova, Haligócz und Porács gefundenen Gefäßbruchstücken zeigen, würde für die Gleichzeitigkeit dieser Höhlenbewohner sprechen.

Zu den Höhlenfunden, welche beweisen, daß Oberungarn schon in der Steinzeit von Menschen bewohnt war, kommen noch jene zahlreichen Steinwerkzeuge, die an einzelnen Fundstätten zufällig gefunden wurden. In der prähistorischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums ist davon eine ganze Reihenfolge aufbewahrt, desgleichen in anderen öffentlichen und Privatsammlungen. So finden sich — um nur eine der letzteren zu erwähnen

— im oberungarischen Museum 270 Stück zu Messern, Sägen, Pfriemen, Pfeilspitzen verarbeitete Obsidian- und Feuersteinsplitter aus den Funden von Abauj-Szántó, Pilin und Magyarád. Außerdem sieht man dort eine große Anzahl Steinbeile, Keile (Meißel), Pfeilspitzen von verschiedener Form und Länge, welche, obwohl von verschiedenen Fundorten dahin gelangt, dennoch eine überraschende Ähnlichkeit aufweisen. Dies kann als Beweis dienen, daß der steinzeitliche Mensch auf einem ausgedehnten Gebiete gleichzeitig gelebt hat und die Benützung der Steinwerkzeuge nicht nur in jener Gegend verbreitet war, wo sich das zu ihrer Herstellung geeignete Materiale vorfand, sondern auch in viel entlegeneren, schon an das Alföld stoßenden Gebieten. Dafür scheinen unter Anderem noch die Funde im Bereger und Unger Comitat zu sprechen, wo Steinkerne und Splitter von Obsidian in Menge gefunden werden, obgleich dieses Gestein in jener Gegend gar nicht vorkommt. Mit Recht hebt dies der treffliche Archäolog Theodor Lehóczky bei der Charakterisirung der urzeitlichen Denkmäler im Bereger Comitate hervor, und der durch ihn bekanntgemachte Obsidian-Steinkern von Mezö-Kászony, sowie die Pfeilspitzen von Dávidfalva und Munkács, und noch zahlreiche an anderen Orten gefundene Obsidianwerkzeuge liefern den nämlichen Beweis.

Die auffallende Ähnlichkeit dieser, sowie der in den benachbarten Comitaten Ung, Ugocsa, Máramaros und Szatmár gemachten steinzeitlichen Funde läßt denselben Forscher sogar noch weiter gehen, und da in jener Gegend ähnliche, primitiv gearbeitete Werkzeuge aus dort vorkommendem Gestein bisher noch nirgends gefunden wurden, gelangt er zu dem Schlusse, daß die Obsidiangeräthe dieser Gegend schon in die uns näher liegende neolithische Zeit des polirten Steins zu verlegen sind. Woraus dann wieder zu schließen wäre, daß in den nördlichen Gegenden Oberungarns der Mensch früher gelebt habe als in den weiter unten gelegenen südöstlichen Comitaten.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns in einen Streit über diese Theorie einzulassen; allein wenn wir bedenken, wie zäh der Mensch sich an seine gewohnte Lebensweise, an seine Geräthe klammert, und wenn wir noch jetzt die Erfahrung machen, daß neben dem vollkommeneren eisernen Pflug doch auch durchgehends der hölzerne in Gebrauch steht, dann können wir auch nicht bezweifeln, daß in der vorgeschritteneren Steinzeit neben dem polirten Steinbeil auch der Rohstein und Splitter noch lange benützt wurden, sowie in der Bronzezeit neben dem Metall auch die steinernen Geräthe überall gebräuchlich waren. Und wenn wir sehen, daß in unseren Tagen ein Stanley längs des Congo und Aruwimi eine ganze Reihe von Niederlassungen und Ländern noch gegenwärtig lebender urzeitlicher Menschen entdeckt und in seiner 160tägigen Wanderung durch den diese Gegend bedeckenden Urwald Waffen, Geräthe und Kunstgegenstände unserer Zeit zu Tausenden als Geschenke vertheilt, oder den Eingeborenen tauschweise überläßt, die dann neben den

vollkommeneren europäischen Geräthen auch ihre eigenen primitiven benützen, dann können wir uns auch nicht wundern, wenn wir in Ungarn unter den Geräthen der späteren Steinzeit mitunter auch ein polirtes Steinbeil, ja ein metallenes Werkzeug entdecken.

Daß die Ureinwohner Oberungarns, wie die von anderen Gegenden Mitteleuropas, in ihrem primitiven Zustande die nämlichen von der Natur dargebotenen Geräthe, also hölzerne, steinerne, knöcherne benützten, bedarf ebenso wenig des Beweises, als daß die Bekanntschaft mit den Metallen nach und nach die Stein- und Knochengeräthe verdrängte. Doch ist es umso schwieriger, zwischen den verschiedenen Phasen der Steinzeit, sowie zwischen der Bronze- und Eisenzeit Grenzlinien zu ziehen, je gewisser es ist, daß unsere heute aufgestellten Theorien über diesen Punkt schon morgen durch neue Funde hinfällig sein können. Ein zeitbestimmender Charakter kommt nur solchen Funden zu, die unter gleichen geologischen Verhältnissen vorkommen. Und damit stehen wir vor der wichtigen Frage, ob aus den paläolithischen Funden überhaupt auf die Existenz des quaternären Menschen zu schließen sei. Versucht wurde dies auch schon in anderen Ländern; seit Tournal und de Christol, Dr. Schmerling und Boucher de Perthes' Entdeckungen zu Abbeville ist es mit aller Wahrscheinlichkeit festgestellt, daß der Mensch schon vor der Diluvialzeit in der quaternären Entwicklungsepoche thatsächlich gelebt hat. In Oberungarn würden die Höhlenfunde dafür sprechen. Da aber bei diesen die geologischen Verhältnisse, der Natur der Sache nach, nicht mit voller Sicherheit festzustellen waren, so konnte auch die Frage durch sie keine befriedigende Lösung finden. In dieser Hinsicht sind wir erst in neuester Zeit um einen Schritt weiter gelangt, und zwar durch einen Miskolczer Fund, welcher Formen der paläolithischen Zeit aufweist.

Dieser Fund besteht aus drei kleinen, durch Absplitterung hergestellten Steinbeilen, die im Jahre 1892 bei der Fundamentirung eines Hauses, in einer Tiefe von etwa drei Metern, in der unter dem Alluvium liegenden Thonschichte gefunden wurden. Diese Steinbeile sind nach Material, Form und Herstellungsort den berühmten Steinbeilen aus dem Sommethal so ähnlich, daß Otto Herman, der den Fund eingehend beschrieben hat, in seiner beachtenswerthen Studie keinen Anstand nahm, zu erklären, „es bestehe schon nach den geologischen Verhältnissen die große Wahrscheinlichkeit, daß der Miskolczer Fund der paläolithischen Zeit angehört, also jener älteren Steinzeit, die nach der jetzt herrschenden wissenschaftlichen Auffassung bis ans Ende des Diluviums dauerte, die aber auf dem Gebiete unseres Vaterlandes in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise bisher nicht nachgewiesen war".

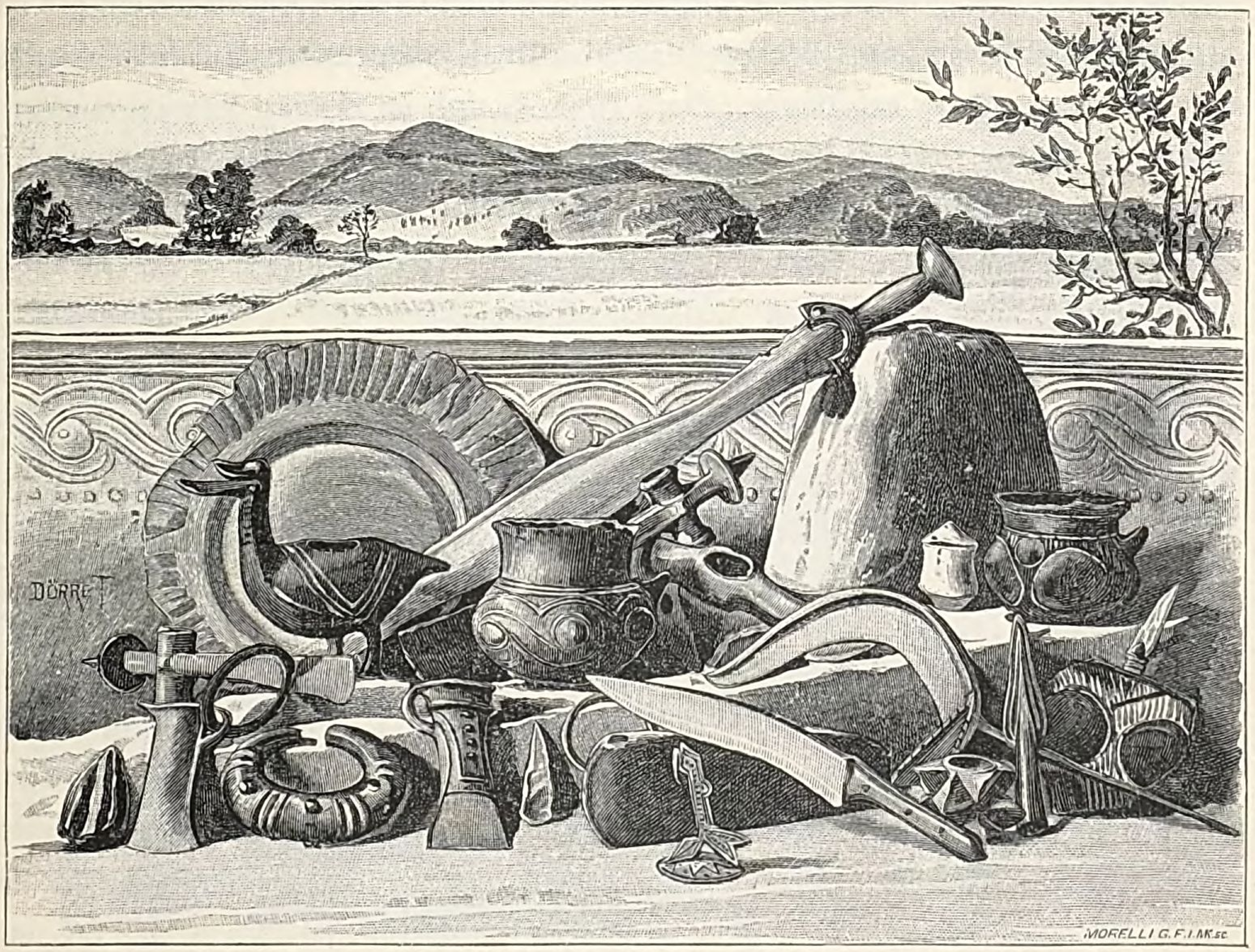
Wie seinerzeit die berühmten Entdeckungen im Sommethal und die aus ihnen abgeleitete Theorie erst nach längerem Streit und neuen Entdeckungen festen Fuß fassen konnten, so wird auch der vereinzelte Miskolczer Fund erst nach neuen ähnlichen Funden

die Wichtigkeit erlangen, die ihm jetzt noch viele absprechen möchten. Wir aber können auf Grund des Bisherigen mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß Oberungarn schon in der älteren Steinzeit von Menschen bewohnt gewesen sei, und daß der Mensch der Steinzeit auch hier die nämlichen Entwicklungsstufen durchgemacht habe, wie in anderen Gegenden Mitteleuropas. Übrigens finden sich in Oberungarn nirgends megalithische und andere derartige Denkmäler der Steinzeit (etwa die Carnaks, Stonehenges u. s. w. in England), wie sie in anderen Ländern vorkommen.

Die Steinwerkzeuge — unpolirte wie polirte — blieben auch bei den Urbewohnern Oberungarns noch lange in Gebrauch, nachdem bereits die Verwendung der Metalle entdeckt war, und es dauerte Jahrhunderte, bis die an Ort und Stelle verfertigten, oder durch Handel und Tausch eingeführten Metall-, besonders aber Bronzegeräthe die primitiven Stein- und Knochenwerkzeuge völlig verdrängen konnten. Wohl hat ohne Zweifel der Kupferreichthum Oberungarns den Übergang sehr gefördert, dagegen brachten es Hindernisse, wie die Schwierigkeit der Berührung mit gebildeten Völkern und der Mangel an Zinn, dessen Mischung mit Kupfer erst die zu Gebrauchszwecken geeignete Bronze ergab, mit sich, daß die Steinwerkzeuge noch lange Zeit neben den aus reinem, oder mit Antimon gemischtem Kupfer gefertigten, weniger geeigneten Werkzeugen bestehen konnten. Solche Geräthe kommen unter den in Ungarn gemachten Funden so zahlreich vor, daß Franz Pulßky auf dem internationalen archäologischen Congreß zu Budapest (1876) den Wunsch aussprechen konnte, es möge für Ungarn als ein Abschnitt der auf die Steinzeit gefolgten Bronzezeit eine Kupferzeit festgestellt werden. Diese Anregung fand, da auch in anderen Ländern Kupfergeräth vorkommt, keinen ungetheilten Beifall; jedenfalls aber ist der damals angeführte Umstand bemerkenswerth, daß, während die in Ungarn gefundenen Bronzegeräthschaften ausnahmslos die vervollkommneten Formen dieser Geräthe zeigen, im Gegentheil die Kupfergeräthschaften bei uns wie im Auslande mehr nach dem Muster der Steingeräthe aus der Zeit des polirten Steines gemacht sind.

Bei vielen der Kupfergegenstände, die dem Kongresse in großer Anzahl vorgelegt wurden, ist der Fundort unbekannt. Sicher ist jedoch, daß außer den im Nationalmuseum befindlichen derartigen Kupfergeräthschaften aus der Gegend von Schemnitz und Sillein ähnliches Geräth auch in anderen Gegenden Oberungarns gefunden wurde; so — um nur einiges zu erwähnen — in Beregßáß eine kupferne Hammeraxt und mehrere Meißel, in Csongora (Ugocsaer Comitat) Hohlmeißel, in Polhora (Árvaer Comitat) ein massiver Meißel von sehr primitiver Form, am Bódvaufer zu Imola (Borsoder Comitat) eine kupferne Lanzenspitze und ein durchbohrter Meißel, ja es wurden außerdem in Imola, wie auch in F.-Kelecsény — nach einer Mittheilung Johann Szendrey's — sogar Spuren urzeitlicher Kupfergewinnung entdeckt.

Wann die Kenntniß der Bronze nach Ungarn gelangte, darauf gibt es so wenig eine Antwort, als man eine entschiedene Meinung darüber wagen könnte, wo sich die Zeit des polirten Steines von der paläolithischen Zeit scheidet. Nach den einheimischen Fachgelehrten dauert die Bronzeperiode in Ungarn nicht länger, als bis zum V. Jahrhundert v. Chr., und wenn dies der Wahrheit nahekommt, so ist anzunehmen, daß zu jener Zeit die Bronze auch schon in Oberungarn nicht nur heimisch war, sondern auch, wie die



Óvár, die urzeitliche Festungsanlage bei Munkács. — Gegenstände der Bronzezeit aus dem Bereger Comitat und den benachbarten Gegenden.

zahlreichen Massen- und Einzel-Bronzefunde, Gußstätten u. s. w. beweisen, eine selbständige Industrie entwickelt hatte.

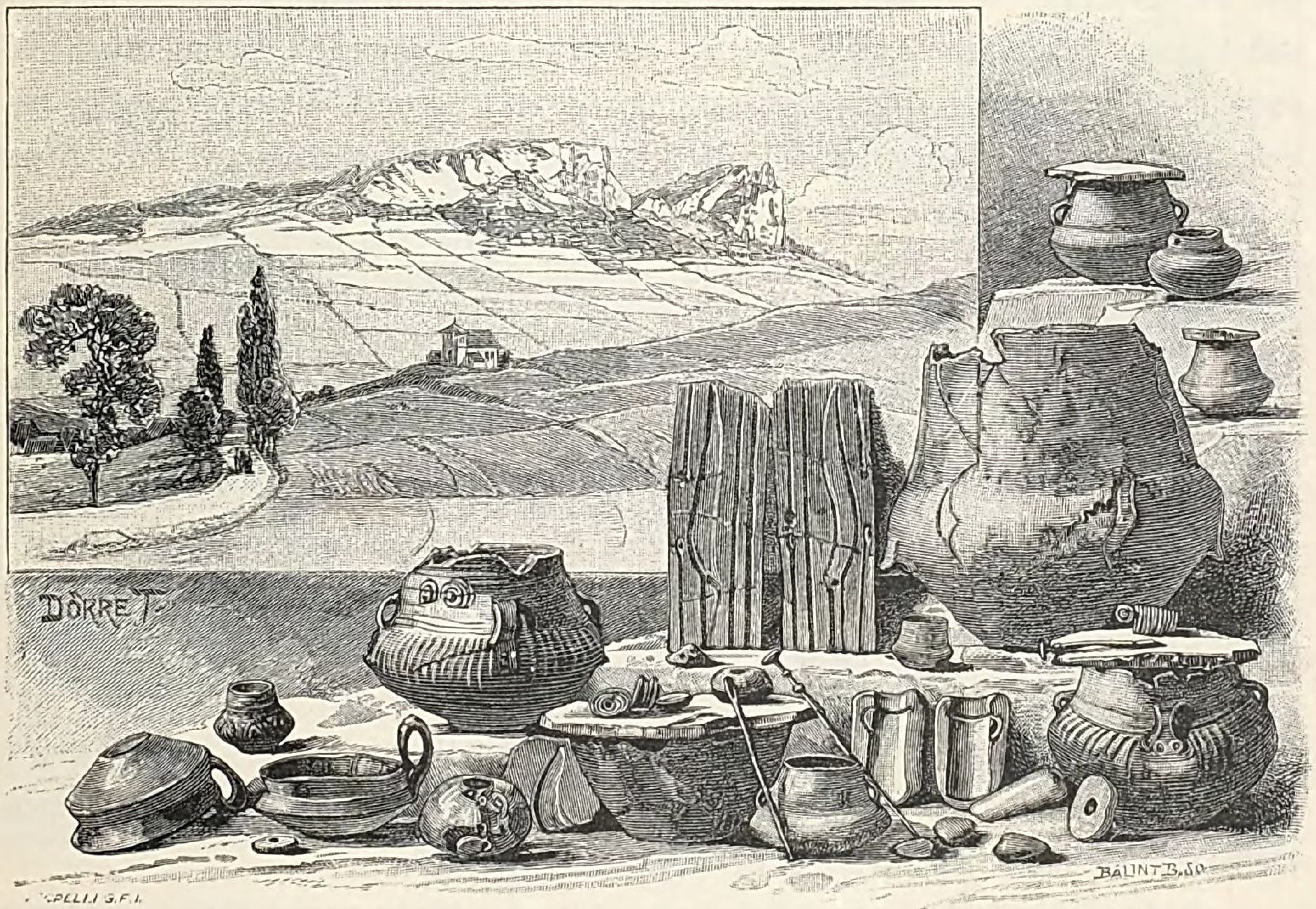
Der Mensch der Bronzezeit in Oberungarn kann sich Anfangs nur wenig von seinen Vorfahren in der Steinzeit unterschieden haben. Seine Hauptbeschäftigungen sind noch immer Jagd und Fischerei; doch beginnen auch Viehzucht und Ackerbau, deren unzweifelhafte Spuren schon bei dem steinzeitlichen Menschen zu finden sind, sich immer mehr zu entwickeln. Die Menschen verlassen die Höhlen oder suchen sie höchstens noch in Zeiten der Gefahr auf und beziehen mit ihren Hausthieren die Gipfel alleinstehender, höherer Berge, wo sie ihre primitiven, aus Holz und Ruthengeflecht gefügten, mit Schlamm und Thon verstrichenen

Wohnhütten mit Schanzen und Hecken umgeben. Diese befestigten Plätze, neben deren Eingängen sich in der Regel überragende Spähwarten in Gestalt von aufgeworfenen Hügeln (Feuerherden) befinden, dienten in Zeiten der Gefahr zugleich als Schutz und bildeten eine unter sich zusammenhängende Kette, welche die Csörsz- oder Teufelsgräben der Südgegend ersetzen konnte. Solche befestigte Plätze kommen in ganz Oberungarn häufig vor, und wir können mit Sicherheit annehmen, daß manche derselben noch nach Jahrtausenden zum gleichen Zwecke dienten, ja daß selbst viele mittelalterliche Burgen an den Stätten solcher zerstörter Festungsanlagen der Urzeit erbaut waren. Als Beispiel dafür seien die Burgen Óvár und Újvár (Stary Hrad, Hradek) im Liptauer Comitat erwähnt, desgleichen Burg Oroszlánkö im Trentschiner Comitat, wo unter den noch jetzt vorhandenen Trümmern, oder in deren Nähe, urzeitliche Thonscherben, ja in Oroszlánkö sogar Bronzegeräthe gefunden wurden. Spuren solcher urzeitlicher Befestigung finden wir in Burg Trentschin, deren Name vom slavischen Worte „tyň“ oder „trň“ Dornenzaun, („Tritinje“ = dreifacher Zaun) abgeleitet wird. Derartige Anlagen sind Budatin im Trentschiner, Malatin im Árvaer Comitat, nahe bei Liptó-Óvár, die beiden Ortschaften desselben Namens im Liptauer Comitat, endlich ebenda Plostyn, wo zu wiederholten Malen urzeitliche Thonscherben und Bronzegeräthe gefunden wurden. Böhmen und Mähren weisen eine große Zahl derartiger Festungsanlagen auf, deren Ursprung Dr. Woldřich, der gewissenhafte Schilderer dieser Burgen, in das VII., VIII. und IX. Jahrhundert n. Chr. verlegt. Für Oberungarn wäre es hinsichtlich der derartigen Festungsbauten aus heidnischer Zeit, nach den vorgekommenen Funden zu urtheilen, nicht recht thunlich, dieselbe Behauptung aufzustellen, und es ist wahrscheinlicher, daß diese Burgen viel älteren Ursprungs sind; Sicheres darüber wird sich erst nach weiteren genauen Forschungen der Fachmänner sagen lassen. Manche haben zwar den Ursprung der im oberen Waagthal vorkommenden Festungsanlagen, namentlich auf Grund von roh aus Bruchsteinen gefügten Mauerresten, die bei Pottornya (Liptauer Comitat) entdeckt wurden, germanischen Volksstämmen zugeschrieben, doch ist diese Behauptung, wie Béla Majláth, der gründliche Kenner der urzeitlichen Vertheidigungswerke dieser Gegend nachgewiesen hat, zumindest als verfrüht zu bezeichnen.

Mit der Kenntniß der Bronze nimmt in Oberungarn auch die Thonindustrie — obgleich Anfangs die Töpferscheibe noch nicht bekannt ist — einen großen Aufschwung; besonders heimisch aber wird die Metallindustrie, die auch die Bedürfnisse entfernterer Gegenden gedeckt zu haben scheint. Die Celte, Hohlmeißel, Äxte, Beile, Axthämmer, Sicheln, Messer, Rasirmesser, Dolche, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen und die aus dem mannigfaltigsten Bronzedraht gefertigten Schmuckgegenstände, wie: Kopf- und Brustschmuck, Hals- und Armspangen, Fibeln, Ringe, Näh- und Stecknadeln, kommen in den

oberungarischen Funden ebenso zahlreich vor, als in irgend welchen, nach dieser Richtung reichsten Ländern Mitteleuropas. Als die ältesten Geräthe sind darunter jene aus Kupfer gefertigten Gegenstände zu betrachten, die noch die primitiven Formen der nichtpolirten Steingeräthe zeigen. Auf jüngeren Ursprung deuten namentlich die aus Bronzedraht verfertigten Schmuckgegenstände, die in vielen Fällen mit Eisengegenständen zusammen gefunden werden und den entwickelteren Geschmack der La Tène-Periode bezeugen.

Die Kleidung des Menschen in der Bronzezeit Oberungarns besteht in dieser rauhen Gegend noch immer hauptsächlich aus Thierfellen; doch kommen auch bereits unzweideutige



Skalka, bei Felső-Kubin. — Funde vom Urnenfeld zu Felső-Kubin.

Spuren der Spinnerei und Weberei vor. Dies bekunden die in den Ansiedlungen der Bronzezeit ungemein zahlreich gefundenen Spinnwirtel, aber auch die an Thongefäßen vorkommenden, durch Aufdrücken eines Seiles hervorgebrachten Verzierungen und besonders die rohen Gewebeabdrücke, z. B. in dem Rost des eisernen Celts aus dem bronzezeitlichen Funde von Kraßnahorka.

Die nämliche Bewegung, der es zuzuschreiben ist, daß die Metallindustrie in Oberungarn heimisch wurde, war auch von umgestaltendem Einfluß auf die religiösen Gebräuche der dort lebenden Völker. Welche Art von Religion diese Urvölker gehabt, ob sie, wie Manche behaupten, Sonnen- und Feueranbeter gewesen, davon können wir uns gar keinen

Begriff machen. Wohl aber werfen der Todtenkult und die Gebräuche bei Bestattung der Überreste Verstorbener einen Schimmer von Licht auf das sittliche und religiöse Leben dieser unbekannten Urvölker. Aus unseren Funden wissen wir, daß die Menschen der Steinzeit ihre Todten in sitzender oder liegender Stellung bestatteten, und zwar in Steinkammern, Höhlen oder der Muttererde. In der Bronzezeit jedoch war die Leichenverbrennung allgemeiner Brauch. Die Todten wurden auf Scheiterhaufen verbrannt und die Knochen gewöhnlich in Thongefäßen, oft auch einfach in der Erde begraben.

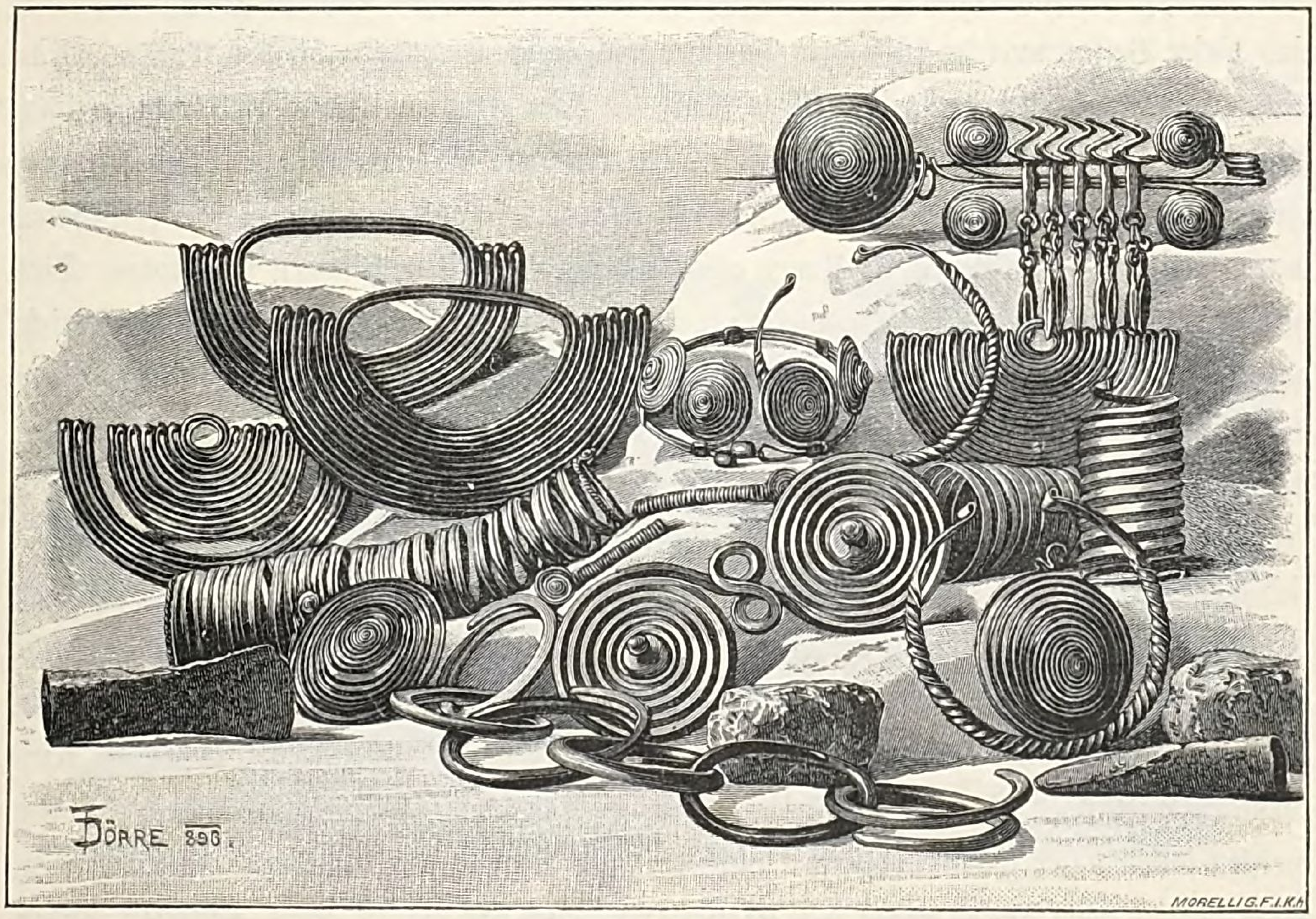
Was die Begräbnißstätten selbst und die Unterbringung der Aschenurnen betrifft, sind die Gebräuche in verschiedenen Gegenden verschieden. An vielen Orten, so in Pilin und Lapujtö (Nógráder Comitat), werden die Urnen in Höhlungen, die mit Kiesgeröll umschichtet sind (Krypten), beigesetzt; anderswo, so in Ürmezö (Máramaros) und Nagy-Lehota (Neutraer Comitat) einfach in die Erde gestellt und das Grab mit einem Hügel bezeichnet; noch anderswo, wie in Felsö-Kubin (Árvaer Comitat) oder Pilin (Nógrád) finden sich die Urnen auf Grabfeldern, die mit aufgeschichteten Steinen umhegt sind, in einer oder zwei Reihen nebeneinander gestellt. Übrigens waren in ganz Oberungarn beide Bestattungsarten gebräuchlich. Was die in manchen Gegenden Oberungarns vorkommenden Hügel (Mohilka, Homolka) bergen, wird erst die Zukunft lehren. Zum Gegenstand genauer Untersuchung sind sie noch kaum gemacht worden. Sicher ist, daß sie Grabfelder, Bestattungsorte bezeichnen und zum Theil sogar noch jetzt zu solchem Zwecke dienen, wie dies auch der umfangreiche Tumulus in der Gemarkung von Priekopa (Turóczer Comitat) bezeugt.

Unsere Denkmäler der Bronzezeit stammen theils von diesen Gräberfeldern und besonders den Urnenfeldern, theils von den Bronzeguß-Werkstätten und aus den sogenannten Schatz- oder Depôtfunden, die bald durch die Arbeit des Pfluges, bald durch Wasserspülungen und andere Zufälligkeiten ans Tageslicht gelangten.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurden die im ganzen Lande gefundenen Bronze- und Goldgeräthe allgemein entweder in die römische oder in die keltische Zeit verwiesen. Als solche gelangten dann einige in den Besitz des Nationalmuseums, wo sie seither, oft ohne nähere Kenntniß des Fundortes, nur allgemein als „in Ungarn" gemachte Funde aufbewahrt werden. Trotzdem sind auch von diesen unzweifelhaft viele oberungarischen Ursprungs.

Unter unseren Bronzefunden sind es die Schatzfunde, denen wir die schönsten und am besten erhaltenen Gegenstände verdanken; dennoch ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus den von den Urnenfeldern stammenden Objecten eine größere Wichtigkeit beizumessen. Diese Gegenstände kommen gewöhnlich in arg beschädigtem Zustande zum Vorschein, theils weil sie schon ursprünglich in verstümmeltem Zustande der Asche beigelegt, theils

weil sie in vielen Fällen mit der Leiche verbrannt wurden, wie dies bei den auf den Urnenfeldern von Pilin, Felsö-Kubin, Nagy-Lehota u. s. w. ausgegrabenen Gegenständen wahrzunehmen ist. Doch vermindert dies keineswegs die Richtigkeit unserer obigen Behauptung, denn es ist gewiß, daß die auf den Urnenfeldern oder, sagen wir, den Gräberfeldern gefundenen Gegenstände als die sicherste Stütze dienen können, wenn es sich darum handelt, die Gleichzeitigkeit der in den Schatzfunden vorkommenden, ähnlich geformten und verzierten Gegenstände festzustellen, und sie zu classificiren. Dies ist insbesondere der



Der Schatzfund von Kraßnahorka-Medvedze.

Fall bei den mitunter auf den Urnenfeldern vorkommenden Gußformen, welche zugleich die sichersten Schlüsse auf die selbständige Entwicklung der Bronzeindustrie zu ziehen gestatten. Zu ähnlichen Schlüssen berechtigen uns zwar auch die in verschiedenen urzeitlichen Niederlassungen gefundenen Gußformen, wie sie in einzelnen Exemplaren an den Fundorten von Aßód, Dolány, Pilin und Szihalom gewonnen wurden; allein hinsichtlich der Classicität werden sie sämmtlich durch die auf dem Urnenfelde von Felsö-Kubin gefundenen Gußformen dieser Art übertroffen, daher wir uns auch mit diesem Fundorte eingehender zu beschäftigen haben.

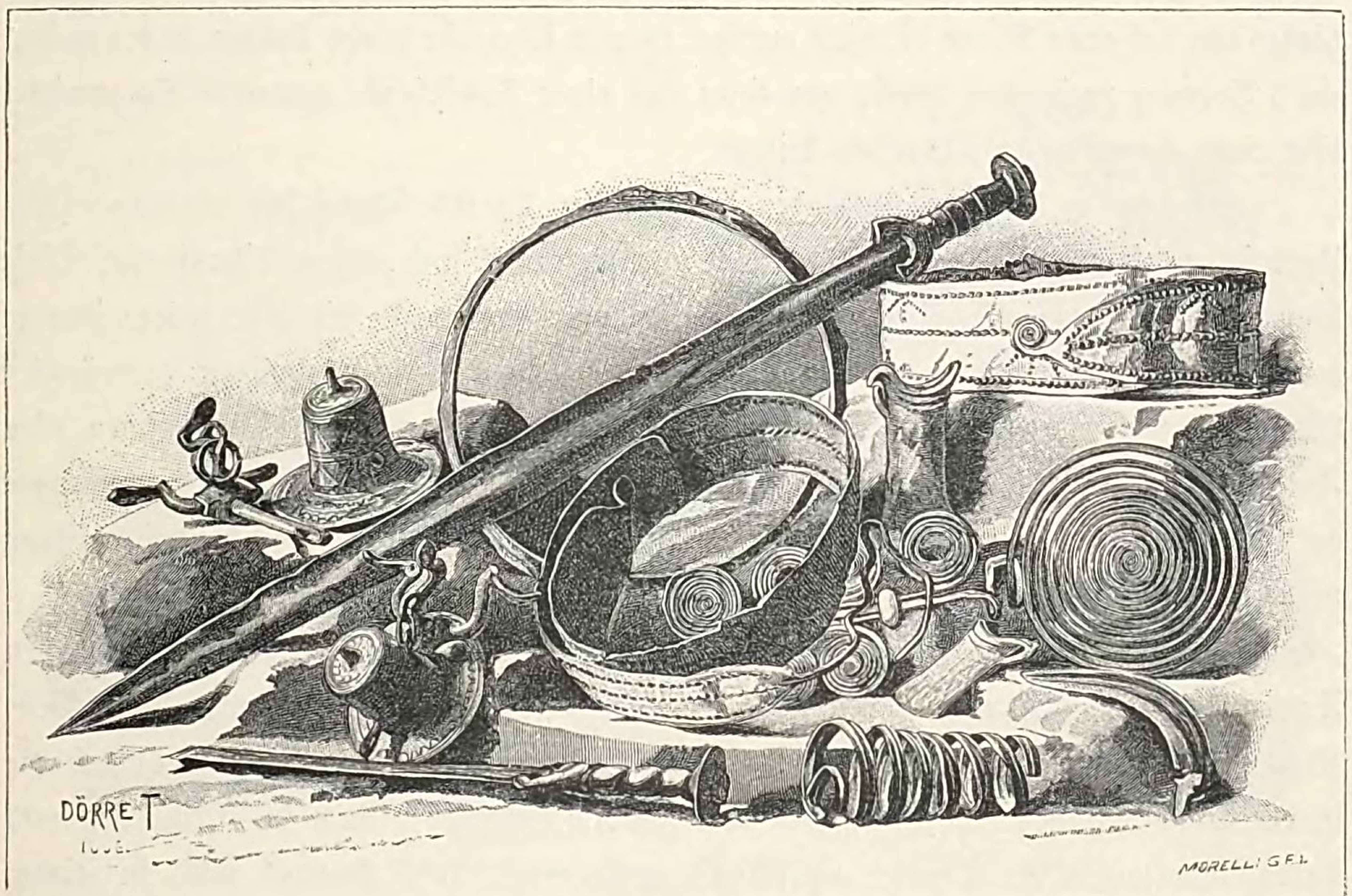
Dieses Urnenfeld liegt an der Südgrenze des Dorfes Felsö-Kubin im Árvaer Comitat, an einem kleinen Bache und nahe dem über das Dorf emporragenden vorgeschichtlichen

Felsenfestungswerk, und zwar auf einem zwischen dem Bach und der Landstraße gelegenen Acker, wo es im Jahre 1877 aufgefunden und durch den Schreiber dieser Zeilen durchforscht wurde. In einer Tiefe von 120 Centimeter standen da, in Kreisen von 5 bis 10 Meter Durchmesser, die mit halbmetergroßen, auf die Kante gestellten Sandsteinplatten umgeben waren, zwischen dünne Sandsteinplatten gestellt die Aschenurnen, und zwar stellenweise zwei Reihen übereinander. Mit Hügeln waren die Steinkreise nicht bezeichnet. Waren früher solche vorhanden, so mußten sie unter der Pflugschar längst verschwunden sein, welche dabei die 60 Centimeter tief gebettete Urnenreihe gar nicht zu streifen brauchte, und dieser Bestattungsort hätte dem Forscher noch lange verborgen bleiben können, wenn nicht eines Tages der hochgeschwollene Bach die Ufer zerrissen und so die Urnen herausgewaschen hätte. Die Gedenkgegenstände, als da sind: Nadeln, Ringe, Messerklingen, Fibelfragmente, Spinnwirtel, kleine urnenförmige Töpfe und Schöpf- (Opfer-) Schalen waren meist zu der Asche in die Urnen gelegt, lagen aber oft auch neben den Urnen. Dies gilt besonders von den Schalen, die schon wegen ihrer Größe nicht gut in den meist nicht gerade umfangreichen Urnen unterzubringen waren. Die oft sehr hübsch geformten, feinen Schälchen, die so um die Urnen herstanden, waren bei der Grabung leicht zu bemerken; dagegen bedurfte es des scharfen Forscherauges, um in der Umgebung einer Urne noch erhaltene und schon zerbrochene steinerne Gußformen wahrzunehmen, denn sie unterschieden sich in der modrigen Erde durch nichts von den Hunderten und Tausenden der zum Schutz der schlecht gebrannten Urnen dienenden Sandsteinplatten. Wir besitzen eine ganze Reihe dieser Gußformen, die zum Gießen von Celten, Sicheln, Messern, Näh- und Stecknadeln gedient haben. Die Model sind sämmtlich aus dem in dieser Gegend vorkommenden, feinkörnigen Karpathen-Sandstein gemeißelt, und zwar mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Am meisten fallen unter ihnen diejenigen auf, die zum Gießen von Messern gedient haben, schon weil in zwei Fällen neben dem Messermodel auch das Model eines gestielten, spitzen Stäbchens (Spießchens) zu sehen ist — das Urmodell der Gabel. Suchen wir nach Analogien, so werden diesen Messermodellen die in den dänischen Hügeln und unter den Überbleibseln der schweizerischen Seewohnungen gefundenen Messer am ähnlichsten sein, vielleicht auch noch das in Theben durch Sir Gardner Wilkinson aufgefundene Bronzemesser. Unter den in Ungarn gefundenen Bronzemessern weist, außer den auf dem Urnenfelde von Felsö-Kubin gefundenen Messerfragmenten, noch ein allerdings nicht ganz gebliebenes Messer, das zu dem aus Szendröláb (Borsoder Comitat) stammenden Schatzfunde im Nationalmuseum gehört, einige Ähnlichkeit auf.

Ähnlichen Grabfeldern aus der Bronzezeit, wie das Urnenfeld zu Felsö-Kubin, begegnet man allerorten, von Preßburg angefangen längs der kleinen Karpathen und dem Tátragebirge hinüber bis in die Comitate Ung, Bereg und Máramaros, wie auch von

den höchstgelegenen Thälern des Mátragebirges hinab bis fast in die große Alföld-Ebene. Systematisch erforscht sind aber nur ganz wenige. Die bedeutenderen Bestattungsorte, von denen wir sichere Nachrichten haben, sind die bei dem schon öfters erwähnten Pilin (Nógráder Comitat), bei Andrásfalva (Liptauer Comitat), Nyitraßeg (Barser Comitat), Novák, Nagy-Lehota (Neutraer Comitat), Úrmezö (Máramaros), Harsány (Borsoder Comitat) und andere mehr.

Die in den oberungarischen Gräberfeldern der Bronzezeit gefundenen Aschenurnen und Thongefäße sind ihrer Form nach, mit größeren oder geringeren Abweichungen, den



Gegenstände aus dem Komjáthnaer Bronzefund.

Gefäßen verwandt, die auf ähnlichen Bestattungsplätzen in anderen Gegenden des Landes gefunden wurden. Am häufigsten erscheint die bekannte bauchige, unten enge Urnenform, deren einzige Verzierung meist die über der Biegung des Bauches einander gegenüber angebrachten senkrechten Henkelchen, Buckel, zuweilen auch der Biegung des Bauches folgende Parallellinien bilden. Nur ausnahmsweise kommen bei den größten Urnen massive Henkel vor, die sich vom unteren Theil des Bauches schief nach abwärts krümmen. Die Thonmasse der Gefäße ist im allgemeinen sehr schlecht, mit Quarzsand gemischt, zuweilen mit Graphit geschwärzt. Viele sehen aus, als wären sie nicht einmal gebrannt und erst nachträglich der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen. Die in den Urnen vorkommenden

Gefäßchen sind gewöhnlich aus demselben Material der Form der Urnen nachgebildet. Bei vielen finden sich statt der Henkel Löcher an der Öffnung des Gefäßes, zum Hindurchziehen einer dünnen Schnur. Hübscher sind die aus feiner Masse gefertigten Henkelschalen, manche von sehr eleganter Form, mit Graphit geschwärzt und an der Biegung des Bauches mit gegenübergestellten linsenförmigen Eindrücken und von diesen beiderseits parallel hinablaufenden Linien verziert. Manche Schale ist selbst inwendig mit halbkreisförmigen Linien decorirt. Übrigens bestatteten, wie in unseren Tagen, so auch in der Bronzezeit die Wohlhabenderen ihre Todten mit größerem Staat und Luxus. Dagegen sehen wir oft, daß selbst das Untertheil eines zerbrochenen Topfes gut genug ist, um als Urne zu dienen. Darin hinterlegte der arme Mann die nicht weniger theuren Überreste seines Todten, denen er statt eines Bronzegegenstandes häufig nur einen aus einer Topfscherbe gemachte Spinnwirtel oder einen herzförmigen Kieselstein beilegte.

So arm an Bronzegegenständen die aus der Durchforschung der oberungarischen Urnenfelder stammende Beute ist, so reich und werthvoll sind unsere Schatzfunde. Diese Schatzfunde können in zwei Hauptklassen geordnet werden. In die erste wären jene zu verweisen, die bei feindlichen Einfällen durch die von ihren Wohnsitzen verdrängten Wanderstämme, oder die mit diesen Gegenständen Handel treibenden Ansässigen oder Fremden verborgen wurden. In die zweite Classe jene, die in einzelnen Niederlassungen der Bronzezeit, als Überreste von Gußwerkstätten, nach dem Untergange der Niederlassung unter deren Trümmern erhalten blieben.

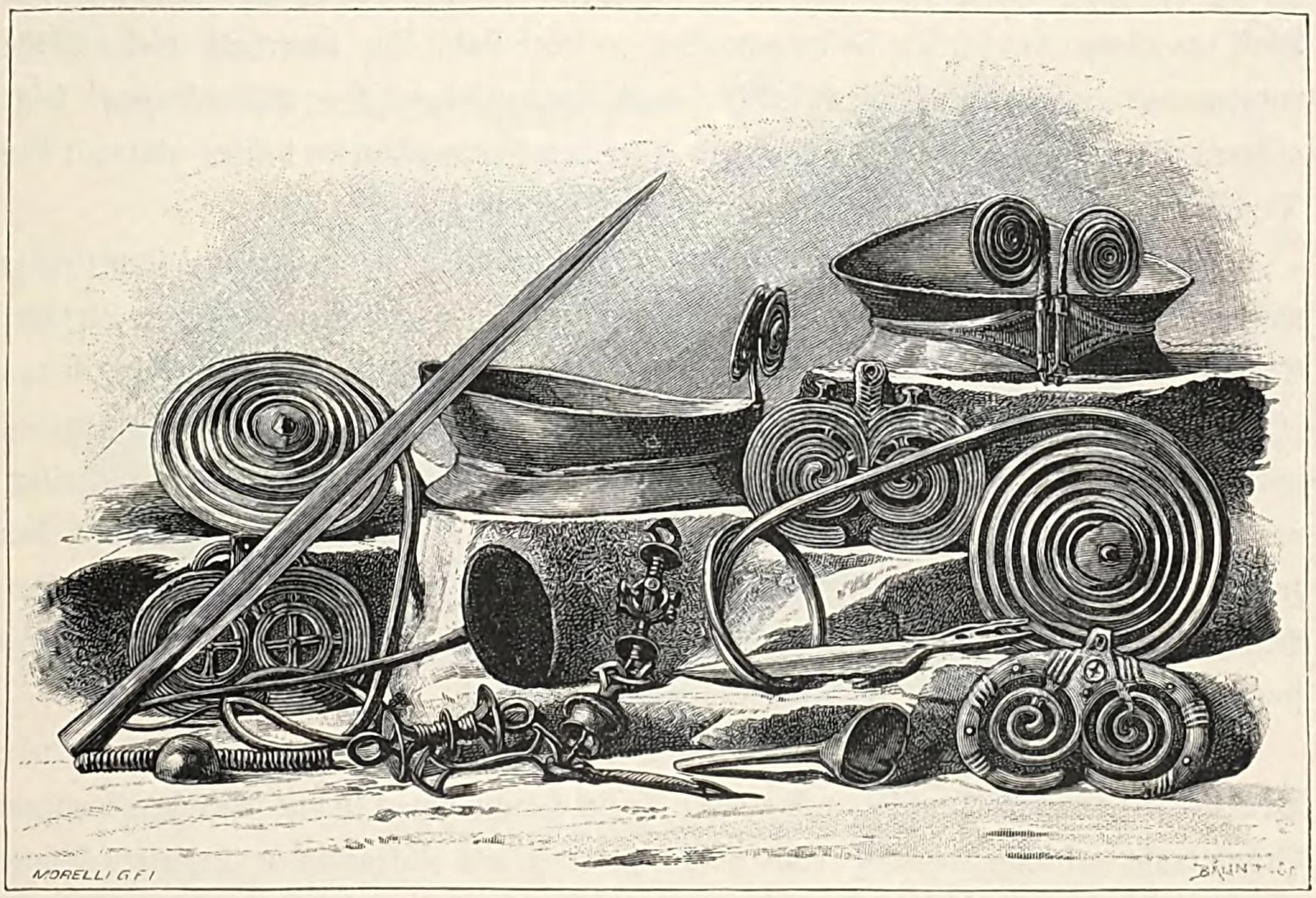
Oberungarn besitzt einen Reichthum von Schatzfunden beider Arten. Aus diesen Funden stammen die prächtig verzierten bronzenen Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen, Kronen, Hals- und Armringe, Fibeln, Ringe und verschiedenartige Bronzeschmuck, die in der archäologischen Abtheilung des Nationalmuseums, aber auch in öffentlichen und Privatsammlungen der Provinz massenhaft vorkommen. Josef Hampel zählt in seinem trefflichen Werke: „Die Denkmäler der Bronzezeit in Ungarn" gegen dreihundert solche Funde auf, von denen hundert dem eigentlichen Oberungarn angehören. Damit aber halten wir die Statistik der oberungarischen Bronzefunde noch keineswegs für erschöpft. Wie viele solche Schätze sind verschleudert worden und wie vielen einzelnen Objecten begegnet man in dem erwähnten Werke selbst, die offenbar aus derartigen kleineren, in die Aufzählung nicht aufgenommenen Schatzfunden herrühren.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle sämmtliche bekannte Schatzfunde Oberungarns aufzuzählen; dennoch ist es hier am Platze wenigstens jener Fundorte eingehender zu gedenken, die für die Prähistorik Ungarns besondere Wichtigkeit haben.

Da ist denn an erster Stelle der Schatz zu erwähnen, der an der Grenze der Dörfer Medvedze und Kraßnahorka im Árvaer Comitat schon zu Anfang der Vierziger-Jahre

durch dortige Bauern beim Kiesgraben entdeckt wurde. Dieser Schatz besteht blos aus vier Gegenständen, ist aber trotzdem als fürstlich zu bezeichnen. Von hier stammt jenes prächtige Diadem aus Bronzedraht, das gegenwärtig nebst zwei Schulterspiralen in der Sammlung des Schreibers dieser Zeilen verwahrt wird, desgleichen jene mit Zier-Anhängseln versehene große Spiralenfibel, die zu den Werthstücken der vorgeschichtlichen Sammlung des Nationalmuseums gehört.

Als ergänzende Theile dieses Schatzfundes kann man wohl jene prächtigen Schmuckgegenstände betrachten, die vor sechs Jahren in der Nähe des nämlichen Fundortes,



Zwei Diademe und Bronzegegenstände aus dem Funde von Kis-Terenne.

gleichfalls beim Kiesgraben gefunden wurden. Es sind dies: vier aus cylindrischem Bronzedraht gefertigte Brustzierden, zwei schwere, gewundene, massive Bronze-Torques (Halsringe), drei Armspiralen aus rundlich erhabenen Bronzebändern; eine schwere, aus rhomboidischem Draht gefertigte spiralige Tartschenfibel, fünf schwere, gegen einander gebogene, offene, und daher, wenn zusammengefügt, als Kettenglieder in einander greifende Bronzeringe; zwei kleinere, in Tartschen endigende Bronzespiralen; zwei eiserne Hohlmeißel und drei würfelförmige Eisenklötze im Gesammtgewicht von 6 Kilogramm.

Ganz abgesehen von der ausnehmend zierlichen und geschmackvollen Arbeit an den erwähnten Bronzegegenständen, bietet dieser Fund schon deshalb ein besonderes Interesse,

weil er ohne Zweifel schon aus jener Übergangsepoche der Bronzezeit herrührt, als die Urbewohner auch das Eisen kannten und das kostbare Bronzemetall blos zur Verfertigung der Schmuckgegenstände benützt wurde.

Der Fundort Kraßnahorka besitzt übrigens durchaus keinen so auffälligen Charakter, daß man daraus auf eine dort bestandene urzeitliche Niederlassung oder Begräbnißstätte schließen könnte. Die Gegenstände wurden, wie schon erwähnt, beim Kiesgraben in der bloßen Erde gefunden, allein ohne daß die Lagerung der um sie her befindlichen Kalksteine das Walten der Menschenhand verrathen hätte. Thatsache ist bloß, daß auf dem Gipfel des der Fundstätte gegenüberliegenden Berges Oßtrasicza Spuren eines mit doppeltem Wall umgebenen urzeitlichen Festungswerkes zu sehen sind. Die innerhalb dieser Wälle vorgenommenen Nachgrabungen haben jedoch, außer urzeitlichen Thonscherben, keine anderen Gegenstände geliefert, die auf das Alter des Festungswerkes deuten oder mit den Fundstücken von Kraßnahorka in Verbindung zu bringen wären.

Dem Bronzediadem von Medvedze-Kraßnahorka einigermaßen ähnliche Kopfzierden wurden an verschiedenen Stellen Oberungarns gefunden; unter Anderem eine im Liptauer Comitat, die im Jahre 1876 durch Béla Majláth ausgestellt wurde, und in Istenmezö (Heveser Comitat) zwei, wovon eine im Nationalmuseum aufbewahrt ist. Diese Kopfzierden unterscheiden sich von der in Kraßnahorka gefundenen insoferne, daß sie aus einem breiten, nach Art der Brochen geformten Bronzeblech gearbeitet und nur vorne mit (durch den zurückgebogenen Theil des Bleches gezogenen) Spiralen aus Bronzedraht verziert sind. Das Bruchstück einer ähnlichen Kopfzierde fand sich auch unter den Gegenständen des Schatzfundes von Rima-Szombat (Gömörer Comitat).

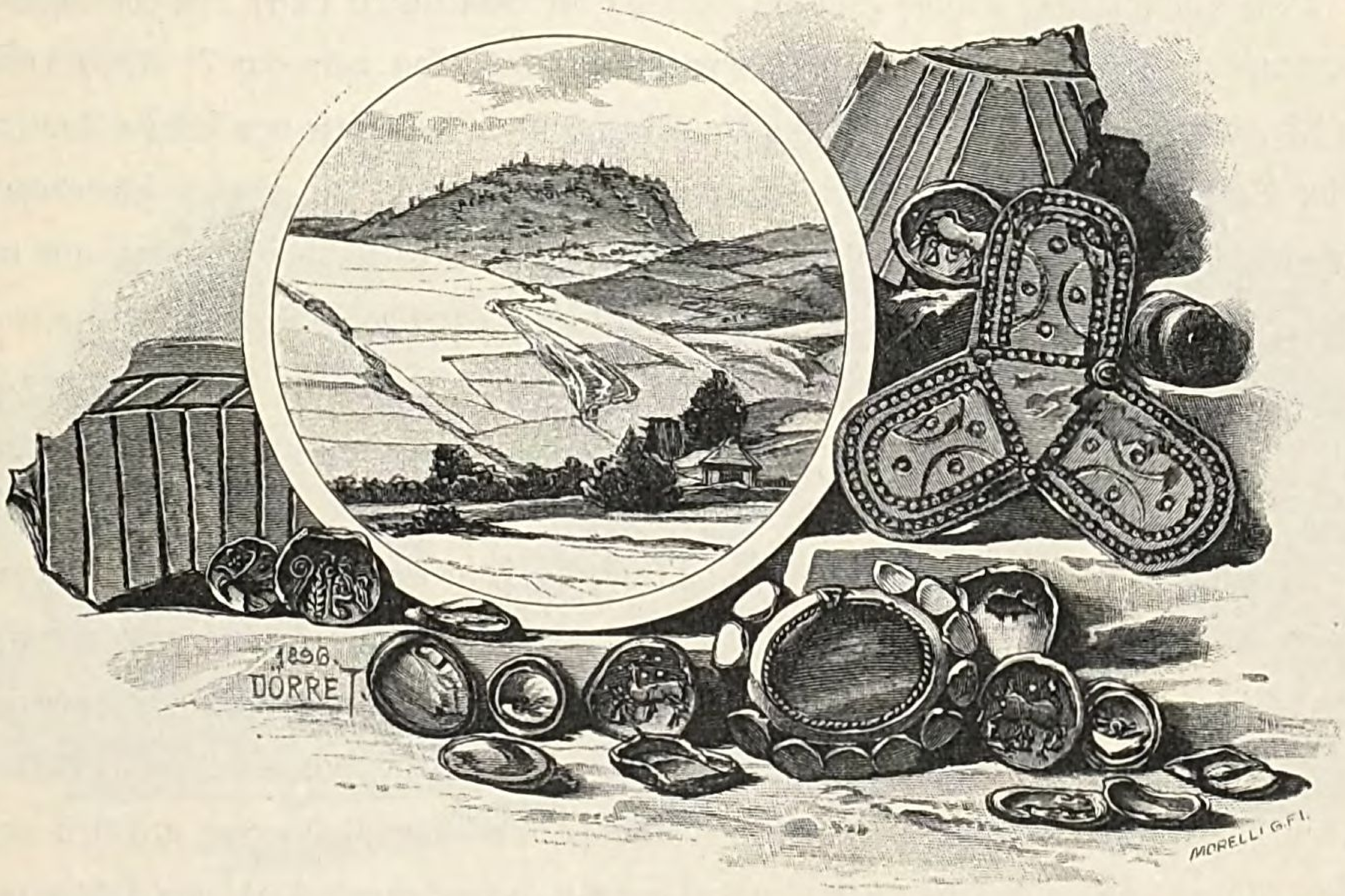
Im Nationalmuseum wird außerdem noch ein Diadem aus dem Schatz von Blatnicza (Turóczer Comitat) aufbewahrt. Dieser Hauptschmuck ist aus schraubenförmigem Bronzedraht gefertigt, der sich nach vorne zu einer mit Zickzacklinien verzierten Platte verbreitert, um dann mit zwei seitwärts zurückgebogenen tartschenförmigen Spiralen zu endigen.

Schließlich wäre noch ein defectes, flachgedrücktes Bronzediadem zu erwähnen, das sich im erzbischöflichen Museum zu Erlau befindet und dem von Kraßnahorka völlig ähnlich ist. Der Fundort ist leider unbekannt.

Der Umstand, daß, wie wir aus dem Berichte weiland Arnold Ipolyis wissen, eines der Diademe von Istenmezö auf dem Schädel eines menschlichen Gerippes gefunden wurde, läßt hinsichtlich der Bestimmung dieser Gegenstände keinerlei Zweifel bestehen.

Dem Schatzfunde von Medvedze-Kraßnahorka steht an Wichtigkeit der von Komjáthna (Liptauer Comitat) am nächsten. Aus diesem, an der Grenze des Árvaer Comitats gelegenen, von Bergen umgebenen slovakischen Dörfchen sind schon in der ersten Hälfte

unseres Jahrhunderts zahlreiche Schmuckgegenstände und Schwerter in die Antiquitätensammlung des Nationalmuseums und in die Sammlungen einzelner Alterthumsfreunde gelangt. Komjáthna ist besonders wegen der dort gefundenen Bronzeschwerter bemerkenswert, deren Zahl, soweit sie bisher bekannt sind, ohne Übertreibung mit mindestens vierzig angesetzt werden kann. Die Form dieser Schwerter ist so übereinstimmend, daß man sie, wo immer man ihnen begegnen mag, sofort erkennen wird. Die Klinge hat bei allen die Form eines Lilienblattes, sie ist einrippig, zweischneidig und mit feinen, zusammenlaufenden Parallellinien verziert. Der massive Bronzegriff, in dem der Fortsatz der Klinge von zwei Seiten durch Nägel, am unteren Theil des Griffes aber durch einen hervorstehenden



Trnini und die in seiner Umgebung gemachten Funde.

Knorren befestigt erscheint, ist kurz, oval und mit keinem Handschutz versehen; er endigt unten mit einer runden, flachen, gewöhnlich von einem kleinen Loch durchbohrten Scheibe, die in der Mitte einen knopfartig hervorragenden Knorren hat. Die Verzierung der Schwertgriffe zeugt zuweilen von besonderem Geschmack und Handgeschick, aber man begegnet auch wieder der primitivsten Pfuscherarbeit. Die Ziermotive sind Ellipsen, Dreiecke und Linien, und zwar mit größeren oder geringeren Variationen auf sämmtlichen Schwertern die nämlichen.

Ganz ähnliche Schwerter, wie die von Komjáthna, wurden in dem unfernen Szent-Márton und Német-Lipcse (Deutsch-Liptsch im Liptauer Comitat), in Veßka (Trentschiner Comitat), Felka (Zipser Comitat, acht Stück), Buzita, Zsujta (Abaujer Comitat), Egereske (Bereger Comitat) und an zahlreichen anderen Orten gefunden.

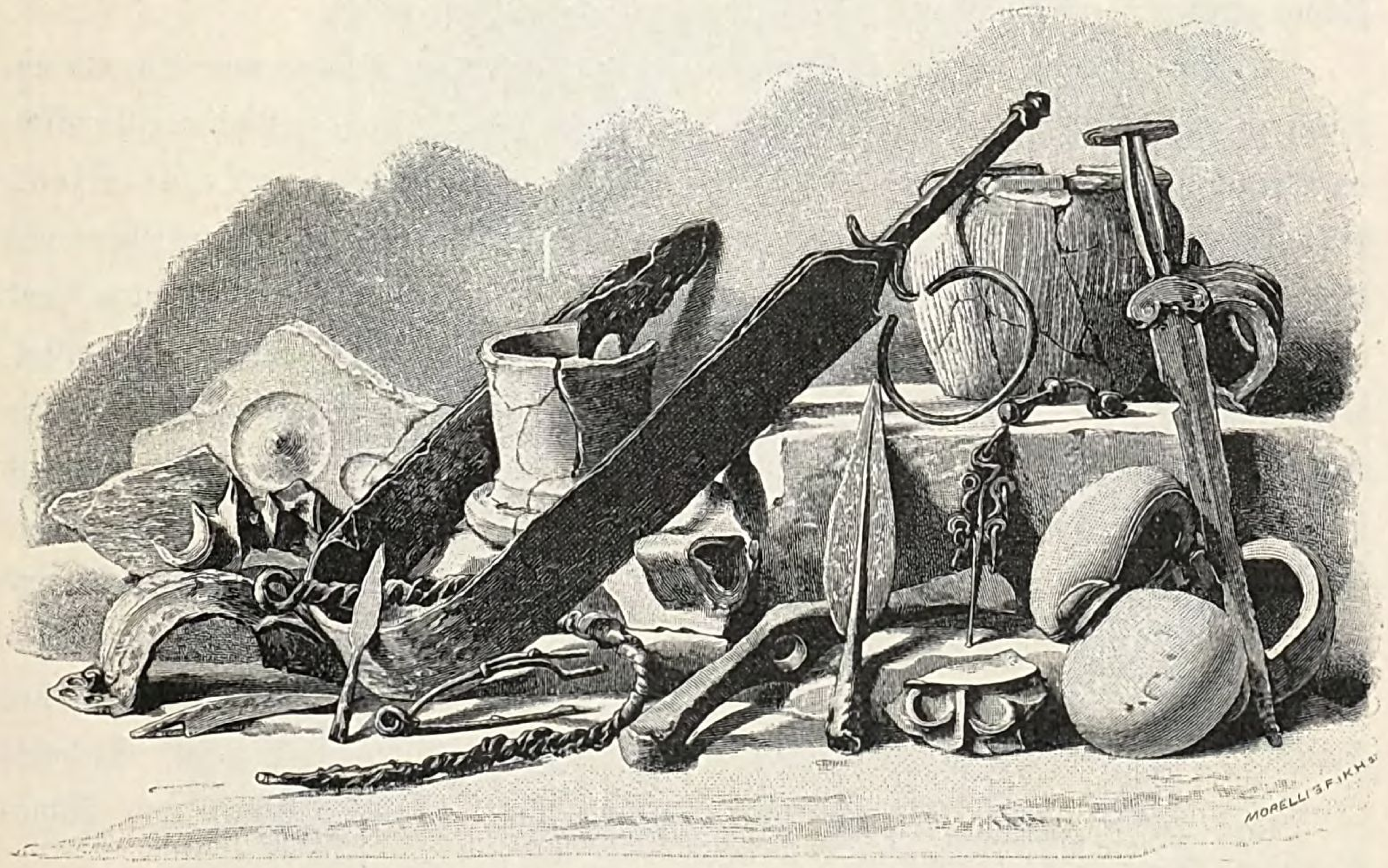
Die Länge der Schwerter wechselt zwischen 59·7 und 70·8 Centimeter. Die Thatsache, daß der Griff der Schwerter durchschnittlich kaum 7 bis 8 Centimeter lang ist, läßt darauf schließen, daß sie mehr zum Stechen, als zum Hauen bestimmt waren.

Außer den Schwertern fand man in Komjáthna noch eine hübsche Spiralenfibel, zahlreiche Sicheln und einen Hohlmeißel, das Modell des im Felsö-Kubiner Urnenfelde gefundenen; ferner Bruchstücke von Bronzegefäßen und Platten, die als Belag eines Gürtels gedient hatten, endlich Wagenbestandtheile, insbesondere eine Achsenbüchse, einen Achsennagel mit der Nachahmung eines Vogelkopfes und zahlreiche andere Gegenstände, die größtentheils in das Nationalmuseum gelangt sind.

Dem Komjáthnaer Funde zunächst steht an Reichhaltigkeit unter den oberungarischen Schwertfunden der von Podhering (Bereger Comitat), wo man am 7. April 1880 am linken Ufer der Latorcza, bei Aushebung eines Grabens in der Tiefe von sechzig Centimetern vierzehn Bronzeschwerter fand. Ihre Klingen zeigen gleichfalls die oben beschriebene, und für Ungarn charakteristische Lilienblattform. Dagegen sind die Griffe verschieden und nur ein einziger zeigt die für die Komjáthnaer Schwertgriffe charakteristische Form und Construction. Bei acht Schwertern sind die Griffe von flachovaler, in der Mitte ausgebauchter Form, ihre untere Platte aber napfförmig. Bei fünfen ist der Griff flach und war augenscheinlich mit Holz verkleidet, was auch aus den Nagellöchern der Griffe gefolgert werden kann. Die Verzierung der meisten weist die nämlichen Motive auf, denen wir auf den oberungarischen Schwertern begegnen. Die Schwerter sind 50 bis 95 Centimeter lang und zeigen auch hinsichtlich des Grades der Bearbeitung außerordentliche Verschiedenheiten, woraus der Beschreiber des Fundes, Theodor Lehóczky, den Schluß zieht, daß sie nicht aus einer und derselben Werkstatt stammen. Den grifflosen Schwertern von Podhering gleichen auch die in Sajó-Gömör und Oreszkó (Zempliner Comitat) gefundenen. Das von letzterem Orte stammende war hier hervorzuheben, weil es das längste (966 Millimeter) unter allen in Ungarn bisher bekannten Bronzeschwertern ist. An diesem, wie an den Podheringer Schwertern, sieht man namentlich um die am Ansatz der Klinge befindlichen Löcher her Flecken von Eisenrost, woraus zu folgern ist, daß der Holzüberzug des Griffes durch eiserne Nägel befestigt war. Diese Schwerter wären also gleichfalls schon in die Übergangszeit zu setzen.

Auf Grund der feineren und gröberen Ausarbeitung der an den Schwertern vorkommenden Verzierungen haben einige die Meinung ausgesprochen, die feiner ornamentirten möchten vom Auslande eingeführt, die roher verzierten aber nur deren Nachahmung sein. Allein, wenn überhaupt zugegeben werden kann, was nach dem Gesagten auch nicht zu leugnen ist, daß die Schwerter dieser Art in Ungarn und namentlich in dessen nördlichem Theile verfertigt wurden, so ist wahrlich nicht einzusehen, warum es nicht auch unter den damaligen Bronzearbeitern Künstler und Stümper gegeben haben soll.

Unter den in Oberungarn durchforschten reichen Niederlassungen aus der Bronzezeit ziehen besonders die im Nógráder Comitat befindlichen die Aufmerksamkeit auf sich. Von diesen aber ist in erster Reihe Kis-Terenne zu nennen, von wo schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ganze Sammlungen in den Besitz Franz Kubinyi's, Nikolaus Jankovich's und Gabriel Fejérváry's, später aber theils in die Alterthümersammlung des Nationalmuseums, theils in die Museen von Liverpool, London, Kopenhagen u. s. w. gelangten. Im Nationalmuseum werden insgesammt 158 Antiquitäten aus Kis-Terenne verwahrt, unter denen besonders die cylindrischen Spiralen aus feinem Golddraht und die bronzenen Zierathen für Pferdegeschirr Beachtung verdienen.



Gegenstände der La Tène-Periode aus den Funden von Pilin und Szirák.

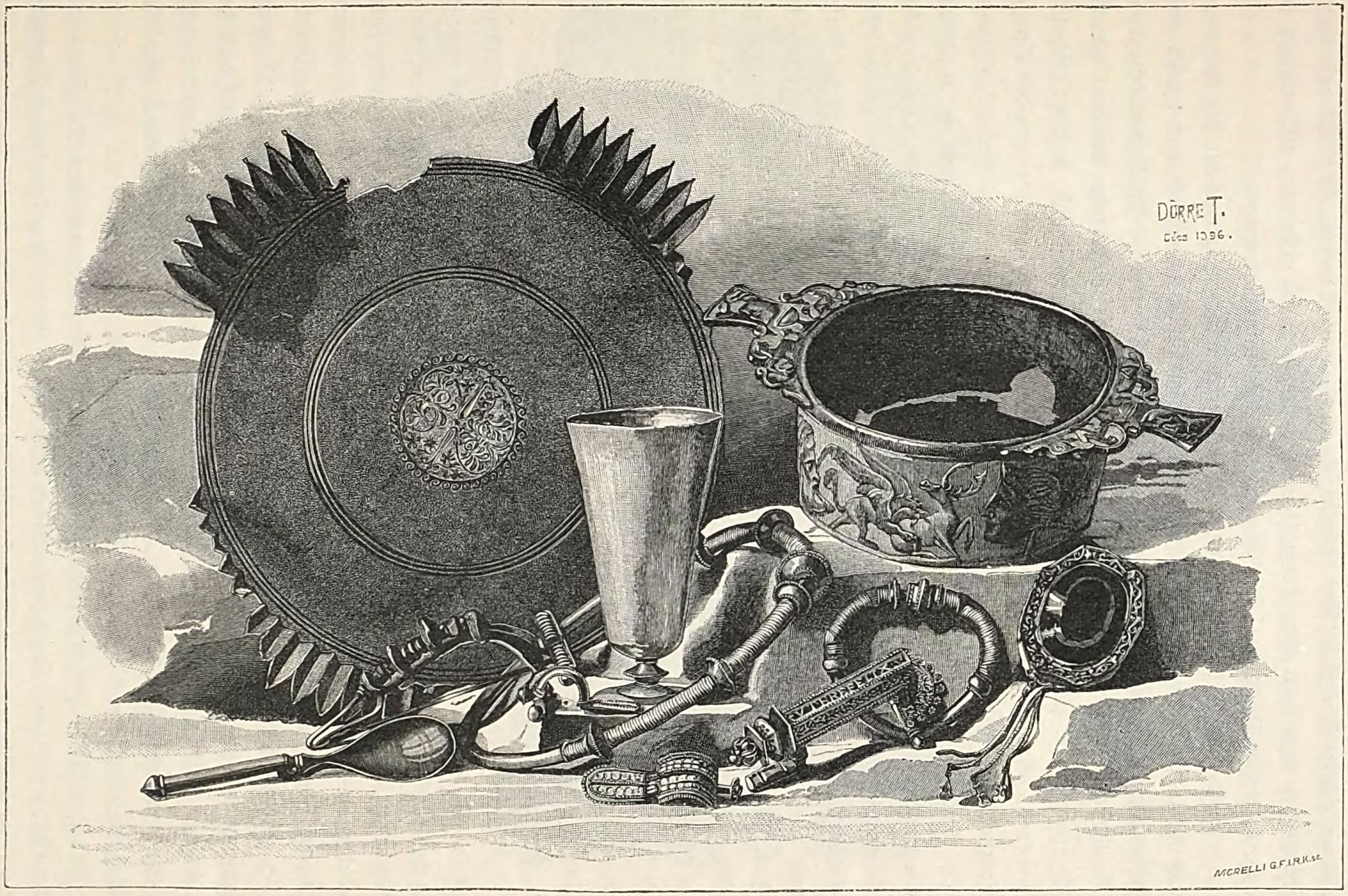
Nicht minder reich an Funden aus der Urzeit ist Pilin nebst Umgebung. Aus dem einzigen, durch Baron Eugen Nyáry 1867 bis 1869 durchforschten Gräberfelde sind mehrere tausend Gegenstände in den Besitz des glücklichen Forschers gelangt. Der in Pilin gefundenen Gußformen ist schon früher gedacht worden. Außer ihnen erregen noch besonderes Interesse die hier ausgegrabenen Thongefäße, die aus Thon verfertigten Figürchen vierfüßiger Thiere, die thönernen Petschaften und vor Allem die verschiedenartigen kleinen, augenscheinlich als Kinderspielzeug zu betrachtenden Bronzewerkzeuge, wie: Hohlmeißel, Dolche, kleine spiralige Armschützer und dergleichen mehr. Auch Schatzfunde kommen in Pilin ziemlich häufig vor. Der bedeutendste unter ihnen ist der im Jahre 1879 durch einen dortigen Bauer angeblich unter einem Eichenstamm aufgefundene, der aus

drei Bronzedolchen, zwei Axthämmern und einer den Axthämmern ähnlichen zweiarmigen Waffe besteht. Zwei der Dolche haben Klingen von Lilienblattform und Grifffortsätze, der eine überdies auch einen in der Mitte der Klinge entlanglaufenden Grat mit stumpfer Schneide. Der dritte Dolch unterscheidet sich von den übrigen darin, daß sein Grat die Form eines Schnurgliedes hat. Am Ansatz der Klinge haben alle drei Dolche Löcher, die zur Befestigung der Griffplatten gedient haben. Die Länge der Dolche schwankt von 19·2 bis 32 Centimeter. Nicht unerwähnt bleibe hier noch ein vierter, nicht zum obigen Fund gehöriger Dolch aus Pilin, der sich jetzt im Berliner Museum befindet und die charakteristischen Züge aufweist, daß sein Grat mit einem dreifachen Schnurglied verziert ist und sein Grifffortsatz mit einem Reif endigt.

Ähnliche Dolche kommen auch in anderen vaterländischen Funden vor. So, um nur einige zu erwähnen, der am Griff abgebrochene Dolch von Bobrócz (Liptauer Comitat) im Berliner Museum, dann im Ungarischen Nationalmuseum der von Tatár-Szent-György (Comitat Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun), der mit einem Schnurglied versehene von Kis-Bessenyöd (Szabolcser Comitat), die ähnlichen Dolche aus dem berühmten Fund von Kis-Terenne und schließlich die in Fugyi-Vásárhely (Biharer Comitat) gefundene Gußform, die zur Herstellung von Dolchen nach Art des mit einfachem Schnurglied gezierten Piliner Exemplars diente. Die Piliner Dolche gehören, nach Hampel, dem in den Bronzeregionen Ungarns gewöhnlichen Typus an, der nur noch in Italien, nicht aber in den Bronzeregionen Skandinaviens, Englands, Frankreichs und Mitteleuropas vorkommt. Auch die Axthämmer zeigen einen vaterländischen Typus. Der in Ungarn seltener vorkommende zweiarmige Axthammer findet in den oberungarischen Funden Analogien, und zwar in denen von Andrásfalva (Liptauer Comitat), Szebeßló (Turócz), Deutsch-Liptsch (Német-Lipcse, Liptau), Felsö-Dobßa (Abauj) und Rima-Szombat (Gömör).

Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Hohlmeißel, Arm- und Schulterspiralen, Spiralfibeln, kleinere und größere Ringe, sowie andere aus Bronzedraht verfertigte Schmucksachen, kommen in den oberungarischen Schatzfunden überall sehr zahlreich vor. Die bemerkenswerthesten derartigen Gegenstände stammen aus den schon erwähnten Schätzen von Sajó-Gömör, Felsö-Balogh und Rima-Szombat (Gömörer Comitat), ferner aus den Gußwerkstätten von Bodrog-Kereßtur und Nagymihály (Zempliner Comitat), den Schatzfunden von Forró, Zsujta, Buzita (Abaujer Comitat) und Szendrö (Borsoder Comitat), aus den Resten der Gußwerkstätte von Lázárpatak im Bereger, aus dem Funde von Stampfen (Stomfa) im Preßburger Comitat und zahlreichen anderen.

Beilstöcke, Streitkolben und aus massiver Bronze gefertigte Schulter- und Armspangen kommen an den eigentlichen oberungarischen Fundstätten nur mitunter vor, und es ist mehr



Der Schatz von Osztropataka.

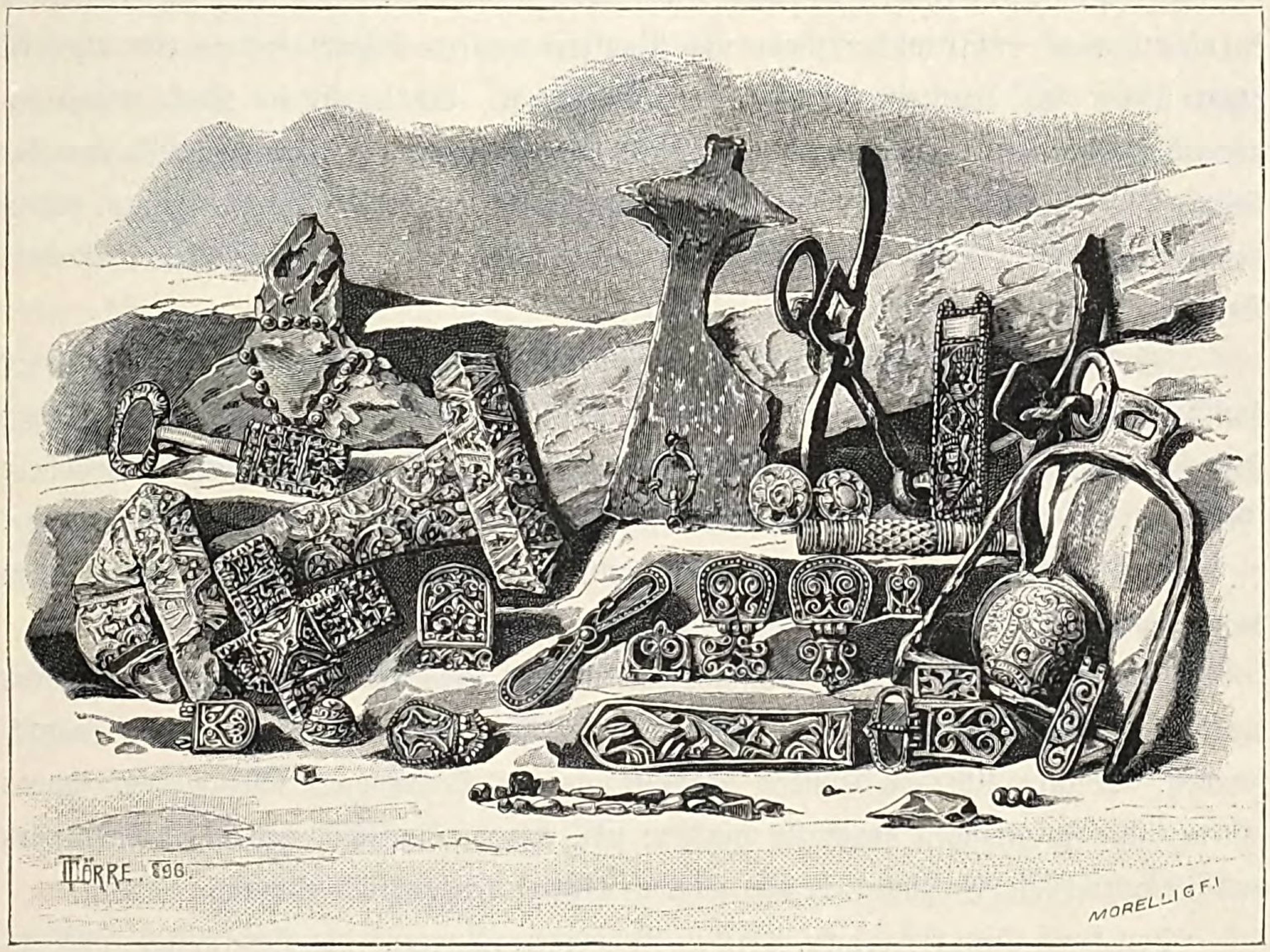
als wahrscheinlich, daß sie hier nicht so sehr im Gebrauche waren, als in den entfernteren südöstlichen Comitaten Ung, Bereg, Ugocsa, Máramaros und Szatmár, wo derartige, oft außerordentlich hübsch gearbeitete Gegenstände sehr häufig vorkommen.

Gold- und Silberschmuck kommt in den oberungarischen Funden nur sehr selten vor, und wenn sich einmal etwas derartiges findet, stammt es gewöhnlich aus irgend einer späteren Periode, und zwar entweder aus römischer oder aus der Völkerwanderungszeit. Namhaftere Goldfunde wurden gemacht: in Lengyelfalva (Abaujer Comitat), von wo Goldreife in die Sammlung Josef Csoma zu Devecser gelangt sind, in den Ortschaften Fejércse (Goldreife), Gelénes (Fibel), Gulács, Hete (Reif) und Kanora des Bereger Comitats. In letzterem Orte wurden unter Anderem 32 Goldkügelchen (Perlen?) gefunden. Der Fund ist im Besitze des Grafen Erwin Schönborn. Alle aber sind an Reichthum übertroffen durch den Schatz von Szarvaszó im Máramaroser Comitat, dessen urspüngliches Gewicht angeblich 9 Kilo betragen haben dürfte. Er enthielt unter Anderem: 12 aus Blech geschnittene Spiralen, 3 halbmondförmige Blechplatten, 7 Armspangen, 82 gekerbte Reifen und 52 Stück Perlen. Diese Dinge gelangten theils in das Nationalmuseum, theils in die Sammlung Josef Mihályi zu Máramaros-Sziget, manches ist aber auch verloren gegangen. Und noch ein bedeutender Schatz, der ausschließlich aus goldenem Ringgeld bestand, wurde in Máramaros gefunden. Die aus diesem Schatze stammenden 52 Ringe im Gewicht von 952·40 Gramm haben einen Durchschnittswerth von 10·2 bis 11 Gramm, woraus Josef Hampel mit einiger Wahrscheinlichkeit folgerte, daß auch bei den urzeitlichen Völkern Ungarns das in den südlichen Gegenden Asiens und Europas schon im X. Jahrhundert v. Chr. herrschende uralte babylonische Gewichtssystem Geltung hatte.

Außer den angeführten wurden wiederholt besonders interessante und werthvolle Gold- und Silbergegenstände in Oßtropataka (Sároser Comitat) gefunden, und zwar im Jahre 1790 Goldfibeln, Arm- und Halsringe, ein Becher, ein in durchbrochenen Goldrahmen gefaßter Onyx von drei Schichten, mit vier an feinen Goldketten hängenden Ziergliedern, und eine mit Reliefs geschmückte Silberschale; dann im Jahre 1865 Goldreifen, Ringe, Fibeln, vergoldete Silberplatten von gepreßter Arbeit und andere Gegenstände. Der erste Fund ist in der Wiener k. und k. Antiquitätensammlung, der zweite im Nationalmuseum aufbewahrt. An den Objecten beider Funde erkennt man den Geschmack der römischen Barbarenzeit. Die Zeit des 1865er Grabfundes wird, auf Grund einer beiliegend gefundenen römischen Goldmünze, durch Henßlmann und nach ihm Hampel mit aller Wahrscheinlichkeit in die zweite Hälfte des III. Jahrhunderts verlegt.

Den Gold- und Silberschatzfunden reihen sich die oberungarischen Münzfunde aus der Barbarenzeit an. Der bedeutendste ist der von Sillein (Zsolna, Trentschiner Comitat), der ursprünglich 100 bis 150 Stück, größtentheils römische Münzenimitationen, aber auch

mehrere quadische Münzen umfaßte. Der Fund gelangte, wie ja meist in solchen Fällen, in mehrere Hände, ein Theil ging sogar verloren; viele Münzen sind aber dennoch in öffentlichen und Privatsammlungen untergekommen, wo sie der wissenschaftlichen Forschung zugänglich sind. Julius Neudeck war es, der die Aufmerksamkeit der Numismatiker auf die Wichtigkeit des Fundes lenkte, und seinen rastlosen Bemühungen gelang es in der That bei der Beschreibung dieses Fundes die gelehrte Welt mit 28 bisher unbekannten quadischen Münzen bekannt zu machen.



Gegenstände der Völkerwanderungszeit aus den Funden von Nagy=Surány und Blatnicza.

Einige Wichtigkeit besitzt ferner der zu Nagy=Bißterecz (Árvaer Comitat) auf dem Felsgipfel „Trnini" (= Dorn, Zaun) gefundene Schatz, aus dem ein mit Blätterzacken besetzter goldener Kranz im Gewichte von 7 Gramm nebst 12 goldenen und 17 silbernen Münzen der Barbarenzeit in die Sammlung des Schreibers dieser Zeilen gelangt ist. Die meisten Goldmünzen zeigen die besonders in Böhmen so häufig vorkommende runde, vertiefte Form der sogenannten „Regenbogenschüsselchen"; doch kommen unter ihnen auch welche vor, die einem flach gedrückten und vertieften Menschenschädel gleichen. Eine dieser Münzen zeigt an ihrer vertieften Seite eigenthümlich verflochtene Linien. Die Silbermünzen sind plumpe Nachahmungen der Tetradrachmen Alexanders des Großen und

Philipps (IV. Jahrhundert v. Chr.) Unsere Fachgelehrten halten im Allgemeinen alle diese Münzen, dergleichen auch in den benachbarten Comitaten Turócz und Liptau gefunden wurden, für keltischen Ursprungs, was neben anderen Gründen dafür sprechen würde, daß dieser Volksstamm, obgleich Viele es leugnen, sich bis hierher und auch bis in die obere Waag-Gegend verbreitet hatte.

Auffallenderweise sind unter den auf dem Felsgipfel von Nagy-Bißterecz ausgegrabenen urzeitlichen Gegenständen (Mahlsteinen, Gewichten, Thongefäßen) keinerlei Bronzegegenstände gefunden worden. Wohl aber fand sich daselbst eine eigenthümliche kleeblattförmige, mit Halbkreislinien und Punkten verzierte Eisenplatte, wie eine ähnliche schon früher im Turóczer Comitat gefunden wurde. Letztere ist im Nationalmuseum verwahrt. Ingwald Undset, der früh verstorbene Custos am urgeschichtlichen Museum der Universität Christiania, hat erkannt, daß diese charakteristische Platte die Urform der in den skandinavischen Funden so häufig vorkommenden Riemenschnalle von karolingischem Stile ist.

Übrigens ist Oberungarn nicht eben reich an Funden aus der älteren Eisenzeit. Dies hat seinen Grund darin, daß die meist in sehr beschädigtem Zustande vorkommenden Eisenfunde, besonders in früherer Zeit, die Aufmerksamkeit der Forscher nicht in so hohem Grade erregten, wie die Gold-, Silber- und Bronze-, ja selbst die Steingegenstände, vielmehr die Eisenfunde erst in neuerer Zeit, seitdem die systematischen Forschungen begonnen haben, jene Beachtung finden, die ihnen thatsächlich zukommt.

Im Verlaufe unserer Darstellung haben wir uns wiederholt auf die Funde berufen, die dafür sprechen, daß Eisen und Bronze auch in Oberungarn gleichzeitig in Gebrauch standen. Solchen Übergangsfunden begegnet man in Oberungarn überall, wo immer systematische Forschungen angestellt wurden; von Árva südöstlich hinab bis Máramaros und südwestlich bis Preßburg, in dem ganzen District diesseits der Donau.

Von jener Cultur dagegen, die den Bewohnern Ungarns die Kenntniß des Eisens vermittelt hatte, von der Hallstätter, sind in Oberungarn nur vereinzelte Spuren zu finden. Der allgemeinere Gebrauch des Eisens wurde, wie es scheint, erst im V. und IV. Jahrhundert v. Chr. durch die mit dem Ausdruck „La Tène“ bezeichnete keltische Bildung verbreitet. Seine Spuren treten in den näher zur Donau gelegenen Gegenden häufiger auf, als in dem Landstrich am Fuße der Karpathen, und die in den Gräbern von Pilin (Nógráder Comitat), Imely (Komorner Comitat) und Szobb-Ipolypart (Honter Comitat) gefundenen eisernen Waffen und Geräthe, welche die charakteristischen Vertreter des Geschmackes dieser Zeit sind, kommen in den nördlicheren Gegenden Oberungarns nur hie und da vor. Und wenn vorausgesetzt werden kann, daß Jahrhunderte verstreichen mußten, bis diese Culturströmung in dieser Gegend heimisch wurde, und wenn beinahe mit Sicherheit

gesagt werden kann, daß diese Cultur sich hier Jahrhunderte hindurch friedlich entwickeln konnte, so wird es schwerlich als kühne Behauptung erscheinen, wenn wir sagen, daß in Oberungarn der Gebrauch des Eisens schon in die geschichtliche Zeit, also in die der römischen Eroberung fällt.

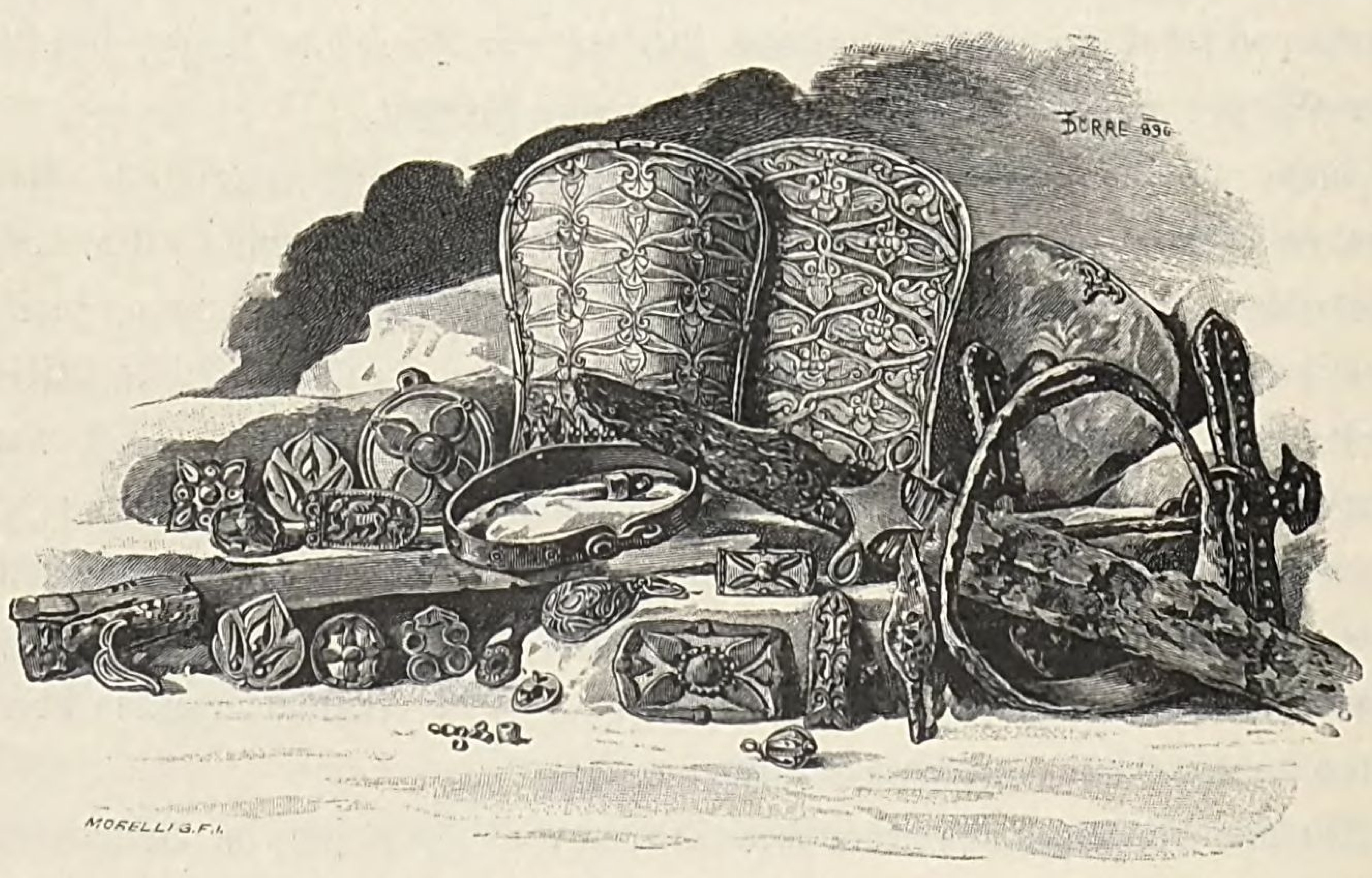
Funde, die das Heimischwerden der römisch-pannonischen Cultur in Oberungarn beweisen würden, sind freilich nicht gemacht worden. Allein wir wissen, daß die Römer wiederholt mit den diese Gegenden bewohnenden Daciern, dann auch mit den Marcomannen und Quaden zusammenstießen, und so können wir es als sicher annehmen, daß die Völker jener oberungarischen Gegenden, die mit den vollkommeneren römischen Waffen bekannt geworden waren, und durch ihre Vermittlung auch die benachbarten, historisch weniger bekannten Barbarenstämme, das Metall, aus dem die Römer ihre Waffen fertigten, immer häufiger zu gebrauchen begannen. Dazu kommt noch als ebenso unbezweifelbar, daß die Bewohner Oberungarns seit der Eroberung Pannoniens auch mit der classischen Cultur immer häufiger in Berührung kamen. Die römischen Händler standen nicht nur mit den barbarischen Bewohnern der Grenzstädte in geschäftlichem Verkehr, sondern auch mit den Gegenden jenseits der Karpathen, wohin von Pannonien und Dacien aus, hauptsächlich den Thälern der größeren Ströme folgend, Handelsstraßen zogen, welche Oberungarn durchschnitten und dem beständigen Umlauf von römischem Geld und römischen Industrieartikeln zugute kamen.

Für diese Beziehungen sprechen auch die in den bronzezeitlichen Niederlassungen vorkommenden römischen Münzen und Eisenklötze, die namentlich in den südöstlichen Gegenden Oberungarns häufig sind. Als Beispiele dafür dienen, unter vielen anderen, etwa die Funde von Klacsanó und Ormód im Bereger, von Kapos im Unger, von Máramaros-Sziget und Vörösmart im Máramaroser Comitat.

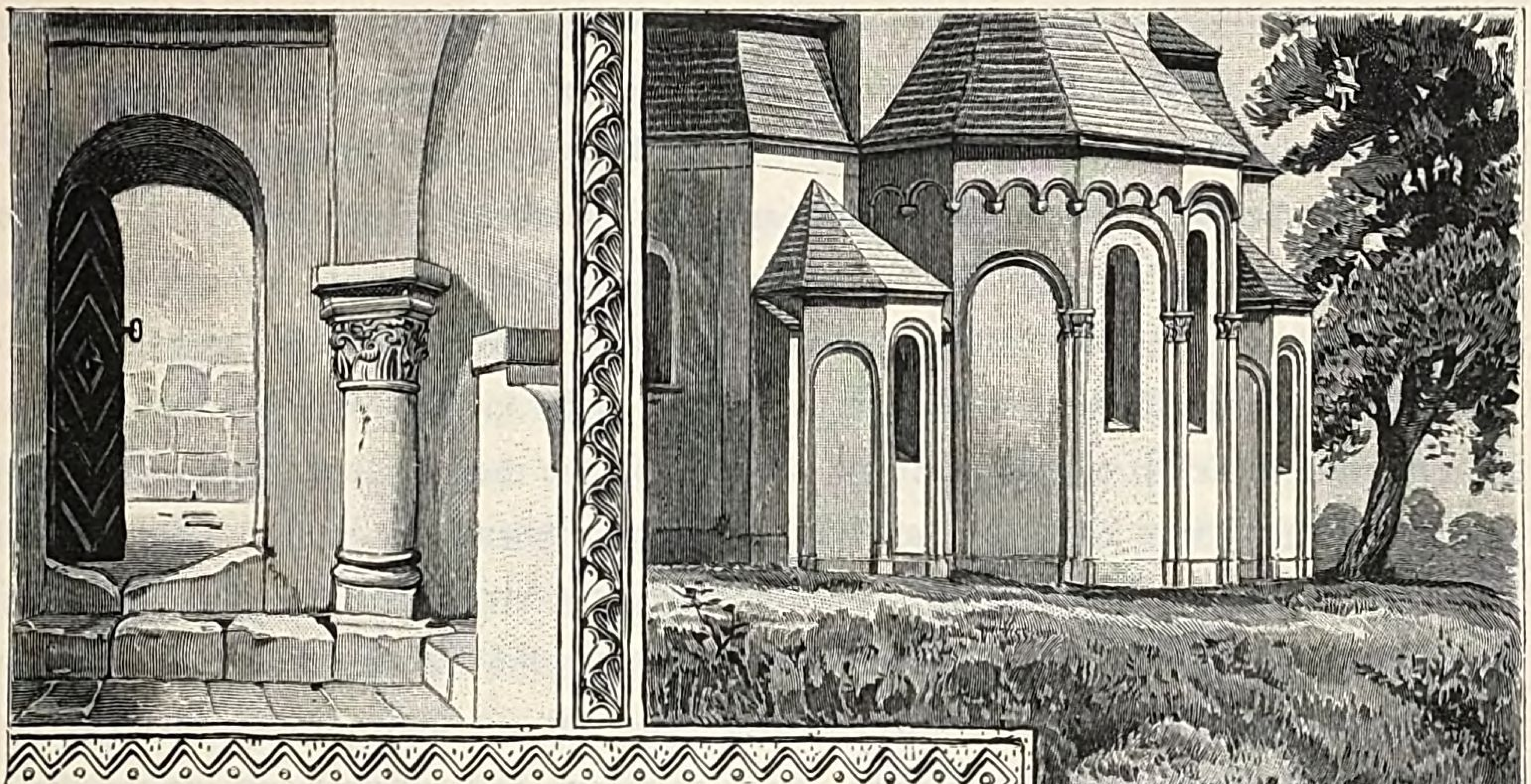
Funde aus der Völkerwanderungszeit und von hunnisch-avarischem Charakter kommen in Oberungarn nur vereinzelt vor, sie sind da ebenso selten, wie die urmagyarischen Reitergräber, deren Prototypen wir in den berühmten Funden von Szeged-Öthalom besitzen. Solche wurden gefunden: in Blatnicza, Szolyva (Bereger Comitat), Szécsény, auf der Pußta Bene (Nógráder Comitat), in Pilin und Galgócz (Neutraer Comitat). Die drei letztgenannten Fundorte sind um so merkwürdiger, weil da neben den Gerippen des Menschen und des Pferdes außer einigem Gold- und Silberschmuck auch Münzen aus dem IX. und X. Jahrhundert gefunden wurden. Aus der Seltenheit solcher Grabfunde in Oberungarn den Schluß zu ziehen, daß die Völkerwanderung über diese Gegenden spurlos hinweg gegangen sei, wäre ein Fehler.

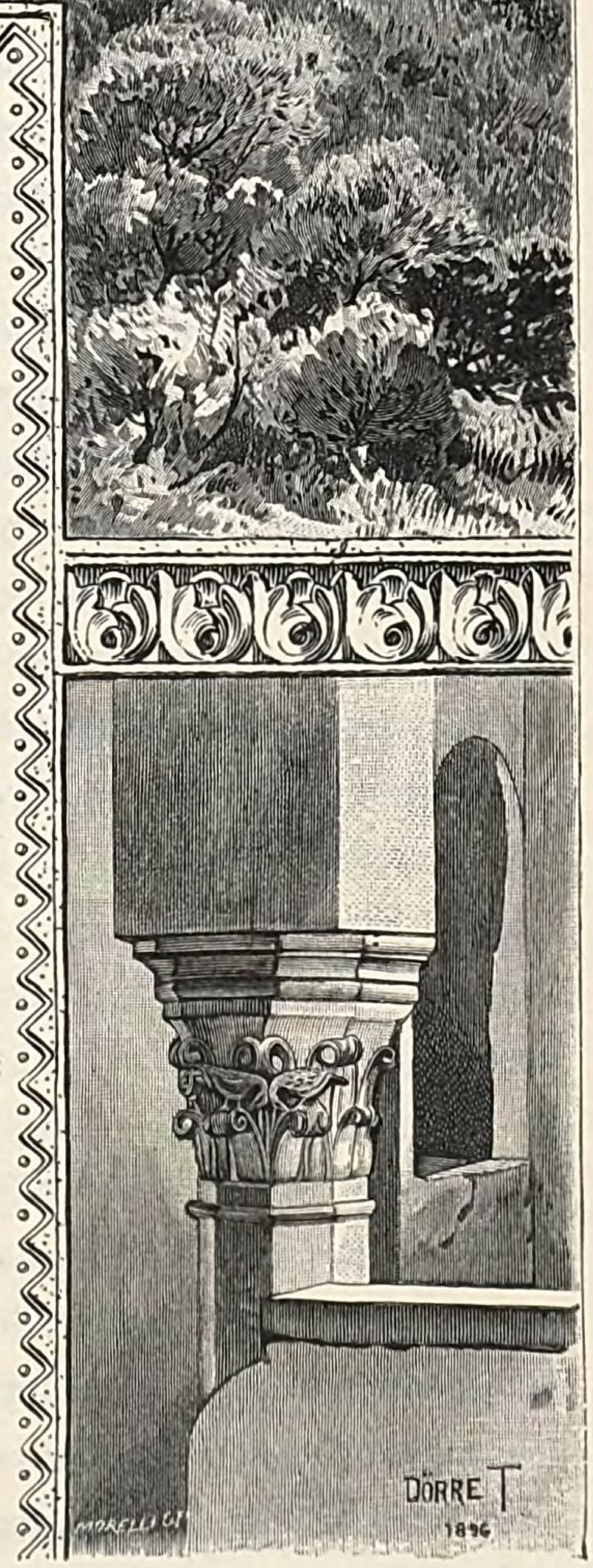
Mit dem Niedergang der römischen Staatsgewalt schiebt sich eine Völkerwelle über die andere her, und wenn auch die größeren Kämpfe mehr in den südlichen Theilen

Ungarns, auf den ebenen Flächen an der Donau und Theiß vor sich gehen, können die Wellenschläge der Völkerbewegung doch auch Oberungarn nicht unberührt lassen, und besonders nicht die auf den Abhängen der Ostkarpathen angesiedelten Barbarenvölker, die, aus ihren Wohnsitzen verdrängt, sich immer höher hinaufzogen und zwischen den Felsbergen der urwaldbedeckten Region ein Asyl suchten und fanden, bis nach dem Vorüberbrausen des hunnisch-avarischen Einfalles die Magyaren für sich und die verschiedenen unterworfenen Volksstämme ein dauerndes Vaterland begründeten. Zu diesen Stämmen sind insbesondere die weniger kriegerischen slavischen Stämme zu zählen, deren einzelne Schwärme gegen das Ende der Völkerwanderung die nördliche und nordöstliche Gebirgsgegend Oberungarns sozusagen unbemerkt besetzt hatten. Dem großen Völkerstreit fern, schlugen diese Stämme hier dauernde Wurzel, und es ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die prächtigen Bronzegegenstände Oberungarns nicht nur für die Kelten, sondern auch für die mehrhundertjährige friedliche Culturentwicklung dieser Volksstämme ein stummes Zeugniß ablegen. Wir brauchen nur weiter zu forschen, um mit Hilfe der Ethnographie die Elemente dieser Cultur leicht in der Cultur unserer eigenen Rasse, und in Sprache, Sitten und Gebräuchen derselben — wie auch wieder umgekehrt — aufzufinden. Und wie die Bronze durch eine glückliche Mischung von Metallen jenes geschmeidige, elastische, den Unbilden der Zeit trotzende Metall geworden ist, so konnten auch die landerobernden Magyaren nur mit den hier vorgefundenen Volksstämmen zu einer Nation verschmolzen den hundertjährigen Stürmen Trotz bieten und dieses Vaterland, unser Aller gemeinsame Heimat, bereits ein Jahrtausend hindurch aufrecht erhalten.



Gegenstände aus der Zeit der „Landnahme", aus den Funden von Szolyva, Galgócz und Pilin.





Chorabschluß und Details der Kirche zu Kis-Bény.

Die
Baudenkmäler Oberungarns.

Romanische Periode. — Die römische Kriegskunst befestigte in Pannonien zu Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die von Carnuntum bis Aquincum reichende Donaulinie und legte zu größerer Sicherheit auch am linken Ufer kleinere Befestigungen an. Wenigstens lassen gewisse Spuren Aquincum gegenüber, sowie längs der Flüsse Gran und Eipel, unfern ihrer Mündungen, errathen, daß die Vertheidigung der Provinz sich nicht auf das rechte Stromufer beschränkte. Neuestens sind im Thale des Marchflusses auf einem der bei Stampfen aufsteigenden Hügel die Reste eines linksufrigen römischen Forts zum Vorschein gekommen. Unter diesen Trümmern kommen die Ziegel der Legio XIIII. gemina victrix Augusta vor. Das im Grundriß 47 Meter lange und 17 Meter breite Fort diente dem am rechten Ufer gelegenen und von hier mit freiem Auge gut sichtbaren Carnuntum als vorgeschobener Wachposten. Doch berührten die

römischen Waffen nur den durch die Donau gebildeten Rand des von Quaden und Marcomannen bewohnten Gebiets, und so konnte auch Oberungarn der Cultur des Alterthums nicht theilhaftig werden, es kann sich der Reste römischer Bauwerke nicht rühmen.

Die christliche Religion und Cultur gelangte in diese Gegend um die Mitte des IX. Jahrhunderts. Der Erzbischof von Salzburg, Adalram, war es, der um das Jahr 830 mit bewaffneter Unterstützung des Frankenkönigs Ludwig des Frommen die von den Fluthen der Völkerwanderung hieher gespülte mährisch-slavische Bevölkerung zum Christenthum zu bekehren anfing. Fürst Moimir vertrieb den Fürsten Privina, der sich mit einem Theil seines Volkes in das Dunántul (Land jenseits der Donau) flüchtete, dort die Taufe empfing und zu Szalavár auf den Trümmern einer römischen Lagerstätte eine Burg nebst drei Kirchen erbaute. Auch Moimir beugte sich der fränkischen Macht und Erzbischof Adalram erbaute in Neutra, an einem der mährisch-schlesischen Fürstensitze, die erste christliche Kirche dieses Landstrichs, die er zu Ehren Sanct Emmerams weihte. Bald darauf, unter dem Griechen Methodius, der seit 869 als Bischof, von 875 bis 885 als Erzbischof von Mähren das Bekehrungswerk im heutigen Ungarn leitete, wurde Neutra Bischofssitz und Papst Johann VIII. weihte auf Ersuchen Svatopluks, Fürsten von Mähren, den deutschen Missionär Wiching zum ersten Bischof von Neutra. Dank dem Eifer der deutschen Missionäre gelangte das neue Bisthum alsbald zu großem Ansehen. Die Kirche Adalrams, die später Kathedralkirche wurde, dürfte in der Neutraer Burg, an der Stelle der jetzigen Domkirche gestanden haben, und da im VIII. und IX. Jahrhundert die Kirchen auch in Deutschland aus Holz gebaut wurden, ist es zweifellos, daß die Neutraer, sowie die anderen, in der Diöcese durch die deutschen Priester errichteten Kirchen aus Holz gezimmerte, primitive Constructionen von geringer Haltbarkeit waren. Methodius richtete seine Thätigkeit mehr gegen Norden. Sein Sitz war Velihrad, ein sagenhafter Ort mitten im dicksten Urwald. Die Chronik hat nur den Namen desselben verzeichnet, seine Lage ist unbekannt. Das Volk lebte weit zerstreut in den Thälern der Flüsse Waag, Neutra, Gran, Eipel, Hernád, Zagyva, Sajó, Popper, Ung, Laborcz und Latorcza, zum Theil sogar ohne staatlichen Verband, in Hütten aus lehmverschmiertem Ruthengeflecht oder in befestigten Niederlassungen mit Pallisaden, ruthengeflochtenen Zäunen und Gräben, die längs der Flüsse auf Hügelhöhen angelegt waren. So sahen auch die Burgen aus, welche Svatopluk in der Gegend des Neutraflusses gefunden hatte. Das Volk neigte auch nach seiner Bekehrung durch Methodius zum Heidenthum und beeilte sich nicht sehr, die mit dem Christenthum verknüpfte Cultur aufzunehmen. Übrigens ließ ihm die „Landnahme“ der Magyaren gar keine Zeit dazu.

Die erobernden Magyaren fühlten sich als Reitervolk von der endlosen Ebene zwischen Donau und Theiß und dem sanften Hügelgelände des Dunántul mehr angezogen

als von dem gebirgigen, mit düsteren Waldungen bedeckten Oberland. Die natürliche Schönheit des Dunántul war auch noch gesteigert durch die Überreste eines älteren, besser cultivirten Zustandes. Dort wurde die Eroberung des Landes vollständig und fand ihren Abschluß; dort ließen sich die vornehmeren, mächtigeren Stämme in größerer Zahl nieder; dort werden sie auch das Christenthum zuerst und am unmittelbarsten kennen gelernt haben. Dorthin verlegte später König Stefan der Heilige die meisten seiner kirchlichen Stiftungen. Die zum größten Theil mit ununterbrochener Waldung bedeckten Gegenden Oberungarns zeigten sich hiezu nicht sonderlich geeignet, überdies lag bei der Spärlichkeit der Bevölkerung auch keine solche Nothwendigkeit dazu vor. Von den zehn Bisthümern, die der königliche Organisator des Christenthums im Lande errichtete, kann das Waitzner Bisthum nur insofern dem Oberlande zugezählt werden, als sein Sitz am Fuße der äußersten Ausläufer der Karpathen liegt, während sein Gebiet dem Alföld zugehört. Die Erlauer Diöcese erstreckte sich aus dem Lande zwischen Donau und Theiß bis in den östlichen Theil der Nordgegend hinauf. Die Insel Schütt, sowie die Thäler der Waag, Neutra, Gran und Eipel, und noch weiter das ganze bewohnte Gebiet gegen das Gebirge hin, gehörten bis an die Landesgrenze zur Graner Diöcese. Das Neutraer Bisthum entstand fast hundert Jahre später; es wurde vielleicht durch König Béla II. um das Jahr 1133 gegründet, zum Theil aus den Stiftungen Ladislaus' des Heiligen. Auf dem nördlich von Neutra in der Ebene aufsteigenden Zoborberge, wo sich schon zur Zeit der Slaven eine Einsiedelei befand, stand unter der Regierung Stefans des Heiligen ein Benedictinerkloster zu Ehren des heiligen Hippolyt.

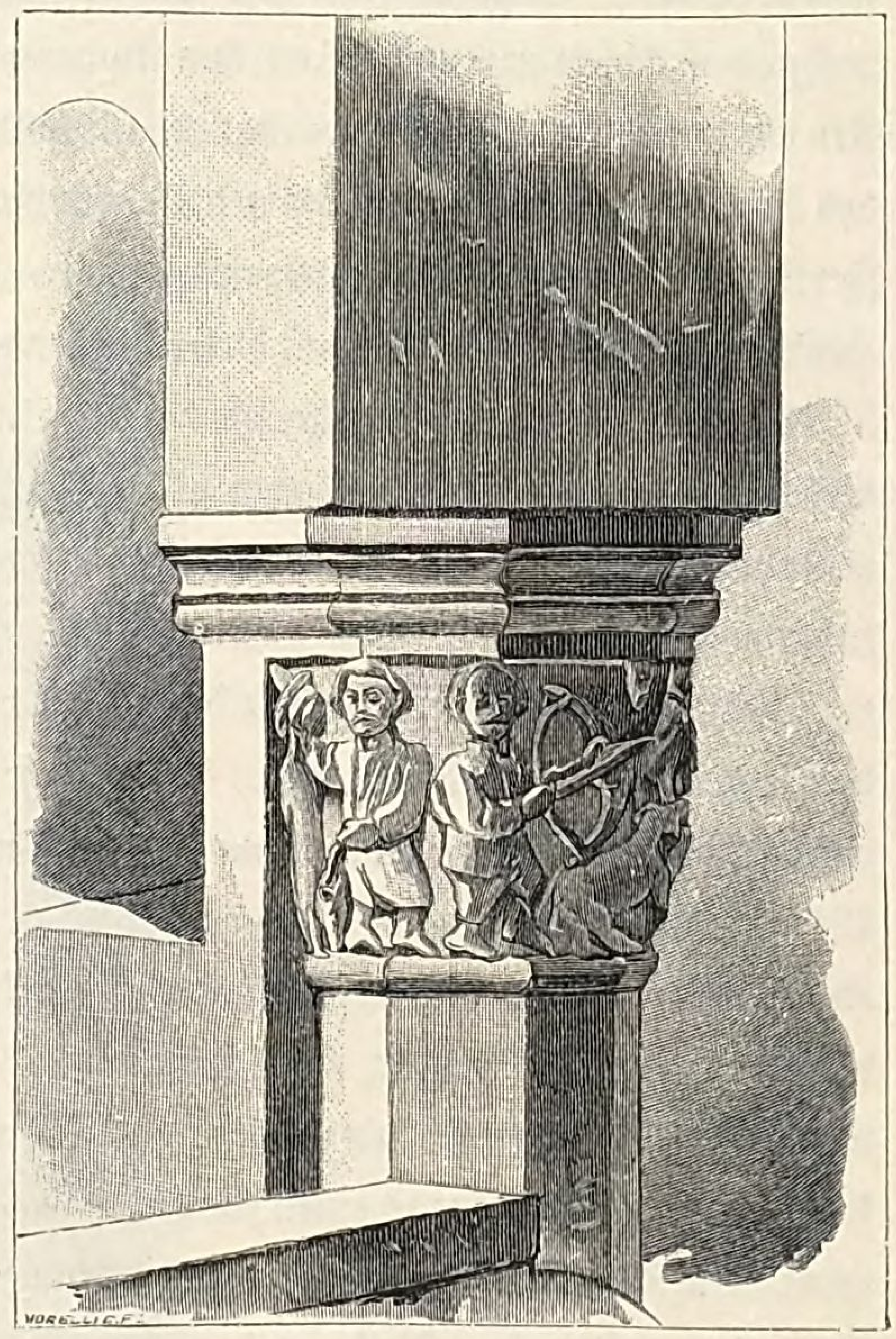
Keine Aufzeichnung bezeugt, daß auf diesem Gebiete des Reiches unter Stephan dem Heiligen irgend ein Gebäude errichtet worden; immerhin wird es so viel wie sicher sein, daß im Laufe des XI. Jahrhunderts auch an den beiden Bischofssitzen Waitzen und Erlau Kirchen erbaut wurden. König Géza I. (1074 bis 1077) ließ sich in der Waitzner Domkirche bestatten. Ladislaus der Heilige schenkte der Erlauer Kirche Besitzungen. Martyrius ist der zweite, dem Namen nach bekannte Bischof der Erlauer Diöcese; er ließ als Erzbischof von Gran größere Bauten ausführen, es ist also anzunehmen, daß er auch als Bischof von Erlau, etwa in den Jahren 1142 bis 1150, ein Gleiches gethan hat. Wahrscheinlich hat der Aufschwung, den die Bauthätigkeit im Dunántul zu Ende des XII. Jahrhunderts unter Béla III. (1172 bis 1195) nahm, auch nach dem Oberlande übergegriffen und es dürften zu dieser Zeit auch die dem XI. Jahrhundert entstammenden, primitiven Kirchen der Bischofssitze Waitzen und Erlau neu aufgeführt worden sein. Vielleicht steht die Schenkung, durch welche Béla III. die Erlauer Kirche förderte, damit im Zusammenhang. Diese neugebaute Kirche in Erlau mag es dann gewesen sein, in der sich König Emerich im Jahre 1204 beisetzen ließ. Béla IV. sagt in seiner Urkunde vom

Jahre 1261, durch welche er die bei dem Tatareneinfall zerstörte Erlauer Kirche neu begründet, jene alte Kirche habe an Glanz alle Kirchen des Landes übertroffen. Diese beiden Kathedralen mögen die hervorragendsten Vertreter der romanischen Baukunst in ihrem reicher entwickelten Stadium gewesen sein. Andere Daten über Bauten des XI. Jahrhunderts sind nicht vorhanden. Auch im XII. Jahrhundert finden sich keine Spuren einer lebhafteren, ganz Oberungarn umfassenden Bauthätigkeit. Die Benedictiner, sowie die später gekommenen Cistercienser und Prämonstratenser, ließen sich zumeist an den glänzenden politischen und kirchlichen Machtsitzen im Dunántul nieder; in den endlosen, rauhen Waldgebieten am Fuße der Karpathen kehrten sie seltener ein, gründeten da weniger Niederlassungen und erbauten den Umständen angemessen zeitweilige Kirchen und Klöster aus Holz, die sie freilich alsbald durch dauerhafte Steinbauten ersetzten. Solche wenig dauerhafte Holzkirchen mögen schon im XI. Jahrhundert zahlreich genug entstanden sein, noch mehr allerdings im XII. Jahrhundert an den besser bevölkerten Wohnstätten, besonders in den Niederlassungen der deutschen Einwanderer, wie namentlich zu Kaschau und Eperjes.

Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts beginnt jene Bauthätigkeit, von der wenigstens einige Schöpfungen erhalten sind. Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts ist im ganzen Lande, also auch im Oberland, die letzte Periode des romanischen und Übergangsstils, die mit dem Tatareneinfall (1242) endet. Da wir jedoch die früheren Werke der Baukunst nicht einmal in ihrer Allgemeinheit kennen, sind wir nicht in der Lage, den Zusammenhang zwischen der im XI. und XII. Jahrhundert einerseits und in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts anderseits gebräuchlichen Bauweise oder die Zahl der Bauwerke festzustellen. Ferner sind auch die erhalten gebliebenen hervorragenderen Denkmäler so gering an Zahl und auch wieder so primitiv und verschieden geartet, daß sie selbst die architektonische Entwicklung ihrer eigenen Zeit nicht erkennen lassen. Der ältere Ursprung bedeutet keine primitivere und der spätere Ursprung keine entwickeltere Kunst.

Von den uns unbekannten romanischen Kathedralkirchen zu Waitzen, Erlau und Neutra abgesehen, lassen sich in der romanischen Baukunst des Oberlandes, den zwei Arten von Kirchen entsprechend, im Allgemeinen zwei Hauptrichtungen unterscheiden. Die Mönchsbauten haben die nämlichen Eigenthümlichkeiten, wie die der Gegenden, aus denen die betreffenden Mönche nach Ungarn eingewandert sind. Die Cistercienser behalten das ihnen eigene, aus Frankreich stammende Modell auch hier bei; die Bauten der Benedictiner verrathen südländische Einwirkung. Die größeren und kleineren Pfarrkirchen folgen dem sächsischen Muster, das theils durch die Einwanderer direct aus Sachsen, theils über Mähren hieher gelangte. Ein einigermaßen directer und entschiedener mährisch-slavischer Einfluß zeigt sich nicht einmal in den von Slaven bewohnten nordwestlichen Comitaten.

In dieser Hinsicht ist vielleicht als einzige Ausnahme der mehr als einen Halbkreis bildende thurmartige Bau zu nennen, der sich an die Ostseite der Domkirche zu Neutra lehnt. In Mähren waren das XII. Jahrhundert hindurch die romanischen Kirchen fast durchgehends Gebäude von runder Form, deren Ostseite eine halbkreis- oder mehr als halbkreisförmige Apsis hatte. Möglicherweise ist das Überbleibsel zu Neutra der Theil einer Kirche von dieser mährischen Form und in Oberungarn das einzige Denkmal der echten mährisch-romanischen Baukunst.



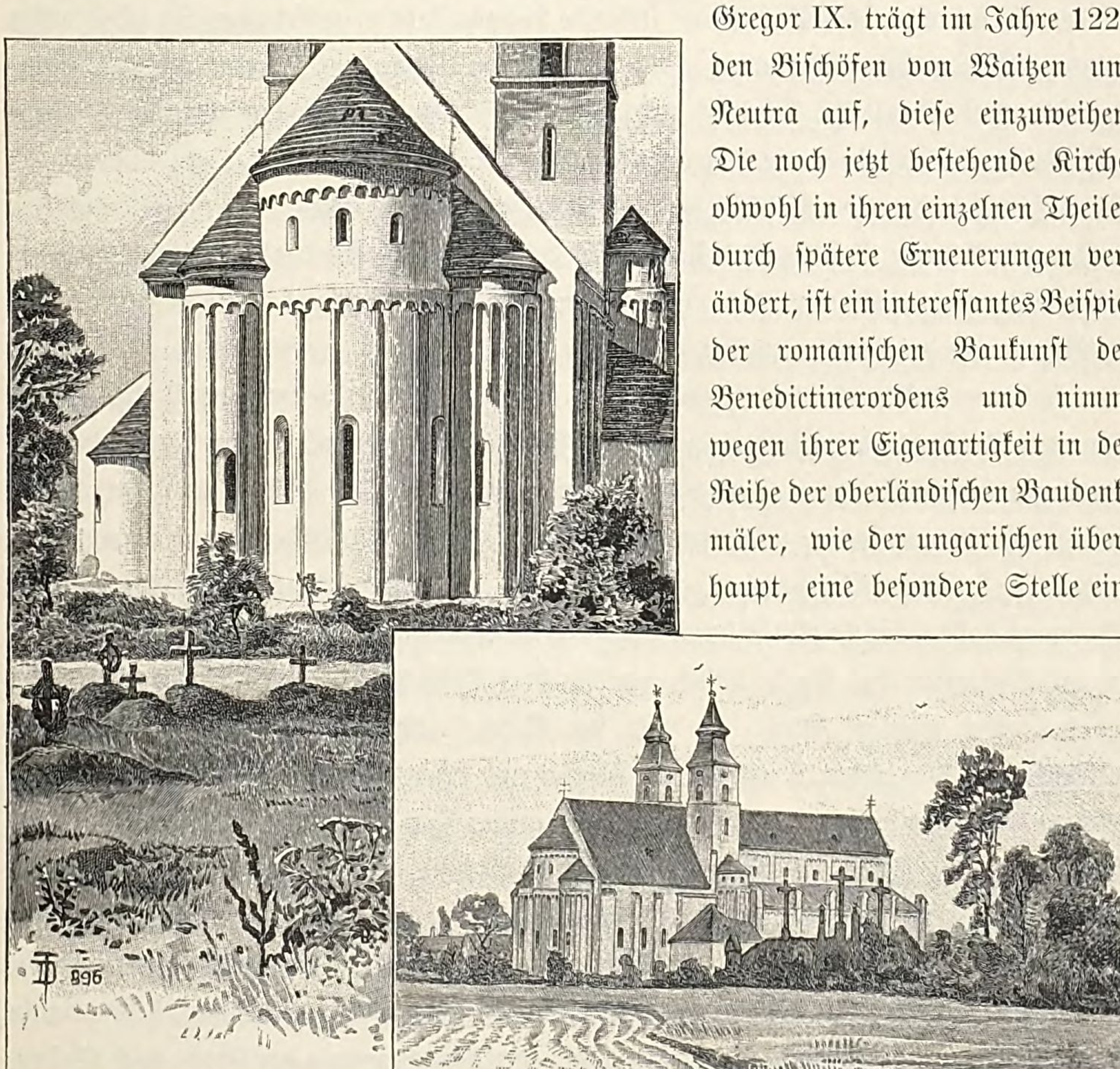
Jagdrelief an einem Säulenkapitäl der Kirche zu Kis-Bény.

Die Denkmälerreihe des XIII. Jahrhunderts beginnt mit der Pfarrkirche des Dorfes Kis-Bény an der Gran, im Graner Comitat. Sie ist zugleich das älteste bisher bekannte Bauwerk des Oberlandes. Ursprünglich war sie eine Klosterkirche der Prämonstratenser. Amade, Vater des Grafen Stefan, hatte, als er König Andreas II. nach Palästina begleitete, „zum Heile seiner Seele" das Dorf Kéménd dem Kloster geschenkt. Zu dieser Zeit, um 1217, mag die Kirche erbaut worden sein. Im Jahre 1722 wurde sie, von der ursprünglichen Art abweichend, neu eingewölbt, auch ihrer Fenster und des Kranzgesimses beraubt. Spätere Erneuerungen einzelner Theile setzten das Werk des Verderbens fort, ohne jedoch die charakteristischen Züge der Anordnung und des Aufbaues zu vernichten. Das dreimalige Vorspringen der Längswände kündigt auch von außen die ungewöhnliche Anordnung dieser einschiffigen, etwa 33 Meter langen Kirche an. Ihr 15 Meter langes Schiff besteht aus einem schmäleren ($11^1/_2$ Meter langen, $7^2/_3$ Meter breiten) und einem von Westen her daranstoßenden breiteren ($3^1/_2$ Meter langen, $9^2/_3$ Meter breiten) Abschnitt. Der letztere, an drei Seiten mit einer Empore versehen, öffnet sich nach einer Halle, die zwischen den beiden, die westliche Giebelwand flankirenden Thürmen von quadratischem Grundriß liegt. Die innere Ecke jedes Thurmes ruht auf einem derben, unregelmäßig gegliederten Pfeiler. Vor der Westfront befand sich eine geräumige Vorhalle. An das östliche Ende der Kirche stößt gegen Norden wie gegen Süden je eine quadratische

($3^1/_2$ Meter) Kapelle, deren Höhe die des Schiffes erreicht, und es entsteht dadurch eine Art Querschiff. Gegen Osten ist das Schiff durch sieben Seiten des Vierzehnecks, die Kapellen durch fünf Seiten des Zehnecks geschlossen. Sämmtliche Details der Façade sind romanischen Stils, und zwar: das rundbogige Portal, dessen durch je zwei Säulen gegliederte Laibung, das durch Rundstäbe gegliederte Kreuzgewölbe der dahinter liegenden Halle, dann an den Thürmen die mit Rundbogenfriesen verzierten Gesimse und die Doppelfenster. Dagegen kommen an der Ostseite gothische Baudetails vor, wie die polygonen Abschlüsse und deren mit stumpfen Spitzbogen versehene Halbkuppeln. Dieser Art wird wohl auch das ursprüngliche Gewölbe des Schiffes gewesen sein. Der Abschluß des Schiffes hat drei verschieden hohe, rundbogige, nach innen engere, ganz schmucklose Fenster; an seinen fünf freistehenden Seiten bilden die aus den Ecken vorspringenden Halbsäulenschäfte und die auf diesen ruhenden Halbkreisbogen eine Arkade, und zwar in der Weise, daß bei gleicher Höhe der Schäfte die Bogen der beiden äußeren Seiten niedriger, die der beiden inneren höher sind, der der mittleren aber der höchste ist. Mit dem höchsten Bogen fließt der die Wand des Abschlusses umziehende Rundbogenfries zusammen.

Ähnlich sind die Abschlüsse der Kapellen gestaltet, nur daß die Halbsäulenschäfte in den Ecken keine Kapitäle haben. Diese Abschlüsse besitzen auch keinen Rundbogenfries. Jeder Halbsäulenschaft, der außen die Laibung des Portals und den Abschluß, innen die Wände, ferner die je eine Ecke der Thürme stützenden Pfeiler gliedert, hat ein anderes Kapitäl: es gibt da mit Kreissegmenten verzierte Würfelkapitäle, dann wieder kelchartige von mannigfacher Gestalt. Der Laubschmuck der letzteren zeigt in seinen Formen theils westliche Kunst, theils, und noch häufiger, orientalische (byzantinische) Nachklänge. Bald sieht man im Blätterwerk einen Vogel, bald erscheint ein Menschenkopf von Mondscheinform, ein Kapitäl weist sogar eine in Relief gearbeitete Jagdscene mit zwei männlichen Gestalten auf, deren Kleidung der damaligen ungarischen Tracht entspricht. Sie tragen bis an die Knie reichende, auch in der Taille weite Röcke und Schnurrbärte, jedoch keine Bärte. Die Kämpfer der Kapitäle und die Säulenfüße sind überaus mannigfaltig; dreifach gegliederte attische Füße haben nur die beiden gedrungenen Säulen auf der Empore, doch haben auch diese keine Eckblätter. Das Ornament ist, mit Ausnahme der Kapitäle am Portal, rohe Arbeit von ungeübter Hand. Die Kirche ist nicht rein romanisch, gehört aber in Ermangelung der äußeren Wandpfeiler auch nicht entschieden der Übergangskunst an, obgleich der Abschluß verräth, daß sie zu einer Zeit gebaut wurde, als in den westlichen Ländern schon die Gothik Mode war. Sowohl aus diesem Grunde, als auch wegen der Eigenartigkeit der geschilderten Details ist dieser Bau einzig in seiner Art und ein charakteristischer Vertreter der romanischen Baukunst Oberungarns.

Der Zeitfolge nach ist das nächste Bauwerk die Pfarrkirche des Dorfes Deáki bei Waag-Sellye im Preßburger Comitat. Waag-Sellye nebst Umgebung war als Knotenpunkt des Straßenzuges, der aus den Thälern der Neutra, Gran und Eipel über die Waag nach dem links der Donau gelegenen Gebiete des kleinen ungarischen Alföld führt, schon in den Zeiten vor der „Landnahme" von bedeutender Wichtigkeit. Dieser südliche Strich des Mátyuslandes kommt unter dem Namen „Vág" in der Urkunde über die Abtei von Martinsberg unter den Gütern vor, mit denen König Stefan die Abtei ausstattete. Die hier entstandene landwirthschaftliche Niederlassung des Ordens wird seit dieser Zeit in den Urkunden abwechselnd unter den Namen „Vág" und „Sala" erwähnt, heißt aber seit 1296 Kloster Deáki. Papst Paschalis erwähnt in seiner Urkunde vom Jahre 1103 die Kirche des Ortes, die wahrscheinlich die erste, zeitweilige Kirche gewesen ist. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts wurde statt der alten eine neue Kirche gebaut und Papst Gregor IX. trägt im Jahre 1228 den Bischöfen von Waitzen und Neutra auf, diese einzuweihen. Die noch jetzt bestehende Kirche, obwohl in ihren einzelnen Theilen durch spätere Erneuerungen verändert, ist ein interessantes Beispiel der romanischen Baukunst des Benedictinerordens und nimmt wegen ihrer Eigenartigkeit in der Reihe der oberländischen Baudenkmäler, wie der ungarischen überhaupt, eine besondere Stelle ein.



Die Kirche zu Deáki und Chorabschluß.

Sie ist eine aus Backstein gebaute, $16^1/_2$ Meter lange und $10^3/_4$ Meter breite Doppelkirche, das heißt sie besteht aus zwei über einander gebauten Theilen. Die Unterkirche ist dreischiffig. Alle drei Schiffe sind gleich hoch, haben Tonnengewölbe und jedes eine halbkreisförmige Apsis. Das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch zwei Reihen von je vier Pfeilern getrennt. Die inneren Ecken der beiden Thürme ruhen auf dem westlichen Pfeilerpaar und ihr Untertheil dient nach ungarischer, besonders jenseits der Donau herrschender Art den Seitenschiffen als Fortsetzung. Das Innere entbehrt des architektonischen Schmucks. Die quadratischen, an den Kanten abgeschrägten Pfeiler haben wenig ausladende Sockel, ihre Kapitäle bestehen aus Wulst, Hohlkehle und einer Leiste, mit einer Deckplatte darüber. Die Oberkirche hat durch Wiederaufbau, augenscheinlich in Folge eines Brandes, ihre ursprüngliche Gestalt eingebüßt. Die unter dem Dachstuhl befindlichen Reste lassen deutlich erkennen, daß auch sie dreischiffig und das Mittelschiff von den Seitenschiffen durch zwei auf den Pfeilerreihen der Unterkirche stehende Längswände getrennt war. In jeder dieser Wände öffneten sich thürenartig sechs rundbogige Öffnungen, deren Zwischenräume jederseits vier ebensolche Nischen enthielten. Das Mittelschiff mag ursprünglich eine Balkendecke gehabt haben; die äußeren Wände der Seitenschiffe fehlen. Den Abschluß des Mittelschiffes bildet eine halbkreisförmige Apsis mit drei Fenstern, an den Seitenschiffen ist die abschließende Apsis etwas kleiner als der Halbkreis. An der Wand der mittleren Apsis sind einige Spuren des ehemaligen malerischen Schmuckes zu erkennen. Die Zwischenräume der Fenster weisen jedes eine Mandorla auf, deren eine die Gestalt des mit erhobener Rechten segnenden Gottvaters enthielt. Dieser Überrest des ältesten bisher bekannten Denkmals der Malerei in Ungarn beweist, daß wenigstens das Mittelschiff der Oberkirche gleichfalls zum Gottesdienste bestimmt war. Die Bestimmung der beiden Seitenschiffe ist unbekannt; sie hatten möglicherweise schiefe Bretterdecken und waren durch Bretter in so viele Abtheilungen geschieden, als die beiden Längswände thürenartige Öffnungen haben, welche Abtheilungen dann den Mönchen als Wohnzellen dienen konnten. An der Außenseite der Kirche haben nur die drei Apsiden ihren ursprünglichen Zustand bewahrt. Die mittlere Apsis ist, mit der Unter- und Oberkirche übereinstimmend, zweigeschoßig. Der untere Theil hat ein Fenster und einen einfachen Rundbogenfries, von welchem Wandstreifen zum Wandsaum hinablaufen. Der obere Theil ist niedriger, seine Wand glatt, sein Fries gleichfalls ein Rundbogenstreifen. Die Seitenapsiden der Unterkirche haben keine Fenster, wohl aber Wandstreifen und einen Rundbogenfries. Die Seitenapsiden der Oberkirche sind in Form eines Viertelkegels eingedacht. Die westliche Giebelwand nebst Portal, Thürmen und Fenstern ist durch späteren Neubau, besonders in Folge der in den Siebziger-Jahren vorgenommenen Verlängerung der Kirche nach Westen, völlig umgestaltet.

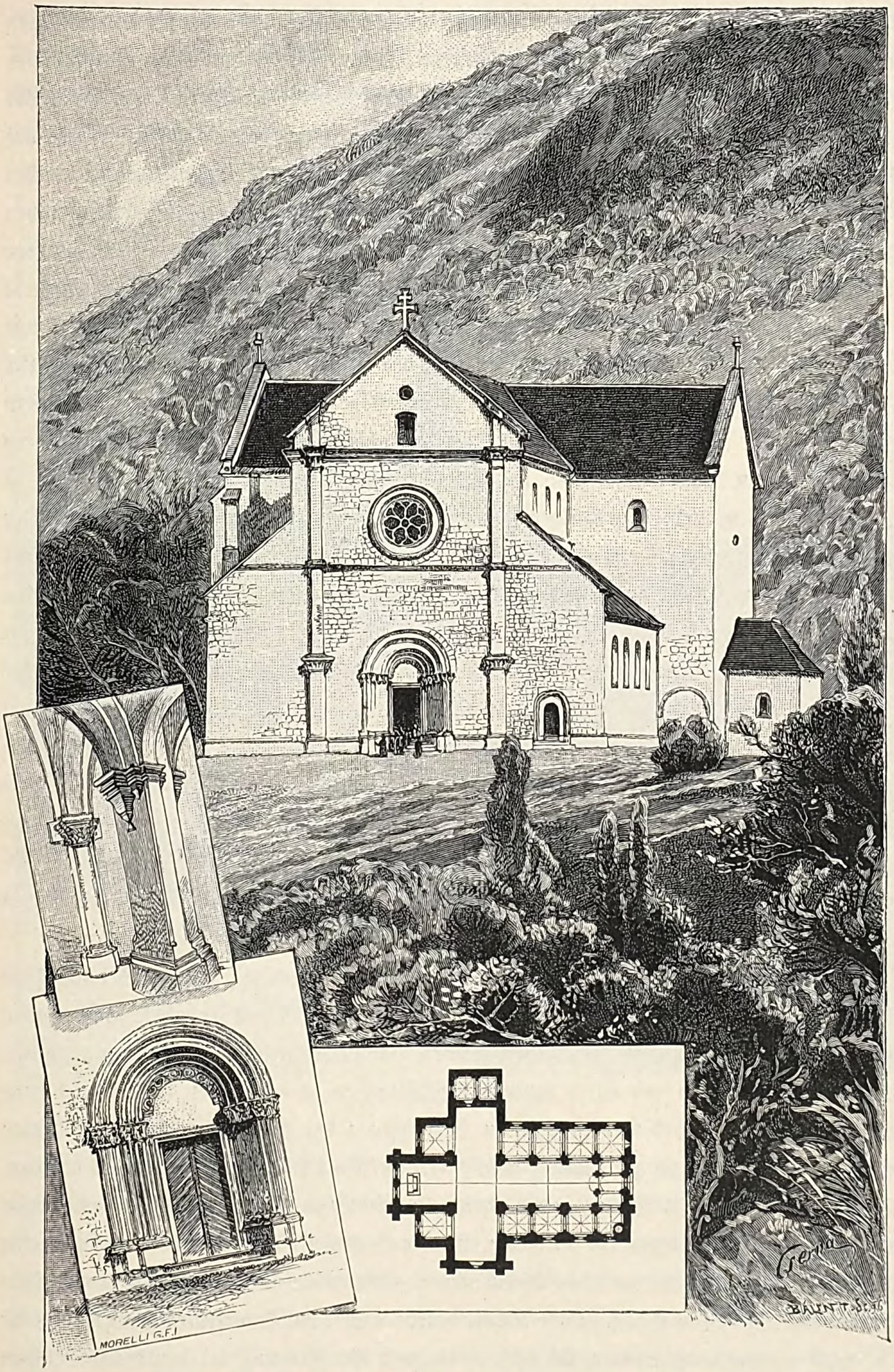
Außer der Kirche von Deáki gibt es im Oberland noch zwei romanische Baudenkmäler des Benedictinerordens. Im Borsoder Comitat bestand die Benedictinerabtei Ból oder Boldva; der Name ihres Stifters und die Zeit der Gründung sind unbekannt. Die noch jetzt bestehende romanische Kirche der Gemeinde Boldva, welche die Dorfkirchen jener Zeit an Größe weit übertrifft, gehörte wahrscheinlich zur zerstörten Abtei. Sie ist eine dreischiffige basilikenartige Kirche, deren Mittelschiff eine halbkreisförmige Apsis hat; an der einen Seite der Apsis erhebt sich ein Thurm; die Wände sind durch Lisenen gegliedert. Auch die Benedictinerabtei zu Jánosi im Gömörer Comitat ist nach Ursprung und Geschichte in Dunkel gehüllt; außer späteren schriftlichen Quellen verdankt sie die Fortdauer ihres Gedächtnisses der halb zerstörten und in neuerer Zeit renovirten Kirche der Ortschaft Jánosi. Sie ist eine ganz einfache romanische Kirche, aus Werkstücken gebaut, zweithürmig, mit halbkreisförmigem Abschluß, die Laibung des Hauptportals mit zwei Säulenpaaren und Fialen geschmückt.

Zu Szkalka im Trentschiner Comitat gründete Jakob, Bischof von Neutra, im Jahre 1220 bei der Höhle, in der sich zur Zeit Stefans des Heiligen der polnische Eremit Zoerardus aufgehalten, eine Benedictinerabtei. Die damaligen Baulichkeiten der Abtei sind vernichtet; auch was an ihrer Stelle im XVI. Jahrhundert gebaut wurde, liegt in Trümmern. Ebenso sind die Baulichkeiten der Benedictinerabteien zu Ludány und Kolos im Neutraer, zu Lekér im Barser und zu Zebegény im Honter Comitat verschwunden. An die Stelle der romanischen Abteikirchen von Garam-Szent-Benedek und Pográny sind gothische Kirchen gesetzt worden.

Auch der strenge Cistercienserorden, gewohnt, in schwerer Arbeit Urwälder auszuroden und das so gewonnene Land zu bebauen, drang in den nördlichen, unbevölkerten Gegenden des Landes langsam vorwärts und gelangte wenigstens nach einer Richtung ziemlich weit, indem er sich vom Heveser Comitat aus noch im XIII. Jahrhundert das Sároser Comitat öffnete. Seine erste Niederlassung hatte er in Páßtó, unweit des flachen Landes, an der Grenze der Comitate Heves und Nógrád, am Fuße des Mátragebirges, wo das Zagyvaflüßchen zieht. Hier sollen die Cistercienser schon um 1134 gehaust, sich jedoch bald wieder zerstreut haben. An derselben Stelle wurde 1190 eine Abtei gegründet. Dieser folgte im Zipser Comitat die Savniker oder auch Zipser Abtei, angeblich im Jahre 1223 durch Prinz Koloman, Sohn König Andreas' II., gegründet. Die Páßtóer Abtei wurde nach der Katastrophe von Mohács durch die Türken zerstört und die Mönche ermordet, worauf auch Kloster und Kirche nach und nach zugrunde gingen. An der Stelle der einstigen Kirche erstand im Jahre 1721 eine Kapelle, von den dortigen Gebäuden der Cistercienser aber ist keine Spur geblieben. Ein gleiches Los fiel der Abtei von Savnik; die behauenen Steine ihres Klosters wurden im XVII. Jahrhundert zum Bau von Schlössern verwendet

und blos Trümmer bezeichnen noch heute die Stelle, wo das ausgedehnte Kloster und seine Kirche gestanden. In der Ortschaft Hárskut des Abauj-Tornaer Comitats sind gleichfalls Trümmer eines Klosters vorhanden, allein wir wissen nicht, was für eins es war, und noch weniger, wann es entstanden ist; nur sein ungarischer und lateinischer Name (mellei fontis, méz forrás = Honigquelle) lassen ahnen, daß es ein Cistercienser-kloster war. Auch über die Niederlassung des Ordens im Sároser Comitat ist nichts Weiteres bekannt. Wir wissen blos aus einer Urkunde König Béla's IV. vom Jahre 1247, daß es damals auch zu Bartfeld und Kopreinitz (Kaproncza) Cistercienser gegeben hat, daß ihre am erstgenannten Orte befindliche Kirche dem heiligen Ägydius geweiht war, daß sie aber fünfzig Jahre später beide Orte wieder verlassen hatten. Von ihrem Kloster ist keine Spur vorhanden; an der Stelle ihrer Kirche wurde im XV. Jahrhundert die gothische Pfarrkirche von Bartfeld erbaut.

Für all dies entschädigt die Abteikirche zu Apátfalva, vormals Bél-Háromkút. Der Erlauer Bischof Cletus II., Verfasser der goldenen Bulle König Andreas' II., hat die Abtei im Jahre 1232 gestiftet, sie war also eine der ersten mönchischen Niederlassungen in den nördlichen Landestheilen. Zweifellos wurde die Abteikirche in den auf die Gründung folgenden Jahren gebaut. Diese Ansiedelung der die Wildniß zähmenden Mönche lag vor dem Bélkö, einem kühn hervorspringenden Bergrücken des Bükkgebirges, auf sanft ansteigendem Hügel bei der jetzigen Ortschaft Apátfalva (= Abtsdorf); die Gegend, an der Grenze zwischen Borsoder und Heveser Comitat, ist auch jetzt wildromantisch, war aber damals gewiß weitaus unwirthlicher. Das Kloster, das etwas tiefer stehende Haus des Abtes und der prächtige Garten sind spurlos verschwunden; im Thale bezeichnen die Reste einer steinernen Mauer den Ort, wo einst der Fischteich gewesen. Die Kirche, eine der schönstgelegenen im Lande, ist das älteste im Oberland erhaltene Bauwerk der Cistercienser und in ganz Ungarn der einzige Vertreter jener streng einfachen Richtung des architektonischen Übergangsstils, durch die der Orden St. Bernhards dem in der Kirchenbaukunst überhand nehmenden maßlosen Luxus einen Damm zog. Da die Mönche von Pásztó und Bél-Háromkút aus der Abtei von Pilis hervorgingen, letztere aber durch Béla III. mit direct aus Frankreich berufenen Ordensleuten bevölkert worden war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch die Kirche französischen Ursprungs ist. Sie ist aus blaßrothen und grauen Steinquadern erbaut und innen wie außen durch die Regelmäßigkeit und Einfachheit der Cistercienser-Baukunst charakterisirt. Sie hat keine Thürme und zeigt in der Anordnung die Form des lateinischen Kreuzes. Der lange Arm des Kreuzes ist durch zwei Reihen von je vier Pfeilern in drei Schiffe getheilt. Querschiff und Chor, wie auch die beiden als Fortsetzung der beiden Seitenschiffe sich dem Chor angliedernden Altarnischen schließen geradlinig ab. Dem südlichen Ende des Querschiffes schließt sich die Sakristei an, was die

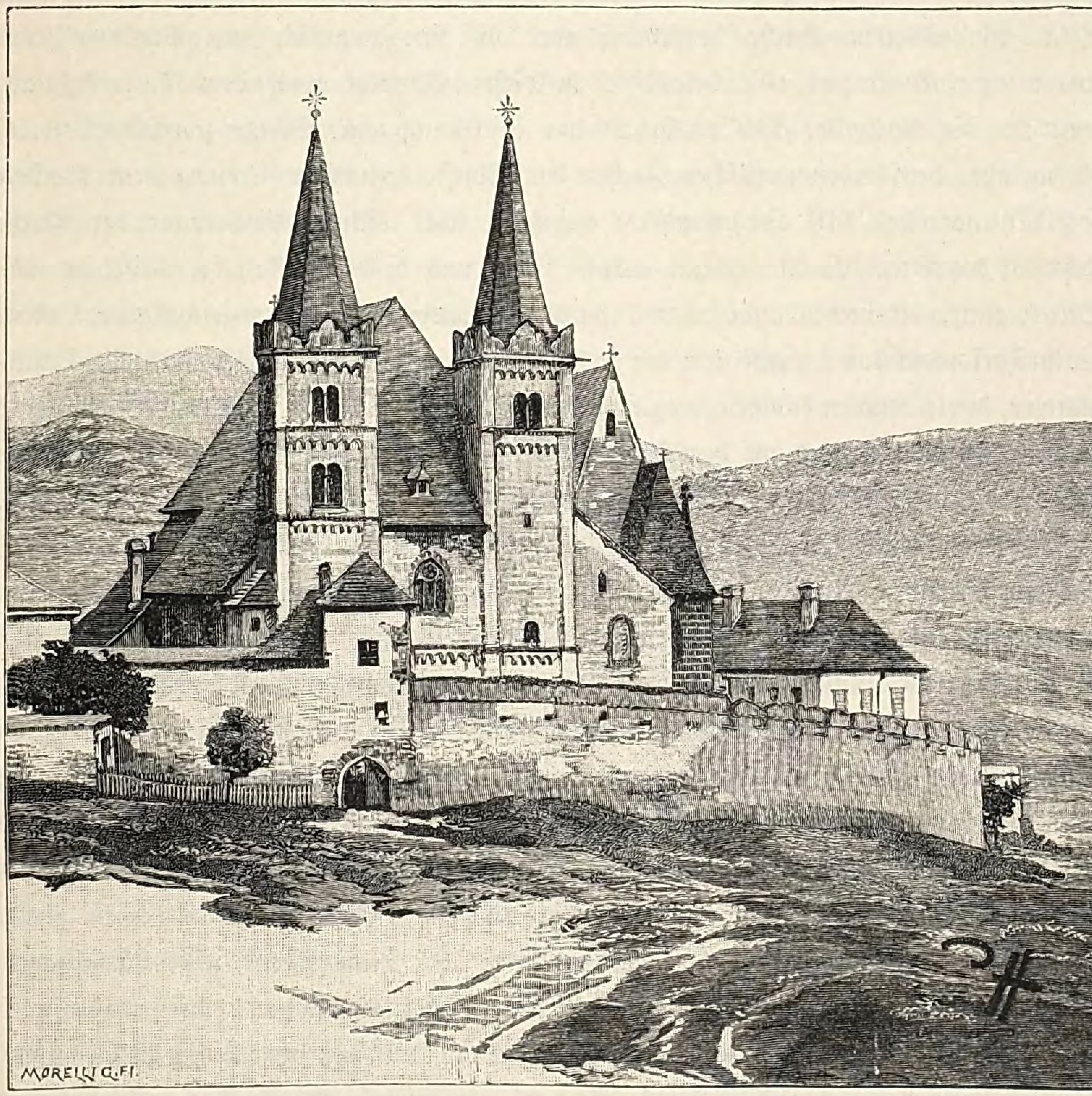


Die Kirche zu Apátfalva; Grundriß, Hauptportal und Pfeiler.

strenge Regelrichtigkeit der Anordnung stört. Die quadratischen, an den Kanten abgeschrägten Pfeiler, welche die Schiffe trennen, haben doppelte, höhere Sockel und einen aus schmaler Hohlkehle, Rundstab und Leiste bestehenden Fuß; das fehlende Kapitäl ist durch gleichfalls einfach gegliederte, nach unten gekehrte kegelförmige Consolen mit Deckplatte ersetzt, auf welchen letzteren die einfachen Gurten und Rippen des stumpf spitzbogigen Gewölbes aufstehen. Die aus den Wänden der Seitenschiffe vorspringenden Halbsäulen haben doppelten Sockel, attischen Fuß und Laubkapitäle in französischer Art. Diese letzteren bilden den einzigen gemeißelten Schmuck des Kircheninnern. Das gothische Element ist im Innern durch Gurten und Rippen, außen aber durch die an der Westfront, sowie an den Ecken des nördlichen Kreuzarmes und des Chorabschlusses ausspringenden, sich stufenweise verjüngenden Streben vertreten. Dazu wäre noch das Radfenster des Westgiebels zu zählen. Auch die beiden Arme des Querschiffes und das Chor haben an ihren Giebeln jedes ein Rundfenster, doch haben diese keine Speichen und ihre Laibung ist mit Rundstäben verziert. Die übrigen Fenster sind rundbogig, mit glatter Laibung. Der Rahmen des schichtenweise aus rothen und grünlichen Quadern gebauten Hauptportals ist durch mehrere Stäbe und Kehlen, seine Laibung auf jeder Seite durch drei Säulen gegliedert, das Bogenfeld mit einem von schwungvollen Ranken umwundenen Blätterkranz umschlungen. Diese Blätter und die Laubkapitäle an den Säulen und Stabgliedern des Portals bilden den schönsten gemeißelten Zierat des Gebäudes. Die Unbilden der Zeit haben die eine Seite des Portals ihrer Säulen beraubt, auch der obere Theil der Giebelmauern hat Änderungen erlitten und die Gewölbekappen sind neu, doch hat das Gebäude bei alledem seinen ursprünglichen Zustand ziemlich unberührt bewahrt. Sein jetziger Besitzer, das Erlauer Priester-Seminar, hat, dem Muster früherer Ausbesserungen folgend, die Außenseite der Kirche gleichfalls verputzen lassen, doch hat sich ein Theil des Putzes alsbald wieder losgelöst, so daß man stellenweise die farbigen Quadern sehen kann.

Die einstige Propsteikirche zu Kirchdrauf (Szepes-Váralja), seit 1776 bischöfliche Kathedralkirche, hat ihren romanischen Charakter nur zum Theil bewahrt. Viele haben schon nach der Vergangenheit dieses interessanten Bauwerkes geforscht, doch war es bisher nicht festzustellen, wann und unter welchen Verhältnissen es entstanden ist. Soweit seine Geschichte bekannt geworden, gleicht sie im Allgemeinen der Geschichte jener Kathedralen jenseits der Donau, die zur Zeit König Béla's III. (1172—1196) wieder hergestellt wurden. Auch hier war das Haus Gottes zuerst irgend ein primitiver, gewiß hölzerner Bau. Gegen Ende des XII. Jahrhunderts, als die hieher eingewanderten Sachsen sich schon stark vermehrt hatten, entstand an Stelle der alten Kirche eine zweithürmige und dreischiffige romanische Basilika, ähnlich wie in Gran. Diese Kirche wurde nach dem Tatarensturm um das Jahr 1250 wieder aufgebaut. Später, bei noch vermehrter Bevölkerung, wurden die Gläubigen

den Mitgliedern des Kapitels beim Gottesdienst hinderlich. Die nothwendig gewordene Erweiterung geschah am Ende des XV. Jahrhunderts, und zwar so, daß zwei östliche Joche der Seitenschiffe verbreitert und bis zu gleicher Höhe mit dem Mittelschiff emporgeführt, an die Stelle der alten Apsis ein geräumiges Chor, an die südliche Seite der



Die Kirche zu Kirchdrauf.

Schiffe die Corpus Domini-Kapelle gebaut und die ganze Kirche neu eingewölbt wurde. In solchem Zustande blieb die Kirche, deren westlicher Theil älter, der östliche jünger ist, bis auf den heutigen Tag bestehen. Der ältere Theil besteht theils aus rauhem, theils aus behauenem Kalkstein und ist romanisch, der jüngere ist in Sandstein gehalten und gothisch. Noch jetzt erkennt man deutlich, daß die alte Kirche ein dreischiffiges Gebäude von 23 Meter Länge und etwa 13 Meter Breite war, mit niedrigeren und schmäleren Seitenschiffen,

die sich von dem höheren und breiteren Mittelschiff durch zwei Reihen von je drei Pfeilern schieden, und mit halbkreisförmigen Apsiden, deren Grundmauern gewiß noch unter dem jetzigen Chor stecken, als östlichen Abschlüssen der Schiffe. Schwer ist es dagegen zu entscheiden, ob unter den an der Westhälfte des Baues erhaltenen romanischen Details auch solche vorkommen, die noch vom Ende des XII. Jahrhunderts, von der zur Zeit Béla's III. erbauten Kirche herrühren, oder ob sie sämmtlich nur Vertreter jener romanischen Kunst sind, die besonders in diesem Comitat nach dem Tatareneinfall, noch um die Mitte des XIII. Jahrhunderts in Übung war. Ebenso zweifelhaft ist es, ob die über den beiden westlichen Jochen der Schiffe befindliche Empore dem Neubau des XII. oder des XIII. Jahrhunderts angehört. Das östliche Pfeilerpaar der Kirche steht auf doppeltem Sockel; es hat attische Füße und derbe Eckblätter; es ist an zwei Seiten glatt, die beiden anderen sind durch Halbsäulen und die abgeschrägten Kanten durch Dreiviertelsäulen gegliedert; die kelchartigen Kapitäler der Schäfte sind mit Schilfblättern, die in Knoten endigen, verziert. Die beiden, die Empore stützenden Pfeilerpaare gleichen den obigen, doch mit dem Unterschiede, daß sie an allen vier Seiten Halbsäulen haben und die Stelle der abgeschrägten Ecken durch je zwei rechtwinklige Vorsprünge gegliedert ist. Das westliche Pfeilerpaar, auf dem die inneren Ecken der Thürme ruhen, hat keine Eckblätter. Das Hauptportal ist rundbogig; seine Öffnung hat einen horizontalen Querbalken und verengert sich nach innen stufenweise; seine Laibung ist durch je drei rechtwinklige Vorsprünge und dazwischen je zwei glattschäftige Säulen gegliedert. Diese Gliederung setzt sich am Portalbogen fort, doch mit dem Unterschiede, daß die den Säulen entsprechenden Glieder achteckig sind. Die Laibung des Nordportals gliedert sich durch je zwei rechtwinklige Vorsprünge und je eine Säule; letztere sind an den Kapitälen mit den nämlichen Schilfblättern verziert, wie die Säulen des Schiffes. Die Gesimse der mit breiten Lisenen umsäumten Thürme sind aus einem Zahnschnitt und einem theils spitzbogigen, theils rundbogigen Fries gebildet; ihr Kranzgesimse zeigt Renaissancegeschmack; ihre achteckigen Helme sind verputzte Holzconstruction; ihre rundbogigen Fensterpaare sind durch Säulenschäfte ohne Kapitäl und Fuß abgetheilt. Wenn es sich beweisen ließe, daß die im XII. Jahrhundert erbaute Kirche nicht gänzlich zerstört ist und daß der Bau des XII. Jahrhunderts sich den erhalten gebliebenen Details angepaßt hat, dann stünde auf Grund der Pfeiler und der Gliederung der Portale die Kirche zu Kirchdrauf als einziger Beweis nicht nur für das Oberland, sondern für das ganze Land da, daß die entwickeltere romanische Baukunst in Ungarn schon zu Ende des XII. Jahrhunderts heimisch zu werden begann.

Außer den oben geschilderten größeren Mönchsbauten und der Kathedrale von Kirchdrauf ist die romanische Baukunst in Oberungarn noch durch ziemlich zahlreiche

Denkmäler vertreten. Es sind dies zumeist Dorfkirchen und -Kapellen von geringerem Umfang. Da wir jedoch selbst über die größeren Schöpfungen des romanischen Baustils nur wenige sichere Daten besitzen, scheint es beinahe selbstverständlich, daß die Chroniken über die Zeit und Umstände, unter denen die kleineren Bauwerke entstanden sind, schweigen. Es versteht sich ferner von selbst, daß in den Gegenden Oberungarns, wo die Spärlichkeit der Bevölkerung auch eine geringere Zahl von kirchlichen Institutionen, Bisthümern und mönchischen Niederlassungen bedingte, die Bauthätigkeit sich in engeren Grenzen bewegt hat. Aus dem nämlichen Grunde wurden auch die Dorfkirchen mit geringerer Sorgfalt gebaut; sie zeigen in Anordnung und Aufbau die größte Einfachheit. Mit Ausnahme der Kirchen in den Städten Karpfen (Korpona) und Dobroniva des Sohler Comitats sind sie sämmtlich einschiffig. Das Schiff ist entweder rechteckig oder quadratisch, mit einer Balkendecke; unter den einem entwickelteren Übergangsstil angehörigen kommen auch solche vor, in deren Mitte ein einfacher Pfeiler steht und das Gewölbe stützt. Die östliche Schmalseite des Schiffes schließt mit einer größeren oder kleineren halbkreisförmigen Apsis ab, oder es fügt sich dem Schiffe als Chor ein kleineres Quadrat an, das mit einem Halbkreis oder geradlinig abschließt; zuweilen haben die Chöre des Übergangsstils einen dreiseitigen Abschluß. In der Mitte der Westfaçade erhebt sich ein quadratischer Thurm, entweder in den Körper des Schiffes hineingebaut und mit den beiden inneren Ecken auf je einen Pfeiler gestellt, oder vor die Façade gesetzt und mit seinem Untergeschoß als Vorhalle der Kirche dienend; ist das Untergeschoß des Thurmes geschlossen, dann hat das Schiff seinen Eingang in der Regel an der Südseite. Das Äußere der Kirchen ermangelt gewöhnlich des architektonischen Schmuckes; die Wand hat weder einen unteren Saum, noch ein Kranzgesimse; Lisenen kommen nicht vor. Die Laibungen der Fenster sind stets glatt und auch die der Thüren haben selten eine Gliederung; die Fensterpaare der Thürme sind durch Säulchen von mitunter wechselnder Form, aber roher Bildung getheilt. Die charakteristischesten Kirchen dieser Art dürften am häufigsten in jenen Comitaten und deren Nachbarschaft vorgekommen sein, wo sich sächsische Einwanderer niedergelassen hatten, also besonders im Sohler und Zipser Comitat und deren Umgebung. Dagegen finden sich unter den derartigen romanischen Denkmälern der entfernteren Comitate, wie Hont, Heves und Zemplén, solche, die sich nicht so streng an das sächsische Muster halten und von diesem bald in ihrer Anordnung, bald in der entwickelteren Ausschmückung abweichen.

Zahlreiche Daten sprechen dafür, daß der links der Donau gelegene Theil des kleinen Alföld, die Insel Schütt, das zwischen die March und das weiße Gebirge fallende Gebiet, ferner das Thal am Unterlauf der Waag und Neutra, schon im XII. und XIII. Jahrhundert eine der besser bevölkerten Gegenden Ungarns bildeten. Zum Theil geht auch aus den Denkmälern hervor, daß in den Comitaten Preßburg, Neutra und Trentschin

verhältnißmäßig die meisten Bauwerke entstanden sein dürften. In der westlichen, größeren Hälfte der Insel Schütt, die jetzt dem Preßburger Comitat zugehört, werden in den Urkunden von 1161 bis 1253 etwa 15 Ortschaften erwähnt. Es ist gewiß nur eine pietätvolle Sage, daß Stefan der Heilige zu Ehren der zwölf Apostel auf der Insel Schütt zwölf Kirchen gebaut und ebenso, daß die Ortschaft Vajka, die im Jahre 1186 zum ersten Mal erwähnt wird, ihren Namen nach dem des heiligen Königs erhalten habe; trotzdem drängt sich die Wahrscheinlichkeit auf, daß in dieser Gegend während des XII. und XIII. Jahrhunderts weit mehr Kirchen gebaut wurden, als das in der Verordnung König Stefans des Heiligen vorgeschriebene Verhältniß von einer Kirche zu zehn Ortschaften erforderte. Indeß mochten diese Kirchen ziemlich primitiver Construction sein und an ihre Stelle traten im XIV. und XV. Jahrhundert jene gothischen Kirchen, welche die Insel Schütt noch jetzt so eigenthümlich kennzeichnen. Hin und wieder kommen dabei auch romanische Bauelemente vor. In dieser Hinsicht ist die interessanteste die zweithürmige Pfarrkirche zu Egyház-Gellye, über deren Thürme und die von diesen flankirte Façade ein Rundbogenfries läuft; auch die Fenster der Thürme sind rundbogig; der Chorabschluß dagegen polygon und spitzbogig, desgleichen der das Schiff vom Chor trennende Triumphbogen; wogegen wieder die Kapitäle der Halbsäulen im Chor mit Blätterwerk im Übergangsstil geschmückt sind.

Im Neutraer Comitat haben sich einige Beispiele von kleineren romanischen Dorfkirchen erhalten. Die charakteristischeste unter diesen ist die Pfarrkirche der Ortschaft Divék. Sie ist einschiffig, mit halbkreisförmigem Abschluß; an der Westfaçade erhebt sich, in den Körper der Kirche hineingebaut, ein quadratischer Thurm, dessen paarige und dreifache Fenster durch Säulchen getrennt sind. Sie hatte ursprünglich eine Balkendecke. Die noch einfachere Friedhofskapelle des Dorfes Darócz hat über dem Eingang eine auf zwei Pfeilern ruhende Gallerie. Die mit einer Befestigungsmauer umfangene Kirche der Gemeinde Szádok ist einschiffig und einthürmig, mit geradem Abschluß; die Laibung des rundbogigen Thores mit je einer Halbsäule gegliedert. Die einthürmige Kirche auf dem Felsen über dem Dorfe Darázs hat im Laufe der Zeit allerlei Veränderungen erlitten, dabei aber ihren romanischen Charakter bewahrt. Auch die Pfarrkirchen der Dörfer Bán und Kö-Poruba im Trentschiner Comitat sind ganz einfache romanische Bauten. Ebenso einfach ist die befestigte, thurmlose Kirche des Dorfes Haluzicz im nämlichen Comitat.

Im Sohler Comitat wurden die Pfarrkirchen der Städte Karpfen, Dobroniva, Száß, Bábaßék und Hajnik durch sächsische, Bergbau treibende Ansiedler vermuthlich zu Anfang des XIII. Jahrhunderts erbaut. Der Anordnung nach sind sie verschieden und auch spätere Erneuerung hat an ihnen so Manches verändert, dennoch haben sie einige gemeinsame Eigenschaften bewahrt, in denen sich die in Sachsen heimische spätromanische

Bauweise charakteristisch ausprägt. Die Kirchen zu Karpfen und Dobroniva sind basilikaartig angeordnet. In jener ist das Mittelschiff durch zwei Paar quadratischer, in dieser durch zwei Paar rechteckiger Pfeiler von den Seitenschiffen getrennt. Jene hat ein später gebautes gothisches Chor und dreiseitigen Abschluß, diese ein Chor mit rundbogigem Gewölbe und geradem Abschluß. Die Seitenschiffe haben bei beiden halbkreisförmige Apsiden. Die Kirchen zu Száß und Bábaßék sind einschiffig. Die erste hat ein quadratisches Chor mit halbkreisförmiger Apsis, die zweite einen erst 1771 erbauten Abschluß. Ein rundbogiges Kranzgesimse fehlt bei allen; die Außenwände sind nicht mit Lisenen, sondern mit systemlos vertheilten



Die Kapelle zu Börzsöny.

Streben gegliedert. Sowohl die drei-, als auch die einschiffigen Kirchen haben in der Mitte der Westseite einen quadratischen Thurm, dessen Untergeschoß als Vorhalle dient. In Karpfen, Dobroniva und Száß ist der Thurm in den Raum der Kirche hineingebaut und ruht mit seinen beiden inneren Ecken auf Pfeilern. In Bábaßék erhebt sich der Thurm vor der Façade. Die Pfeiler sind ungegliedert, die Tragsteine und Kämpfer roh geformt, die Säulchen der gepaarten Thurmfenster zwar verschieden, aber von unentwickeltem Formgefühl und Mangel an Erfindung zeugend. In dieser Hinsicht ist die Kirche zu Száß, die reichste unter allen, zugleich die charakteristischeste. Das Schiff der Kirche zu Hajnik ist quadratisch angeordnet, die frühere Flachdecke durch ein Gewölbe ersetzt, das auf einem in der Mitte des Schiffes stehenden Pfeiler ruht; auch der polygone Abschluß stammt aus der Zeit des gothischen Umbaues.

Im Honter Comitat folgen die Kapellen der Ortschaften Börzsöny und Illés in ihrer einfachen Anordnung gleichfalls dem sächsischen Vorbilde, weichen jedoch von den oben geschilderten insofern ab, daß sie dieselben an Reichthum und Gewähltheit der ornamentalen Formen übertreffen, ja sie deuten durch das Vorkommen von Thierformen in ihrer Ornamentik auf die höchstentwickelte Phase des romanischen Baustils hin. Jede steht auf einem Hügel neben dem Dorfe und ist mit einer Schutzmauer umgeben. Die Börzsönyer Kapelle ist ihrer Construction nach so aus einem Guß und befindet sich in so gutem Zustande, daß sie im Oberlande kaum ihres Gleichen hat. Ihr einziges Schiff schließt mit einer weit mehr als halbkreisförmigen Apsis ab; vor ihrer Westfaçade steht ein quadratischer Thurm; das Schiff hat eine Balkendecke. Die Überlieferung, welche sie um das Jahr 1140 erbaut sein läßt, wird widerlegt durch das ungewöhnlich geschmückte Kranzgesimse des Abschlusses, das ein attisirendes, dreifaches Glied, unter diesem Sägezähne und noch weiter einen Rundbogenfries zeigt, in dessen Rundbogenfeldern menschliche Köpfe angebracht sind. Die einzige Thüre öffnet sich an der Südseite und ist mit einem Rundstab eingefaßt. Die Fenster sind einfach. Das Untergeschoß des Thurmes hat einen Fries mit Schachbrettmuster; die Säulchen der Doppelfenster in den beiden oberen Thurmgeschoßen erinnern durch ihre weniger gelungenen Formen an die der Kirchen im Sohler Comitat. An der einschiffigen Kirche des Dorfes Illés sind Thurm und Decke neu. Besonders werthvoll ist das Portal mit dreifach gewulstetem Bogen; die Laibung durch je drei zwischen Hohlkehlen stehende Halbsäulenschäfte gegliedert; die Kapitäle mit Drachenfiguren geschmückt.

Im Liptauer Comitat fällt die Pfarrkirche von Liptó-Szent-Márton auf, deren mit einer Balkendecke versehenes Schiff und vor die Westseite gestellter Thurm ihren romanischen Charakter fast unberührt bewahrt haben, wogegen ihr Chor gothisch ist, mit geradem Abschluß und rundbogigen Fenstern. In demselben Comitat besitzt die Gemeinde Ludrova

eine vielleicht schon im Jahre 1200 bestandene Pfarrkirche, deren Schiff gothisch umgebaut worden, während der romanische Abschluß noch unberührt steht; der einzige solche Fall unter den Kirchen des Oberlandes.

Das Nógráder Comitat weist im Dorfe Bér eine Pfarrkirche mit einem Schiff und Thurm auf. Doch nur diese beiden Theile haben ihren einfachen romanischen Charakter bewahrt. Das Portal ist mit einem Rundstab zwischen zwei Hohlkehlen verziert. Der Chorabschluß ist dreiseitig und gothisch.

Im Heveser Comitat interessiren die romanischen Kirchen der Ortschaften Szent-Mária und Fel-Debrö durch Eigenthümlichkeit in Anordnung und Aufbau. Ihre Entstehungszeit ist unbekannt. Beide sind von geringem Umfang. Die erstere befindet sich noch jetzt in ziemlich gutem Zustande; am östlichen Ende ihres Schiffes führen Stufen zum höher gelegenen Chor hinan, das rechts und links mit tiefen, in die dicken Seitenwände gehöhlten Nischen, geradeaus aber mit einer gleichfalls halbkreisförmigen Apsis schließt, welche drei Fenster hat. Die beiden Nischen und die Apsis sind mit Halbkuppeln, das dazwischen fallende Geviert des Chores ist mit einer kaum höheren Kuppel gedeckt. Die Wände des Schiffes sind durch zehn Halbsäulen in Felder getheilt. Diese Halbsäulen haben glatte, auffallend schlanke Schäfte, ihre mit schmalen Leisten gezierten Füße und Kapitäler weichen von den gewohnten Formen der romanischen Baukunst noch mehr ab. Rechts von der Treppe zum Chor öffnet sich eine zweite schmale Treppe zu der unter dem Chor nebst Apsis befindlichen Unterkirche. In Fel-Debrö liegt unter der in neuerer Zeit gebauten geräumigeren Pfarrkirche eine romanische Unterkirche, zu der aus der Mitte des Schiffes eine Treppe hinabführt. Ihre Anordnung ist kreuzförmig, wobei die Stelle des östlichen Kreuzarmes eine Apsis von etwas überhöhter Halbkreisform einnimmt. In der Mitte der Apsisöffnung steht eine Säule mit glattem Schaft und reicherem Kapitäl, dann längs des Querschiffes drei Säulen und mitten in der Öffnung des Langschiffes eine vierte. Den Säulenfuß bildet stets eine niedrige Platte; die Schäfte der vier letztgenannten Säulen sind durch vier dickere und vier dünnere Halbsäulen gegliedert, die den Kanten des Gewölbes entsprechen; ihre Kapitäle bilden roh geformte, abwärts gekehrte Pyramiden. Die drei Fenster der Apsis und die sechs des Querschiffes verrathen, daß diese Kirche erst später unter die Erde gerathen ist.

Im Abaujer Comitat ist die reformirte Kirche der Gemeinde Felsö-Regmecz einschiffig. An ihrer westlichen Front erhebt sich ein Thurm, dessen zwei Ecken auf zwei frei in der Kirche stehenden Pfeilern ruhen. Die beiden oberen Geschoße des Thurmes haben gepaarte, durch romanische Säulchen getheilte Fenster. An der Südseite befindet sich ein Portal von gerader Öffnung, beiderseits eingefaßt von je einer Dreiviertelsäule mit hohem Sockel, attischem Fuß und Kelchkapitäl. Das Kranzgesimse wird durch zwei Rundstäbe gebildet.

Das geradlinig abgeschlossene Chor ist gothisch. Die reformirten Kirchen der Gemeinden Hernád-Büd und Göncz-Rußka sind einfache romanische Bauten, einschiffig, mit halbkreisförmigem Abschluß, ohne Thurm und architektonischen Schmuck. Die Kirche des Dorfes Selyeb ist ein kleines, einschiffiges, gerade abgeschlossenes Gebäude ohne Thurm.

Die Zipser Hochebene gehört gleichfalls zu den am frühesten besiedelten Gebieten des Oberlandes. Die Einwanderung geschah im XII. Jahrhundert und die Zunahme der Bevölkerung wurde durch das weniger rauhe Klima, den zur Cultur besser geeigneten Boden und die hier durchführenden Straßen des damaligen Weltverkehrs gefördert. Hand in Hand mit der Besiedelung entstanden gewiß schon im XII. Jahrhundert Kirchen, wenngleich nur kleine und mit wenig Kunst erbaute. Diese wurden jedoch durch die lebhafte Bauthätigkeit des XIV. und XV. Jahrhunderts umgestaltet. Daher kommt es, daß die Zips mit Ausnahme der Kirchdrauser Kathedrale kein Baudenkmal des romanischen oder Übergangstils besitzt, das zu der culturellen Bedeutung dieser Gegend im XII. und XIII. Jahrhundert im Verhältniß stünde. Von den kleineren Kirchen ist eigentlich die des Ortes Haraßt die einzige, welche die rein romanische Baukunst repräsentirt; sie folgt einem sächsischen Vorbild, ist aber auch wegen ihrer in Ungarn ungewöhnlichen Anordnung interessant. Ihr einziges Schiff schließt mit halbkreisförmiger Apsis ab; an diese fügt sich rechts und links je eine gleich große Apsis, wodurch gleichsam ein Querschiff entsteht, und über ihrer Vierung erhebt sich ein quadratischer Thurm, der, wie auch die mittlere Apsis, ein Rundfenster hat. Trotzdem verschwand die im Comitat gebräuchlich gewesene romanische Bauweise nicht, vielmehr begegnet man ihren Spuren auf Schritt und Tritt an jenen kleineren gothischen Kirchen, deren Entstehungszeit nicht genau bekannt ist. Sie sind eigenartige Mischproducte der romanischen und gothischen Baukunst; doch sind sie auch nicht dem Übergangsstil zuzuweisen, da ihre Wände außen keine Streben haben. Sie sind einschiffig, vor ihrer Westfaçade erhebt sich ein quadratischer Thurm, das Chor ist geradlinig abgeschlossen, das Schiff entweder horizontal gedeckt oder eingewölbt, in welchem Falle das Gewölbe auf einem mitten in das Schiff gestellten achteckigen Pfeiler ruht; der Triumphbogen zwischen Schiff und Chor ist zuweilen rundbogig, meist spitzbogig und entweder glatt oder gegliedert; die durch romanische Säulchen getheilten paarigen Thurmfenster sind rundbogig, obgleich ihre Verhältnisse an die gothische Kunst erinnern; die Fenster des Schiffes und Chores sind theils spitzbogig, theils rundbogig, jedoch auch diese so hoch und schmal wie jene. Solche Kirchen haben z. B. die Gemeinden Dénesfalva, Zsegra und Jekelsdorf (Jekelfalva). Letztere ist thurmlos.

Einige kleinere, mit Streben versehene, dem Übergangsstil angehörige Kirchen finden sich in den Nachbarcomitaten der Zips. Im Sároser Comitat hat Eselfalva eine einschiffige, geradlinig abgeschlossene Kirche mit spitzbogigem Thor, rundbogigen Fenstern

und plumpen Streben an den Ecken. Im Szatmárer Comitat ist das Kirchlein des Dorfes Sima einschiffig, mit halbkreisförmigem Abschluß, rechtwinklig gegliederter Laibung des Portals und stark ausspringenden Streben an den Ecken. Unter den kleineren Bauwerken der Übergangszeit ist die charakteristischeste und künstlerisch werthvollste die reformirte Kirche des Ortes Karcsa im Zempléner Comitat. Sie brannte im Jahre 1870 ab, hatte jedoch ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Sie ist aus dunkelrothen Quadern gebaut und einschiffig; die eine Wand des Chores ist gerade, die andere bildet die Fortsetzung des halbkreisförmigen Abschlusses; am westlichen Ende des Schiffes ruht auf zwei kreuzförmigen und an ihren Ecken mit Halbsäulen gegliederten Pfeilern eine Empore; die auf attischen Füßen stehenden Wände sind durch Streben gegliedert, oben aber mit einem attischen Fries und einem Spitzbogenfries umkränzt; aus der Mitte der Westwand springt eine Giebelwand hervor, unterhalb deren sich das rundbogige Portal mit säulengegliederter Laibung öffnet; über dem Portale sitzen rechts und links auf vorragenden Consolen zwei Löwen und über ihnen ist das Feld der Giebelwand mit einer rundbogigen Säulenarcade verziert.

Fast in allen 22 Comitaten des Oberlandes finden sich kleinere romanische Dorfkirchen, die nach dem soeben gekennzeichneten beliebtesten Typus gebaut und noch weit einfacher sind als die bisher geschilderten. Die meisten sind nachgerade so verändert worden, daß ihre Zeit kaum noch zu erkennen ist. So die Friedhofskapelle zu Schemnitz. Es gibt aber noch anderweitige, von romanischer Bauthätigkeit zeugende Überreste. Um einen der merkwürdigsten zu erwähnen, stand einst zu Kaplony im Szatmárer Comitat an der Stelle der neuerbauten Grabkapelle der gräflichen Familie Károlyi eine größere dreischiffige, mit drei halbkreisförmigen Apsiden versehene, in der Anlage also der Kirche zu Lébény (Wieselburger Comitat) ähnliche Kirche, von der nur die Grundmauern erhalten geblieben sind. Anderwärts erinnern noch geringere Bruchstücke an die romanische Baukunst. Selbst die Geschichte des Untergangs dieser Bauten ist in Dunkel gehüllt; man weiß nicht, ob sie mehr der Zeit, dem Feinde oder der menschlichen Sorglosigkeit zum Opfer gefallen sind.

Gothische Periode. — Die gothische Baukunst begann auch im Oberlande nach dem Tatareneinfall heimisch zu werden. Die Maßnahmen Bélas IV., die auf die Reorganisation des verheerten Landes und auf die Steigerung seiner Wehrfähigkeit abzielten, hatten in Oberungarn die größte Wirkung, insofern sie hier in den geschichtlichen Prämissen einen fruchtbaren Boden fanden und eigentlich die natürliche Fortsetzung dessen bildeten, was schon vorher im Interesse der Besiedlung dieses Gebiets und der Civilisirung seiner Bewohner geschehen war. Die im Laufe des XII. Jahrhunderts sehr zahlreich hereingekommenen sächsischen Ansiedler waren theils Ackerbauer, theils Bergleute, begannen sich jedoch nach und nach auch den primitiveren Gewerbezweigen zu widmen

und die dichter bevölkerten Ortschaften begannen sich auf Grund königlicher Freibriefe zu Städten zu entwickeln. Die auf Bélas IV. Einladung hereingekommenen neueren Gäste, unter denen sich eine große Zahl von gewerbetreibenden Bürgern befand, vermehrten die Bevölkerung bedeutend und der König erneuert den älteren ihre durch die Verheerungen der Tataren verloren gegangenen Freibriefe (so den Ansiedlungen von Altsohl, Karpfen, Bábaßék und Dobroniva), die neueren Niederlassungen aber begabt er mit ähnlichen Freiheiten. Diesem Beispiele folgen seine Nachfolger Stefan V., Ladislaus IV. und Andreas III., dann nach dem Aussterben des árpádischen Hauses Karl Robert, Sigismund und die übrigen; alle schreiten auf dem betretenen Wege vorwärts und verleihen mit freigebiger Hand die städtischen Privilegien. So entwickeln sich in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und dann im XIV. zahlreiche größere und kleinere Fremdencolonien zu Städten und nehmen einen raschen Aufschwung. Nach einander tauchen Preßburg, Tyrnau, längs den kleinen Karpathen Sanct Georgen, Bösing, Modern auf, dann die beiden ältesten Bergwerkscolonien Kremnitz und Schemnitz, im Sohler Comitate Neusohl und die schon erwähnten kleineren Städte, im Zipser Comitate Leutschau, Käsmark und mehrere kleinere Städte, im Abaujer Comitat Kaschau, im Sároser Comitat Eperies, Bartfeld u. s. f. Diese Reihenfolge von Städten allein genügt, um zu bezeugen, daß das einst von Urwald bedeckte, kaum bewohnte Oberland, bis dahin der am wenigsten cultivirte Theil des Landes, wie auf einen Schlag sich umgewandelt hatte und im Besitze der Bedingungen war, um fernerhin mit den anderen Gegenden des Landes auf dem Gebiete der bürgerlichen Cultur Schritt zu halten, ja dieser und jener zuvorzukommen.

Sobald diese Städte sich auf Grund ihrer bürgerlichen Freiheiten organisirt, im Schutze ihrer Mauern einen sicheren Zustand geschaffen und es zu einigem Wohlstand gebracht hatten, wandten sie ihre Hauptsorge der Erbauung eines Gotteshauses zu. Dieses war ihr erstes öffentliches Bauwerk, das sich auf dem rundlichen oder länglichen, umbauten, durch Häuser geschützten Hauptplatze der Stadt erhob, der größte Stolz der Bevölkerung, der Ausdruck ihres christlichen Glaubens und bürgerlichen Selbstbewußtseins. Die Bettelorden, und zwar die Franciscaner, Dominicaner und Pauliner, die sich um diese Zeit im Lande ansässig machten und ausbreiteten, und die auch als Verbreiter der gothischen Bauweise anzusehen sind, ließen sich im Oberland weniger zahlreich nieder und spielten daher auf dem Gebiete der Bauthätigkeit neben der städtischen Bürgerschaft eine weniger ansehnliche Rolle. Die ackerbautreibenden und grundbesitzenden Orden hatten ihre Bauaufgaben in der vorhergehenden Periode durchgeführt, weshalb ihre Thätigkeit in dem nunmehrigen Zeitraum weniger Wichtigkeit besitzt.

Die also beginnende Epoche des gothischen Baues dauerte fast 250 Jahre lang, bis ans Ende des XV. Jahrhunderts, ja darüber hinaus, und in dieser Zeit nahm die

Bauthätigkeit einen so großen Aufschwung, daß in keiner anderen Epoche, noch auch in einer anderen Gegend des Landes, ein ähnlicher zu finden ist. Die große Zahl in solcher Weise zu Stande gekommener Bauten hat dem Oberlande jenen augenfälligen gothischen Baucharakter verliehen, der es von allen anderen Gegenden des Landes unterscheidet. Die Wichtigkeit dieser Epoche wurzelt jedoch mehr in der großen Zahl von Bauten, als in deren künstlerischer Vortrefflichkeit, ja es muß auffallend erscheinen, daß die oberländische Gothik bei so andauernder und ununterbrochener baulicher Übung keine höhere Stufe der künstlerischen Entwicklung erreicht hat. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen in den früheren Zuständen und den Verhältnissen des neueren Aufschwunges. Die geringere Anzahl von größeren kirchlichen Institutionen macht ihre Einwirkung auch jetzt fühlbar, und dazu kommt, daß die Bevölkerung der entstehenden Städte größtentheils aus einer Gegend Deutschlands stammte, wo die deutsche Gothik nicht ihre glänzendsten Bautriumphe gefeiert hatte, und daß andererseits diese Bevölkerung, obgleich verhältnißmäßig gut gestellt, doch nicht reich genug war, um selbst in den volksreichsten Städten die fast unabsehbaren Kosten eines gothischen Kirchenbaues von größerem Maßstabe bestreiten zu können. Im Auslande dauerte der Bau der von mächtigen, reichen Bauherren begonnenen gothischen Kirchen infolge Geldmangels Jahrhunderte lang und sie blieben dennoch unvollendet. Im Hinblicke darauf wäre man fast geneigt, die Bevölkerung dieser ungarischen Städte für ihre Mäßigung und Behutsamkeit zu loben, wenn sie nur wenigstens das Begonnene auch wie aus einem Guß vollendet hätten. Sie waren nüchtern rechnende Spießbürger, die sich nicht von dem damals grassirenden Baufieber befallen fühlten und keine Arbeiten unternahmen, deren Durchführung unter ihren Verhältnissen als bare Unmöglichkeit erschienen wäre. Der zur Pracht und Großartigkeit geschaffenen gothischen Bauweise boten sich hier keine großen Aufgaben. Es wurden keine irgend großartig angelegten, dreischiffigen Kirchen gebaut, deren niedrigere Seitenschiffe Gelegenheit geboten hätten, den charakteristischesten Zug der gothischen Baukunst, das äußere Strebesystem zur Geltung zu bringen. Die Hallenkirchen sind vorherrschend. Das Chor schließt gewöhnlich mit drei Seiten des Achteckes, doch kommt auch der gerade Abschluß oft genug vor; im Abschließen der Seitenschiffe herrschen Zufall und Laune. Die Erlauer Kathedrale, die einzige, deren Chor einen Chorumgang und Kapellenkranz besaß, ist nicht erhalten geblieben. Auch der kühn aufstrebende, schlanke Thurm, ein weiterer charakteristischer Theil der gothischen Kirche, fehlt im Oberlande, mit Ausnahme der Franciscanerkirche zu Preßburg. Desgleichen bewegen sich die Details in den Schranken der Mittelmäßigkeit; am gewöhnlichsten ist das Kreuzgewölbe, Netz- und Sterngewölbe sind schon seltener; die Gewölberippen haben in der Regel eine birnförmige Gliederung; solche Gliederung schmückt auch die Laibungen der Portale und Fenster; über das Ganze hin herrscht das

Laubornament; Thiergestalten sind selten; es fehlt das Gewimmel zierlicher schlanker Fialen, das schöner gestaltete Kranzgesimse, kurz jener ganze Formenreichthum, der das Lebenselement des gothischen Stils ist. Es kommen wohl auch kunstreicher gebildete Details vor: Portale, schön gegliederte Rippen und Grate, Maßwerk der Fenster und dergleichen, allein diese Dinge passen nicht zum Ganzen des Gebäudes, dem in der Regel die Gleichmäßigkeit der Durchführung fehlt.

Bei solcher Geringfügigkeit der Aufgaben bot sich keine Gelegenheit, irgend einen berühmten Meister, etwa aus Süddeutschland, zu berufen, der eine eigenartige Richtung eingebürgert und in seiner Bauhütte Schüler zur Fortentwicklung seiner Kunstweise erzogen hätte. Unter den vielen Bauten findet sich kein bedeutenderes Werk, an das sich der Name und die Kunst irgend eines Meisters knüpfen würden, aber auch kein einziges, das vermöge irgend welcher Eigenthümlichkeiten gewissermaßen als Ausgangs- und Mittelpunkt dienen könnte, um den sich mehrere Bauwerke gruppiren. Ja selbst die Entstehungszeit der meisten und unter ihnen der wichtigsten Bauten ist nicht genau bekannt, und so läßt sich die Geschichte der Kunstgestaltung nicht einmal auf Grund des zeitlichen Nacheinander ermitteln.

Von den in der vorhergehenden Periode entstandenen Kirchen sind es auch hier die Kathedralen, die der neuartigen Baumode am wenigsten zu widerstehen vermochten; die romanischen Kathedralen von Waitzen, Erlau und Neutra verschwanden spurlos und an ihre Stelle traten gothische Gebäude, die übrigens gleichfalls untergegangen sind. Soweit wir von der Erlauer Kathedrale Kenntniß haben, dürfte diese das ansehnlichste Bauwerk unter den dreien und überhaupt die vollkommenste Leistung der gothischen Baukunst im Oberlande gewesen sein. Wahrscheinlich begann ihr Bau um die Mitte des XIV. Jahrhunderts; ihr Chor war von einem halbkreisförmigen Umgang und einem Kapellenkranz umgeben, die durch Thomas Bakocs zur Zeit, als er Bischof von Erlau war, Ende des XV. Jahrhunderts erbaut worden. Auf Grund ihrer erhaltenen Bruchstücke, insbesondere in Anbetracht der Größe und edel gegliederten Form eines in der Erlauer Festung unter der jetzigen Oberfläche des Terrains noch bestehenden Pfeilerstückes, stellen wir uns eine umfangreiche, großartig disponirte und reich durchgeführte Kathedrale vor, auf die das Wort Bélas IV. über die frühere Kathedrale noch besser gepaßt hat, daß sie nämlich „über sämmtlichen Kirchen Ungarns, gleich der Königin der Nation, auf dem Stuhle ihrer Erhabenheit thronte, geschmückt mit der Krone ihrer Schönheit". Die Türken bezeugten später die Großartigkeit des Gebäudes durch folgende Aufschrift: „Als wir in dieses Dorf kamen, stand hier eine ungeheuer große christliche Kirche, die uns Gott gegeben hat. Die Christen waren Narren, daß sie mit so großer Arbeit und so großen Kosten in diesem kleinen Dorfe eine so große Kirche gebaut haben."

Der Kathedrale am nächsten stehen in hierarchischer Hinsicht die Kirchen der Probsteien und Collegiatcapitel, wie die zu Kirchdrauf, Preßburg und Tyrnau.

Der Kirchdraufer Kirche war das Schicksal günstiger, als den drei Kathedralen; sie wurde nicht durch eine ganz neue gothische Kirche ersetzt, sondern der bereits geschilderte westliche Theil blieb erhalten und nur die östliche Hälfte wurde neu aufgebaut, worauf sie sich in dem Zustande, in dem sie (1478) geweiht worden, bis auf den heutigen Tag erhielt. Ihr Neubau erfolgte in der Weise, daß die beiden ostwärts liegenden Joche der Seitenschiffe auf gleiche Breite mit dem Mittelschiff gebracht, die alte Apsis durch ein geräumiges Längschor mit einem durch drei Seiten des Achteckes gebildeten Abschluß ersetzt, die ganze Kirche aber neu eingewölbt wurde. So gewann die östliche Hälfte der Kirche die Gestalt einer aus drei gleich breiten Schiffen bestehenden Halle, deren Breite mit ihrer Höhe in keinem Verhältniß steht. Die Wirkung der Verhältnißwidrigkeit wird noch gesteigert durch die roh gebildeten, schwerfälligen Rippen des mangelhaft construirten Netzgewölbes im Mittelschiffe. Die Probstei war zu dieser Zeit schon von großer Bedeutung, so daß es auffällt, wie man ihre Umgestaltung so unerfahrenen Händen anvertrauen konnte. Andererseits ist diese Kirche ein entscheidendes Zeugniß für die Herrschaft des aus Deutschland hereingelangten Hallenbaues. Die Seitenschiffe haben Sterngewölbe von geringerer Schwerfälligkeit, doch gleichfalls mangelhafter Construction. Auch die Verbindung des um drei Stufen erhöhten Chores mit dem Mittelschiff ist nicht befriedigend zu nennen. Das Mittelschiff hat nämlich gegen das Chor hin drei, durch zwei Pfeiler von quadratischem Grundriß getrennte Öffnungen, deren mittlere spitzbogig und breiter ist, während die rechts und links liegenden schmaler und rundbogig sind. Die Südseite des Chores hat zwei, der Chorabschluß drei Fenster, sämmtlich schmal, aber bis an die Gewölbekappe hinanreichend, mit glatter Laibung und einfachem Maßwerk. Am Netzgewölbe des Chores springen die Rippen weniger vor und ruhen auf Wandpfeilern, die aus drei Diensten bestehen und bis zur Fensterbank herabreichen, wo sie mit einem einfachen gekehlten Glied enden.

Die Entstehungszeit der Preßburger Probstei ist unbekannt; ihre Kirche befand sich ursprünglich in der Festung, wurde jedoch nach dem Jahre 1221 in die Stadt verlegt. Die in der Festung bestandene Kirche ist spurlos verschwunden. Die dem heiligen Martin geweihte Stadtkirche der Probstei, zugleich Pfarr- und später Krönungskirche, ist ein dreischiffiger Hallenbau mit einem Thurm und eines der bedeutenderen gothischen Bauwerke im Lande. Die große Masse des hohen und breiten Satteldaches, das die Halle deckt, dann die Gliederung der Längsmauern durch gedrungene Strebepfeiler, desgleichen der an der Westseite stehende ungestalte Thurm, lassen das Äußere der Kirche schwerfällig erscheinen. Auch ihre Lage ist ungünstig, denn sie steht zwar auf einem Hügel, ist aber an der Westseite von hohen Häusern umschlossen. Aus dieser Lage ergibt sich für sie die ungewohnte

Eigenthümlichkeit, daß sie keine Westfaçade hat, ja gar keine haben konnte, da ihr Gebiet dort, wo jetzt die Häuser stehen, durch den der Stadtmauer folgenden tiefen Graben begrenzt wurde.

Der Bau begann um die Mitte des XIII. Jahrhunderts an der Westseite mit dem Thurme. Dieser erhebt sich vor dem Mittelschiff der Kirche, in gleicher Breite mit demselben; er fiel einst in die Linie der die Stadt umschließenden Doppelmauer, so daß seine Außenwand die Fortsetzung der äußeren Stadtmauer bildete; er diente als Schutz gegen die gegenüberstehende Festung und sieht deshalb mehr irgend einer Citadelle, als dem Thurme einer gothischen Kirche gleich. Rechts und links vom Thurme wurde, der Breite der Seitenschiffe entsprechend, je eine Kapelle gebaut; die nördliche diente mit ihrem Erdgeschoßraum als Sakristei, während das Erdgeschoß der südlichen, vielleicht nach der Böhmenkönigin Kunigunde, Enkelin Bélas IV., die sich im Jahre 1261 zu Preßburg mit Ottokar II. vermält hatte, Kapelle der Königin von Böhmen hieß. Aus der Lage des Thurmes und der Kapellen folgt, daß sie alle nur von den Schiffen der Kirche aus zugänglich waren. Die Wände der letztgenannten Kapelle sind mit schön und reich gegliederten frühgothischen Arkaden geschmückt, deren künstlerische Vollendung annehmen läßt, daß ihr Meister mit genügenden Mitteln und unter günstigeren localen Verhältnissen ein hervorragendes Werk hätte schaffen können.

Es erscheint zweifellos, daß zu dieser Zeit der Meister der Kapelle der Königin von Böhmen den Bau geführt hat; doch ging es mit diesem bei dem Mangel an Geldmitteln langsam vorwärts, so daß der Meister seine Sorgfalt und Kunst mehr den einzelnen Details zuwandte. So entstanden die beiden Thore an der Nordseite. Das eine ist das Hauptportal, im ersten Joch neben dem Thurm; das andere, kleinere, öffnet sich im dritten Joch. Beide sind wohldurchdachte, bis in die kleinsten Einzelheiten correcte, der Kapelle der Königin von Böhmen gleichgeartete Leistungen. Das breite Hauptportal mit seinem gedrückten Rundbogen, das in jedem Zollbreit den Charakter der frühgothischen Kunst trägt, scheint der Meister früher entworfen zu haben, als den Arkadenschmuck in der Kapelle der Königin von Böhmen. Es öffnet sich nach außen weiter als die Regel ist; seine Laibung ist durch acht glatte Säulenschäfte und ebensoviele Kehlungen gegliedert; die Schäfte haben doppelte Sockel mit einfach gegliedertem Gesimse. Der Übergang zu den Formen der gothischen Kunst zeigt sich charakteristisch darin, daß die Säulen keine Capitäle haben, sondern der obere, zwischen zwei wagerechte Gliederungen gefaßte Theil der Schäfte, mit je zwei Blättern geschmückt, blos ein Scheincapitäl darstellt. Die Gliederung der Laibung setzt sich an der Wölbung der Portalöffnung fort. Das kleinere Thor ist ein Product der entwickelteren gothischen Kunst. Seine Öffnung ist ein steilerer Spitzbogen, dessen Schenkel etwas verlängert sind; seine Laibung verbreitert sich nach auswärts in der

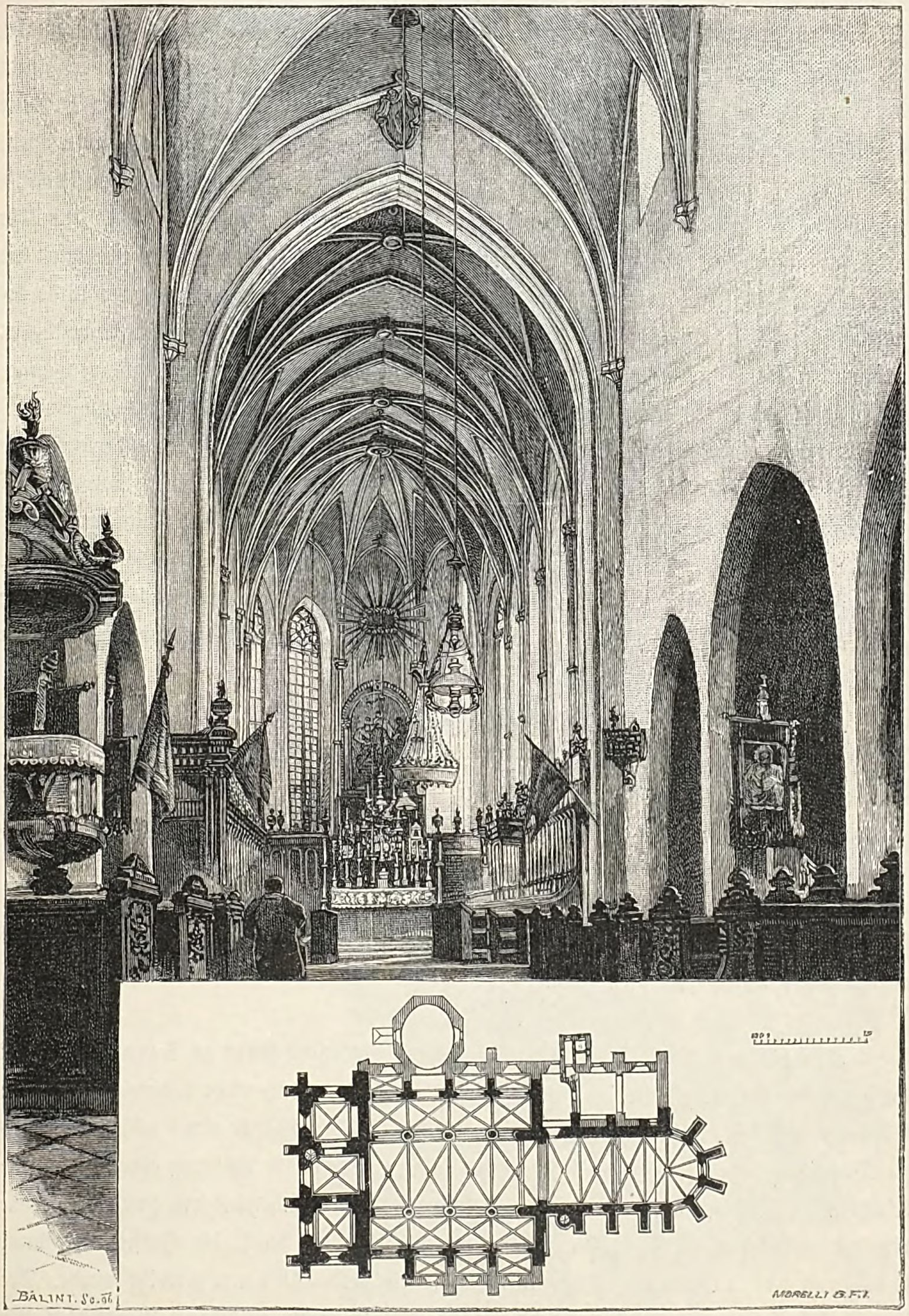
Richtung der Hypotenuse des gleichschenkligen Dreiecks und gliedert sich durch fünf Stäbe mit vier seichten Kehlungen; der mittlere Stab bildet unten ein Säulchen, während über ihm die Hohlkehlen sich als kleine, zur Aufnahme einer Statue geeignete Nischen mit einfachem Baldachinabschluß gestalten, über dem dann die Gliederung der Laibung weitergeht. Ein besonderes Interesse gewinnt dieses Portal durch die Reliefscene in seinem Bogenfelde. Sie stellt die heilige Dreifaltigkeit vor. Gott Vater thront in weitfaltigem Gewande und hält den gekreuzigten Christus im Schoße, ihm zu Häupten scheint die den heiligen Geist symbolisirende Taube mit ausgebreiteten Flügeln direct abwärts zu fliegen; rechts vom Throne kniet betend ein Engel in faltenreichem Gewande und hat zu seiner Rechten einen ähnlichen Engel, der auf Christus deutet; hinter den Engeln erscheinen in emporrankendem Laubwerk Löwe und Pelikan als Symbole Christi. Dieses Reliefwerk ist vermöge seines Gegenstandes, der symbolischen Auffassung, sowie seiner in charakteristischer Weise archaischen, ungefügen Formen eines der werthvollsten Denkmäler der frühgothischen Plastik, wie sie in Ungarn selten vorkommen.

In dieser ersten Bauperiode wurde die dreischiffige Halle der Kirche, in der Länge von 32 und der Höhe von 16 Meter, mit Ausnahme des Gewölbes vollendet; ihr 9·25 Meter breites Mittelschiff ist von den 6·80 Meter breiten Seitenschiffen durch vier Paare achteckiger Pfeiler getrennt; die Längswände sind durch Halbsäulenschäfte gegliedert, von denen die dem nördlichen Seitenschiff angehörigen achteckige Sockel haben. Zu derselben Zeit dürften, wenigstens theilweise, auch das Chor und dessen dreiseitiger Abschluß erbaut sein. Das Innere der Kirche ist das denkbar einfachste; die Pfeiler und Halbsäulenschäfte beschränken sich mit Vermeidung allen Prunkes auf das Nothwendigste; auch die Fenster sind einfach. Hier findet sich nichts, was auf die Hand des Meisters jener Portale zu schließen gestattet.

Mit dem Jahre 1345 etwa beginnt die zweite Bauperiode, in der auch die Stadt zu den Kosten beitrug, während zugleich die Spenden der Gläubigen reichlicher flossen. Trotzdem gedieh der Bau äußerst langsam; es dauerte über hundert Jahre, bis das Netzgewölbe über den drei Schiffen der Halle fertig stand. Im Jahre 1452 fand die Einweihung der Halle statt. Daß die Geldmittel jetzt weniger knapp waren, kam allerdings mehr darin zur Geltung, daß man die Kirche großartiger machen wollte, als ursprünglich geplant war, und es wirft ein interessantes Licht auf den Geist der gothischen Baukunst in Ungarn, daß man die Großartigkeit nicht im Reichthum der Anlage, sondern im größeren Umfang suchte. Indem man das Großartige suchte, wich man ihm sozusagen aus. Die Seitenschiffe wurden durch gerade Wände abgeschlossen, also unvollendet gelassen, statt daß sie fortgesetzt worden wären, um einen Chorumgang zu bilden, was sich hier gleichsam von selbst darbot. Das im Bau halbvollendete alte Chor aber wurde abgetragen und im Jahre 1461

der Bau eines neuen Chores begonnen, das 27·75 Meter lang, etwas breiter als das Mittelschiff und mit drei Seiten des Sechseckes geschlossen wurde; die Vollendung seines Netzgewölbes fällt, nach dem Zeugniß der Wappenschilder an den Schlußsteinen, ganz an das Ende des XV. Jahrhunderts. Die Gewölberippen der Schiffe ruhen auf einfachen, am oberen Theile der glattschäftigen Pfeiler vorspringenden Rundwülsten, während sie sich auf die Halbsäulen der Längswände ohne Verbindungsglied niedersenken. Im Chor ruhen die Rippen des Gewölbes auf gegliederten Diensten. Die Rippen, die vierfach getheilten, hohen und breiten Fenster des Chores, ihr Maßwerk und die reiche Gliederung ihrer Laibungen, sowie die Form der Streben am Chore bezeugen den späten Ursprung dieser Theile der Kirche. Im XV. Jahrhundert entstand die St. Anna-Kapelle an der Nordseite der Kirche. Die Vorhalle an der Südseite mit ihrem Renaissanceportal, vom Anfang des XVI. Jahrhunderts, bezeichnet den Schlußact des Kirchenbaues.

Die Kirche des Collegiatcapitels zu Tyrnau, jetzt zugleich Pfarrkirche, wurde durch König Ludwig den Großen begonnen, dann durch König Sigismund fortgesetzt und, Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts, gewiß auch vollendet. Sie weicht durch gewisse Eigenthümlichkeiten von den sonst in Ungarn erhaltenen gothischen Kirchen ab. Dank der Freigebigkeit der königlichen Bauherren wurde sie in kurzer Zeit, ohne Änderung des ursprünglichen Planes, aufgebaut, so daß ihr frühgothischer Charakter wie aus einem Guß erscheint. Abweichend von dem durch deutschen Einfluß allgemein gewordenen Gebrauche, ist sie keine Hallenkirche. Andererseits jedoch hat ihr Erbauer, der sogar ein Franzose gewesen sein könnte, vielleicht in Anpassung an die im Lande vorgefundenen Verhältnisse, die durch königliche Freigebigkeit ihm gebotene Gelegenheit zur Entfaltung besonderen Reichthums unbenützt gelassen. Die Anlage der Kirche ist demnach einfach und ihr Aufbau mangelhaft. Die beiden Seitenschiffe, welche niedriger sind als das Mittelschiff, schließen mit gerader Wand, statt das Chor und dessen fünfseitigen Abschluß als Umgang einzuschließen. Als augenfälliger Mangel muß es erscheinen, daß das hoch überragende Mittelschiff keine äußeren Streben und Strebebogen hat. Die Lichtgaden des Mittelschiffes sind auch innen ganz kahl, nicht durch Dienste gegliedert, die zu den Rippen des Gewölbes emporlaufen, auch nicht mit Triforien oder Blendarcaden geschmückt. Dennoch ist dieses Bauwerk, dank der harmonischen und correcten Durchführung, der Richtigkeit seiner Verhältnisse und der Klarheit seiner einfachen Formen eine Schöpfung von künstlerischem Werth. Sein Äußeres ist von imposanter Wirkung und verdankt dies vor allem der Westfaçade, deren zweigeschoßige und das Mittelschiff noch überragende Giebelmauer von zwei mächtigen Thürmen flankirt wird, ferner den in drei Abstufungen sich verjüngenden Strebepfeilern des Chores und seines Abschlusses. Das im vorigen Jahrhundert umgestaltete Hauptportal der Westfronte führt in die zwischen den beiden

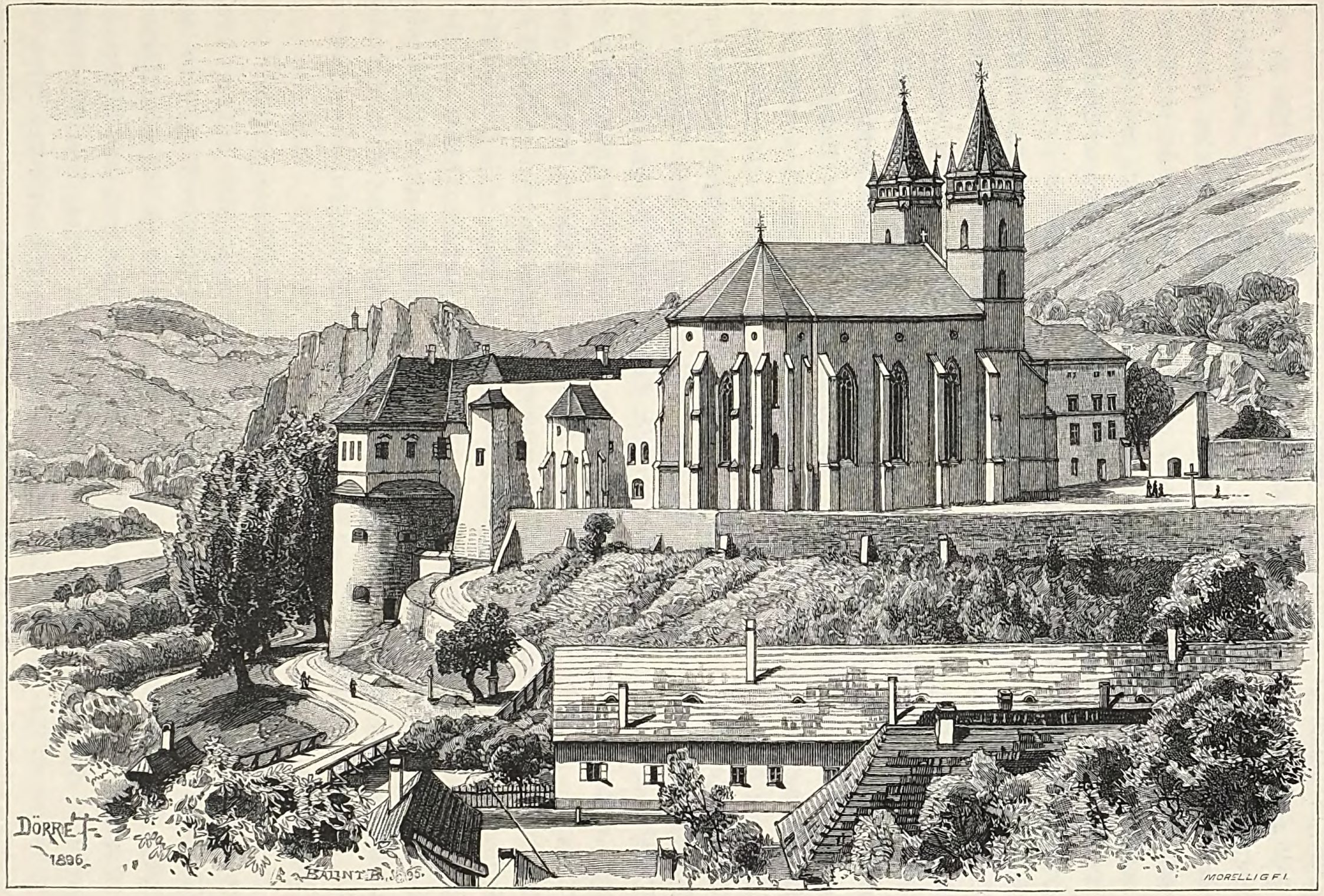


Inneres und Grundriß der Collegiatkirche zu Tyrnau.

Thürmen befindliche Vorhalle, deren Öffnung, ehe sie durch die niedrige Wölbung des Orgelchores entzweigeschnitten wurde, die Höhe des Mittelschiffes hatte, jedoch schmaler ist, weil die quadratischen Untergeschoße der Thürme beiderseits bedeutend aus der Flucht der Seitenschiffe vorspringen. Das aus vier Jochen bestehende Mittelschiff (24·37 Meter lang, 10·80 Meter breit, 18·70 Meter hoch) ist von den Seitenschiffen (5·16 Meter breit, 9 Meter hoch) durch zwei Reihen von je drei gemauerten, achteckigen, gedrungenen Pfeilern geschieden. Diese Pfeiler, nebst den sie verbindenden stumpfen Spitzbogen und den über ihnen aufsteigenden Lichtgaden steigern die ernste Schlichtheit des Kircheninnern ins Bedeutende. Dazu stimmen auch die einfach gegliederten Rippen des Kreuzgewölbes, die sich bei ihrer Begegnung in der Höhe auf pyramidale, gleichfalls einfache Kragsteine lagern und auch sofort Halt machen, desgleichen die ziemlich hoch über den Kragsteinen angebrachten, schmalen und niedrigen Fenster. Die im Verhältniß zu seiner Breite ungewöhnliche Kürze des Mittelschiffes wird ausgeglichen durch den Anschluß eines aus dreieinhalb Jochen bestehenden Chores von 9·65 Meter Breite und 18·36 Meter Länge, das mit fünf Seiten des Zehneckes geschlossen ist. Chor und Abschluß, sowie der das Chor vom Schiff scheidende Triumphbogen sind mit weit größerem Reichthum gestaltet, als das Schiff. Ihre Fenster sind breit und hoch, insbesondere nehmen die Fenster des Abschlusses fast die ganze Breite der Wand ein und haben mannigfaltiges Maßwerk, während die Rippen des Gewölbes auf reicher gegliederten Diensten aufstehen.

Dieser einheitliche Charakter der Kirche hat blos im XVII. und XVIII. Jahrhundert Änderungen erlitten. Zu dieser Zeit diente Tyrnau dem vor den Türken geflüchteten Graner Erzbischof und Capitel als Sitz und die Kirche war deren Kathedrale. Damals entstand, zum Theil aus einer 140.000 Gulden betragenden Spende Peter Pázmánys, die jetzige Ausstattung der Kirche im Geschmack der Spätrenaissance, nebst Altären, Kanzel und Bänken; damals erhielten auch die Seitenschiffe ihre Zubauten an Kapellen, das südliche drei, das nördliche vier; überdies entstand die Muttergotteskapelle und die Thürme erhielten ihre zwiebelförmigen Helme.

König Géza I. (1075 bis 1077) stiftete die Benedictiner-Abtei zu Szent-Benedek an der Gran (Garam). In dem romantischen Thale des launenhaft dahingeschlängelten Flusses erhob sich auf hohem Felsen, der aus der östlichen Flanke eines höheren Berges zu Tage tritt, ohne Zweifel gleich in den Jahren nach dieser Stiftung eine romanische Kirche nebst Kloster, die jedoch gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts zerstört wurden. An der nämlichen Stelle entstand eine neue Kirche, die durch die Hussiten zweimal (1435 und 1441) verbrannt, dann wiederhergestellt und 1483 neu geweiht wurde. Sie ist im Oberlande die hervorragendste unter den wenigen gothischen Bauwerken der



Die Benedictiner-Abteikirche zu Szent-Benedek.

ackerbautreibenden Mönchsorden. Diese Kirche nimmt die halbe Nordseite des nach der zweiten Hussitenkatastrophe befestigten Klostervierecks ein; sie ist etwas größer als ihre Vorgängerin (38·24 Meter lang, 18·15 Meter breit und 10 Meter hoch), und zwar ein dreischiffiger Hallenbau, der, von einigen entwickelteren Formen abgesehen, den frühgothischen Charakter hatte. Das Äußere ist von mönchischer Schlichtheit; die Mauern durch massige Strebepfeiler gegliedert; an der Westfaçade erheben sich zwei gleichfalls sehr einfache, quadratische Thürme von 46 Meter Höhe. Desto bedeutsamer erscheint das Hauptportal. Seine Laibung ist lebendig gegliedert und enthält in je zwei tieferen Kehlungen die Figuren der vier Evangelisten, auf Säulchen stehend und von zierlichen Baldachinen überragt. Über den Baldachinen sieht man in den am Bogen weitergeführten Kehlungen je eine hockende Thiergestalt, aus deren Rachen eine reich mit Blättern und Trauben besetzte Weinrebe hervorwächst, um sich bis zur stumpfen Spitze des Bogens emporzuranken. Die Heiterkeit dieses Schmuckes wird noch gesteigert durch die nebeneinander gereihten Halbkreisbogen, die dem äußeren Stabgliede des Bogens entlang laufend, mit ihren niederhängenden Schenkeln gleich einem Zackenbande den Thorbogen umkränzen; das ganze Portal macht dadurch den Eindruck einer eigenthümlichen Leichtigkeit. Die durch das Spiel von Lichtern und Schatten hervorgebrachte prächtige Wirkung jenes Zackenbandes wetteifert mit der des Mäanders, der das Portal der Jáker Kirche umzieht. Der Portalbogen ist durch zwei schlanke Fialen flankirt, die auf vorspringenden Wandconsolen stehen. Die horizontale Öffnung des Portals ist durch einen schön gegliederten Pfosten in zwei Hälften getheilt. In der Mitte dieses Thürpfostens steht auf einem Säulchen, unter einem mit schlanker Fiale gekrönten Baldachin, die den vier Evangelisten entsprechende Gestalt Christi. Die Balken des Thürsturzes ruhen auf je zwei Consolen, deren jede unterhalb mit einer Engelsfigur, seitwärts aber, sammt den Flächen der beiden Balken, mit in Vierpaß gefaßten Prophetenköpfen verziert ist. Die mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln erzielte, ungesuchte Pracht, die aller Prahlerei bare, heitere Harmonie der Ornamente und Figuren erheben dieses Portal unter die edelsten und geschmackvollsten Schöpfungen der Gothik.

Durch das Portal betritt man die zwischen den beiden Thürmen gelegene niedrige Vorhalle. Diese öffnet sich beiderseits in die gleichfalls niedrig gewölbten Joche unter den Thürmen, welche die Fortsetzung der Seitenschiffe bilden. Über der Vorhalle und den beiden Seitenabtheilungen befindet sich ein Orgelchor. Die inneren Ecken der Thürme ruhen auf starken Pfeilern. Mittelschiff und Seitenschiff sind durch zwei Pfeilerpaare geschieden, die den Innenraum der Kirche in drei Joche theilen. Dem Mittelschiffe schließt sich ein aus einem schmalen Joch bestehendes Chor an, das mit drei Seiten des Achteckes geschlossen ist. Die Seitenschiffe sind um ein quadratisches Joch verlängert und

schließen gleichfalls dreiseitig ab. Die quadratischen Pfeiler stehen auf doppelten Sockeln von entwickelterer Form und haben abgeschrägte Kanten; diese sind durch eine tiefe Hohlkehle, die Pfeilerflächen aber durch glatte Säulenschäfte gegliedert, welche attische Basen und abwechselnd mit einer oder zwei Blätterreihen geschmückte Capitäle haben. Übereinstimmend gegliedert sind auch die Dienste, sowie die Gurten und Rippen des Kreuzgewölbes, desgleichen der Triumphbogen und die Laibungen der Fenster. Besondere Aufmerksamkeit verdienen noch zwei Wandpfeiler, die sich am Ostende der beiden Seitenschiffe erheben; an dem Capitäl des nördlichen sieht man durch zahlreiche menschliche Halbfiguren und Köpfe das jüngste Gericht dargestellt, während die Bedeutung einer ähnlich gearteten Darstellung an dem Pfeiler des südlichen Seitenschiffes unsicher ist. Von dem Kreuzgang des Klosters, der sich an der Südseite der Kirche befand, sind zusammen sechs Joche erhalten geblieben. Auch diese haben Kreuzgewölbe. Ebenda befindet sich eine Kapelle von unregelmäßiger Form und unter ihr die Sakristei.

Die Kirche blieb kaum hundert Jahre in ihrem ursprünglichen Zustande. Im XVI. Jahrhundert wurden ihre Mauern, vielleicht zu Vertheidigungszwecken, um vier Meter erhöht und die Fenster zur Hälfte vermauert. So erhielt das Äußere der Kirche die sonderbare Form, in der sie noch jetzt besteht. Im Jahre 1565 gelangte das Kloster in den Besitz des Graner Capitels. Die Unbilden der folgenden Jahrhunderte und die nothwendig werdenden Ausbesserungen thaten dann das Ihrige, zuletzt kam im Jahre 1881 eine verheerende Feuersbrunst. Nun beschloß das Capitel als Eigenthümer eine durchgreifende Restaurirung der Kirche und betraute mit dieser Arbeit Franz Storno, der sie auch unter sorgfältiger Conservirung der erhalten gebliebenen Theile erfolgreich durchführte. Die wiederhergestellte Kirche wurde im Jahre 1885 geweiht.

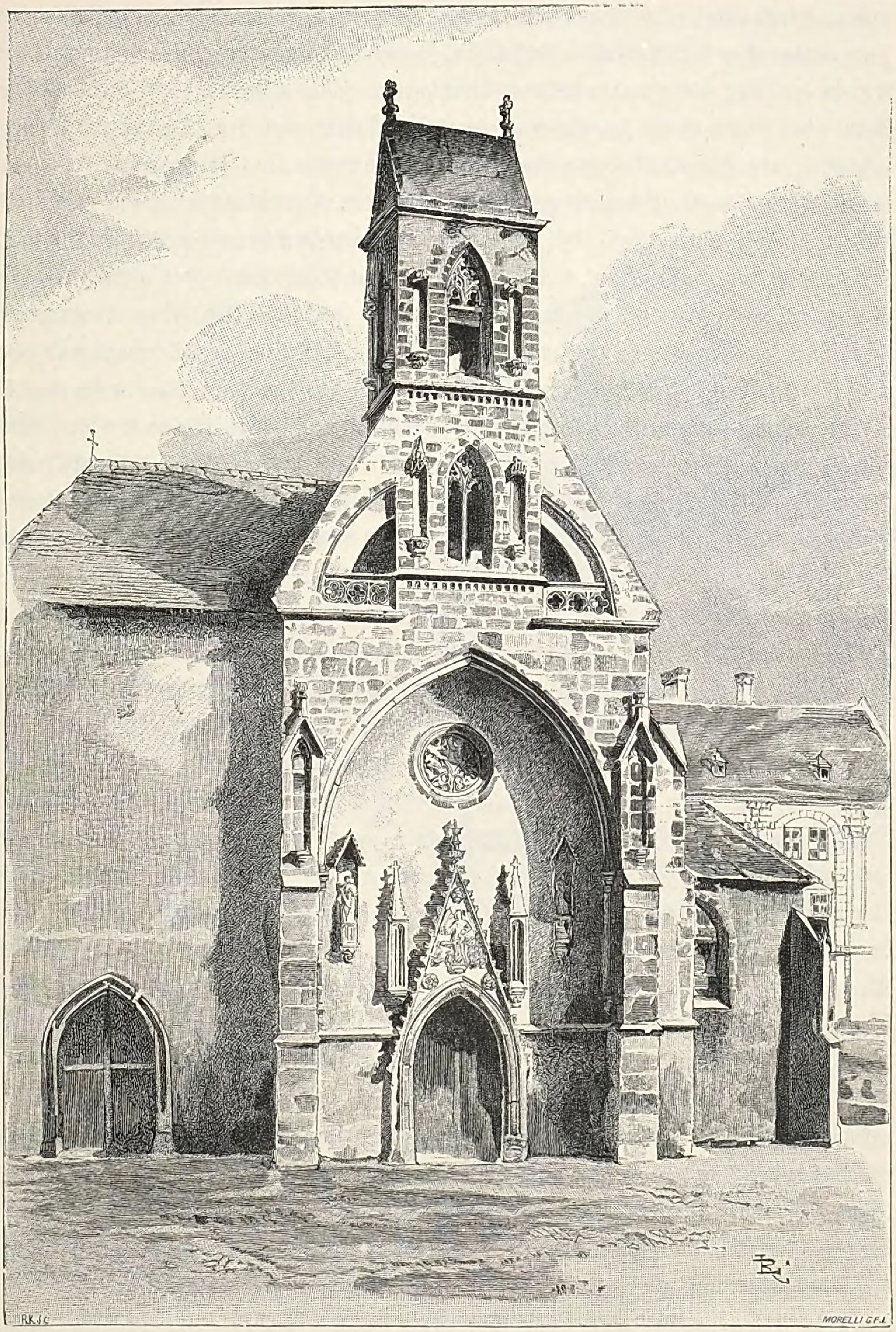
Ein weiteres Denkmal ihrer gothischen Bauthätigkeit haben die Benedictiner in der jetzigen Pfarrkirche der Ortschaft Pográny (Neutraer Comitat) hinterlassen. Auch sie war einst Abteikirche der Benedictiner, hat jedoch im Laufe der Zeiten so viele Erweiterungen und Umgestaltungen erfahren, daß gothische Details bloß an ihrem Chorabschluß erhalten geblieben sind.

Die der heiligen Muttergottes geweihte Kirche der Turóczer Probstei in Zniováralja ist ein gothischer Bau, dessen Ursprung auf die Prämonstratenser zurückgeht. Béla IV. stiftete hier im Jahre 1252 eine Prämonstratenser-Probstei, die im Jahre 1534 einging. Die Kirche ist einschiffig, ihr Chor schließt mit gerader Wand ab; späterhin in den Besitz der Jesuiten gelangt, machte sie eine Umgestaltung durch, die jedoch nicht verhinderte, daß Chor, Triumphbogen, das auf achteckigen Pfeilern stehende Musikchor und die Fenster ihren gothischen Charakter behalten haben.

Die gothische Baukunst ging in Ungarn Hand in Hand mit den nämlichen Verhältnissen, wie in den westlichen Ländern Europas. Der Bürgerstand kräftigte sich, die Städte nahmen ihren Aufschwung, die Kunstübung ging von den Geistlichen auf die Weltlichen über, in der Reihe der kirchlichen Bauwerke taucht die städtische Pfarrkirche auf, die aus der Initiative der Bürgerschaft hervorgeht, die Andacht der Bürgerschaft ausdrückt und den höchsten Stolz der Stadt bildet. Aus der Geschichte des Oberlandes im XIII. Jahrhundert folgt daher von selbst, daß dort die meisten Denkmäler der gothischen Baukunst städtische Pfarrkirchen sind. In dieser Hinsicht steht Kaschau voran.

Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts war es eine Niederlassung deutscher Ackerbauern, ein gewöhnliches Dorf; allein die königlichen Privilegien, eine günstige Lage und die hervorragende Bürgertugend seiner durch neuere Zuzüge vermehrten Bevölkerung erhoben es bald zur Hauptstadt Oberungarns. Mit seinen gothischen Baudenkmälern reiht es sich den im Lande jenseits der Donau gleichfalls zu dieser Zeit entstandenen und erblühten bürgerlichen Niederlassungen würdig an, insbesondere der Festung Ofen und der Stadt Ödenburg, an welche beide es sogar erinnert. In der Festung Ofen gewinnt die durch die deutschen Bürger begonnene Pfarrkirche alsbald die königliche Patronanz, ihr Bau wird mit Hilfe königlicher Zuwendungen fortgeführt, jedoch nicht beendigt, einer ihrer Thürme ist durch König Matthias erbaut. Die Kaschauer Pfarrkirche hat genau die nämliche Baugeschichte. Wie in der Festung Ofen, so ließen sich auch in Kaschau Franciscaner und Dominicaner in der Nähe der Kirche nieder. In Ödenburg wurde auf dem einstigen Gottesacker, in nächster Nähe der Pfarrkirche zum heiligen Michael, zu Ehren des heiligen Jacobus eine Doppelkapelle erbaut, deren unterer Theil als Beinhaus diente. Auch in Kaschau stand die Pfarrkirche auf einem Friedhofe und in ihrer nächsten Nähe wurde die St. Michaelskapelle erbaut, deren untere Räumlichkeit als Beinhaus diente. Diese wie jene sind frühgothische Bauten, mit dem Unterschiede, daß die Ödenburger Kapelle achteckig, die Kaschauer jedoch viereckig ist. Indes überragen diese Kaschauer Denkmäler an architektonischem Interesse, ja zum Theil auch an Kunstwerth, die angeführten Bauten des Landes jenseits der Donau.

Die St. Michaelskapelle dürfte um das Jahr 1260 erbaut worden sein, als der Aufschwung der Stadt begann. Über dem kunstlos aufgemauerten Beinhause erhebt sich das Schiff der Kapelle, das aus zwei Jochen mit einfachem Kreuzgewölbe und einem dreiseitig abgeschlossenen Chor besteht. Das erste Joch wird durch die längs der Westwand aufsteigende Empore eingenommen. Das meiste architektonische Interesse erregt die Westfaçade und besonders deren kühn construirter Thurm. Die beiden Ecken der Façade haben stark vorspringende Streben, die sich mit einem stumpfen Spitzbogen zusammenschließen und eine offene Vorhalle bilden. Über dieser steht der quadratische, zweigeschoßige Thurm,

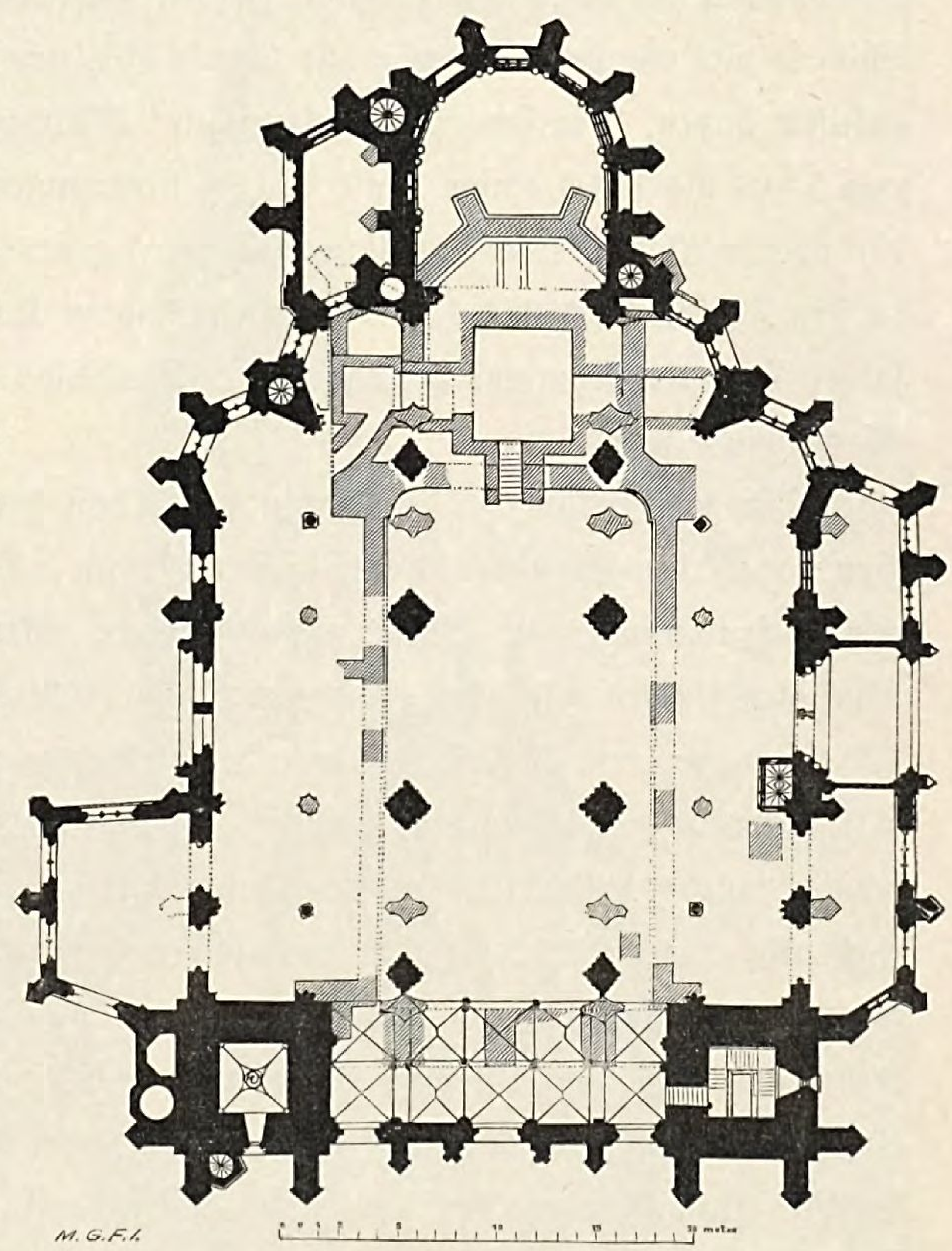


Die St. Michaelskapelle zu Kaschau.

und zwar mit seiner westlichen Wand auf dem Spitzbogen, mit der östlichen auf einem im Inneren der Kapelle befindlichen Gurtbogen, so zwar, daß die eigentliche Stirnwand der Kapelle zwischen diese beiden Wände des Thurmes fällt, während die beiden anderen Wände des Thurmes die Façadenwand im rechten Winkel schneiden. Das untere Thurmgeschoß ist von zwei Strebebogen flankirt, deren Untertheile durch Brüstungen mit durchbrochenem Maßwerk mit dem Thurme verbunden sind. Die Strebebogen sind gleichsam Überbleibsel des Stirngiebels, den der Thurm durchschnitten hat. Der Meister hat seine kühne Idee mit constructiver Vollkommenheit verwirklicht, hatte aber gleichzeitig sein Augenmerk darauf, durch schöne Formen zu ergötzen. Für die Solidität der Construction sind das beste Zeugniß jene sechshundert Jahre, deren Unbilden der Stirnwand und dem über ihr gleichsam in der Luft stehenden Thurme nicht das Geringste anhaben konnten, so daß sie noch jetzt ganz wohlerhalten sind. Das Fischblasenmuster des Maßwerkes im großen Rundfenster der Façade ist späteren Ursprungs. Ein weiteres interessantes Detail dieses Bauwerkes ist das Portal, die Gliederungen seiner Laibung setzen sich, vom gemeinsamen Sockel ausgehend, ununterbrochen bis zur Spitze des Bogens fort, über dieser aber erhebt sich ein hoher und steiler Giebel, von zwei Fialen flankirt, die über Gebühr hoch, fast in der Höhe des Thorbogenscheitels ansetzen. Im Giebelfelde befindet sich ein Relief, eines der hervorragendsten Werke gothischer Plastik in Ungarn; es stellt die Psychostasie vor, nämlich den Erzengel Michael, in der einen Hand das Schwert, in der anderen die Wage, auf der er die guten und bösen Seelen wägt.

Einige Schritte von der Südseite der St. Michaelskapelle erhebt sich die einstige Pfarrkirche, seit 1804 Kathedrale. Ihre Geschichte ist ziemlich genau bekannt. Wahrscheinlich stand ebenda schon im XII. Jahrhundert irgend eine primitive, größtentheils aus Holz erbaute einschiffige Kirche der ersten Ansiedler. Die bei dem letzten Neubau zum Vorschein gekommenen Grundmauern und sonstigen Überreste beweisen, daß an die Stelle der alten Kirche zu Ende des XIII. oder zu Anfang des XIV. Jahrhunderts eine zweite Kirche getreten ist, die ein einschiffiger gothischer Bau mit polygonem Abschluß war. Dieser brannte bald nach 1378 nieder, was durch angebrannte Grabsteine aus den Jahren von 1370 bis 1378, die sich unter den mittleren Pfeilern fanden, zweifellos bezeugt wird. Die durch das Feuer beschädigten Mauern wurden dann so weit als möglich wieder in Stand gesetzt, die Kirche mit einem neuen Dach versehen und zum Gottesdienst benützt, während um sie her der Bau der neuesten, nun schon dritten Kirche begann. Dies geschah in den letzten Jahren des XIV. Jahrhunderts. Die Überlieferung schreibt die Gründung der Kirche der Königin Elisabeth, dritten Gemalin Karl Roberts (1300 bis 1380) zu. Weit sicherer als dies, ist es, daß Anfangs die Opferwilligkeit der städtischen Bürgerschaft die Baukosten gedeckt hat. Später nahm König Sigismund den Bau unter seinen wirksamen Schutz,

und die Arbeit gedieh so rasch, daß bei dem 1437 erfolgten Tode des Königs das Chor, mit dem der Bau begonnen worden, sowie die Schiffe im Wesentlichen vollendet waren. Der Bau der Thürme verzögerte sich. Vom nördlichen Thurm wurde das über dem Kranzgesimse des Mittelschiffes befindliche Geschoß unter Ladislaus V. im Jahre 1453, das folgende aber von 1496 bis 1502 erbaut. Der Patron des Südthurmes war König Matthias. Allein es wurde keiner vollendet. Zur Zeit, als der Südthurm gebaut wurde, entstanden die Zubauten, und zwar an der Nordseite des Chores die Sakristei, die stockhohe Vorhalle an der Südfronte des Querschiffes, sammt ihren rechts und links anschließenden Kapellen, die auch bis zum Jahre 1477 vollendet waren. Die letzteren dienten zugleich als Widerlager, um die schweren Constructionsfehler der Kirche auszugleichen. Im Jahre 1491, als Johann Albert Herzog von Polen die Stadt belagerte, wurde der nördliche Thurm durch die Geschosse beschädigt, aber 1496 bis 1497 wieder hergestellt. Im Jahre 1556 war die Kirche durch eine schwere Feuersbrunst heimgesucht, ihre Mauern barsten und die Glocken im nördlichen Thurm schmolzen; aus ihren Überresten wurde eine neue Glocke gegossen, allein man hängte sie nicht mehr in den Thurm, sondern baute für sie neben der Kirche den Urbansthurm. Gleich nach dem Brandunglück begann man an der Nordseite neben dem Thurm den Bau einer unregelmäßigen Kapelle, die im Jahre 1585 zu Ehren des heiligen Josef geweiht wurde. Damit war die Bauthätigkeit endgiltig beschlossen, und es folgten nun dreihundert Jahre, die eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten bilden; die schwerste derselben war die Belagerung durch Stefan Bocskay, Fürsten von Siebenbürgen, im Jahre 1604. Die nach der Feuersbrunst von 1556 wohl oder übel ausgebesserte Kirche konnte wegen ihrer constructiven und baulichen Mängel dem Ruin kaum widerstehen; sie wurde später,



Grundriß der Kathedrale zu Kaschau.

von 1857 bis 1863 einer Restaurirung, dann 1875 einer Ausbesserung unterzogen, schließlich aber 1877 abgetragen und durch eine neue Kirche, die vierte an der nämlichen Stelle, ersetzt.

Auffallenderweise finden sich in dieser ganzen Geschichte der Kirche die Namen der Meister nicht erwähnt, ja es kommen auch keinerlei Daten vor, die einen Schluß auf dieselben gestatten würden. Die Wirksamkeit der wenigen Meister, deren Namen in Verbindung mit der Kirche erwähnt werden, fällt erst in die Zeit nach 1437, wo der Bau schon so viel wie vollendet war, sie können also nur Arbeiten von geringerer Wichtigkeit geleistet haben. Der hervorragendste scheint Stephan Crom zu sein. Sein Name kommt von 1446 bis 1480 einige Male in den Rechnungen vor, aus denen hervorgeht, daß er den oberen Abschnitt des nördlichen Thurmes gebaut hat; ein Nikolaus Crompholz stellte in den Jahren 1496 bis 1497 den beschädigten Nordthurm wieder her. Erwähnt sind ferner Augustin Crom und der Baumeister Thaddäus Schynnagel, der hier im Jahre 1452 Kirchenvater war.

Ganz grundlos ist die Vermuthung, daß der französische Baumeister Villard de Honnecourt den Plan der Kirche verfertigt habe. Daß dieser in Ungarn gewesen, erhellt aus Aufzeichnungen in seinem uns erhaltenen Skizzenbuche; aus anderen Daten des nämlichen Buches geht aber auch hervor, daß die Notizen aus der Zeit zwischen 1243 und 1251 stammen, wo Villard in seinen besten Jahren stand und ein berühmter Baukünstler war. Hieraus erklärt es sich, daß er — nach seinen eigenen Worten — „nach Ungarn berufen wurde". Er dürfte seit dem Jahre 1244 zwei oder drei Jahre hier geweilt haben, was also ungefähr 130 Jahre vor die Erbauung der dritten Kaschauer Kirche fällt. Vermuthlich kam er nach dem Tatarensturm auf Bélas IV. Einladung nach Ungarn, betheiligte sich hier an dem damaligen Aufschwung der Bauthätigkeit und in diesem Zusammenhange auch an der Verpflanzung der gothischen Bauweise, so daß er der durch deutsche Ansiedler geübten deutschen Stilrichtung gegenüber einer der Vertreter des französischen Baustils war.

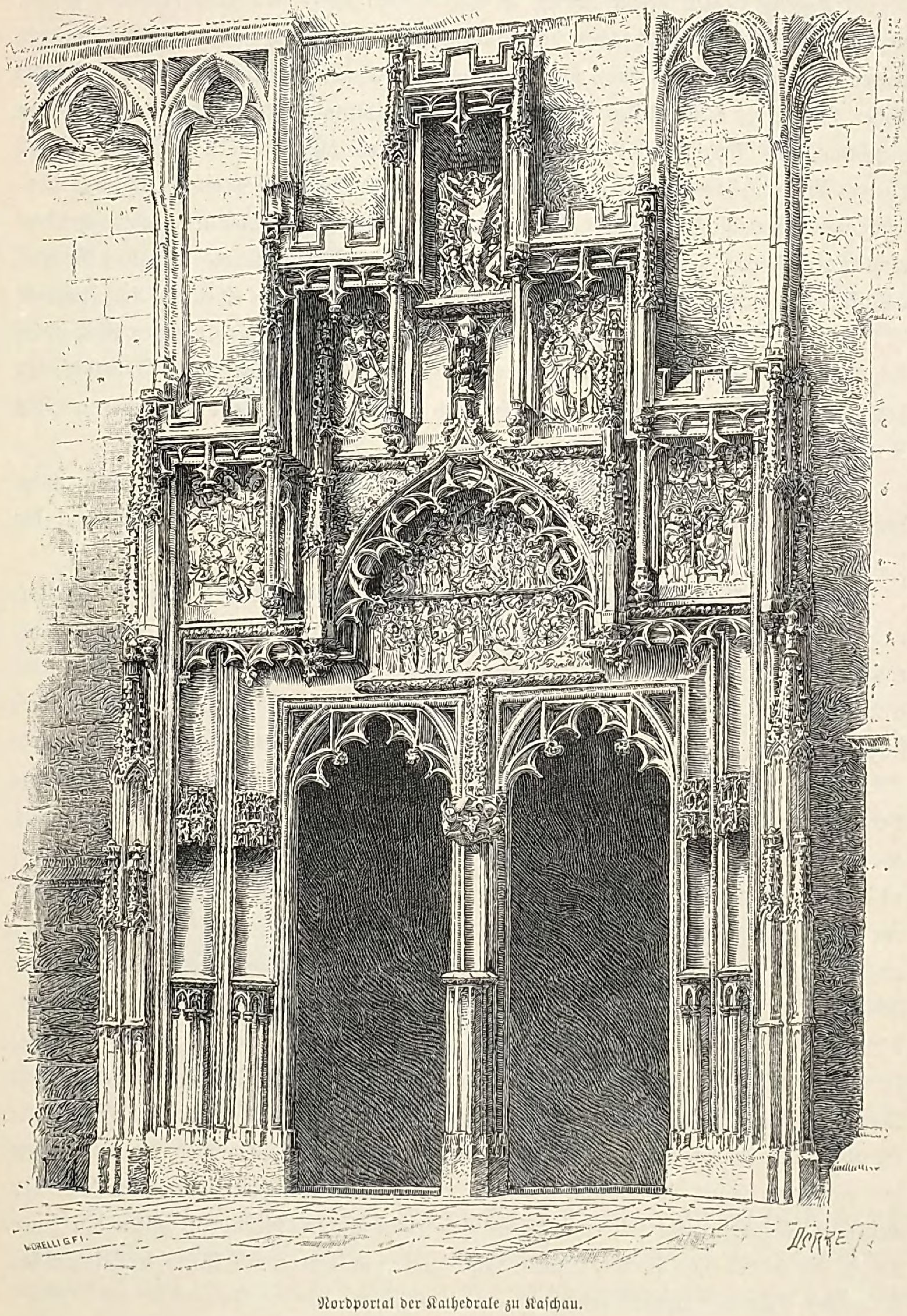
Im XIII. und XIV. Jahrhundert waren die französischen Baumeister in Ungarn nichts Seltenes. Die im XIII. Jahrhundert erbaute, jedoch später zerstörte Kathedrale zu Kalocsa, deren Chor einen Umgang nebst Kapellenkranz hatte, mag ein Werk jenes Steinmetzmeisters Martin Ravegy gewesen sein, dessen Grabstein sich, in die Mauer der jetzigen Kathedrale eingefügt, bis heute erhalten hat. „Martinus Ravegy lapicida jacet hic", so lautet die Inschrift des Grabsteines. Bekanntlich hatte König Sigismund (1387 bis 1437) französische Baumeister und Steinmetzen nach Ofen kommen lassen. Auch das mit Umgang und Kapellenkranz versehene Chor der verschwundenen Kathedrale von Erlau bekundet französischen Ursprung.



Das vormalige Äußere der Kathedrale zu Kaschau.

Muß aber auch auf die Urheberschaft Villard de Honnecourts verzichtet werden, so dürfte der Kaschauer Dom dennoch das Werk eines jener dem Namen nach unbekannten französischen Meister gewesen sein, welche sich um diese Zeit in Ungarn aufgehalten haben. Dies läßt sich aus der eigenthümlichen Anordnung des Chores entnehmen, die, mit Hinweglassung des Chorumganges, dem verlängerten und mit fünf Seiten des Zehneckes geschlossenen Chore sowohl rechts als auch links je zwei in der Richtung der Radien angeordnete Kapellen anfügt. Ähnliche Anordnung zeigen die Kirche Saint-Yved zu Braine (Frankreich), die Liebfrauenkirche zu Trier und das Chor der Collegiatkirche zu Xanten, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei den zwei ersteren die beiden westlichen Kapellen sich der Flanke des Querschiffes anschließen, während in Kaschau die Kapellen von der Flanke des Querschiffes durch ein halbes Joch der Seitenschiffe getrennt sind. Die Kirche zu Braine ist auch in ihren übrigen Theilen correct und klar angeordnet, dreischiffig, und ihr Querschiff springt mit einem schmalen Joch aus der Flucht des Längsschiffes hervor. Unsere Kirche hingegen ist, von dem Vorbild abweichend, unfolgerichtig und verworren, sie hat weder entschieden fünf, noch auch drei Schiffe und am allerwenigsten eine Centralanlage. Aus dieser in ihrer Art beispiellosen Unentschiedenheit entsprangen bei dem Aufbau constructive Schwierigkeiten, welche die in der Bautechnik weniger bewanderten Meister nur mangelhaft zu überwinden wußten. Es kann also nicht überraschen, wenn man erfährt, daß die mittleren Pfeiler schlecht fundirt waren und sich daher seitwärts lehnten, was wieder zur Folge hatte, daß die ohnehin schwachen Mauern Sprünge bekamen. Dazu kam noch, von Anderem zu geschweigen, die systemlose, verworrene Einwölbung der Seitenschiffe. Diesen Fehlern ist es zuzuschreiben, daß die Kirche schließlich abgetragen werden mußte.

Auch dem Äußeren der Kirche fehlte die Einheitlichkeit und dazu kam noch die störende Wirkung der zahlreichen Annexbauten. Sehr augenfällig war an der Westfronte die große Einfachheit der beiden Thürme und der Giebelwand, besonders aber die auffällig kleinen Massen des am Fuße der letzteren befindlichen Hauptportals sowie der beiden Seitenportale, desgleichen der Mangel eines Strebesystems, wie es bei der Höhe des Mittelschiffes und Kreuzschiffes erforderlich gewesen wäre. Im Gegensatz hiezu wiesen manche Details des Aufbaues einen erstaunlichen Grad von Reichthum und künstlerischer Vollendung auf. Über dem schmalen Kranzgesimse erhob sich eine von Maßwerk durchbrochene Brüstung, welche die Kirche der Länge und Breite nach, einem schöngestickten Bande gleich, umschlang. Der nämliche Zierrat wiederholte sich über dem Gesimse der Seitenschiffe. Die Ornamentik des Gesimses ergänzte sich überdies am Chor durch eine Reihe niederhängender Bänder, die unten mit Rosen endeten. Auch im Übrigen war der Abschluß reich gestaltet. An seinen fünf Seiten öffneten sich fünf, beinahe die ganze Wandbreite einnehmende Fenster; die schöngegliederten Strebepfeiler aber wurden durch

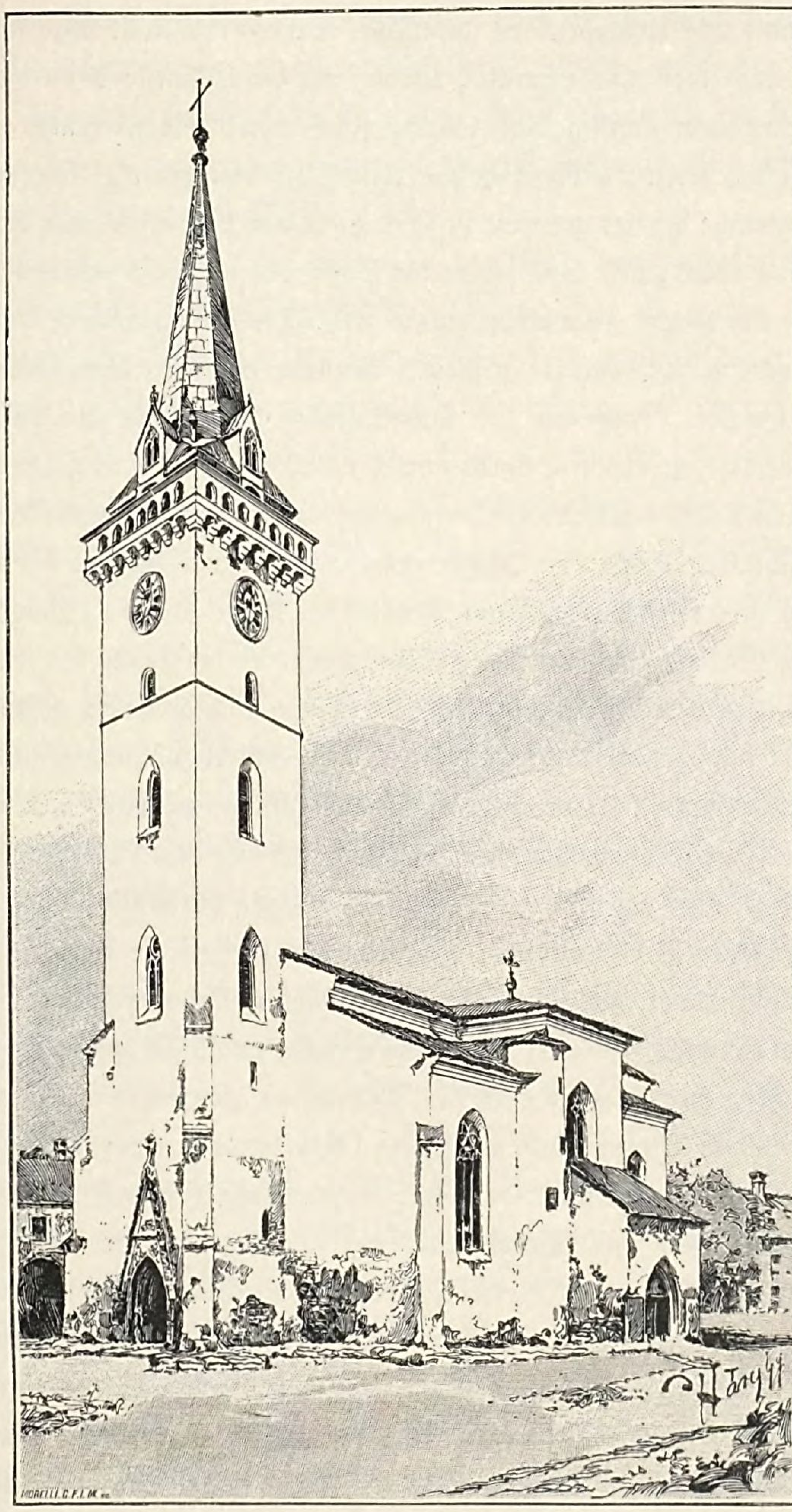


Nordportal der Kathedrale zu Kaschau.

übereck gestellte Fialen belebt, welche in fünf Reihen über- und hintereinander gestellt waren. Diese Pfeiler durchbrachen das Kranzgesimse und endeten in keiner Spitze, sondern waren am abgeschnittenen Ende mit Zinnen gekrönt. Außerordentlich reich waren auch die hohen Giebel des Querschiffes. Das Thor an der Südfront des Querschiffes übertrifft an Reichthum und Richtigkeit der Verhältnisse das Hauptportal, wird aber selbst noch weitaus übertroffen durch das Thor an der nördlichen Fronte des Querschiffes, ein würdiges Seitenstück zum Chorabschluß. Dieses Portal mit seiner, vom Gewöhnlichen abweichenden, rechteckigen Form, seiner architektonischen Pracht und seinen Reliefs (jüngstes Gericht, Christus am Kreuze und vier Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn) ist der größte Stolz der Kirche. Diese Details haben der alten Kirche den ersten Platz unter den gothischen Bauwerken im Lande errungen; sie haben glücklicherweise die Fährlichkeiten des Neubaues fast unverändert überdauert und sind das Allerbeste auch an der neuesten Kirche, die im September 1896 eingeweiht wurde.

Die gothische Bauthätigkeit Kaschaus, der man nicht absprechen kann, daß sie unter den obwaltenden Umständen großartig war, konnte gleichwohl keinen Einfluß auf die Umgegend und vollends nicht auf das Oberland ausüben.

Die Pfarrkirche des Städtchens Klein-Zeben (Kis-Szeben) im Sároser Comitat, nahe der Landesgrenze, ist das einzige Bauwerk, das einerseits durch seine Anlage einigermaßen an die Kaschauer Kathedrale erinnert, während andererseits das Portal seines Thurmes an die St. Michaelskapelle gemahnt. Daraus ist wohl zu folgern, daß sie etwas später als diese, also zu Anfang des XV. Jahrhunderts entstanden sein wird. Sie ist eine dreischiffige, basilikaartige Kirche. Die Länge der Schiffe beträgt 18·80, ihre Breite zusammen 9·25 Meter. Die mit Pultdächern gedeckten Seitenschiffe sind kaum etwas niedriger als das Hauptschiff und von diesem durch zwei Paare quadratischer, an den Kanten abgeschrägter Pfeiler getrennt. Das mittlere Joch des Hauptschiffes wirkt von außen durch seine überragenden Wände als Querschiff. Diesem ist an der Südseite eine Vorhalle vorgelegt, die als Eingang dient und über der sich das Fenster des mittleren Joches höher öffnet. An das Mittelschiff schließt sich das 14·70 Meter lange und 7·50 Meter breite Chor, von zwei Jochen, mit Kreuzgewölbe und dreiseitigem Schluß; die in seine Wand gehöhlten Sitznischen haben oben schönes, aus drei Pässen bestehendes Maßwerk. Das Mittelschiff hat ein eigenthümliches Sterngewölbe, für dessen Rippen die Symbole der Evangelisten als Consolen dienen, während die Consolen für die Rippen des mittleren Joches im südlichen Schiffe menschliche Halbfiguren vorstellen. Vor der westlichen Façade erhebt sich ein Thurm von quadratischem Grundriß, unten mit einer Thüre, die jedoch blos in den Thurm führt und trotz ihrer rohen Form lebhaft an die Thüre der Kaschauer Kapelle erinnert.



Die Pfarrkirche zu Klein-Zeben.

Im Sároser Comitate sind die Pfarrkirchen zu Bartfeld (Bártfa) und Eperies die bedeutendsten gothischen Bauwerke. Die Entstehungszeit der nach St. Egidius benannten Bartfelder Kirche ist gleichfalls unbekannt; ihre spätere Baugeschichte wurde durch neuere

Forscher auf Grund von Urkunden des städtischen Archivs ermittelt. Wahrscheinlich stand in älterer Zeit auch hier eine primitive Kirche, an deren Stelle dann zu Beginn des XIV. Jahrhunderts die dreischiffige basilikaartige Kirche von 30 Meter Länge und 21 Meter Breite erbaut wurde, deren 24 Meter hohes Mittelschiff von den 10 Meter hohen Seitenschiffen durch achteckige Pfeiler getrennt ist, und zwar von dem nördlichen durch drei, von dem südlichen blos durch zwei, insofern an die Stelle des westlichen Eckpfeilers der in die südwestliche Ecke der Kirche eingebaute Thurm tritt. Die Zwischenräume der Pfeiler sind ungleich, ihre Sockel verschiedenartig gegliedert, Kapitäle haben sie keine; aus den Pfeilern laufen Dienste an den Lichtgaden des Mittelschiffes hinan, um die von dem später erbauten Gewölbe niedersteigenden, durch zwei Hohlkehlen und Leisten gegliederten Rippen aufzunehmen. Die Dienste haben einfache scheibenförmige Kapitäle, unter denen Wappenschilder angebracht sind. Einer der Dienste endet mit einem Kragstein, der die Halbfigur eines als Baumeister erkennbaren Mannes darstellt. Mitte des XV. Jahrhunderts, als eine Erweiterung der Kirche nothwendig erschien, wurde an die Stelle des früheren Chores ein auf 17·40 Meter verlängertes, 9·73 Meter breites und dreiseitig geschlossenes Chor aufgeführt, dessen Achse jedoch mit der des Hauptschiffes nicht zusammenfällt. Das südliche Seitenschiff behielt seinen früheren geradlinigen Abschluß, während dem nördlichen zu derselben Zeit eine Sakristei angefügt wurde. Diese Arbeit war dem Steinmetzmeister Niklas, Bürger zu Bartfeld, übertragen, der sie jedoch so untüchtig durchführte, daß das Gewölbe der Sakristei im Jahre 1464 einstürzte. Das neue Gewölbe wurde durch den Steinmetzen Stefan aus Kaschau erbaut. Im Jahre 1482 baute Meister Urban vor dem Haupteingange der Südseite eine Vorhalle, und über dieser, sowie rechts und links von ihr, je eine Kapelle. Gleichzeitig errichtete man längs der an die Stadtmauer grenzenden Nordseite zur Stütze mächtige Sporne. Der Thurm wurde im Jahre 1486 durch den aus Anspach gebürtigen Meister Johann Frankin Stemazek beendigt. Gegenwärtig befindet sich die Kirche in so schadhaftem Zustande, daß ihre Wiederherstellung ein dringendes Bedürfniß ist.

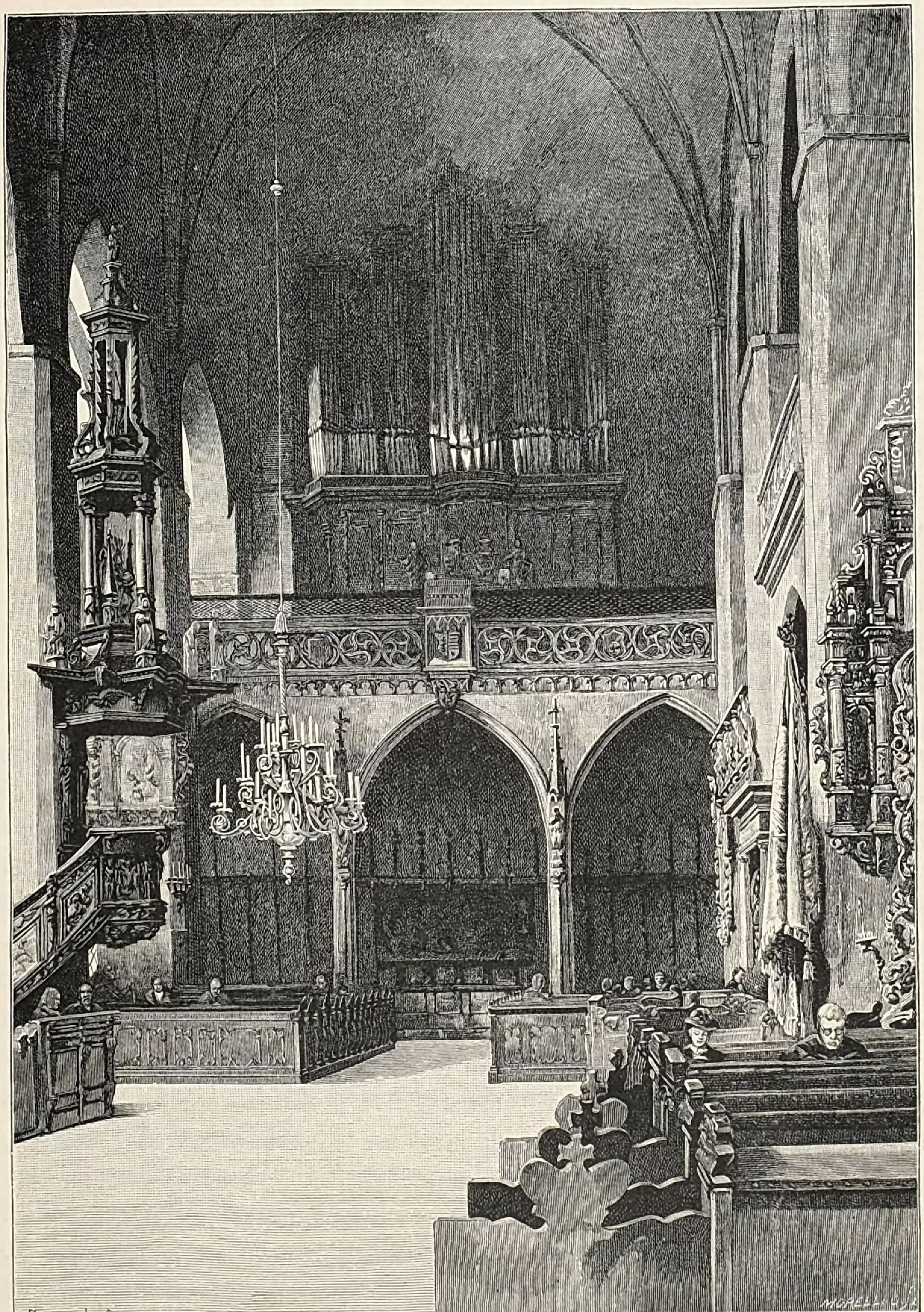
Die Pfarrkirche zu Eperies ist ein die Bartfelder Kirche an Größe weit übertreffender Hallenbau, der zum größeren Theile vom Ende des XV. Jahrhunderts herrührt. Sie gehört zu den reicher ausgestatteten Kirchen des Oberlandes, doch ist ihre Ornamentik durch nachlässig gebildete Formen charakterisirt. Ihre drei Schiffe von gleicher Breite sind durch fünf Pfeilerpaare von einander geschieden. Die Pfeiler sind achteckig, aus eckigen Diensten gegliedert und auf hohe Sockel gestellt. Die Sterngewölbe je eines Joches des Mittelschiffes und der beiden Seitenschiffe sind nicht durch Gurten getrennt, sondern die Rippen durchschneiden sich mit ihren Enden und verflechten sich an der Stelle der Gurten zu einem Knoten. Das Chor schließt dreiseitig, die beiden Seitenschiffe zweiseitig ab. An der westlichen Façade erhebt sich, in gleicher Breite mit dem Mittelschiff, ein gedrungener Thurm von

sechs Geschoßen, jedoch mit stumpfem Abschluß, und einer einfachen, niedrigen Thüre im Erdgeschoß. Als Haupteingang dient das Südportal. Dieses, nebst der ihm vorgelegten Halle, ist der schmuckreichste Theil des Gebäudes. Die Vorhalle hat ein Sterngewölbe, ihr Äußeres ist durch elegante Streben belebt und über ihr öffnet sich eine geräumige Gallerie, deren Brüstung durchbrochenes Maßwerk zeigt.

Im Zipser Comitat fällt die Erbauung und Blüte der meisten Städte in die Zeit des gothischen Baustils; daraus folgt selbstverständlich, daß im ganzen Oberland, dessen Baucharakter gothisch ist, die Zips als das gothischeste Comitat erscheint. Doch steht der Kunstwerth seiner gothischen Bauwerke nicht im Verhältniß mit ihrer Anzahl. Der erste Platz gebührt der im Jahre 1245 erbauten Stadt Leutschau (Löcse). Hier haben die Bürger wahrscheinlich noch im Laufe des XIII. Jahrhunderts mit dem Bau ihrer dem heiligen Jacobus gewidmeten Pfarrkirche begonnen, die sie im XIV. Jahrhundert beendigt haben dürften. Über die Geschichte des Baues finden sich keine Angaben. Die Kirche ist das Muster der im ganzen Oberlande allgemein gewordenen einfachen Anlage: ein in drei Schiffe und zwei Abschnitte getheilter, mit einem Kreuzgewölbe eingedeckter Bau von 56 Meter Länge und 23 Meter Breite, ohne Querschiff und Langchor. Während des Baues wich man von dem ursprünglichen Entwurf ab und erhöhte das Mittelschiff auf 18·96 Meter, gegen 14·86 Meter des Seitenschiffes. Dadurch büßte die Kirche ihren ausgesprochenen Hallencharakter ein, ohne doch die Gestalt der Basilika anzunehmen. Das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch sechs Pfeilerpaare von einfach quadratischer Grundform, bloß mit abgeschrägten Kanten, getrennt. Den ungleichen Zwischenräumen der Pfeilerpaare entsprechend, ist auch die Länge der Joche verschieden; das erste Joch von Westen her ist 5·22, das zweite 6·48, das dritte und vierte 6·64, das fünfte und sechste bloß 4·90, das letzte östliche Joch aber 5·30 Meter lang. Über den Pfeilern springen aus der Wand des Mittelschiffes dreifach gegliederte Dienste vor, deren Capitäle theils mit einfachem Laubwerk, theils mit menschlichen Köpfen und Thierfiguren verziert sind. Das Mittelschiff ist durch einen einfachen Triumphbogen mit dem Chor verbunden, das auf drei Seiten geschlossen und in den Ecken durch Säulenschäfte auf Basen von verschiedener Form gegliedert ist. Von den hohen und breiten Fenstern des Chores ist das mittlere dreitheilig, an der Laibung reicher gegliedert und auch mit elegantem Maßwerk geziert. Gegen Westen schließt das Mittelschiff mit einer Halle, die das Erdgeschoß des ihm vorgesetzten Thurmes einnimmt, die Seitenschiffe schließen jedes mit einer Kapelle. Die Ungleichmäßigkeit des Aufbaues läßt erkennen, daß auch in der Bauleitung der Kirche Wechsel vorgefallen sind. Dagegen sind die dem nördlichen Seitenschiff angebaute St. Georgskapelle und die sogenannte capella leprosorum, die jetzt als Sakristei dient, wie auch das Orgelchor, späteren Ursprungs. Das Hauptportal, das sich ins

nördliche Seitenschiff öffnet, ist ganz einfach. Der jetzige Thurm ist ein Neubau. Die Pfarrkirche zu Käsmark folgt dem nämlichen Muster; sie ist gleichfalls ein Hallenbau, obgleich die Seitenschiffe etwas niedriger sind als das Mittelschiff. Die Schiffe sind 21 Meter lang und zusammen 22 Meter breit. Die zwischen die Schiffe gestellten Pfeiler sind achteckig, ohne Capitäl; daher laufen die Arkadenbögen mit ihnen ohne Unterbrechung zusammen, die Gewölberippen aber enden über den Pfeilern ohne Kragsteine. Das 23 Meter lange und 11 Meter breite Chor besteht gleichfalls aus vier Jochen und hat dreiseitigen Abschluß. An der Südseite führt je ein Portal in das Schiff und in das Chor. In der Mitte der Westfaçade steht ein in den Raum der Kirche hineingebauter Thurm; er hat im Erdgeschoß ein Thor, das aber nicht in die Kirche führt. Die Pfarrkirche der Stadt Neudorf (Igló) ist ein basilikaartiges Gebäude; ihr Hauptschiff ist etwas höher als die beiden Seitenschiffe und hat zwar keine mit Fenstern durchbrochenen Lichtgaden, jedoch ein besonderes Satteldach, während die Seitenschiffe mit Pultdächern gedeckt sind. In dieser Hinsicht ist sie der zu Klein-Zeben ähnlich, die sie indeß an Größe übertrifft; freilich ist sie bei ihrem Umfange unverhältnißmäßig niedrig. Mittelschiff und Nebenschiffe sind durch vier Paare einfach gebildeter sechseckiger Pfeiler getrennt. Das in späterer Zeit umgestaltete Chor schließt dreiseitig ab. Das Südportal, zugleich Haupteingang, gehört zu den schöneren Portalbauten, doch sind seine Details nicht fein genug gebildet. Vor der Westfaçade erhebt sich ein quadratischer Thurm, der später gleichfalls umgeändert wurde. Auch die Kirche in Göllnitz (Gölnicz-Bánya) ist dreischiffig, doch etwas kleiner als die eben geschilderte. Die Kirchen zu Felka, Szepes-Béla und Daròcz sind zweischiffig; jede besteht aus drei Jochen; die beiden ersten haben dreiseitig, die letzte geradlinig abschließendes Chor.

In der östlichen Hälfte des Oberlandes waren es die Comitate Abauj-Torna, Sáros und Zips, auf deren Gebiet sich die gothische Bauthätigkeit im Dienste der städtischen Bürgerschaften am lebhaftesten entwickelte. Dafür spricht außer den soeben besprochenen Denkmälern eine ansehnliche Zahl kleinerer Stadt- und Dorfkirchen. So die Kirchen der Städte und Dörfer Abaujvár, Bárcza, Korlát, Ober-Käsmark, Szikßó und Szepsi im Abauj-Tornaer, dann die von Komlós-Kereßtes, Lapispatak (Ploske), Felsö-Sebes (Sebis), Nagy-Sáros, Palocsa, Szinnye, Héthárs und Zboró in Sároser Comitat. Die (jetzt reformirte) Kirche zu Abaujvár hat vor ihrer Westfaçade einen Thurm von quadratischem Grundriß, der über dem Erdgeschoß ins Achteck übergeht; jede Seite des Achtecks hat ein gothisches Fenster und über diesem einen einfachen Giebel, aus dem sich eines der acht Segmente des Helmdaches entwickelt. Zu Szikßó und Szepsi haben die dreischiffigen Hallenkirchen bei späterem Umbau ihren gothischen Charakter zum Theil eingebüßt. Die zu Szikßó, deren mit Schießscharten versehene Steinumfassung noch



Aus der Kirche zu Leutschau.

aufrecht steht, gehört jetzt den Reformirten. Die Kirche zu Szepsi hat an ihrer Südseite ein hübscheres Portal, dessen Bildung an das Portal des Kaschauer Domes erinnert. Im Chor der Kirche zu Lapispatak sind die Tragsteine mit menschlichen Köpfen geschmückt. Die Kirche zu Nagy-Sáros ist frühgothisch. Die zu Héthárs wurde später gänzlich umgestaltet. Das Schiff der Kirche zu Zboró wurde im Jahre 1662 neu erbaut, hat aber sein eigenthümlich angeordnetes Chor behalten, das einen Kranz von vier, in der Richtung der Radien gestellten und polygonal abgeschlossenen Kapellen aufweist.

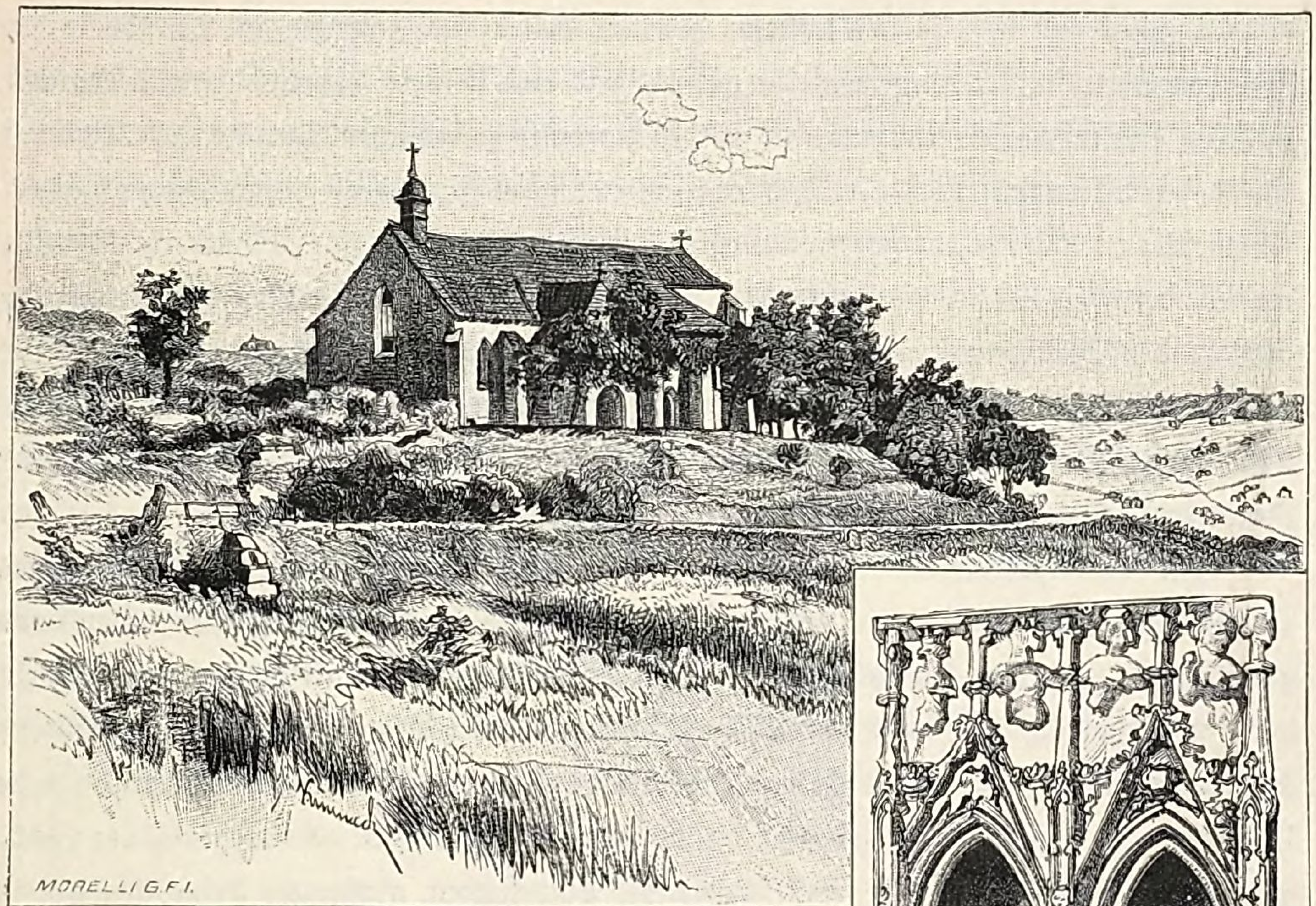
Im Zipser Comitat sind die Baudenkmäler dieser Art zahlreicher. Die drei- und zweischiffigen Kirchen haben wir schon aufgezählt; die übrigen, etwa fünfundzwanzig an der Zahl, sind ausnahmslos einschiffig. Unter ihnen stimmen die geradlinig abgeschlossenen infolge ihrer Primitivität mehr oder weniger mit der romanischen Bauweise überein, daher auch einige der einfachsten bereits bei den Denkmälern der romanischen Baukunst erwähnt wurden. Die geradlinig abgeschlossenen sind größtentheils solche, deren Gewölberippen auf einem in der Mitte des Schiffes stehenden achteckigen Pfeiler ruhen. Diejenigen, die ein dreiseitig abschließendes Chor besitzen, sind von mehr gothischem Charakter, obgleich auch an ihnen romanische Details, z. B. rundbogige Fenster, vorkommen. An ihrer Westseite erhebt sich meist ein Thurm von quadratischem Grundriß und geringer Höhe, doch finden sich auch welche mit alleinstehendem Glockenstuhl und etliche haben überhaupt keinen Thurm. Sämmtliche Thürme haben im XVII. und XVIII. Jahrhundert größere oder geringere Umänderungen erlitten. Geraden Abschluß haben die Kirchen zu Körtvélyes, Groß-Schlagendorf (Nagy-Szalók), Jamnik, Lomnitz, Deutschendorf (Poprád), Donnerstmarkt (Csütörtökhely), Odorin und Tepertz (Toporcz); mit drei Seiten schließen die zu Marksdorf (Markusfalva), Georgenberg (Szepes-Szombat), Wallendorf (Szepes-Olaßi), Gorg (Görgö), Kapsdorf (Káposztafalu), Mühlenbach, Mälter (Maldur), Nagyör und Altendorf (Ófalu). In der Kirche zu Gorg ruhen die Gewölberippen auf Kragsteinen, die mit menschlichen Figuren geschmückt sind. Im Chor der Kirche zu Kapsdorf stellen die Schlußsteine menschliche Köpfe dar. Die Kirche zu Mälter hat eine flache Holzdecke. Die Kirchen zu Altendorf und Tepertz haben Südportale mit reicher gegliederten Laibungen.

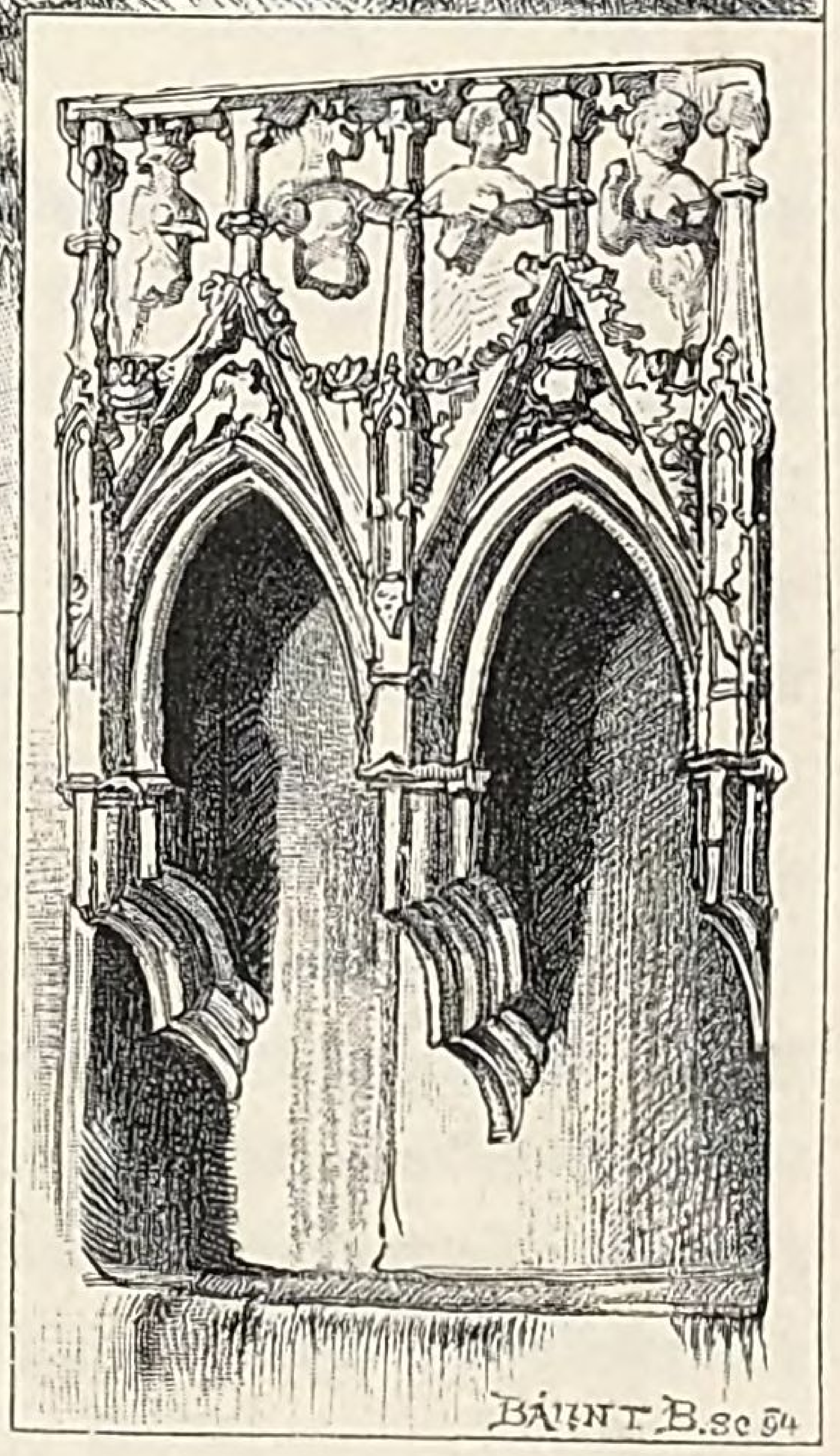
In den östlich und südlich anstoßenden Comitaten ist die Zahl der gothischen Bauwerke weit geringer und auch an Wichtigkeit können sie sich mit den erwähnten nicht messen. Im Zempliner Comitate hat die Pfarrkirche von Sárospatak drei Schiffe zu sechs Jochen, mit geradem Abschluß. Vor ihrer Westfaçade steht ein fünfeckiger Thurm. Auf dem Strebepfeiler der südlichen Ecke liest man die Jahreszahl 1492, dagegen ruht die Nordwand auf der im Jahre 1543 erbauten Stadtmauer, woraus hervorgeht, daß die ältere Kirche im XVI. Jahrhundert umgestaltet wurde. Das Gewölbe der Kirche ist nicht spitzbogig. Kleinere Bauten in diesem Comitate sind die Pfarrkirchen zu Nagy-Mihály,

Kis-Azar, Sztropkó, Homonna und Gálßécs; sämmtlich einschiffig, mit dreiseitigem Abschluß. Die Kirche zu Homanna ähnelt durch ihr bedeutend verlängertes Chor und den an der Nordseite des Chores stehenden Thurm den Kirchen der Bettelorden. In Gálßécs ist das Schiff der Kirche neuer; das gothische Chor besteht aus drei Jochen; auf der Mittelwand des dreiseitigen Abschlusses erhebt sich ein Thurm. Im Bereger Comitate ist die Kirche zu Beregßáß dreischiffig, die Schiffe sind durch je drei achteckige Pfeiler geschieden, die Wände der Seitenschiffe durch keine Pfeiler gegliedert, die Rippen des Kreuzgewölbes ruhen auf Kragsteinen, auch das verlängerte Chor hat ein Kreuzgewölbe, der dreiseitige Abschluß desselben aber ein Sterngewölbe. Der Thurm befindet sich an der Nordseite, hat quadratischen Grundriß und nimmt, in den Raum der Kirche eindringend, auch einen Theil des Mittelschiffes in Anspruch. Unter den drei Portalen ist das südliche das interessanteste; die Laibung ist hier durch vier kräftigere und zwei schlankere Grate nebst seichten Kehlungen gegliedert, die sich ohne Unterbrechung über den Kleebogen fortsetzen. Das Bogenfeld ist mit einem Rautenmuster aus kreuzweise gefügten Leisten ausgefüllt. Auf dem die Thoröffnung theilenden Pfosten liest man die Jahreszahl 1522, welche beweist, daß an dem Bau auch im XVI. Jahrhundert gearbeitet wurde. Im Szatmárer Comitate sind die Kirchen von Szatmár-Németi und Nagy-Bánya zugrunde gegangen. Im Borsoder Comitate, zu Miskolcz, ist die Kirche am Avas eine ansehnliche dreischiffige, aus sieben Jochen bestehende Halle; die Fortsetzung der Seitenschiffe bildet einen Chorumgang, der Abschluß erfolgt durch fünf Seiten des Zehnecks; der Thurm der Westseite ruht mit zwei Ecken auf dem ersten Pfeilerpaar der Schiffe. In demselben Comitate ist die reformirte Kirche zu Sajó-Vámos, ein einschiffiger und einthürmiger, dreiseitig abgeschlossener Bau von geringerem Umfang. Einen der südlichen Grenzpunkte der oberländischen Gothik bezeichnet die Pfarrkirche von Gyöngyös-Pata, einem im Heveser Comitat, nahe dem Nógráder Comitat, am Fuße des Mátragebirges gelegenen Dorfe. Ihrem unregelmäßigen, einzigen Schiffe schließen sich an der Süd- und Ostseite seitenschiffartige Zubauten an. Der Thurm steht an der Südseite der Westfaçade und wirkt durch Größe und Form ansehnlich; sein massiges Untergeschoß ist quadratisch, darüber folgen zwei achteckige Geschoße mit einem mächtigen, aus Spitzbogen gebildeten Kranzgesimse, über dem sich acht hohe, den Seiten des Achtecks entsprechende Giebel erheben, um sich schließlich zum achteckigen Helm zu entwickeln.

Die gothischen Bauwerke im mittleren Theile des Oberlandes bilden eine besondere Gruppe. In der Gegend des Erzgebirges nehmen nach dem Tatareneinfall, besonders aber nach Austragung des durch Aussterben des Árpádenhauses entstandenen Thronzwistes unter Karl Robert der Bergbau sowie Handel und Gewerbe, die dessen Producte verwertheten, einen bedeutenden Aufschwung. Die älteren, wie nicht minder die neubegründeten Städte blühten

rasch auf. Auch eine lebhafte Bauthätigkeit stellte sich ein. Insbesondere waren es drei Städte, die sich durch ihren Bergbau emporschwangen, nämlich Neusohl (Beßterczebánya) im Sohler, Kremnitz (Körmöczbánya) im Barser und Schemnitz (Selmeczbánya) im Honter Comitat. Diese Städte erscheinen auch durch Örtlichkeit und Anlage eigenartig. Die erste liegt auf mehr ebenem Boden, die beiden anderen dagegen in engen Thalkesseln, zwischen ziemlich hohen Bergen. Ihre Anlage jedoch ist ähnlich. In den von deutschen Ansiedlern gegründeten Städten, die wir bisher besprachen, schmückt die Kirche den Hauptplatz. Diese drei Städte jedoch bestehen, von jenen anderen abweichend, aus zwei Theilen: einer Festung und der eigentlichen Stadt. Die Festung steht auf mäßig hohem Hügel und auf dem mit Wällen und Thürmen befestigten Gipfel desselben erhebt sich die Kirche nebst dem Beinhause. Die Stadt dehnt sich am Fuße des Hügels hin. Die Kirche zu Neusohl ist einschiffig, mit verlängertem Chor, dessen Abschluß drei Seiten des Achtecks bilden; vor der Westfaçade erhebt sich ein Thurm von gedrungener Gestalt. Das untere Thurmgeschoß hat die rundbogigen Fenster des romanischen Baustils. Wahrscheinlich ist der Thurm ein Überrest jener dem XIII. Jahrhundert angehörigen Kirche, an deren Stelle im XIV. Jahrhundert eine gothische erbaut wurde. Diese blieb jedoch nicht lange unberührt. Am Ende des XV. Jahrhunderts wurde sie durch Anbau von sechs Kapellen erweitert, dann von 1494 bis 1505 das Chor verlängert. Eine Wiederherstellung im Geschmack der Spätrenaissance (1761) entkleidete später Schiff und Chor fast gänzlich ihres ursprünglichen Charakters. Indeß sind die Kapellen größtentheils vor Umgestaltung bewahrt geblieben. Die bemerkenswertheste unter ihnen ist die im Jahre 1877 kunstgerecht wiederhergestellte St. Barbarakapelle. Sie hat ein schönes Sterngewölbe; die Rippen ruhen statt auf Kragsteinen auf sechs realistisch aufgefaßten, lebendig bewegten und schön durchgebildeten Büsten. Eine derselben, die den heiligen Stefan darstellte, ist verschwunden. Die übrigen stellen die Heiligen Ladislaus, Emerich, Adalbert, Hieronymus und Martin vor. Einige Schritte von der Kirche befindet sich eine zweite Kirche. Sie ist ein im XVI. Jahrhundert entstandener, spätgothischer Bau mit zwei Schiffen. Wahrscheinlich steht sie auf der Stelle des einstigen Beinhauses. Die Pfarrkirche zu Kremnitz ist ein spätgothisches Gebäude mit zwei Schiffen und ungewöhnlich langem Chor. Die beiden, die Schiffe trennenden Pfeiler sind achteckig, schlank, jedoch überaus roh gebildet. Dem östlichen Joche jedes Schiffes schließt sich eine Kapelle an, die, nach Süd und Nord gelegen, gleichsam ein Querschiff bilden. An der Westseite der südlichen Kapelle befindet sich eine Vorhalle, die den Haupteingang enthält. Die Westfaçade ist beinahe ihrer ganzen Breite nach von einem viereckigen, gedrungenen Thurm eingenommen, der laut einer an ihm vorkommenden Inschrift im Jahre 1577 gebaut wurde. Die Kirche war bereits dem völligen Ruin überantwortet, als man im Jahre 1884 an ihre Wiederherstellung ging, nach deren Durchführung sie 1887 geweiht werden konnte. Das Beinhaus





Die Kirche zu Mátra=Verebély und Chornischen daselbst.

ist eine kunstlos gebaute Doppelkapelle. Die Pfarrkirche zu Schemnitz war eine dreischiffige Halle, wurde jedoch später zu einem Wohnschloß umgestaltet. Im XV. Jahrhundert entstand auch auf dem Hauptplatz der Stadt eine kleinere einschiffige Kirche, die im XVI. Jahrhundert dergestalt erweitert wurde, daß man die beiden Seitenwände durchbrach und zwischen den Strebepfeilern zwei niedrigen Seitenschiffen gleichende Kapellen aufführte. Im Mittelschiff ruhen die Rippen des Sterngewölbes auf Halbfiguren, welche Engel darstellen. Die Fenster sind breit; das fischblasenförmige Maßwerk ist überaus roh gebildet. Hier wären ferner zu nennen die Pfarrkirche der Stadt Rosenberg (Rózsahegy) im Liptauer Comitat und die Kathedrale zu Rosenau (Rozsnyó) im Gömörer Comitat. Die erstere steht auf einem ehemals mit einer Mauer befestigten Hügel am Ende der Stadt; wiederholter Umbau hat sie fast ganz ihres gothischen Charakters beraubt. Die letztere steht gleichfalls außerhalb der Stadt und, wie die Neusohler Kirche, auf einem niedrigen Hügel; sie hat bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts als Pfarrkirche gedient. Ihre Erbauung fällt an das Ende des XV. Jahrhunderts. Sie hat ein Hauptschiff und ein nördliches Seitenschiff;

das Langchor von drei Jochen schließt mit drei Seiten des Achtecks; an der Stelle des südlichen Seitenschiffes erscheinen eine größere und eine kleinere Kapelle, die eine Vorhalle zwischen sich fassen; die Bildung des in der Vorhalle befindlichen Portals und seine mit einem Zinnenkranz abschließenden Pfeiler erinnern an das Nordportal des Kaschauer Domes. Am westlichen Ende erhebt sich auf achteckigen Pfeilern ein Orgelchor. Mancherlei Details, insbesondere das Maßwerk, welches die die Schiffe trennenden gekehlten Pfeiler und die Rippen des Sterngewölbes verbindet, zeigen jenen Verfallszustand des gothischen Stils, in dem die Zierformen ihren organischen Zusammenhang mit der Construction verlieren, und zur Spielerei entarten. In dieser Hinsicht ist die Kathedrale zu Rosenau eines der charakteristischesten Bauwerke des Landes.

In der Umgebung der drei Bergstädte entwickelten sich auch die kleineren Ansiedlungen zu ansehnlichen Grubenstädten, und diese, sowie selbst zahlreiche Dörfer, bauten gleichfalls gothische Kirchen. Das Sohler Comitat ist gleichsam der Mittelpunkt dieser Bauthätigkeit, deren Wirkung sich über die Comitate Hont, Bars, Turócz und Liptau erstreckte, während das Nógráder und Gömörer Comitat ihr etwas ferner liegen. Einen der auffälligsten Charakterzüge dieser Comitate bilden die befestigten Pfarrkirchen, die nirgends im Lande gebräuchlicher waren als hier. Fast sämmtliche Pfarrkirchen, große wie kleine, wurden in ummauerten Kirchhöfen erbaut. So waren diejenigen, die neben der Stadt oder dem Dorfe auf einem Hügel standen, ohne Ausnahme zur Vertheidigung geeignete, befestigte Kirchen; allein auch die mitten im Orte, auf flachem Boden erbauten, erfüllten zumeist diesen Zweck. Charakteristische Vertreter der letzteren Anlage sind z. B. im Sohler Comitat die Kirche zu Liptsch (Zólyom-Lipcse), im Liptauer Comitat die zu Deutsch-Liptsch (Német-Lipcse), im Turóczer die zu Turány, im Barser die zu Geletnek. Letztere ist zu Ende des XV. Jahrhunderts erbaut, einschiffig, und steht mitten im Dorfe auf einem geräumigen Platze, dessen regelmäßiges Viereck mit einer Mauer umgeben ist; diese weist sogar noch Schießscharten auf. Alle sind sie durch die große Schlichtheit der aus Sachsen stammenden Vorbilder charakterisirt. Ihrer Anordnung nach sind sie größtentheils unregelmäßig und so mannigfaltig, daß einander ähnliche nur unter den einfachsten vorkommen. Bei den dreischiffigen Kirchen schließt das Chor in der Regel dreiseitig, dagegen z. B. bei der dreischiffigen basilikaartigen Kirche zu Turócz-Szent-Márton mit einer geraden Wand, an der sich zwei Fenster neben einander befinden. Bei den einschiffigen ist der dreiseitige Abschluß vorherrschend; in den Comitaten Sohl, Liptau und Turócz kommen auch solche mit geradem Abschluß vor. Das aus einem oder mehreren Jochen bestehende Langchor schließt in der Regel polygonal, dagegen ein quadratisches oder seltener rechteckiges Chor mit gerader Wand. Es gibt auch zweischiffige Kirchen, doch weichen auch diese, gleich den drei- und einschiffigen, von einander ab. Bei den meisten von ihnen hat blos das Chor eine spitzbogige Wölbung.

Dagegen findet sich gar kein Chor, das kein gothisches Gewölbe hätte. Die Schiffe mit gothischem Gewölbe bilden eine Seltenheit; sie haben zum Theil, und zwar die kleineren, horizontale Holzdecken, zum Theil aber, und zwar die größeren, später erbaute Tonnengewölbe. Dies erklärt sich wohl daraus, daß die kleineren Kirchen zum Theil gleich ursprünglich im XIV. und XV. Jahrhundert so gebaut wurden, zum Theil aber früher entstandene Kirchen mit horizontaler Decke später ein gothisches Chor angebaut bekamen; bei den größeren wurde das mit der Zeit schadhaft gewordene gothische Gewölbe zumeist durch ein Tonnengewölbe, bisweilen auch durch eine horizontale Holzdecke, der Thurmhelm aber durch ein zwiebelförmiges Dach ersetzt. Dies sind meistentheils die Umgestaltungen, welche diese Kirchen erlitten haben. An ihren sonstigen Details hat die spätere Erneuerung oder Wiederherstellung nicht viel geändert. Die dreischiffigen, deren Gewölbe nicht neugebaut wurde, sind basilikaartig. Die Form der die Schiffe trennenden Pfeiler ist entweder ein Quadrat mit abgeschrägten Ecken oder ein Achteck. Die einfach gegliederten Rippen des Gewölbes ruhen selten auf Säulenschäften oder Diensten, häufiger auf Kragsteinen, oft aber gehen sie direct in die Wandfläche über. Die Laibungen der Fenster sind in der Regel glatt; auch die Gliederung der Portale ist einfach. Pflanzenornament, sowie figürlicher Schmuck kommt selten vor, doch findet sich hie und da an Pfeilern, Kragsteinen und Schlußsteinen auch ein menschlicher Kopf oder eine Thiergestalt. Die gothischen Bauwerke des Bergwerkdistrictes verzichten also auf besonderen Formenreichthum, weisen aber eben deshalb, aus Mangel an Gelegenheit, auch weniger Übermaß des Ornaments, dieses Kennzeichen des Verfalles auf.

Im Sohler Comitat ist in der Kirche zu Liptsch das Gewölbe der drei durch quadratische Pfeiler geschiedenen Schiffe neuerbaut; die Gewölbe des Chores lassen ihre Rippen auf dreifach gegliederten und mit menschlichen Köpfen abschließenden Halbsäulenschäften ruhen. Im Turóczer Comitat ist die oben erwähnte dreischiffige und geradlinig abschließende Kirche der Stadt Szent-Márton basilikaartig; ihr Mittelschiff, dessen Lichtgaden einst höher und mit schmalen hohen Fenstern versehen war, ist von den Seitenschiffen durch halbkreisförmige Arcadenbögen geschieden. Im Liptauer Comitat ist in der gleichfalls basilikaartigen Kirche zu Szent-Miklós das ungewöhnlich breite (etwa 9 Meter) Mittelschiff von den weit schmäleren (etwa $4^1/_2$ Meter) Seitenschiffen durch zwei Paare achteckiger Pfeiler getrennt. An dem südlichen Lichtgaden des Mittelschiffes befinden sich Rundfenster. Im Barser Comitat ist die Kirche der Stadt Uj-Bánya (Königsberg) gleichfalls basilikaartig, hat aber keinen Thurm, wodurch sie, abgesehen von dem dreiseitigen Abschluß ihres Chores, augenfällig den Kirchen der Cistercienser gleicht. Der Lichtgaden des Mittelschiffes hat auch hier runde Fenster. Die Schiffe sind durch quadratische Pfeiler von einander geschieden. Das Gewölbe wurde im Jahre 1726 neu erbaut. Die Westfaçade hat kein

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eingangsthor, doch öffnet sich in ihrer Wand ein schönes hohes Fenster. Im Nográder Comitat ist die Kirche von Mátra-Verebély eine von der kleineren dreischiffigen Gattung. Sie ist am Ende des XIV. Jahrhunderts durch die Familie Veréb erbaut; bei den im XVII. und dann wieder in unserem Jahrhundert erfolgten Neuherstellungen wurden ihre sämmtlichen Gewölbe umgestaltet, wodurch der ursprüngliche Charakter verloren ging; doch blieben zwei Nischen an der Südwand des Chores erhalten und repräsentiren in dieser Gegend die reichere Ornamentik der spätgothischen Kunst. Im Gömörer Comitat ist die umfangreiche dreischiffige, basilikaartige Kirche zu Csetnek ihrer Anlage nach eine der unregelmäßigsten dieser Art. Ihre Schiffe bestehen blos aus zwei Jochen; das Mittelschiff ist etwa dreimal breiter als die Seitenschiffe; alle drei Schiffe haben polygonal abschließende Chöre, und diese sind länger als die Schiffe; die Seitenchöre sind aber auch breiter als ihre Schiffe, wohingegen das Hauptchor bedeutend schmaler ist als das Hauptschiff, an dessen westlichem Ende sich ein gedrungener Thurm erhebt.

Im Honter Comitate ist die Kirche der Stadt Pukanz (Bakabánya) einschiffig; doch schließt sich ihrer Südseite eine gleich lange Kapelle an, die ein von dem Hauptschiff durch drei Pfeiler getrenntes Seitenschiff bildet. Das Chor der Kirche ist quadratisch und gerade, wogegen die Kapelle dreiseitig abschließt. Diese Anordnung kommt im Liptauer Comitate zweimal vor. In der Kirche zu Szent-Mária hat das Hauptschiff ein südliches Seitenschiff und ist von diesem durch zwei Pfeiler mit abgeschrägten Kanten getrennt, deren jeder auf romanische Weise mit vier menschlichen Köpfen und Laubwerk geschmückt ist. In Deutsch-Liptsch aber hat die Kirche ein nördliches, von dem gleich breiten Hauptschiff durch zwei Pfeiler getrenntes Seitenschiff. Hier ist auch noch die Kirche des Dorfes Csécse im Nográder Comitat zu erwähnen. Sie hat ein Schiff mit horizontaler Holzdecke, an dessen nördlicher Seite sich ein niedrigerer, gleichfalls flach gedeckter Zubau anschließt, wobei dessen Verbindung mit dem Schiffe durch vier spitzbogige Wandöffnungen, eine breitere und drei schmalere, hergestellt wird.

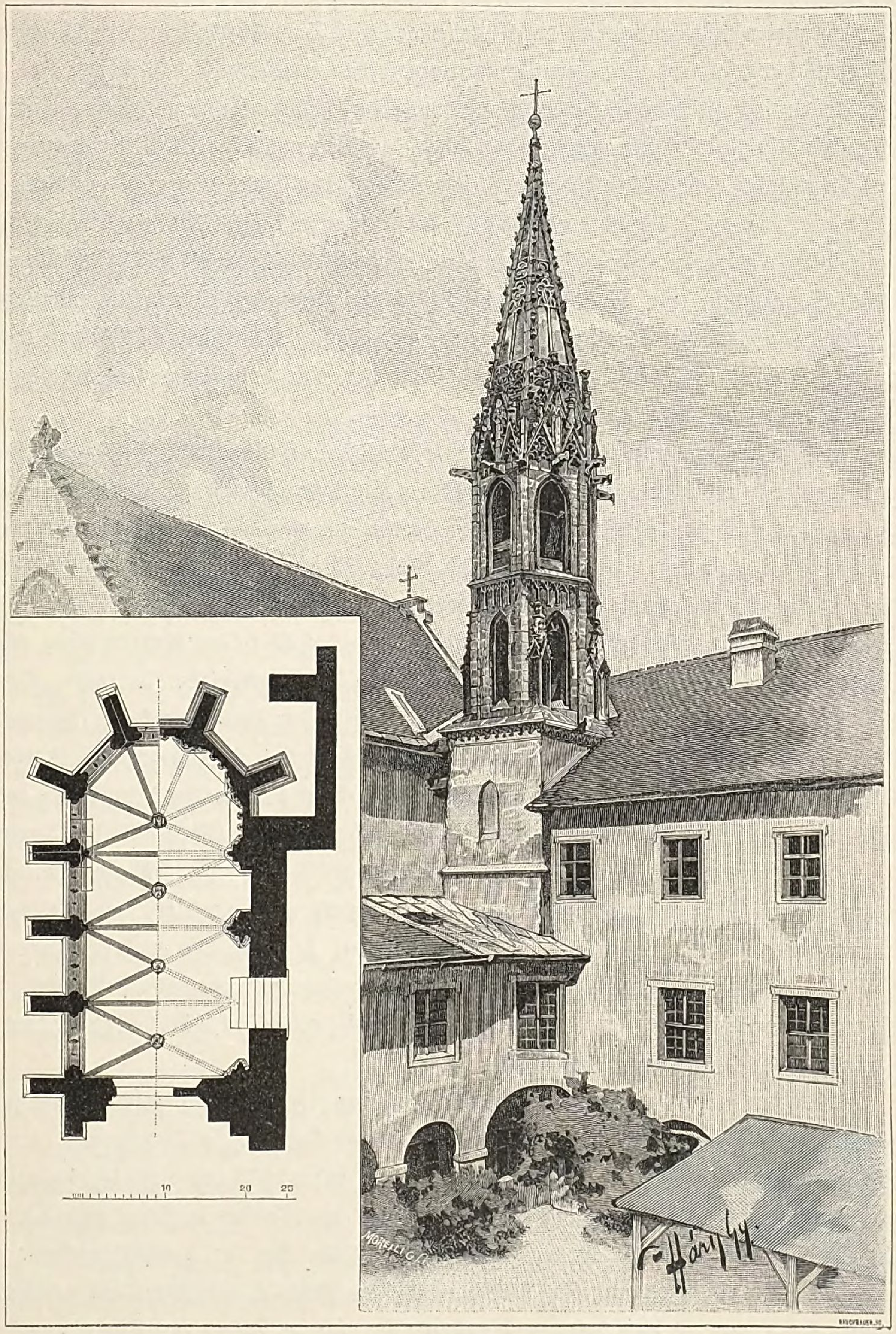
Sehr zahlreich sind die einschiffigen Kirchen. Im Sohler Comitate ist die zu Radvány ein charakteristisches Exemplar der kleineren befestigten Kirchen; sie steht auf hohem, steilem Hügel, der auf gedeckter Treppe erstiegen wird, und hat eine durch Thürme verstärkte Umfassungsmauer. Neben der Kirche zu Badin steht das Beinhaus noch aufrecht. Die zu Altgebirg (Óhegy) war ursprünglich gleichfalls einschiffig, wurde aber 1850 um zwei Seitenschiffe erweitert. Erwähnenswerth sind ferner die Kirchen von Altsohl (Zólyom), Libethen (Libetbánya), Jakabfalva, Szászfalú, Dubova, Lopej, Szelecz, Bucs, Felsö-Micsinye, Ocsova und Dubravicza. Die Altsohler Kirche hat zwei Seitenschiffe, die aber so schmal sind, daß sie mehr Wandelgängen gleichen. Die gothische Kirche zu Bries (Breznóbánya) liegt in Trümmern, nur das Chor steht noch aufrecht. Im Liptauer Comitat

zeigt die Kirche zu Szent-Mihály Schiff und Chor in gleicher Breite. Hier wie in Közép-Szlécs schließt das Chor fünfseitig ab. In der Kirche zu Szmrecsány ist die flache Holzdecke durch mannigfaltiges, aufgemaltes Ornament belebt. An den Kirchen der Ortschaften Szent-Péter, Nagy-Palugya, Szent-Iván, Szent-András, Dovalló, Nagy-Dobrócz u. s. w., sämmtlich im Liptauer Comitat, haben Umbauten nur wenig altes Detail übrig gelassen. Im Turóczer Comitat sind die kleineren gothischen Baudenkmäler die Kirchen zu Mosócz, Nagy-Jeßen, Szent-Mihály, Szent-Mária, Tót-Próna, Pribicz und Neczpál. Die Kirche zu Geletnek im Barser Comitat haben wir bereits erwähnt. In demselben Comitat war auch die Umfassungsmauer der Kirche zu Szlaßka einst durch Thürme verstärkt. Gothische Bauwerke sind ferner die Kirchen der Ortschaften Luczka, Berzencze, Jano-Lehota, Lutila, Trubin und Vießka. Im Nógráder Comitat sehen wir an der Kirche zu Alsó-Sáp den achteckigen Thurm mit je drei Seiten auf Kragsteinen, die aus der Wand der Westfaçade vorspringen, mit zwei Seiten aber auf der Stirnmauer stehen. Die Kirche zu Gácsfalu ist, laut der Inschrift über der Thüre, im Jahre 1350 durch die Familie Toma erbaut. Im Gömörer Comitat befinden sich die Kirchen zu Kraßnahorka-Váralja und Geczelfalva noch in ziemlich gutem Zustande; mehrere Dorfkirchen waren schon ursprünglich unbedeutende Gebäude und sind dies mit der Zeit noch mehr geworden.

In der Westgegend, im Árvaer Comitat, kommen keine gothischen Pfarrkirchen vor. Die Pfarrkirche zu Trentschin ist völlig umgestaltet. Im Neutraer Comitat sind die hervorragendsten derartigen Denkmäler die Kirchen zu Skalitz (Szakolcza) und Waag-Neustadl (Vág-Ujhely). Die von Skalitz ist eine dreischiffige Halle, obgleich ihre Seitenschiffe etwas niedriger sind als das Hauptschiff; das Chor schließt mit drei Seiten eines regelmäßigen, die Seitenschiffe mit eben so vielen eines unregelmäßigen Achteckes; an der Westfront erhebt sich ein in das erste Joch des Mittelschiffes hineingebauter Thurm. Dieser, sowie die Gewölbe und Pfeiler der Schiffe, wurden in neuerer Zeit umgestaltet. Auch das daneben stehende achteckige Beinhaus ist neu gewölbt. Die Pfarrkirche zu Waag-Neustadl ist im XV. Jahrhundert erbaut und war zuerst einschiffig; im Jahre 1672 um zwei Seitenschiffe erweitert, wurde sie auch sonst noch durch mehrfache Wiederherstellungen so umgestaltet, daß mit Ausnahme der Strebepfeiler, des Chorabschlusses und einiger Fenster von der alten Kirche nichts mehr übrig ist. Zu erwähnen sind noch die kleineren Pfarrkirchen zu Privigye, Csejte, Kós, Brezán und Deutsch-Proben (Német-Próna). Im Preßburger Comitat fallen durch ihre Größe besonders auf die am Fuße der kleinen Karpathen gelegenen Kirchen der Städte St. Georgen (Szent-György), Bösing (Bazin) und Modern (Modor). Charakteristisch sind für sie spätgothische Formen, unregelmäßige Anordnung, schlechtes Baumaterial und bautechnische Mängel, als Folge von Unerfahrenheit oder Nachlässigkeit. Die Pfarrkirche von St. Georgen liegt sehr schön, außerhalb der

Stadt, auf einem von den kleinen Karpathen abzweigenden Hügel. Sie hat neben dem Hauptschiff ein nördliches Seitenschiff und dazwischen zwei achteckige Pfeiler; beide Schiffe haben Kreuzgewölbe, den Abschluß des Seitenschiffes bildet eine gerade Wand mit einem Fenster, das schräg an das Schiff stoßende Chor ist dreiseitig geschlossen; auf der Südseite erblickt man statt des Seitenschiffs eine Kapelle und offene Vorhalle; in dem westlichen Joche, das mit kahler Wand schließt, erhebt sich ein breites Orgelchor; unter dem Chor befindet sich eine Kapelle, zu der man über zwölf Stufen hinabsteigt. In Bösing hat die Kirche an ihrer Westfront einen gedrungenen Thurm, ihre drei Schiffe sind durch vier schiefgestellte Pfeilerpaare getrennt, das auffallend lange Chor hat dreiseitigen Abschluß und ein Sterngewölbe mit Schlußsteinen, deren Zierwappen bekunden, daß die Grafen von St. Georgen und Bösing zum Bau beigetragen haben. An die Südseite des Chores ist die Kapelle der Familie Illésházy angeschlossen. In Modern hat die auf dem jetzigen Friedhof stehende Kirche zwei Seitenschiffe, deren Schmalheit sie, wie in Altsohl, mehr als Wandelgänge erscheinen läßt, ein Thurm ist nicht vorhanden; das Chor, dem sich zwei Kapellen angliedern, ist dreiseitig geschlossen. Längs der kleinen Karpathen finden sich noch zahlreiche kleinere Bauten gothischen Stils, so die Pfarrkirchen in Windisch-Nußdorf (Alsó-Diós) und Schattmannsdorf (Csešzte); noch größer aber ist die Zahl derjenigen, die im Laufe der Zeit ihren ursprünglichen Charakter verloren haben.

Eine besondere Gruppe bilden auch die spätgothischen Pfarrkirchen, etwa dreißig an der Zahl, die im Laufe des XV. Jahrhunderts auf der Insel Schütt erbaut wurden. Der Bodenbeschaffenheit der Insel entsprechend, ist das Material bei fast allen Backstein. Diese durch Mangel an Baustein bedingte Eigenthümlichkeit hindert übrigens nicht, daß die Details, wie Dienste, Rippen, Schlußsteine, Kragsteine, Fenster- und Thürlaibungen durchwegs aus Stein gehauen sind; irgend eine charakteristische Form des Backsteinbaues kommt nicht einmal ausnahmsweise vor. Es sind dies im Allgemeinen gedrungene, innen und außen einfache, nicht organisirte Bauten mit ungegliederten Mauermassen, bei wenigem und ärmlichem geschnitzten Ornament. Unter einander sind sie sich so ähnlich, als wären sie sammt und sonders von dem nämlichen Meister entworfen. Die meisten sind einschiffig und schließen dreiseitig ab, doch finden sich auch geradlinige Abschlüsse. Etliche haben drei Schiffe; mitunter stehen in der Mitte des einzigen Schiffes zwei Pfeiler und theilen es in zwei Hälften; auch schiffförmige Zubauten kommen vor. Die Westfaçade hat einen oder zwei quadratische, gedrungene Thürme, die hie und da durch vier, den achteckigen Thurmhelm umgebende Thürmchen einigermaßen an die Schlankheit der gothischen Bauwerke erinnern. Man trifft auch welche, die von Hause aus romanisch gewesen und erst durch späteren Umbau gothisch geworden sind. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert haben sie ausnahmslos mehr oder weniger durchgreifende Umgestaltungen erlitten, die bei manchen



Hof des Franciscanerklosters zu Preßburg und Grundriß der St. Johanneskapelle.

nur Einzelheiten als alt erkennen lassen. In Schütt-Somerein (Somorja) war die Kirche der Reformirten ursprünglich eine durch Pfeiler getheilte Doppelhalle, wurde jedoch später beiderseits durch je einen niedrigeren schiffartigen Zubau erweitert, so daß sie jetzt eine in ihrer Art einzig dastehende Kirche bildet, mit doppeltem Hauptschiff und zwei Seitenschiffen, zusammen also vier Schiffen, deren Länge gleich der Gesammtbreite 14 Meter ausmacht. Das Doppelschiff setzt sich in einem dreiseitig geschlossenen Chore von nicht weniger als 10 Meter Länge fort. Der aus der Westseite vorspringende Thurm hat um seinen Helm vier kleinere Thürmchen stehen. Die Kirche zu Loipersdorf (Csütörtök) hat gleichfalls ein solches Doppelschiff, dem sich jedoch nur nördlich ein niedrigeres Seitenschiff anschließt. Die beiden gedrungenen Thürme haben rundbogige Fenster. Die Kirche zu Várkony zeigt in ihren erhaltenen Details frühgothischen Charakter. Die dreischiffige Hallenkirche zu Bischdorf (Püspöki) ist aus Stein erbaut.

Die in der gothischen Bauperiode entstandenen Niederlassungen der Bettelorden sind wenig zahlreich und bieten überdies das Bild der traurigsten Zerstörung. Keine von ihnen ist in gutem Zustande erhalten; die meisten kennen wir nur aus Nachrichten. Nach den erhaltenen zu urtheilen, war die Bauweise dieser Orden ihrer Armuth entsprechend überaus einfach; sie kommen an Festigkeit den Bauten der ackerbautreibenden Orden nicht entfernt gleich; ihre Wichtigkeit besteht höchstens darin, daß sie zu den Erfordernissen einer Stadt gehörten und gleichfalls zu dem Aufschwung der Bauthätigkeit beitrugen. Diese Mönchsniederlassungen wurden in der Regel am Ende der Stadt errichtet; ihre meist einschiffige Kirche hat ein aus zwei oder drei Jochen bestehendes, ziemlich geräumiges Chor, das dreiseitig abschließt; an die Nordseite der Kirche stößt das meistens einstöckige, enge und unbehagliche Klostergebäude; ebenda erhebt sich neben der Chorwand der Thurm.

In den Städten Beregßáß, Erlau, Szatmár-Németi und Göllnitz sind die Dominicanerklöster spurlos verschwunden; man weiß von ihnen blos, daß sie noch zu Anfang des XVI. Jahrhunderts vorhanden waren, sie sind also wahrscheinlich im XIV. Jahrhundert entstanden. In Kaschau ist die Dominicanerkirche das älteste gothische Bauwerk; ihr Schiff wurde im XVII. Jahrhundert völlig neugebaut, blos Chor und Thurm sind alt, allein ebenfalls stark verändert.

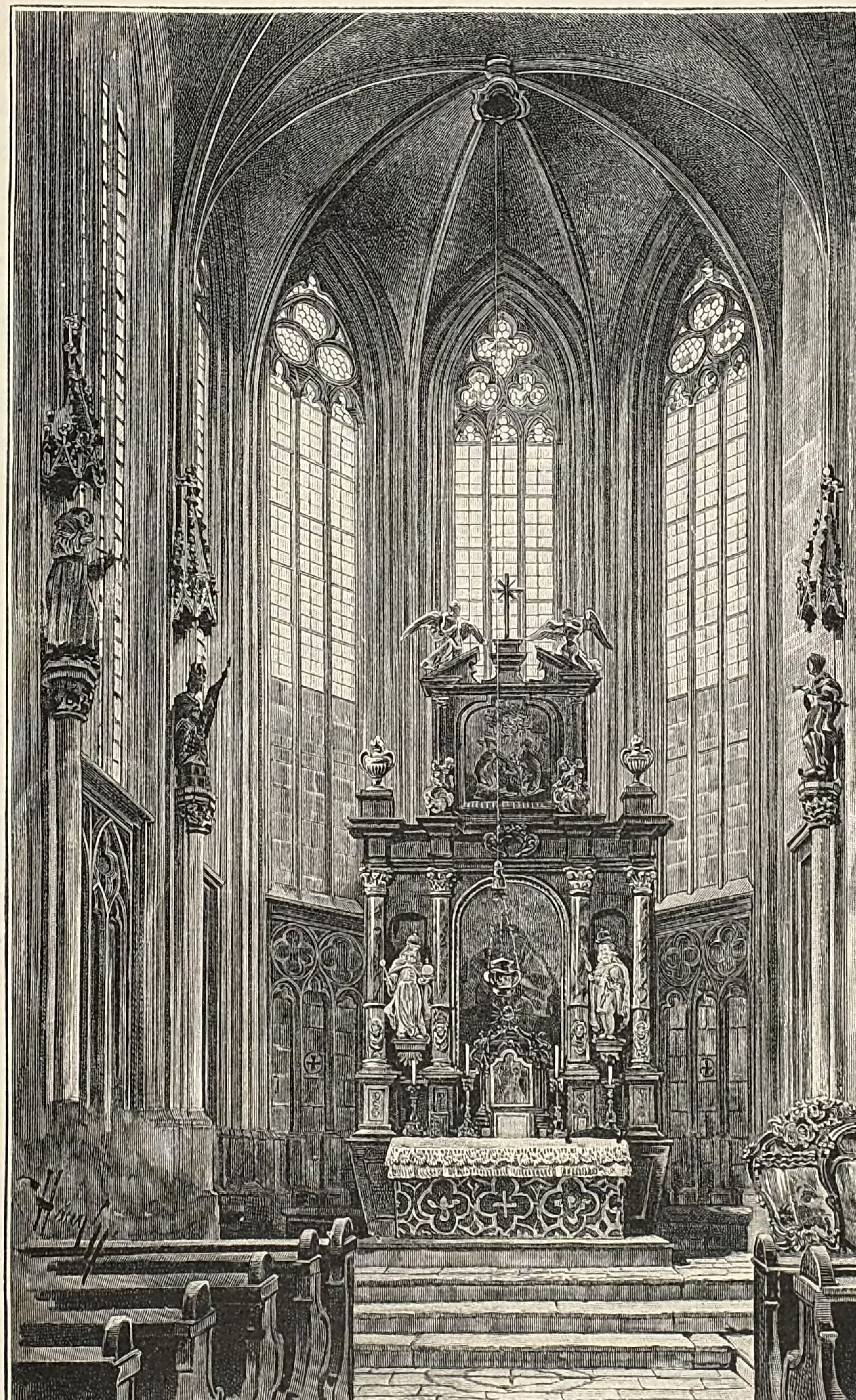
Auch den gothischen Bauwerken der Franciscaner ging es nicht besser. Einige sind gänzlich untergegangen, so die zu Beregßáß und Nagy-Szöllös. Zu Tyrnau ist die durch König Ludwig den Großen gegründete Anlage erst im Jahre 1633 und dann 1836 gänzlich neugebaut worden. Ebenso erging es ihren Klöstern und Kirchen in Erlau und Skalitz. An ihrer Kaschauer Kirche ist nur das Chor gothisch. An der Franciscanerkirche zu Szécsény (Nógráder Comitat) zeugt blos der dreiseitige Abschluß des Chores von gothischer Kunst; der Thurm ist auch hier neu aufgebaut; im östlichen Flügel des Klostergebäudes

ist noch der einstige Capitelsaal, jetzt Sacristei, ziemlich gut erhalten, dagegen der über ihm befindliche Saal, der als Bibliothek gedient haben mag, überaus schadhaft. Der Capitelsaal hat quadratische Form und in der Mitte einen achteckigen Pfeiler, an dem die schöngegliederten Rippen des Sterngewölbes zusammenlaufen. Der Sockel des Pfeilers ist von Thierfiguren im Relief umgeben, welche die durch die Kirche besiegte Macht der Hölle symbolisiren. Die Franciscanerkirche zu Freistadt (Galgócz) ist ein spätgothischer Bau vom Jahre 1465; sein Schiff wurde im XVII. Jahrhundert neu aufgebaut, der Thurm befindet sich an der Westfaçade, das Portal ist recht hübsch. Weit interessanter als diese alle ist jedoch die Franciscanerkirche des Marktfleckens Okolicsány (Liptauer Comitat). Sie ist das am besten erhaltene derartige Denkmal im Oberland. Sie gehört der Spätgothik an und verdankt ihre Entstehung, nach dem Zeugniß der an ihr vorkommenden Jahreszahlen (1489 und 1490) und Wappenschilder, dem König Matthias und dem Graner Erzbischof Thomas Bakocs. Diese dreischiffige Halle ist ein sorgsam ausgeführter Bau aus Backstein und dunkelbraunem Haustein; Schiff und Chor bestehen aus je vier Jochen; das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch achteckige, schlanke Pfeiler getrennt; die Decke besteht aus Stern- und Netzgewölben; in der Südwand des Chores sind zierlich umrahmte Sitznischen enthalten. Der an der Südseite des Chores stehende quadratische Thurm hat einen neuen zwiebelförmigen Helm, das Thor in seinem Erdgeschoß ist gothisch, wogegen seine viereckigen und rundbogigen Fenster, sowie die gleichfalls viereckigen der Sacristei, an die Bauweise der Renaissance erinnern. In Preßburg sind Kloster und Kirche der Franciscaner durch Béla IV. gegründet, Ottokar verheerte sie und Ladislaus IV. ließ sie neu aufbauen, worauf die Kirche durch Erzbischof Lodomerius von Gran im Jahre 1297 geweiht wurde. Im Jahre 1590 stürzte das Gewölbe des Schiffes ein, das aus zwei Jochen bestehende und dreiseitig abgeschlossene Chor blieb in ziemlich gutem Zustande aufrecht. Die interessantesten Einzelheiten desselben sind die glattschäftigen Säulen, auf denen der Triumphbogen, die Gurten und Rippen ruhen, ferner die reich mit Laub geschmückten Schlußsteine. An der südöstlichen Ecke des Schiffes erhebt sich ein Thurm, aus viel späterer Zeit, dem XIV. Jahrhundert. Sein Untergeschoß, das bis an das Gesimse des Schiffes reicht, ist viereckig, sein Obertheil, von der Gepflogenheit abweichend, nicht acht-, sonden sechseckig und aus zwei Geschoßen bestehend, deren oberes mit gleichfalls sechseckigem Helm abschließt. Das leicht und schlank 30 Meter hoch emporschießende Obertheil mit seinen hohen und breiten, in den Laibungen reich gestalteten Fenstern, dem Dreipaßfries des Gesimses, den über und hinter einander aufsteigenden Giebeln und den diese flankirenden Fialen, dazu dem mannigfaltig durchbrochenen Maßwerk und den als Thiere gebildeten Wasserspeiern des Kranzgesimses, endlich dem schlanken, an den Kanten mit Krabben geschmückten Helm zeigt den gothischen Baustil in seinem vollen Reichthum.

In neuester Zeit hat dieses kostbare Werk eine unter der Leitung Friedrich Schulek's in gewissenhafter Weise vorgenommene Restaurirung unverändert durchgemacht, und behält somit auch ferner seinen Werth als eines der charakteristischesten Beispiele für den Formenreichthum der gothischen Baukunst in Ungarn.

Die Minoriten ließen sich zu Beginn des XIV. Jahrhunderts in Leutschau nieder, wo sie mit Kirche und Kloster eine der größeren und schöneren Anlagen der Bettelorden herstellten. Die Kirche ist eine dreischiffige Halle; das Mittelschiff war ursprünglich durch fünf Pfeilerpaare von den Seitenschiffen getrennt. Das sorglos aufgebaute Schiff wurde alsbald baufällig, so daß man die beiden ersten Joche zumauerte, den Rest aber mit einem neuen Gewölbe versah. Dauerhafter erwies sich das Chor mit drei Jochen, dreiseitigem Abschluß und einem Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf theils aus drei, theils aus fünf Halbsäulenschäften gebildeten Diensten ruhen. Die Fenster haben am Schiffe vier, am Abschluß drei, am Langchor zwei Abtheilungen und einfaches aus Drei- und Vierpässen bestehendes Maßwerk. Der an der Westfaçade aufsteigende, später theilweise umgestaltete, gedrungene Thurm ruhte mit seiner äußeren Wand auf der Stadtmauer und sein Untertheil gewährte der der Mauer entlangziehenden Gasse Durchlaß. Das sehr einfache Thor befindet sich an der Südseite. Der ganzen Nordseite liegt der Kreuzgang an und bildet einen unregelmäßig viereckigen Hof, dessen Joche Kreuzgewölbe haben. Der neben dem Chor befindliche quadratische Capitelsaal hat ein Kreuzgewölbe, dessen Gurten und Rippen auf dem in der Mitte stehenden, achteckigen Pfeiler ruhen. Diese Ansiedelung ging unter vielerlei Mißgeschick zeitweilig an die Jesuiten, dann an die Prämonstratenser über und verwahrloste dabei. In Privigye (Neutraer Comitat) saßen im Jahre 1496 Carmeliter. Ihre Kirche steht auf dem Hügel außerhalb der Stadt und ist ein geringer Bau, der viel Ungemach ausgehalten hat.

Eusebius, Domherr von Gran, gründete im Jahre 1246 für Ungarn den Orden des heiligen Paulus Eremita. Die Ordensregel wurde auf der Ofner Synode 1308 bestätigt, worauf der Orden rasch zur Blüte gelangte, durch Karl Robert, besonders aber durch Ludwig den Großen wirksame Gunst erfuhr und zu so allgemeiner Beliebtheit gelangte, daß zahlreiche hohe Geistliche und die Mitglieder der vornehmsten Familien in seinen Verband traten. Es ist urkundlich bezeugt, daß im Oberlande, und zwar meist in den Comitaten Gömör, Borsod, Abauj und Zemplén während des XIV. Jahrhunderts über zwanzig Niederlassungen des Paulinerordens entstanden. Diese dürften jedoch, aller Wahrscheinlichkeit nach, größtentheils für zwei bis drei Personen eingerichtete Einsiedeleien gewesen sein, ohne eigene Kirchen, so daß ihre Mitglieder sich zum Gottesdienst nach den nahen Ortschaften und Burgen begeben mußten. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß es im ganzen Oberlande nur drei gothische Kirchen des Paulinerordens gibt, und



Inneres der St. Johanneskapelle zu Preßburg.

zwar zu Maria-Nostra im Honter, zu Marienthal (Mária-Völgy) im Preßburger und zu Töke-Terebes im Zempléner Comitat. Die beiden ersten wurden durch König Ludwig den Großen 1352 und 1377 gegründet. Alle drei sind einschiffig mit verlängertem Chor und dreiseitigem Abschluß. In Marienthal ist das Schiff ein schiefes Viereck und vor der Westfront erhebt sich ein hoher viereckiger Thurm. Zu Maria-Nostra ist die Façade von zwei Thürmen flankirt. In beiden Kirchen haben die Wandpfeiler des Presbyteriums an den Capitälen schönes Blumen- und Laubornament. Die Kirche zu Töke-Terebes ist ein sorgfältig ausgeführter, einfacher, regelmäßiger Bau, die Rippen ihres Rautengewölbes stehen unmittelbar auf den Wandpfeilern auf, der Triumphbogen und die Laibungen der Fenster am Chor sind reicher gegliedert.

Der Kartäuserorden hatte eine einzige Niederlassung, die durch einen Mönch Martin 1319 in der Zips, dem nördlichsten Theile des Oberlandes, gegründet wurde. Sie befand sich nahe dem Dorfe Lechnitz, am Dunajec, und hieß deshalb Lechnitzer oder auch Rothes Kloster. Im Jahre 1710 wurde dieses von dem Camaldulenserorden besetzt, seit 1772 aber ist es verödet. In der Mitte des geräumigen, viereckigen Klosterhofes steht die ansehnliche, doch schlichte einschiffige Kirche, mit außen geradlinigem, innen dreiseitigem Chorabschluß; an jeder Seite des Chores befindet sich eine gleichfalls geradlinig abgeschlossene Kapelle; neben der nördlichen Kapelle steht der Thurm.

In Preßburg ist die einschiffige Kirche des untergegangenen Clarissinnenklosters wegen ihres Thurmes bemerkenswerth. Er ist nämlich fünfeckig, geht jedoch nicht aus dem Viereck in diese ungewöhnliche Form über, sondern ruht theils auf der westlichen und südlichen Wand der Kirche, theils auf den Köpfen der die Ecken dieser Wände stützenden Streben, theils aber auf den gegliederten Consolen, die aus den Zwischenräumen dieser Streben vorspringen, so daß der größte Theil des Thurmes frei in der Luft zu schweben scheint. Von seinen drei Geschoßen ist das untere einfach, nur an den Ecken mit Fialen geschmückt und unter seinem Gesimse von einem Dreipaßfries umzogen. Das zweite Geschoß zeigt in der unteren Hälfte an den Ecken und Seiten schöne Baldachine über Statuen, welche die Huldigung der Weisen aus dem Morgenlande darstellen, während die obere Hälfte von mannigfaltigem Maßwerk in drei Streifen umzogen ist. Das dritte Geschoß hat an den Ecken Fialen und in den Laibungen der breiten Fenster hübsche Säulchen. Als Abschluß dient diesem eigenthümlichen Gebilde ein Kranzgesimse mit Dreipässen, das in Lilien ausgeht. Das Helmdach ist das Einzige, was es im Laufe der Zeit eingebüßt hat. Die Tyrnauer Kirche der Clarissinnen ist ein kleiner schlichter Bau.

Spitalskapellen haben sich in Neusohl, Schemnitz, Kremnitz und Tyrnau erhalten.

Aus der Menge der angeführten kirchlichen Bauten ragen drei Kapellen hervor und sind besonderer Beachtung werth. Sie schließen sich als spätere Zusätze an bereits

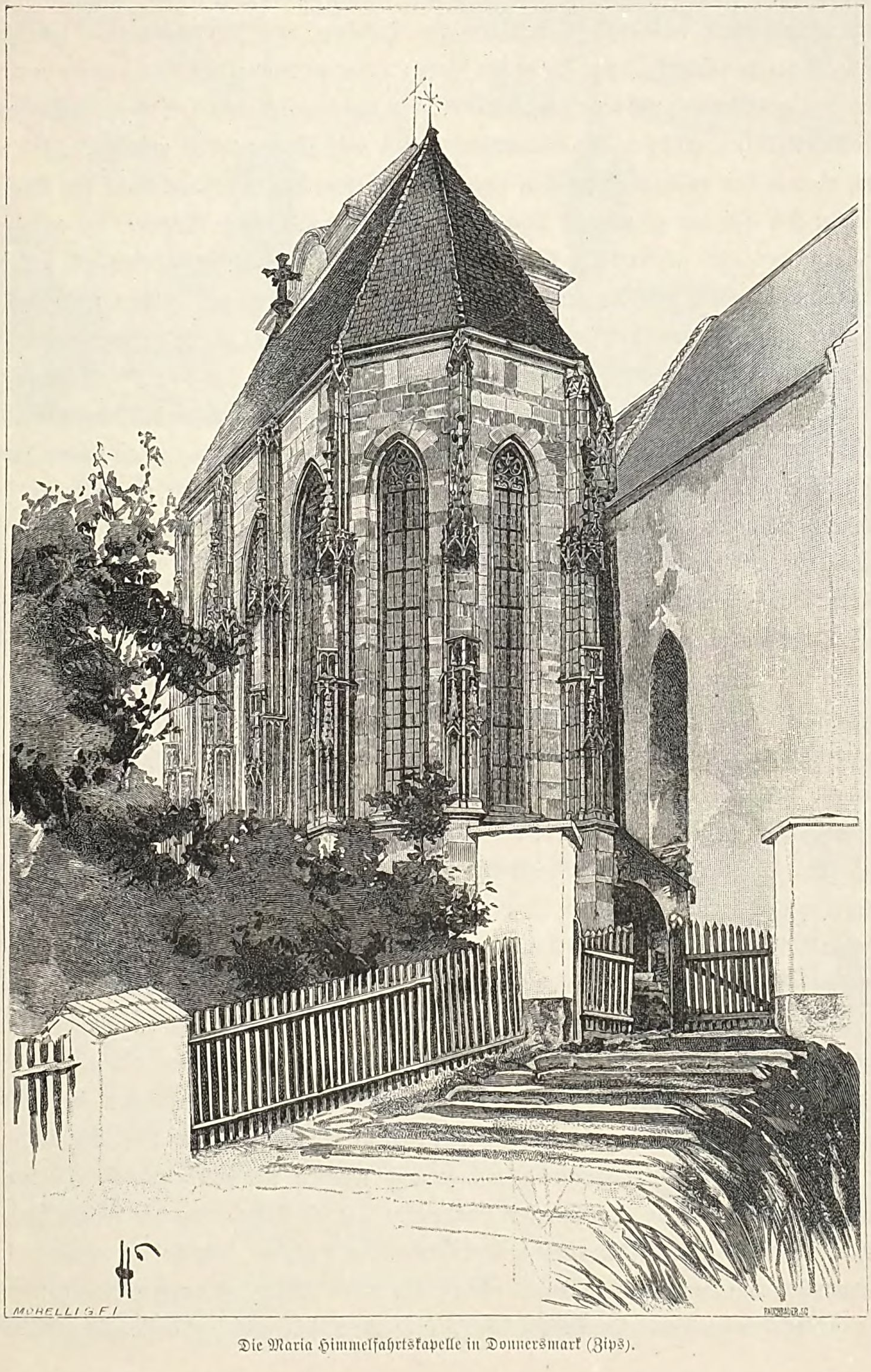
vorhanden gewesene Kirchen, sind aus sauber bearbeiteten und sorgfältig gefügten Werkstücken gebaut, von geringem Umfang, aber ruhigen Verhältnissen und wie aus einem Guß rein durchgeführt, wobei der Formenreichthum des gothischen Stils in aller Vollständigkeit zu Tage tritt. Portal und Thurm fehlen; bei der Einfachheit ihrer Anordnung, mit drei Jochen und dreiseitigem Abschluß, beschränkt sich ihr Reichthum außen auf die Strebepfeiler, innen auf die Gliederung der Wände, Wandpfeiler, Rippen und Gurte und auf die Fenster. Alle drei sind vom Ende des XV. Jahrhunderts, jedoch finden sich an ihnen hie und da auch Formen, die der Niedergangszeit angehören, allein dies stört ihre einheitliche Wirkung nicht und thut ihrem Kunstwerth keinen Eintrag.

Der Anbau an der Nordseite der Franciscanerkirche zu Preßburg ist eine dem heiligen Johannes geweihte Doppelkapelle. Ihr unterer Raum diente zu Bestattungen; er besteht blos aus einem Joch nebst Abschluß und ist seiner Bestimmung nach schöner ausgestattet, als gewöhnlich der Fall, indem seine Wandpfeiler durch Dienste gegliedert sind und an einem Schlußsteine des Gewölbes ein Wappen ausgehauen ist. In der oberen Kapelle, wohin aus der Kirche acht Stufen emporführen, herrscht die volle Pracht der gothischen Kunst; sie ist der Länge und Breite nach mit Gliederungen bedeckt. Die birnförmigen Dienste der stark vorspringenden Wandpfeiler sitzen auf hohen Basen und Sockeln auf; aus ihnen entwickeln sich ohne Unterbrechung die Gurte, desgleichen die Rippen der Kreuzgewölbe in den Jochen und des Sterngewölbes im Chorabschluß. Am Fuße der mittleren Dienste springen Säulen vor, über deren laubgeschmückten Capitälen sich baldachingekrönte Nischen bilden, in denen Gypsstatuen aus neuerer Zeit stehen. Die Schlußsteine sind mit Wappenschildern geschmückt. In den Zwischenräumen der Wandpfeiler befinden sich niedere Steinbänke, über denen sich eine Blendarkade von tief aus der Wand herausgearbeiteten Stabgliedern und reichem Maßwerk erhebt. Die hohen und breiten Fenster bilden gleichsam die Fortsetzung der Arkaden und sind, der Gliederung derselben entsprechend, an der südlichen Wand vierfach getheilt mit Vierpaß-Maßwerk, im Chorabschluß dreifach getheilt mit Dreipässen. Das Äußere ist schlicht; die Wand des Westgiebels ist mit einem vierfach getheilten Blendfenster, das Gesimse mit Blätterbüscheln und einer Kreuzblume geschmückt.

Die Frohnleichnamskapelle an der Südseite der Zipser Kathedrale und die Maria Himmelfahrtskapelle an der Südseite der Pfarrkirche zu Donnersmark in der Zips (Szepes-Csötörtökhely) sind Geschwister. Beide sind aus Werkstücken erbaut. Ihr dem Namen nach unbekannter, doch vortrefflicher Meister ließ es sich besonders angelegen sein, die Richtigkeit der Verhältnisse zu wahren, die Masse der constructiven Theile in wohlgegliederte Form zu bringen und das Ornament mit der Construction in organischen Zusammenhang zu setzen; und da er sich darauf beschränkte, vermied er die am Ende des

XV. Jahrhunderts gebräuchlichen Übertreibungen der spätgothischen Kunst und schuf zwei Werke, die trotz ihrer Kleinheit, vermöge des schönen Materials, der präcisen Durchführung und der edlen Formen füglich neben die hervorragenderen Baudenkmäler dieser Art zu stellen sind. In der Zipser Kathedrale gelangt man durch zwei in die Langwand des südlichen Seitenschiffs gebrochene Arkadenöffnungen in die sogenannte Frohnleichnams-kapelle. Die stumpfen Spitzbogen der Arkadenöffnungen ruhen auf zwei Wandpfeilern und einem frei dazwischen stehenden Pfeiler. Diese sind an Basis und Schaft achteckig; der Schaft ist an den vier durch Abschneidung der Kanten entstandenen Seiten durch je eine tiefe Kehlung, an den dazwischenfallenden vier Seiten aber durch einen säulenförmigen, auf dreifache Basis gestellten Dienst gegliedert. Diese Gliederung des Pfeilers setzt sich ohne Unterbrechung an den Bogen fort, blos mit dem Unterschiede, daß die den Dienst fortsetzende Rippe birnenförmig ist. Die Wandpfeiler in der Kapelle sind an Sockel, Basis und Schaft sechseckig; die Schäfte sind an den Ecken durch stabförmige Dienste gegliedert, in der Mitte aber mit Baldachinnischen geschmückt, welche Statuen aus späterer Zeit enthalten. Die Pfeiler haben kein Capitäl; die Rippen des ziemlich einfachen Netzgewölbes entwickeln sich unmittelbar aus den Diensten. Am Äußeren der Kapelle herrschen die Streben vor, die sich in fünf Abstufungen verjüngend, mit Leistengliedern, je einer gedrungenen Pyramide, Fialen, Kriechblättern und einer Kreuzblume geschmückt und das Kranzgesimse durchbrechend, schlank emporschießen. Dieses und jenes Detail der Streben, desgleichen das Maßwerk der breiten und hohen, an ihrer äußeren und inneren Laibung gleichmäßig gegliederten Fenster gehören der spätgothischen Kunst an, was jedoch das wohlproportionirte Äußere der Kapelle in seiner guten Wirkung nicht schädigt. Die Westfaçade ist durch die kahlen Wände einer Kapelle von quadratischem Grundriß maskirt. Die innere Länge der Kapelle beträgt etwa $17^1/_3$, ihre Breite $7^1/_2$ Meter.

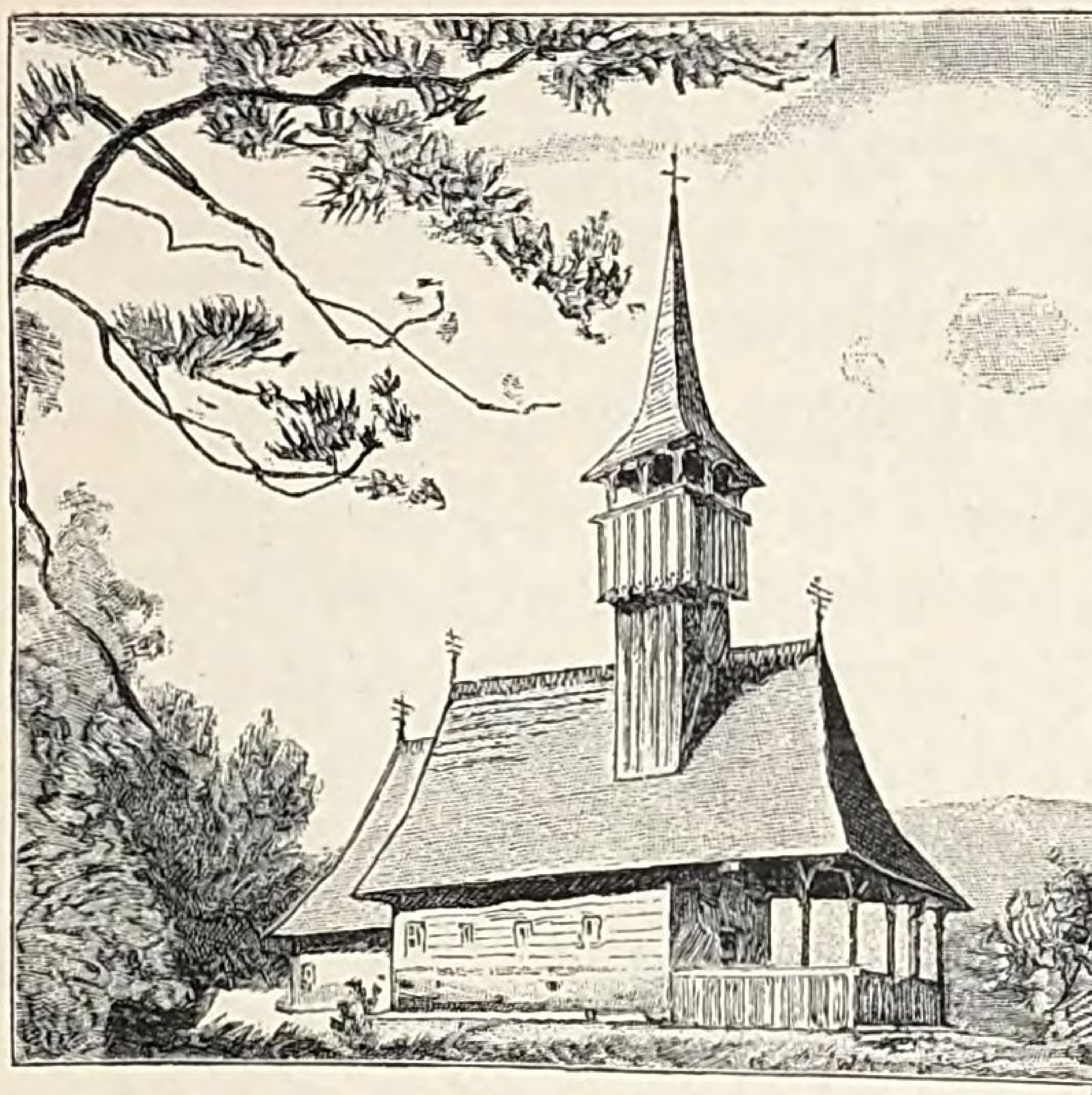
Die Doppelcapelle zu Donnersmark ist um etwa 5 Meter kürzer und um $1^1/_2$ Meter schmäler als die eben beschriebene, an Kunstwerth jedoch weit bedeutender. Die untere Kapelle, in die aus der oberen eine Treppe neben der westlichen Wand hinabführt, diente gleichfalls zu gottesdienstlichen Zwecken; sie erhält ihr Licht durch Fenster, die zu zweien in jedem Pfeilerzwischenraum angebracht sind; die birnförmigen, am Netzgewölbe Rauten und Quadrate bildenden Rippen fließen tief herabreichend mit den schlanken, aus der Wand vorspringenden Säulenschäften zusammen. Zu weiterer Festigung hat das Gewölbe noch eine Rippe, die am Scheitel der Längsachse entlang verläuft. Aus der Kirche führt blos eine schmale Thür in die obere Kapelle. In ihrem ganzen Innern erblickt man, die Gewölbekappen ausgenommen, kaum eine Handbreit Fläche, die nicht mit irgend einem feingemeißelten Ornament belebt wäre. Die Wandpfeiler der Langwände haben die Form von übereck gestellten Halbquadraten, die der nördlichen Seite fließen mit den Laibungen

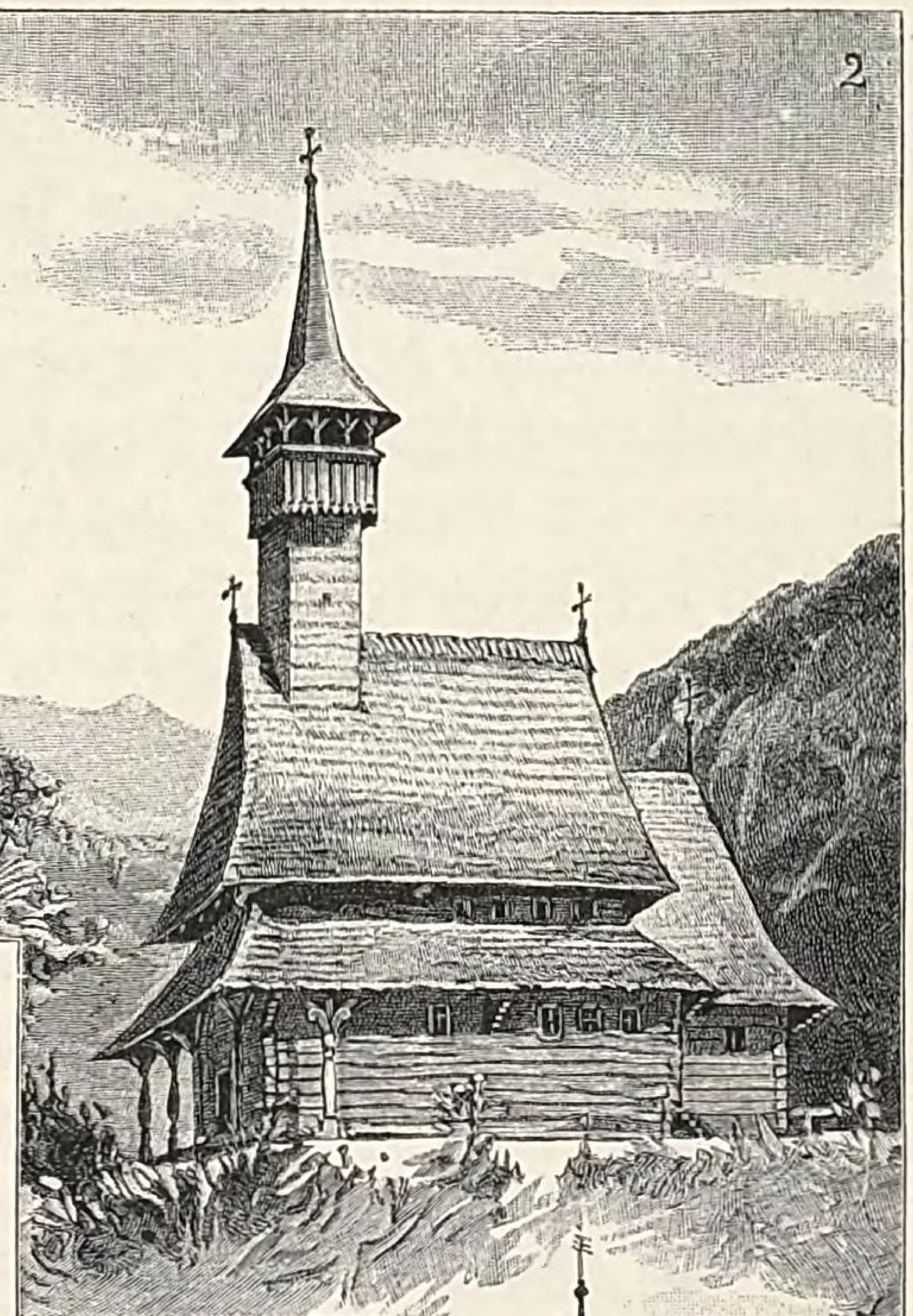


Die Maria Himmelfahrtskapelle in Donnersmark (Zips).

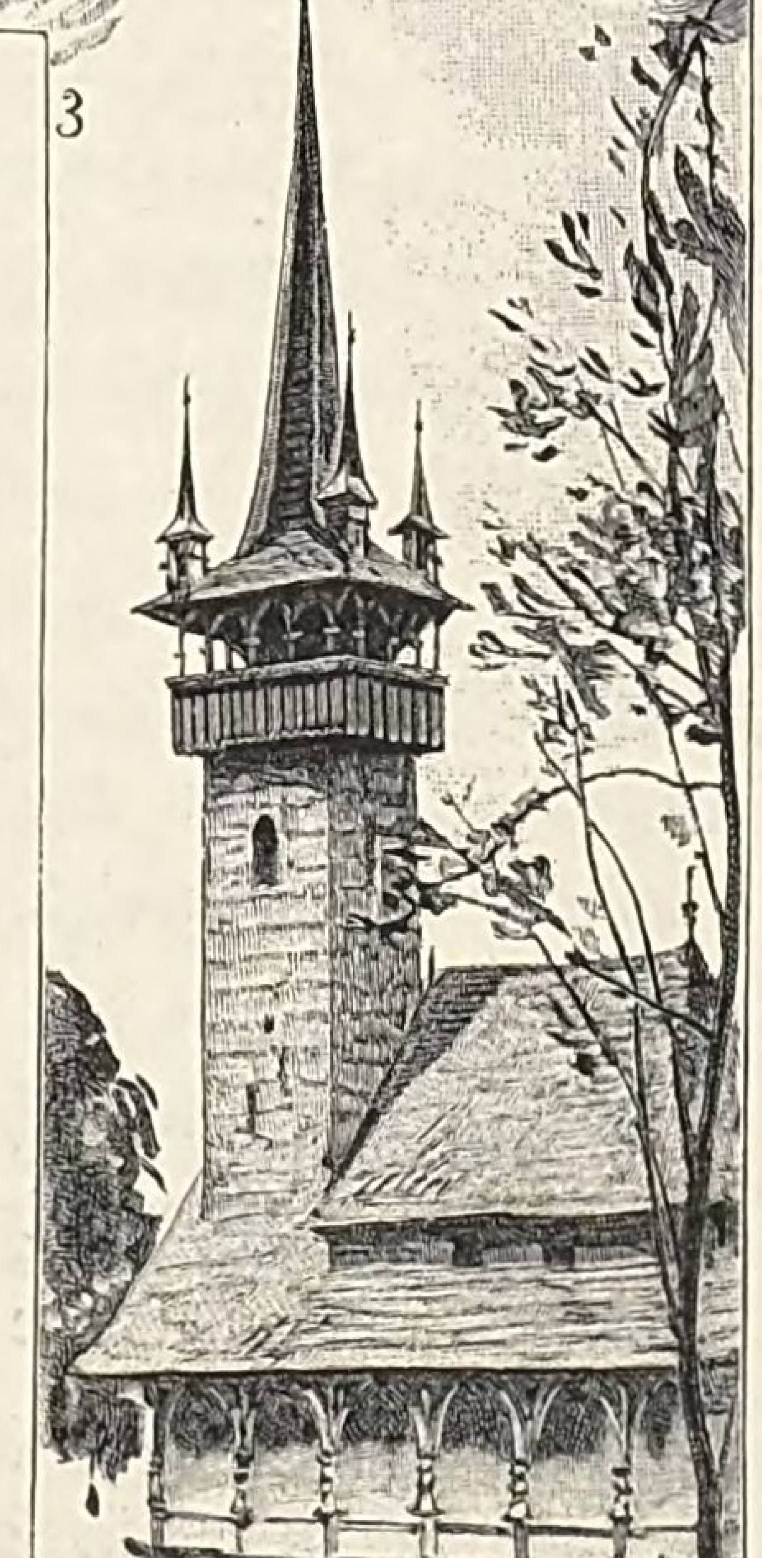
der Fenster zusammen, die des Abschlusses sind stumpfwinklig. Sie sind sämmtlich mit abwechselnd birn-, leisten- und stabförmigen Diensten, mit Hohlkehlen und zierlichen Baldachinnischen bedeckt. Jeder Dienst hat seinen eigenen polygonalen Sockel und ein doppelkelchförmiges Capitäl; auf diesen setzen die Rippen des ziemlich einfachen Netzgewölbes auf. Die Wandflächen zwischen den Wandpfeilern sind mit Blendarkaden geschmückt, die sich nach oben in den mächtigen Fenstern gleichsam fortsetzen. Am westlichen Ende der Kapelle befindet sich eine bis zum ersten Pfeilerpaar reichende geräumige Empore, die auf zwei freihängenden und geschweiften Spitzbogen ruht. An der Außenseite beschränkt sich der Zierat auf die mit größeren oder kleineren Baldachinnischen und Fialen geschmückten Streben. Indem man das schöne Materiale dieses Bauwerks, seine harmonischen Verhältnisse, die prächtige Ausschmückung und die fast minutiöse Sorgfalt der Ausführung betrachtet, fragt man neugierig, welcher freigebige Bauherr und welcher kunstreiche Meister wohl an diesem entlegenen, vereinsamten Punkte das kostbarste Erzeugnis gothischer Baukunst in Ungarn geschaffen haben mag. Der Überlieferung nach hätte ein Mitglied des steinreichen Hauses der Zápolyai, vielleicht Hedwig, Gemahlin des Palatins Stephan, beide Kapellen gestiftet, und beide mögen Werke eines aus dem Auslande, vielleicht aus der Wiener Bauhütte berufenen Meisters sein. Diese Kapelle verläugnet ihre Zeit nicht. Sie weist Details auf, welche der spätgothischen Kunst angehören. Allein es ist bewunderungswürdig, wie der zur Verfallszeit lebende Meister stellenweise, namentlich an den Pfeilern, sein Bauwerk mit fast überschwänglichem Reichthum ausschmückte und dennoch den überflüssigen, schreienden Prunk vermied, sich nicht auf das Spiel mit zwecklosen, prahlerischen Formen verlegte, vielmehr selbst in seiner verschwenderischen Laune den organischen Zusammenhang zwischen Ornament und Construction nicht verlor.

Der Waldreichthum des Oberlandes macht es begreiflich, daß die Bevölkerung ihre Häuser und Kirchen aus Holz baute und daß die Übung dieser Bauweise bei dem magyarischen, deutschen, slavischen und rumänischen Volke sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. So kam es, daß, während an manchen Orten die alten Holzconstructionen mit der Zeit durch Steinbauten ersetzt wurden, in vielen Gegenden das Volk jahrhundertelang treu an der alten Übung festhielt und den morsch gewordenen Holzbau ausbesserte oder durch einen anderen ersetzte, ja daß die Dorfbewohner, wenn sie auswanderten, ihre selbstgefertigte Kirche mitnahmen, dabei aber immer Schritt gehalten wurde mit der Entwicklung der Baukunst, deren neuere Formen gern angewandt wurden. Als das griechische Glaubensbekenntniß an die Stelle des römischen trat, paßte sich die Anordnung der Holzkirche den Anforderungen des Gottesdienstes an. So lebte der Holzbau, als tief im Grunde der Gewohnheit wurzelnde volksthümliche Kunst, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fort, und seine bedeutenden Denkmäler, die Holzkirchen, sind noch jetzt in stattlicher Anzahl





Gothische Holzkirchen im Mármaroser Comitat zu Gyula-Monostor, Bártfalu und Szanda.



vorhanden. Von den mehr primitiven, künstlerisch werthlosen Constructionen abgesehen, wie sie in ärmlichen Ortschaften, namentlich der Comitate Arva, Liptau und Trentschin, mitunter vorkommen, lassen sich die Holzkirchen in zwei Gruppen theilen, je nachdem sie gothische oder byzantinische Formen angenommen haben. Die dem gothischen Typus entsprechenden kommen am zahlreichsten in den Comitaten Bereg, Mármaros, Szatmár, Ung und Ugocsa vor, ja sie sind fast nur auf diese beschränkt; ihre Zahl belief sich noch vor 50 Jahren auf mehrere hundert, die freilich seither größtentheils eingegangen sind; blos einige der interessanteren haben sich in mehr oder weniger vermorschtem Zustande bis jetzt erhalten. Selbst die älteste von diesen reicht nicht über 150 Jahre zurück. Die Geschichte ihrer Entwicklung ist unbekannt, doch folgt aus der Vergangenheit der Bevölkerung jener Gegend fast von selbst, daß diese eigenthümliche Bauweise durch die deutschen Ansiedler geübt wurde und daß diese im Laufe des XIV. und XV. Jahrhunderts die gothischen Formen in den Holzkirchen eingebürgert haben. Als später die Reformation in dieser Gegend die römisch-katholische Religion ganz ausgerottet hatte,

fielen die Holzkirchen fast ausnahmlos an das ruthenische und rumänische Volk, das dem griechischen Bekenntnis folgte. Bei diesem Besitzwechsel blieben sie nach Äußerem und Aufbau unverändert, die innere Einrichtung und Ausstattung jedoch wurde dem griechischen Ritus angepaßt. Die neuen Besitzer eigneten sich bei der Besitzergreifung der Kirchen deren Kunst an, blieben dieser über 200 Jahre lang unverbrüchlich treu, widmeten ihr als ihrer eigenen Kunst eine liebevolle Pflege, zimmerten an der Stelle und nach dem Vorbilde der alten neue und immer neuere Kirchen, und so kam es, daß in dieser Gegend der gothische Holzbau mehr als fünf Jahrhunderte überdauerte. Diese Kirchen stehen ausnahmslos auf Kirchhöfen, die mit einem geflochtenen Zaun eingefriedet sind. Ihr Schiff ist durch ein Geländer in zwei Abtheilungen geschieden, deren westliche den Frauen, die größere östliche aber den Männern gehört; das dreiseitig abschließende Chor ist vom Schiff durch ein Ikonostas getrennt, der an der Westseite befindliche Eingang hat eine geschlossene oder offene Vorhalle. Auf längsweise gelegten Schwellhölzern, seltener auf steinerner Unterlage erhebt sich der aus Eichenbohlen gefügte Blockbau, der weder mit Brettern, noch mit Schindeln verschalt ist. Die massiven, von kleinen Fenstern durchbrochenen Wände tragen ein mit schön geschnitzten Schindeln gedecktes, breit vorragendes, steiles Satteldach. Manche haben zwei Fensterreihen übereinander und zwischen diesen ein Pultdach, was sie äußerlich der Basilikaform nähert. Der Thurm steigt bald über der Vorhalle, bald über der Frauenabtheilung aus dem Satteldach empor und hat über niedrigem Bogenerker ein schlankes, pyramidales Helmdach, oft mit vier Eckthürmchen. Das Äußere der Kirche macht infolge der gedrungenen Construction einen düsteren Eindruck, der noch durch die dunkle Farbe des Holzes und den Schlagschatten des breiten Vordaches gesteigert wird. Hingegen erhält der Thurm durch den Erker, der eine spitzenähnlich gefügte Brustwehr aus hübsch geschnitzten Latten hat, und noch mehr durch den schlank emporschießenden Helm einen ungemein lebendigen Charakter. Auf diesem Gegensatze beruht die ungewohnte, förmlich bewältigende Außenwirkung der Kirche. Neben den thurmlosen Kirchen finden sich freistehende Thürme als Glockenstühle. Diese sind oft ansehnliche Constructionen und in ihrer Form den Kirchthürmen ähnlich. Auch im Sároser Comitat gibt es einige Holzkirchen von deutschem Ursprung, so in Hervartó; doch haben diese ihren gothischen Charakter, mit Ausnahme des dreiseitigen Abschlusses, ganz eingebüßt. Der Einfluß der byzantinischen Baukunst zeigt sich an den in den Comitaten Sáros, Zips, Liptau und mitunter auch in den übrigen vorkommenden Holzkirchen, die den russischen und galizischen Dorfkirchen ähneln. Viele von diesen entsprechen in der Anlage dem griechischen Kreuz. Äußerlich sind sie durch die kuppelförmigen niederen Thürme über der Vorhalle, dem Schiff und dem Chor gekennzeichnet. Diesem Typus entsprechen z. B. die Dorfkirchen von Felső-Polyánk, Regató, Krusztyova, Andrásvágás und Kocsán im Sároser Comitat.

Im Zipser Comitat hat Käsmark eine solche Holzkirche, im Liptauer Comitat Nagy-Palugya. Beide sind ungewöhnlich umfangreich und haben die Form des griechischen Kreuzes. Die zu Käsmark wurde 1717 erbaut und kostete etwa 5000 Gulden; sie ist 34·68 Meter lang und 30·31 Meter breit.

Die Denkmäler der romanischen Baukunst litten unter dem Ungemach des Tatarenzuges, um bald darauf der gothischen Baumode zu unterliegen, die sich durch keine Pietät für das Alte auszeichnete. Dafür wurden die Schöpfungen der Gothik erst durch die Türken, dann durch die siegreich um sich greifende Reformation arg mitgenommen. Im XVI. und noch mehr im XVII. Jahrhundert, als von der nordöstlichen Grenze des Landes bis Budapest kein einziger katholischer Priester zu finden war, bemächtigten sich die Reformirten der herrenlosen Kirchen, überweißten die Bilder an deren Wänden und warfen alles hinaus, was an die katholische Religion erinnerte. Während der Gegenreformation gelangten die meisten Kirchen in die Hände der Katholiken zurück, allein auch die damals moderne Kunst der Spätrenaissance bewies dem Alten wenig Schonung. Was aber diesem Ungemach zu trotzen vermochte, das erlag dem Zahn der Zeit, dem natürlichsten, wenn auch nicht schlimmsten Feinde des Menschenwerkes. So sind manche wesentliche Merkmale der Vollständigkeit in den mittelalterlichen Kirchen nur in relativ geringer Zahl erhalten geblieben; die Wandgemälde z. B., die Glasmalereien, dann die Einrichtungsstücke, als da sind: Altäre, Sacramentshäuschen, Taufbrunnen, welche Zeugnis ablegen von dem damaligen Zustande der mit dem Kirchenbau in enger Verbindung geübten Malerei, Sculptur und anderer Kunstzweige.

Die Denkmäler der kirchlichen Wandmalerei sind auch im Oberlande meist erst in jüngster Zeit von der Kalkschichte befreit worden, die sie Jahrhunderte lang beschützt hatte. Ihre ansehnliche Zahl, sowie der Umstand, daß sie auch in den kleinen Kirchen entlegener Dörfer häufig vorkommen, lassen es beinahe zweifellos erscheinen, daß jedes Kircheninnere mehr oder weniger mit Wandgemälden geschmückt war, ja oft genug selbst die Außenseite solchen Schmuck erhielt, und zwar in der Regel die mächtige Gestalt des heiligen Christoph. Die größeren Bilderfolgen stellen Scenen aus dem Leben Christi, Marias und der Heiligen, unter diesen den heiligen Ladislaus, ferner einzelne Heiligenfiguren, unter diesen den die Seelen wägenden Erzengel Michael und den drachentödtenden St. Georg vor. Die künstlerisch werthvolleren verrathen ausländischen Einfluß. Der größte Theil ist von ziemlich geringem Kunstwerth. Diese wurden nach damals allgemein verbreiteten Vorlagen, etwa vom Ende des XV. Jahrhunderts, angefertigt, wobei deren im Vergleich zur mittelalterlichen Starrheit freiere Auffassung und Darstellungsweise gewahrt wurde. Spuren selbständiger künstlerischer Individualität

zeigen sich also an ihnen nicht; künstlerische Richtungen oder Schulen lassen sich nur auf Grund der zur Verwendung gelangten Vorlagen unterscheiden, oder etwa daran, daß in der einen Gegend, z. B. in Szatmár, die rothbraune, in der anderen, z. B. der Zips, die hellgrüne Farbe vorherrscht. Dabei sind es insgesammt sogenannte al secco-Malereien.

Vom ältesten Wandgemälde sind geringe Farbenreste in der romanischen Doppelkirche zu Deáki, und zwar im oberen Bau erhalten; es ist im XIII. Jahrhundert, gleichzeitig mit der Kirche entstanden. Die beiden Mauerflächen zwischen den Fenstern der Apsis sind jedes mit einer gewaltigen, noch weit über die Fensteröffnung hinausreichenden Mandorla bedeckt. In der einen sieht man nur noch die Stelle der einstigen Darstellung; in der anderen lassen verschwindende Spuren die Deutung zu, daß hier Christus auf lehnenlosem Throne saß, das Haupt im Glorienschein, den Körper in einen weiten Mantel gehüllt, die Rechte zu segnender Geberde erhoben.

Karl Robert erhob schon zu Lebzeiten Andreas' III. und noch dringender nach dessen Tode Ansprüche auf den Thron Ungarns. Nach langem, an Zwischenfällen reichem Kampfe, in dem er durch Erzbischof Thomas von Gran treulich unterstützt wurde, besiegte er in der Schlacht bei Rozgony (1312) mit Hilfe der Zipser Sachsen seine Feinde und sicherte sich die Herrschaft.

Dieses epochemachende Ereigniß in der Geschichte Ungarns, die Thronbesteigung des Hauses Anjou, ist an der Wand des romanischen Theiles der Zipser Kathedrale in dem über dem Nordportal befindlichen, 4·60 Meter langen und nahezu 2 Meter hohen Wandgemälde dargestellt. Diese historisch-symbolische Darstellung hat vermöge ihres Kunstwerthes und der Bedeutsamkeit des Vorwurfs nicht ihresgleichen in der Reihe der monumentalen Malereien Ungarns. Maria sitzt in rankengeschmücktem Saale, auf vergoldetem, mit Perlen und Edelgestein besetztem Throne, sie hält Jesum im Schoße und setzt mit ihrer Rechten dem König die durch den linkerhand knienden Erzbischof Thomas dargereichte Krone aufs Haupt. Hinter dem König kniet der Zipser Burgvogt Frank, hinter Thomas der Zipser Propst Heinrich; jener ein bartloser Jüngling, der ein gerades Schwert hält, dieser im Mönchsgewand, den Reichsapfel in den Händen. Maria, die Schutzfrau des Reiches, versinnbildlicht den himmlischen Schutz, die drei historischen Figuren aber den irdischen Beistand, mit dessen Hilfe Karl Robert sein Ziel erreichte. Die drei historischen Gestalten sind durch Überschriften, die trotz ihrer Lückenhaftigkeit leicht zu lesen, kenntlich gemacht. Burgvogt Frank wird die Blüte der Jugend (Flos iuventutis camerarius, castellanus Fran de) genannt, Thomas wird nach Namen und Würde (Thomas archi.) bezeichnet, von Heinrich aber wird gesagt, daß er das Bild habe malen lassen (Henricus praepositus fecit illud



Wandgemälde in der Zipser Kathedrale.

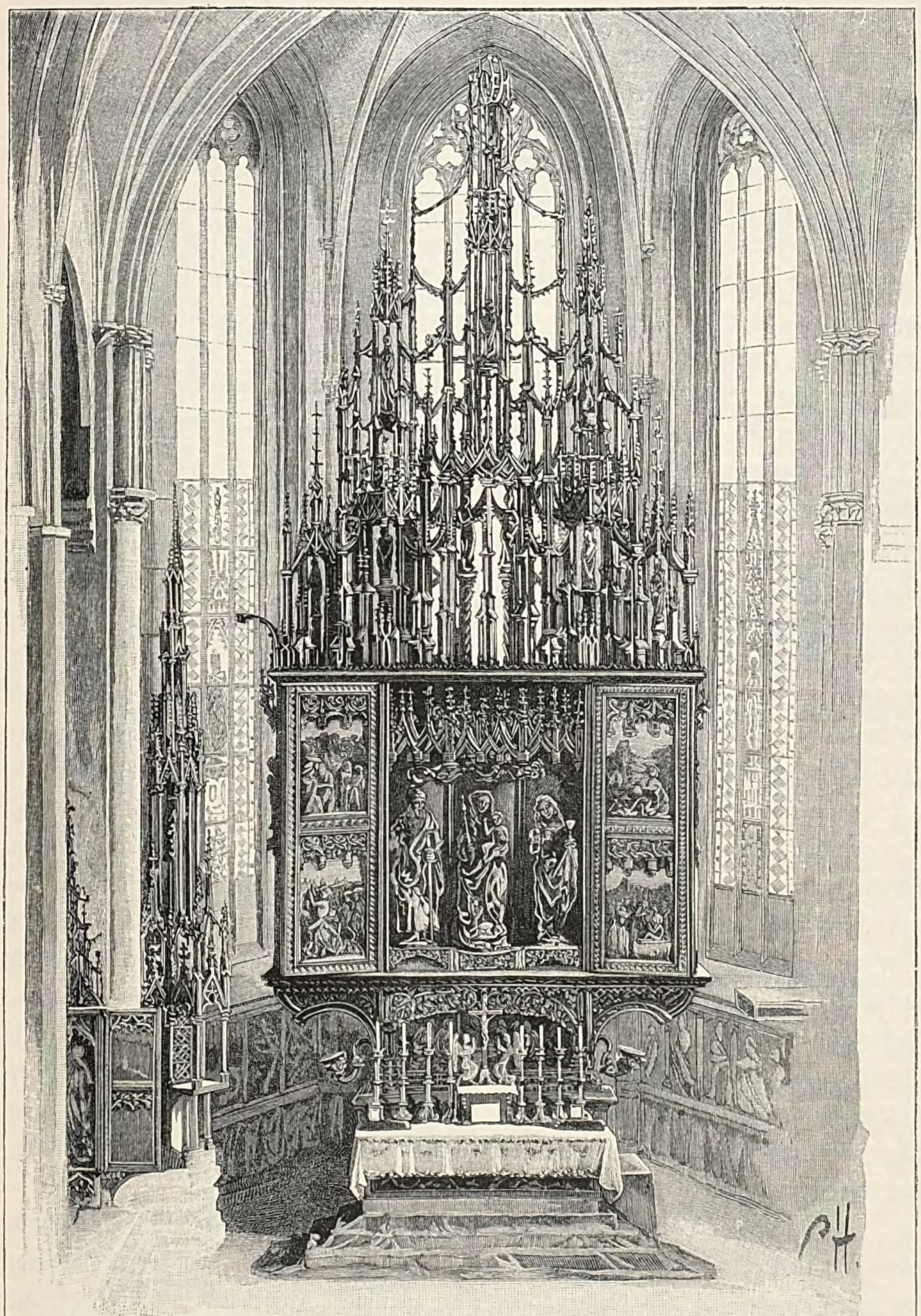
opus inpingi). Zwischen den beiden priesterlichen Gestalten steht auf einer Tafel folgendes gereimte Gebet:

Ad te pia suspiramus;
Si non ducis deviamus.
Ergo doce quid agamus,
Virgo mei et meis miserearis,
Anno domini MCCC decimo septimo.

„Zu dir, Fromme, seufzen wir, Führst du uns nicht, gehen wir irre, Lehr' uns also, was zu thun. Erbarme dich Jungfrau, meiner und der Meinen. Im Jahre des Herrn (1317).“ Bei dem Namen des Bestellers und der Jahreszahl fehlt jedoch die dritte wichtige Angabe, der Name des Malers. Die richtige Auffassung der Bedeutsamkeit des Gegenstandes, die ihr entsprechende monumentale Darstellung, die einfache Größe und der große Wurf der Anordnung, die die anderen überragende Gestalt Mariens, ihre würdevolle Haltung, die Formen ihres Angesichts, der ihr Haupt bedeckende Mantel und dessen Faltenwurf, endlich die Gestalt Jesu deuten darauf, daß der Meister ein Italiener oder doch ein solcher Fremder war, der die Werke der italienischen Meister des XIV. Jahrhunderts, Giottos und des Sienesen Duccio kannte und sie als Vorbilder benützte, ohne jedoch ihre Vollkommenheit zu erreichen. Die vier knienden Figuren hat er ohne Vorbild freier, aber auch weniger sicher gezeichnet. Diese sind beinahe lebensgroß, in den Verhältnissen recht correct, in der Haltung starr, befangen; die unteren Theile der Gewandfalten sind verwischt. Das Beiwerk, darunter die Krone, ist flüchtig behandelt. Das Bild befand sich Jahrhunderte lang unter einer Kalkschichte, weshalb über seine Färbung, in welcher Blau, Roth, Grün und Gelb herrschen, kein Urtheil zulässig ist; seinem Werthe jedoch thut dies nicht viel Eintrag, da sein Verdienst ohnehin nicht im Colorit lag.

Im Zipser Comitat besitzt die kleine Pfarrkirche des entlegenen Dorfes Zsegra Wandbilder, die im Jahre 1871 ihrer Kalkschichte entledigt wurden. Längs der Nordwand des Schiffes sieht man in den vier unteren Feldern den englischen Gruß, Christi Geburt, die Beschneidung Christi und die Weisen aus Morgenland. Über diesen befindet sich, in fünf Bildern dargestellt, die Geschichte, wie Ladislaus der Heilige den kumanischen Räuber verfolgt und das Mädchen befreit. In einem der beiden Bogenfelder erblickt man die Himmelfahrt Marias, in dem anderen die heilige Jungfrau auf der Mondsichel stehend und von Gott Vater und Gott Sohn gekrönt. Die Wand des Triumphbogens enthält das jüngste Gericht, nebst den Gestalten St. Stephans und St. Ladislaus'; die Wände des Chores sind mit acht Scenen aus dem Leiden Christi bedeckt, die mit dem Abendmahl beginnen und mit der Grablegung endigen. Von den drei Bogenfeldern des Chores haben zwei ihre Malereien eingebüßt, im dritten sieht man Jesus, welcher der mit ihm auf einer Bank Angesicht zu Angesicht sitzenden Maria die Krone auf das Haupt setzt. Die an der Wand des Schiffes befindlichen Malereien sind nach einer dort angebrachten Inschrift übermalt worden, und zwar so, daß deren ursprünglicher Charakter verloren ging. Die Darstellungen auf dem Triumphbogen und im Chore sind dem Mißgeschick der Renovirung entgangen. Die Übertünchung hat auch diese sehr beschädigt, einzelne Theile sind in der Zeichnung von augenfälliger Mangelhaftigkeit, doch lassen Anordnung und Figuren immerhin erkennen, daß hier irgend ein kundigerer Meister des XIV. Jahrhunderts nach italienischen Vorbildern gearbeitet hat.

Hingegen erkennt man an den Wandbildern in der Pfarrkirche zu Leutschau den Einfluß der böhmischen Schule des XIV. Jahrhunderts. Ohne Zweifel war einst das ganze Innere dieser Kirche und nicht nur die Wände, sondern auch die Flächen der quadratischen Pfeiler mit Malereien bedeckt. Sie ist größtentheils untergegangen, allein trotzdem ist diese Kirche die reichste an Wandmalereien geblieben. Die Wand des nördlichen Seitenschiffes ist mit 34 Bildern in drei Reihen bedeckt. Neben der Sacristei sieht man in zwei Reihen übereinander je sieben Bilder, welche die Hauptsünden und die Werke der Barmherzigkeit darstellen, ferner in zwei Reihen zu je zehn Bildern zwanzig Scenen aus dem Martyrium der heiligen Dorothea. Diese Bilder haben trotz der in den Siebziger-Jahren vorgenommenen Restaurirung ihren Charakter bewahrt. Wahrscheinlich sind sie gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, wenn auch nicht gleichzeitig, doch innerhalb eines kurzen Zeitraumes entstanden. Die Hauptsünden sind jede durch eine männliche und weibliche Gestalt versinnbildlicht, die auf einem schreitenden Thiere sitzen, und zwar auf einem Löwen (Hoffart), Stier (Geiz), Schwein (Wollust), Fuchs (Unmäßigkeit), Hund (Neid), Bären (Zorn) und Esel (Trägheit). Aus dem Boden schlagen Flammen auf. In der Luft gaukeln auf Fledermausflügeln und necken sich paarweise Teufel mit ausgemergelten



Hauptaltar und Sacramentshaus im Dom zu Leutschau.

Leibern. Innerhalb des Rahmens dieser Gleichförmigkeit sind die sieben Darstellungen ungemein mannigfaltig und charakterisiren jede Sünde deutlich durch ihren eigensten Zug. Die Wirkung erhöht sich noch durch den Gegensatz zu der mit nicht geringerer charakteristischer Kraft dargestellten oberen Reihe. In den sieben Werken der Barmherzigkeit sieht man die Frömmigkeit und den Adel der menschlichen Seele. Fünf Bilder bestehen aus je drei Figuren. Christus empfängt die Wohlthat, die ein Mann erweist, hinter dem eine andächtige Frau steht. In der Scene der Bekleidung leistet ein Jüngling Beistand und ein Kind wäscht die Füße Christi. In der siebenten Scene wird Maria durch zwei Männer bestattet, hinter ihnen stehen zwei Frauen. Hier befindet sich im Hintergrunde eine zweithürmige Kirche, in den übrigen Scenen ein Wohnhaus, zumeist eine ummauerte Burg. Selbst angenommen, daß diese beiden Bilderfolgen das Werk zweier Meister sind, ist deren Erfindungsgabe noch immer überraschend. Von anderweitigen Mängeln abgesehen, besteht der künstlerische Hauptwerth dieses Werkes darin, daß die Malerei in ihrem damals primitiven Zustande doch im Stande war, jeden dieser beiden ihrer Natur nach verschiedenen Stoffe in der seinem Wesen entsprechenden Auffassung charakteristisch darzustellen. Dies fällt besonders auf, wenn man die beiden Serien gegeneinander stellt. Die symbolischen Gestalten der Sünden sitzen nicht sicher auf den Thieren, sondern hängen mehr in der Luft über ihnen; die mit geringer Kundigkeit gezeichneten Figuren der Werke der Barmherzigkeit sind in ihrer Haltung unsicher und befangen. Doch man vergißt all dies angesichts der Mannigfaltigkeit, mit der die Häßlichkeit der Sünden doch immer treffsicher charakterisirt ist, während anderseits die zarten, gewinnenden Züge der guten Seelen lebendig und packend dargestellt erscheinen. Die zwanzig Bilder zum Märtyrerthum der heiligen Dorothea sind in ihrer dramatischen Wirkung matt und haben mehr den erzählenden Charakter. Die Figuren tragen die deutsche Tracht des XIV. Jahrhunderts, sind übermäßig schlank, nur in der Taille biegsam, sonst aber von starrer und affectirter Bewegung, ihr Handeln ist nur schwächlich ausgedrückt. Hellgrün und ein dunkleres Roth sind die an ihnen vorherrschenden Farben. Außer den erwähnten Bildern sind noch an den Chorwänden Propheten, Apostel und Scenen aus dem Leben Christi, ferner in der nördlichen Vorhalle Maria mit Jesus, der heilige Antonius, das Crucifix und der im Sarge stehende Christus als Reste von Malereien zum Vorschein gekommen. Diese gehören zum Theil dem XV. Jahrhundert, das letzte dem Jahre 1515 an.

In dem Zipser Dorfe Jekelsdorf (Jekelfalva) hat die Sacristei der Kirche Bruchstücke eines dem Kalk entrissenen Wandgemäldes, und zwar einige Figuren von starrer Haltung, die der Verurtheilung und Enthauptung einer gekrönten Frauengestalt beiwohnen. In Kaschau war auch das Innere der St. Michaelskapelle einst mit Wandbildern geschmückt.

Nur eines derselben hat Spuren hinterlassen, und zwar an der Wand unterhalb eines Fensters des Chorabschlusses. Auch dieses Bild behandelte die Psychostasie, die Wägung der Seelen durch den Erzengel Michael. Die mit der Kirche zu Mármaros-Sziget zu Grunde gegangenen Wandbilder sind nur bruchstückweise und auch in mangelhaften Copien bekannt. Im Ugocsaer Comitate hat die eingestürzte Kirche zu Fekete-Ardó noch einige stark beschädigte Wandbilder aufzuweisen. Unter diesen ist eines besonders interessant, welches Mettercia, die mittelalterliche heilige Familie, die heilige Anna mit ihren drei Töchtern namens Maria und deren Kindern darstellt.

Im Gömörer Comitat sind neuerdings in den Kirchen mehrerer kleinerer Ortschaften, wie Geczelfalva, Rima-Brezó, Kiette, Ochtina, Hisnyó, Kraßkó und Rima-Bánya, Wandbilder aufgedeckt worden. In der Kirche zu Geczelfalva ist der Triumphbogen sowie die Wände und Bogenfelder des einjochigen Langchors und seines dreiseitigen Abschlusses mit Bildern bedeckt. Ihr Gegenstand ist das Leben Christi, von dem am Triumphbogen sichtbaren englischen Gruß angefangen. Die Gewölbekappen sind mit den symbolischen Gestalten der Evangelisten und mit Figuren von Propheten und Kirchenvätern ausgefüllt. Die letzteren, besonders aber die größere Zahl der Figuren in einigen Scenen und ihre selbst im Sitzen unruhige Haltung weisen darauf hin, daß diese Bilder am Ende des Mittelalters durch einen nach größerer Natürlichkeit und lebendigerem Ausdruck strebenden, jedoch im Zeichnen wenig geübten Maler angefertigt wurden. Alle zusammen sind sie interessant, weil sie erkennen lassen, wie allgemein gebräuchlich die Ausschmückung der Kirchen mit Wandbildern und wie weit verbreitet die Übung der Wandmalerei war.

In Neusohl haben sich in der über dem Portal der Kirche befindlichen kleinen Kapelle Bruchstücke von Wandmalereien (St. Christoph, St. Sebastian) erhalten, die zu den werthvolleren Denkmälern der gothischen Zeit gehören. Bei der Wiederherstellung der Kirche zu Garam-Szent-Benedek sind an der Langwand des nördlichen Seitenschiffes zwei Wandgemälde zum Vorschein gekommen. Das eine stellt den Durchgang der Juden durch das Rothe Meer, das andere die Legende des heiligen Drachentödters Georg vor. In jenem ist das Meer roth, in diesem sitzen St. Georg und seine Gefährten mittelalterlich gepanzert zu Pferde und im Hintergrunde sieht man eine Stadt, an deren Mauer sich ein Thurm mit offenem Erker und Helm ganz in der Weise der Thürme an den erwähnten Holzkirchen erhebt. Zu erwähnen sind ferner im Chore der Kirche zu Turócz-Szent-Márton die Figuren der Apostel und des Ritters Donch als Donators nebst seiner Gattin, in Resten, die bei Gelegenheit einer Feuersbrunst unter der abgesprungenen Kalkschichte zu Tage traten, ferner die Kolossalfigur des heiligen Christoph an der Außenwand der Dorfkirche zu Szucsány im Turóczer Comitat, zu Fel-Debrö im Heveser Comitat Reste eines Gemäldes, in dem das Opfer Kains und Abels dargestellt war, endlich an der Außenseite

der Bartfelder Kirche die Figuren des heiligen Christoph und dreier Heiligen aus dem Hause Árpáds, durch die Meister Johann Emerici und Johann Kraus im Jahre 1521 gemalt. Von den Glasgemälden, an denen es den Fenstern der Kirche einst sicherlich nicht gefehlt hat, ist keine Scherbe übrig geblieben.

Das eigenthümlichste Einrichtungsstück der deutschen gothischen Kirchen, der Flügelaltar, hat außerhalb Deutschlands in Oberungarn seine bevorzugte Heimat gefunden. In anderen Theilen des Landes finden sich seine Spuren nur ganz vereinzelt, sei es, weil er dort weniger verbreitet war, sei es, weil Krieg und Reformation ihm verderblicher geworden. Im Oberland dagegen hat er sich allen Verwüstungen zum Trotz in großer Zahl erhalten, beschränkt sich jedoch auch hier fast nur auf die Comitate Zips, Sáros, Sohl, Turócz und Liptau. In diesen finden sich kleinere Kirchen, die noch jetzt drei oder vier Flügelaltäre aufzuweisen haben. Ihre Zahl beträgt insgesammt etwa achtzig. Rechnen wir dazu die untergegangenen, die uns nur aus Berichten bekannt sind, und diejenigen, deren Bruchstücke sich in den Rumpelkammern der Kirchen vorfinden, so ist es klar, daß in der zweiten Hälfte des XV. und in den zwei ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts, also innerhalb 70 Jahre, etwa 500 bis 600 größere und kleinere Flügelaltäre angefertigt wurden. Es wird also gar nicht übertrieben erscheinen, anzunehmen, daß vielleicht selbst Deutschland kein Gebiet von gleicher Ausdehnung besitzt, das in dieser Hinsicht den erwähnten fünf Comitaten überlegen wäre. Diese Thatsache ist schon aus dem Grunde sehr wichtig, weil sie, von allem anderen abgesehen, an sich den entscheidenden Beweis liefert, daß in diesem Theile des Landes zu jener Zeit der Einfluß der deutschen Kunst unbestritten geherrscht hat.

Der Flügelaltar ist zwar nach Construction und Form ein in sich abgeschlossenes architektonisches Werk, doch sind dabei die Statuen, Reliefs und Gemälde so wesentliche Bestandtheile, daß seine Bedeutung mehr ins Gebiet der Plastik und Malerei fällt. Seine aus Holz construirten, mit goldstrahlenden Streben, Bogen, Fialen, Consolen und Baldachinnischen ausgeschmückten Theile, wie: Sockel, Schrein, Flügel und Giebelung, dienen nur als Rahmen für die gleichfalls holzgeschnitzten Statuen und Reliefs, wie für die auf Holztafeln gemalten Bilder. Daher ist die große Zahl der Flügelaltäre auch ein Beweis dafür, welchen Aufschwung um diese Zeit Plastik und Malerei im Oberlande unter der Einwirkung der deutschen Kunst genommen hatten.

An Kunstwerth kommen sie freilich den Werken jener deutschen Meister nicht gleich, die in der Geschichte der deutschen Plastik und Malerei eine hervorragende Stellung gewonnen haben. Hie und da lassen sich Spuren einer selbständigen künstlerischen Begabung erkennen; das eine oder andere Stück zieht durch tüchtige Technik die Aufmerksamkeit an. Die besseren halten den Vergleich mit sogenannten Werkstattarbeiten Deutschlands aus; die meisten Arbeiten aber bleiben selbst hinter diesen zurück. Insgesammt verrathen sie

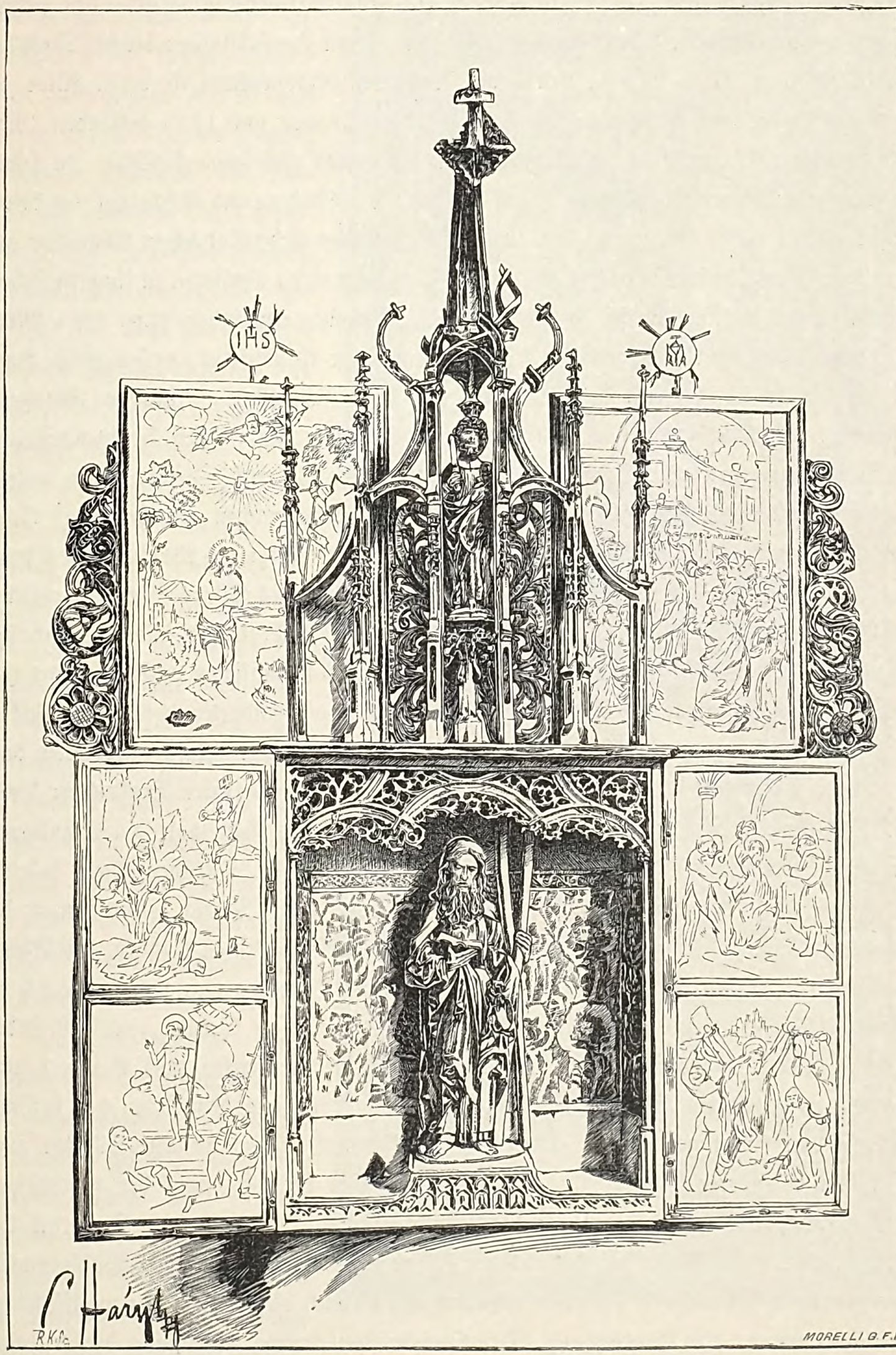


Sockel des sogenannten König Mathias-Altars in der Kirche zu Leutschau.

ausschließlich den directen und unbedingten Einfluß der deutschen Kunst. Bei dieser Sachlage scheint auf den ersten Blick die Annahme einige Begründung zu haben, daß diese Altäre das Werk deutscher Meister sind, und theils hierzulande verfertigt, theils aus dem Auslande eingeführt wurden. Als Urheber der besseren Arbeiten wurden insbesondere Veit Stoß, der längere Zeit in dem unfernen Krakau thätig gewesen, und Michael Wohlgemuth angesehen. Allein einerseits gibt es keinerlei Daten, welche einen Aufenthalt Veit Stoß' in Ungarn bezeugen würden, anderseits wurden die hervorragenderen Altäre, deren Entstehungszeit bekannt ist, in der Zeit vor oder nach dem Krakauer Aufenthalte des deutschen Meisters angefertigt. Die in Deutschland erhalten gebliebenen Gemälde Wohlgemuths können sich mit denen, die ihm in Ungarn zugeschrieben werden, nicht messen. Obgleich diese Altäre mit ihren Schnitzwerken und Gemälden insgesammt so sehr deutschen Charakters sind, daß man sie füglich als deutsche Arbeit ansprechen darf, so werden doch diese, für deutschen Ursprung zeugenden inneren Gründe durch äußere widerlegt. Zu diesen gehört zunächst die große Zahl der Altäre. Hatten die Werkstätten in Deutschland auch noch so großen Überfluß an Schnitzern und Malern, so konnten sie doch nicht genug Kräfte an Ungarn abtreten, um diese Menge von Altären im Zeitraum von etwa siebzig Jahren herzustellen. Die Bau- und Steinmetzmeister, deren man für die um diese Zeit entstehenden Kirchen bedurfte, konnten nicht sämmtlich dem Auslande entlehnt sein; der Aufschwung des Baugewerbes mußte für alle Kunstzweige, die in Beziehung zur gothischen Kirche standen, auch einheimische Meister ausgebildet haben. Schon im XIV. Jahrhundert fanden sich Meister, wie Martin und Georg, Söhne des Malers Nikolaus von Klausenburg, deren Ruf sich auch im Ausland verbreitete. Sie sind die Verfertiger der Reiterstatue St. Georgs in Prag, dieser unvergleichlichen Schöpfung des damaligen Bronzegusses. (Siehe das Bild im II. Theile von „Böhmen".) In den Aufzeichnungen aus dem XV. und XVI. Jahrhundert kommen auch die Namen zahlreicher Maler und Bildhauer vor. Von einigen derselben sind sogar noch Arbeiten vorhanden. Stephan Krom, Bildhauer zu Kaschau, arbeitete um 1464

die Sacramentshäuschen der Kirchen zu Kaschau und Bartfeld; in Deutschendorf (Poprád) sind zwei noch erhaltene Altarflügel laut Inschrift („Nicolaus de Leuczia a. D. 1484 pinxit") durch Nikolaus von Leutschau im Jahre 1484 gemalt. In der Leutschauer Kirche besagt die Inschrift eines Grabmals, daß der dortige Hochaltar durch den Bildhauer Paul verfertigt worden sei („Margarethae quondam Dni Pauli sculptoris filiae qui supremum Altare Eccleziae hujus sculpsit"). Von einigen werden Werke erwähnt, die nicht mehr vorhanden sind. Meister Thomas von Klausenburg („Magister Thomas pictor de Kolosvár") verfertigte im Jahre 1487 den Altar der Klosterkirche zu Garam-Szent-Benedek. Die Kaschauer Meister Nikolaus und Jacob arbeiteten 1466 an dem Hochaltar der Bartfelder Kirche. In dem Rechnungsbuche des Leutschauer Corpus Christi-Vereins vom XV. und XVI. Jahrhundert kommen die Namen folgender Maler vor: Paul in den Jahren 1437 bis 1450, Johann 1469 bis 1482, Kaspar 1489 bis 1493, Johann 1511 bis 1517, Theophilus 1512 bis 1523, Paul im Jahre 1534, Lorenz im Jahre 1539. Unter diesen dürften sich auch die Urheber der Wandbilder in der dortigen Kirche befinden. In Altsohl wird 1492 der Maler Johann Walach, in Neusohl 1503 der Maler Johann erwähnt. Auch wissen wir von ungarischen Malern, die sich im Auslande bildeten. Die Aufzeichnungen der Breslauer Malergilde erwähnen, daß in der dortigen Werkstätte Jakob Beynhards im Jahre 1484 ein Maler „Nikolaus der Unger", 1488 ein Walter Unger, bei dem Meister Leonhard Hevler aber im Jahre 1505 ein ungarischer Maler namens Stephan Ausbildung fand. Selbst die geringe Zahl der angeführten Namen genügt als Beweis, daß in den größeren Städten des Oberlandes, in Leutschau, Bartfeld, Kaschau, Neusohl Schnitzer- und Malerwerkstätten bestanden, in denen die Altäre, nach hieher gelangten deutschen Vorlagen (Zeichnungen und Stichen) durch einheimische, aber in Deutschland ausgebildete Werkleute angefertigt wurden. So setzte sich eine Kunst von deutschem Ursprung auch auf ihrem neuen ungarischen Pflanzboden in deutschem Geiste fort.

Die neun Altäre der Leutschauer Kirche sind in ziemlich gutem Zustand erhalten und stehen noch sämmtlich an ihrer ursprünglichen Stelle. In dieser Reihe sind die von größerem Kunstwerth zu finden. Der Hochaltar ist eine ansehnliche Construction von 18½ Meter Höhe. In der tiefen Nische des Sockels stellen um einen Tisch sitzende Statuen das Abendmahl dar; im Schrein stehen die 2½ Meter hohen Statuen Marias und der Evangelisten Jacobus major und Johannes. An den Vorderseiten der Flügel sieht man vier Reliefs: die Aussendung der Apostel, die Enthauptung des Evangelisten Jacobus, den Evangelisten Johannes auf der Insel Patmos und dessen Marter in siedendem Öl; die Rückseiten stellen das Leiden Christi in acht Bildern dar. Diese sind mit Benützung von Lukas Cranachs 1509 erschienener Holzschnittfolge der

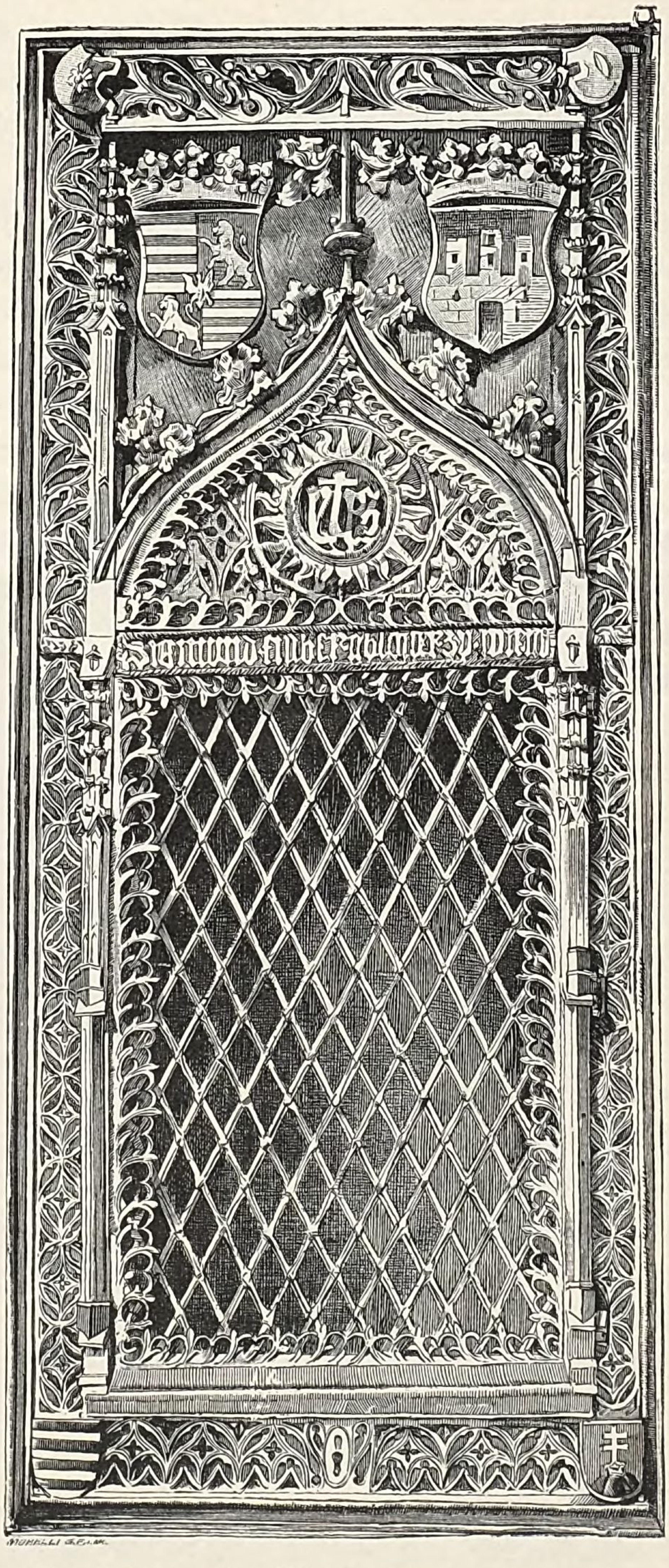


Flügelaltar in der Kirche zu Liptó-Szent-András.

Passionsgeschichte gemalt. Der außerordentlich reich gestaltete Giebelaufbau über dem Schrein steigt bis zum Schlußstein des Chores empor und ist mit Apostelstatuen belebt. Nach dem hier befindlichen, durch Martin Urbanovitz errichteten Grabdenkmal ist dieser Altar das Werk des Leutschauer Bildhauers Paul, der es 1508 begann und 1515 vollendete. Nach dem Hochaltar ist der Altar zu Maria-Schnee der größte und schmuckreichste. In seinem Schrein steht die fast lebensgroße Figur Marias; die Vorder- und Rückseiten der beiden Flügel weisen zwölf Bilder aus dem Leben Marias von niederländischem Charakter auf, deren Kunstwerth diesem Denkmal den ersten Platz unter allen ähnlichen in Ungarn sichert. Der Altar zur Passion Christi ist von der Größe des eben erwähnten, etwa 12½ Meter hoch, jedoch etwas einfacher gehalten. Seine Hauptfigur ist Christus, dessen rechte Hand auf die Wunde seiner Brust deutet; rechts von ihm steht Maria, links der Evangelist Johannes. Die Vorderseiten der Flügel haben vier Felder mit je zwei Heiligengestalten, die Rückseiten weisen vier Scenen aus dem Leben Marias auf. Diesem Altar verleiht der verschwenderische Reichthum des Sockels an durchbrochen gearbeitetem Laubschmuck hervorragenden Kunstwerth. Das Laubwerk umschlingt die Wappen des Königs Matthias und seiner Gemalin Beatrix. Die Entstehungszeit des Altars fällt also zwischen das Vermählungsjahr (1476) und das Todesjahr (1490) Matthias'. Dieses geschnitzte und vergoldete Laubwerk, dem man bereits den Einfluß der Renaissance ansieht, gehört nach Formen, Composition und gediegener Durchführung zu den schönsten derartigen Werken.

Von den Flügelaltären der Kathedrale zu Kaschau sind vier erhalten geblieben, doch keiner in unversehrtem Zustande. Der Hochaltar gehört zu den größten Denkmälern dieser Art. Auf der Vorderseite seines reich verschnörkelten Sokels sieht man ein Schnitzwerk von mehreren Figuren, das die Auferstehung Christi darstellt. Darüber erhebt sich ein mächtiger Schrein mit überlebensgroßen Statuen: in der Mitte Maria, rechts von ihr die neutestamentliche heilige Elisabeth und links die heilige Elisabeth von Ungarn. Die Flügel des Schreines weisen in schön geschnitzten Rahmen 48 Gemälde auf, von denen 24 die Passion, 12 Scenen aus dem Leben Marias und ebensoviele Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn darstellen. Die Bilder der ersten zwei Serien deuten auf einen ungewandten Handwerker. Dagegen ist die Serie aus dem Leben der heiligen Elisabeth von einem geschickteren Maler nach besseren Vorlagen gemalt. Obwohl auch diesen kein besonderer Kunstwerth zukommt, übertreffen sie doch, dank der sorgfältigen Durchführung, der lebendigeren, dramatischeren Composition und dem Ausdruck der Figuren weitaus die Malereien, die aus der Nürnberger Werkstatt Michael Wohlgemuths hervorgegangen sind. Somit fehlt der Annahme, als ob auch diese Bilder Erzeugnisse seiner Werkstätte wären, alle Begründung. Der Giebelaufbau wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts abgenommen und verschleppt; nach der Construction des Altars muß er bedeutend

gewesen sein. Die Kirche zu Bartfeld besitzt einen erstaunlichen Reichthum an Flügelaltären. Ein Seitenaltar ist ganz zu Grunde gegangen; von dem im Jahre 1466 errichteten Hochaltar, der zu den größten gehörte, sind drei Statuen erhalten geblieben, die über zwei Meter hohe des heiligen Ägidius und die $1^1/_4$ Meter hohen der Heiligen Johannes und Zacharias. Zwölf größere und kleinere Flügelaltäre stehen mehr oder weniger gut erhalten noch jetzt aufrecht und sind der Kirche ein in seiner Art unvergleichlicher Schmuck. Besondere künstlerische Bedeutung kommt indeß keinem zu. Die hervorragendsten sind die Altäre zur Geburt Christi und zum heiligen Kreuz. Erwähnenswerth ist auch der Marienaltar, an dem das Jahr seiner Errichtung (1505) dreimal vorkommt. In der Kirche zu Neusohl hat die St. Barbara-Kapelle einen Flügelaltar, der gleichfalls zu den besten derartigen Denkmälern in Ungarn gehört. In seinem Schrein stehen die Statuen Marias und der beiden Schutzheiligen der Kapelle, Barbara und Hieronymus; die Flügel haben je zwei Felder mit Reliefs, welche die heilige Ursula und

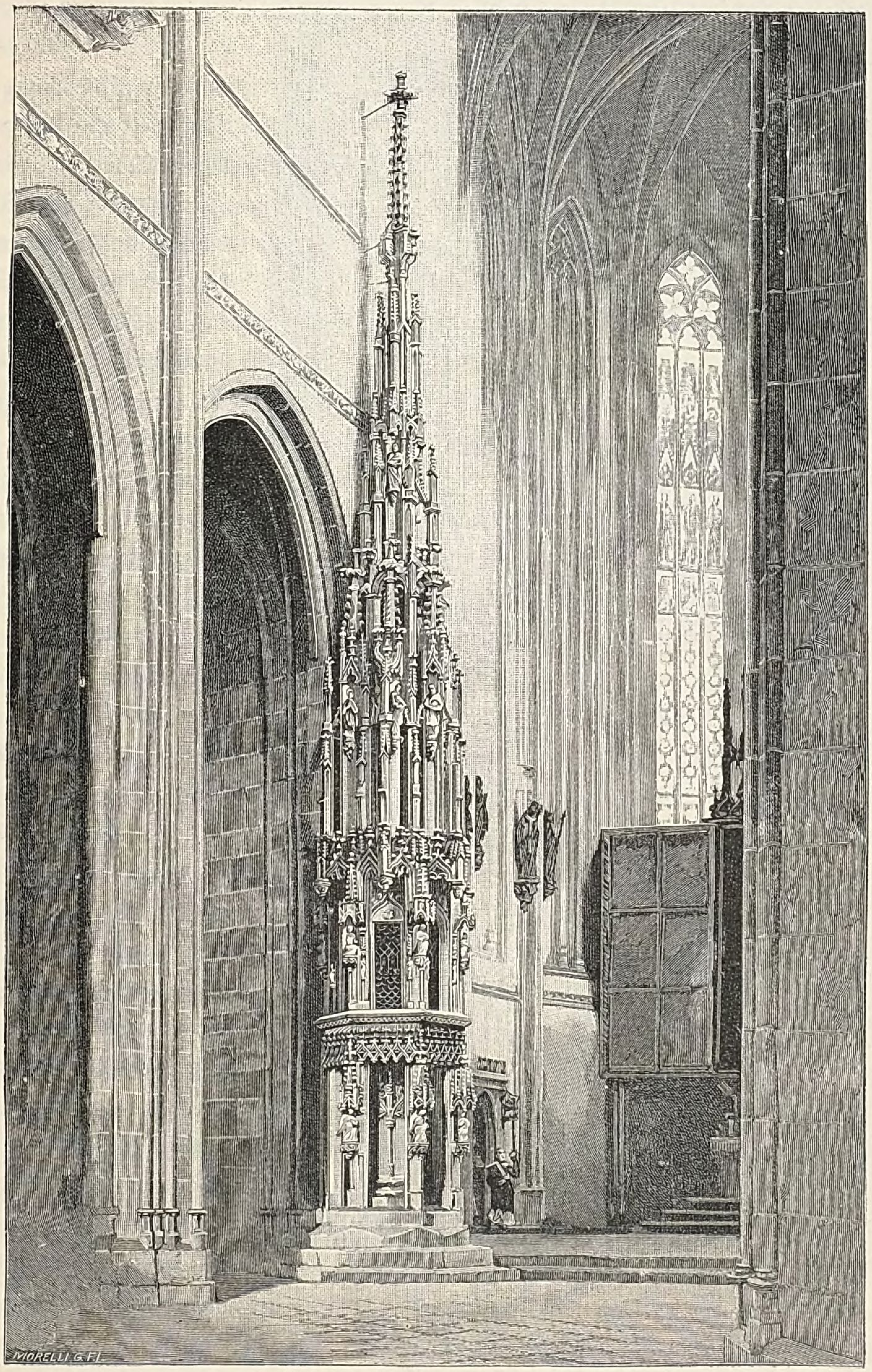


Eiserne Gitterthür von dem einstigen Sacramentshause der Preßburger St. Martinskirche.

ihre Gefährtinnen von den Hunnen überfallen, das Martyrium der Zehntausend, die Kreuzigung Petri und eine nicht bestimmte Legendenscene darstellen. Der reiche, schlank emporschießende Giebelbau ist mit den Figuren des Gekreuzigten zwischen den beiden Schächern und mehrerer Heiligen belebt. Von den beiden Flügelaltären der Kirche zu Liptó-Szent-András ist der St. Andreasaltar trotz seiner Kleinheit und Schmucklosigkeit interessant, weil die im Schreine stehende Figur, wenn auch in den Verhältnissen unrichtig, doch die andächtige Versunkenheit des lesenden Heiligen charakteristisch ausdrückt. Zu erwähnen sind schließlich drei Flügelaltäre in der Kirche zu Georgenberg (Szepes-Szombat), je vier in den Kirchen zu Klein-Zeben (Kis-Szeben) und Német-Lipcse, je drei in denen zu Szepes, Nagy-Ör, Szmrecsány, Jakabfalva, Szäßfalu und Lúcska.

Ein anderes eigenthümliches Einrichtungsstück der gothischen Kirche ist das Sacramentshaus. In älterer Zeit, ja in kleineren Kirchen auch später, diente eine in die Chorwand gehöhlte und mehr oder weniger reich umrahmte Nische als Sacramentshäuschen. Später nahm es die Gestalt eines im Kirchenraume frei aufgestellten, selbständigen architektonischen Gebildes an, das als schlanker Bau bis zum Gewölbe der Kirche emporschoß und im ganzen Formenreichthum der entwickelten gothischen Kunst prangte. Derartige Denkmäler des Oberlandes halten dem Besten die Wage, was das Ausland aufzuweisen hat.

In der St. Martin geweihten Krönungskirche zu Preßburg stand einst, nicht ganz frei, sondern an die Nordwand des Chores gelehnt, ein etwa 15 Meter hohes Sacramentshaus, das im vorigen Jahrhundert abgetragen wurde. Dieses imposante, thurmartige Gebilde hat nur geringe Spuren an einer Wand zurückgelassen. Seiner Größe, aber auch seinen Formen nach muß es ein bedeutender Schmuck der Kirche gewesen sein; Zeugniß dessen seine eiserne Gitterthür, die dem Verderben entgangen ist. Nach der daran befindlichen Inschrift hat „Sigmund Fischer schlosser zu Wien", vermuthlich in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, dieses zwar spätgothische, aber durch guten Geschmack und treffliche Ausführung hervorragende Werk gearbeitet. Aufzeichnungen aus dem XVII. Jahrhundert loben das Sacramentshaus zu Neusohl, das später zu Grunde gegangen ist. In gutem Zustande erhaltene, freistehende Sacramentshäuser sind unter anderem die der Kirchen von Leutschau, Bartfeld, Klein-Zeben, Ó-Bánya und Rosenau. Das Rosenauer ist laut daran befindlicher Inschrift ein Werk des Peter Coloa, 1503 („Anno Domini 1503 hoc opus factum est per Petrum Coloa"). Seine Formen verrathen den spätern Ursprung. An Größe, künstlerischer Vollendung und guter Erhaltung übertrifft das Sacramentshaus der Kaschauer Kathedrale alle anderen. Es entwickelt sich aus sechseckiger Basis und erreicht, von Stufe zu Stufe verjüngt, eine Höhe von 16 Meter. Es ist angeblich ein Werk des Kaschauer Meisters Stephan Krom. Obwohl um die Mitte des XV. Jahrhunderts entstanden, hat es sich die richtigen Verhältnisse und präcisen Formen aus der

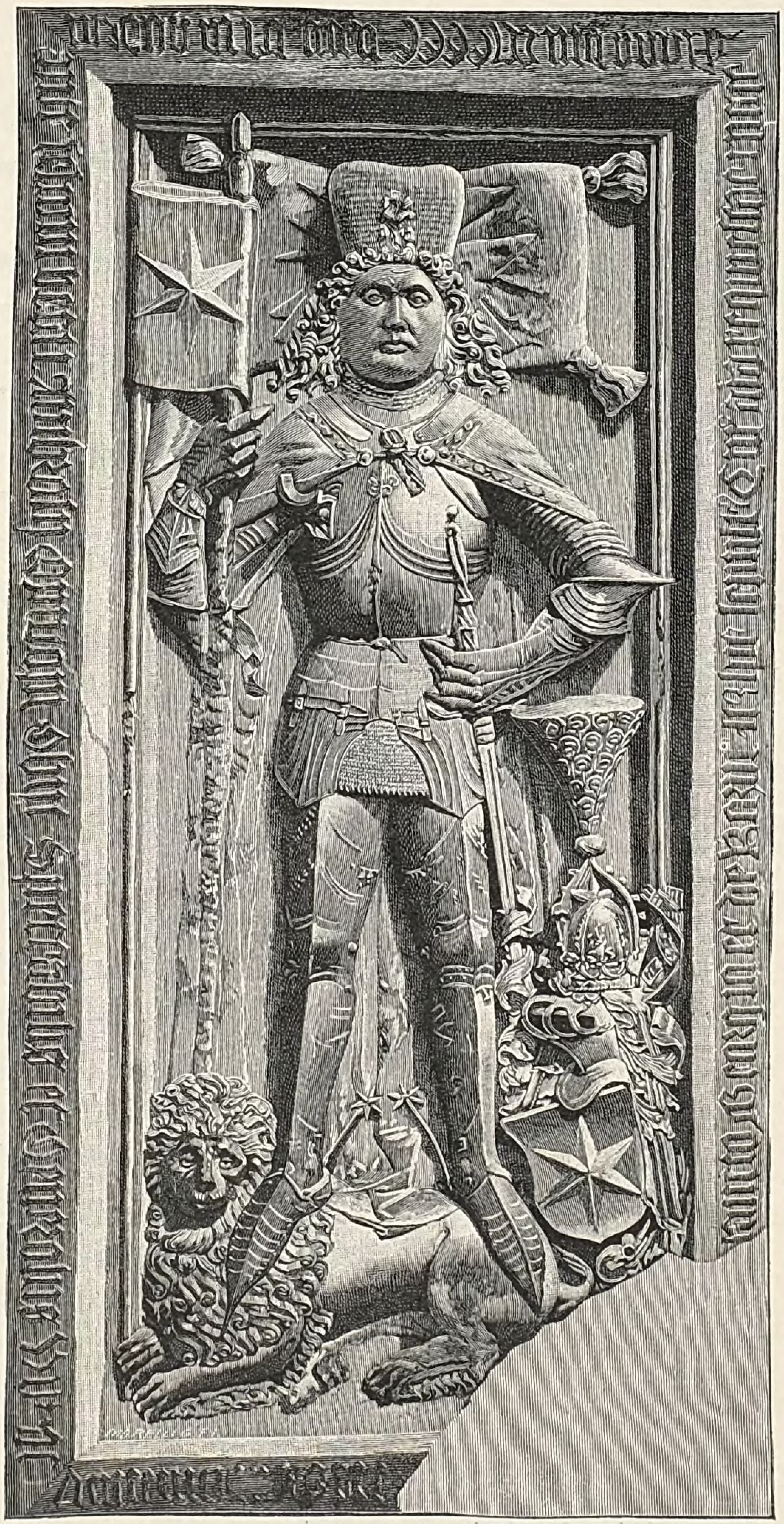


Sacramentshaus in der Kathedrale zu Kaschau.

besseren Zeit der Gothik bewahrt. Die unter den zierlichen Baldachinen stehenden Statuen sind, mit drei Ausnahmen, neueren Ursprungs.

Und noch zweier Gebilde der gothischen Bildhauerei ist hier Erwähnung zu thun. Die in Deutschland so häufige, den Ölberg darstellende Figurengruppe kommt im Oberland nur einmal vor, und dieses einzige Exemplar besitzt Neusohl. Die aus Stein gehauenen und farbig bemalten, im Vordergrunde lebensgroßen Statuen und die Reliefs des Hintergrundes nehmen den Raum einer gothisch eingewölbten Nische an der Südwand der Kirche ein. Im Vordergrunde kniet Christus, den Blick dem auf dem Felsgipfel erscheinenden Engel zugewendet und mit gefalteten Händen betend. Vor ihm liegt Petrus, rechts und links von diesem schlummern Jacobus und Johannes. Im Hintergrunde drängen sich durch die Gartenpforte, von Judas geführt, die Häscher ein; einige von ihnen kriechen über den Zaun. An die Rückwand der Nische ist eine mittelalterliche Stadt mit Basteien und Wällen gemalt; vielleicht Neusohl selbst. Die künstlerische Auffassung vom Ende des XV. Jahrhunderts ist durch das Streben nach Naturwahrheit, höchst unruhige Bewegungen, rohe Formen und Lebendigkeit des Ausdrucks gekennzeichnet. Das Werk kann sich getrost neben den besten Ölbergen Deutschlands sehen lassen. Der unbekannte Meister kann, wie jeder Zug verräth, nur ein Deutscher gewesen sein. Die Wappen, mit denen die Schlußsteine des Gewölbes geschmückt sind, lassen einen angesehenen Bürger der Stadt, Michael Königsberger, als Besteller des Werkes erkennen. Zu den Einrichtungsstücken der Kirche von Garam-Szent-Benedek gehörte eines der ältesten Werke der Holzschnitzkunst in Ungarn und zugleich hier das einzige seiner Art: das heilige Grab oder der Sarg Christi. Das Werk wurde vor Kurzem wieder hergestellt und in die Graner Kathedrale geschafft, wo es fortan verwahrt wird. Das auf kleine Räder gestellte und ganz vergoldete Gebilde besteht aus einer etwa 2 Meter langen, 1·35 Meter breiten und 1·58 Meter hohen Truhe, über der sich ein kleines, 1·75 Meter hohes Gebäude mit Kuppeldach erhebt. Die Seitenflächen der Truhe sind mit farbigen Reliefdarstellungen geschmückt. An den Langseiten sieht man in besonderen Feldern die Wächter des Grabes Christi zu dreien, wie sie staunend aus dem Schlummer erwachen; an der einen Schmalseite befreit Christus die Seelen aus dem Fegefeuer, an der anderen versammeln sich die heiligen Frauen bei dem Grabe Christi. An den Seitenflächen des Gebäudes befinden sich durch Zwischenwände getrennte Öffnungen, durch welche man den innen ruhenden Leichnam Christi sieht; vor den Zwischenwänden aber stehen auf zehn niedrigen Säulchen unter zierlichen Baldachinen die farbigen Einzelstatuen der Apostel; von zwei Säulen sind die Apostel verloren gegangen. Das Kuppeldach ist mit einer über dem Kranzgesimse umlaufenden, aus Blumen gebildeten Brüstung, Fialen, Baldachinen, Giebeln und hübsch geschnitzten Mustern belebt. An dem Antlitz Christi hat der Plastiker die Verzerrung der

todten Züge mit fast abstoßender Genauigkeit dargestellt. Unter den Aposteln unterscheidet sich Jacobus der Ältere durch den Wanderstab und den Hut auf dem Kopfe, während die anderen keine Kennzeichen tragen; jeder aber hält ein Schriftband in Händen. Obgleich auch an diesen Figuren das Streben nach Naturtreue zu Tage tritt, sind doch ihre Formen nicht so überaus roh, wie an den Figuren des Ölberges zu Neusohl. Demnach läßt das heilige Grab von Garam-Szent-Benedek die frühere, der Ölberg zu Neusohl die spätere Plastik des gothischen Stils erkennen. In die Zeit zwischen beide fallen die meisten Flügelaltäre.


Grabdenkmal des Grafen Georg von St. Georgen und Bösing in der Pfarrkirche zu St. Georgen (Preßburger Comitat).

Die Taufbrunnen sind größtentheils aus Stein gearbeitet, einfach, von gedrungener Kelchform. Aus diesem Grunde sind sie in verhältnißmäßig großer Zahl erhalten geblieben. In den Holzkirchen waren die kleineren Einrichtungsstücke, sogar der Opferkelch, aus Holz gearbeitet. Auch holzgeschnitzte Taufbrunnen finden sich, die zweifellos noch aus gothischer Zeit stammen;

ein solcher steht z. B. in der Holzkirche zu Hervartó im Sároser Comitat. Aus dem Hängen an den mittelalterlichen Überlieferungen ist es zu erklären, daß unter anderen die steinerne Kirche zu Altsohl zu Beginn des XVII. Jahrhunderts mit einem hölzernen Taufbrunnen versehen wurde. Unter den steinernen Taufbrunnen gibt es auch welche, deren gedrungene Form und ehrbare Einfachheit ein noch in romanische Zeit zurückreichendes Alter verräth. Solche haben z. B. die Kirchen von Petö-Szinye, Geczelfalva und besonders die von Garam-Szent-Benedek. Der letztere hat die Form einer kurzen romanischen Säule, mit roh geformter attischer Basis, glattem Schaft und kelchartigem, von einfachen Blättern eingefaßtem Capitäl, das als Becken dient. Er ist gewiß ein Überrest der durch König Géza I. hier erbauten ältesten Kirche. Die steinernen Taufbrunnen von Groß-Lomnitz und Klein-Zeben gehören zu den reicher geschmückten. Eine gewähltere Kelchform und mitunter reicheres Ornament haben die aus Bronze gegossenen Taufbrunnen. Der Bronzeguß stand in Ungarn schon im XIV. Jahrhundert auf einer so hohen Stufe der technischen Entwicklung, daß er auch mit dem westländischen zu wetteifern vermochte, was ja die von den Meistern Martin und Georg von Klausenburg gegossene Prager Reiterstatue des St. Georg beweist. Die derartigen größeren Werke der ungarischen Meister sind zu Grunde gegangen, doch sind einige Taufbrunnen vorhanden, die als Denkmäler der mittelalterlichen Blüte des ungarischen Bronzegusses doppelt werthvoll sind. Wir erwähnen nur die in den Kirchen von Csetnek (1454), Michelsdorf (Sztrázsa), Igló, Leutschau, Käsmark (1472), Wallendorf (Szepes-Olaßi), Bartfeld, Kaschau, Preßburg und Neusohl. Der Kaschauer gehört zu den schönsten und ältesten; er ist von stämmiger romanischer Kelchform und hat Ornamente von romanischem Charakter. Der Preßburger ist vom Jahre 1409 und von gedrungener Form, er hat blos einen breiten Fuß, auf dem die Schale ruht, an ihrer Außenwand mit dem Crucifix und den Reliefgestalten Marias und des heiligen Johannes geschmückt. Der Neusohler Taufbrunnen übertrifft alle, als künstlerisches Gebilde wie als Bronzeguß. Sein sechspaßförmiger Fuß ist mit Ungethümen in durchbrochener Reliefarbeit verziert, welche die besiegte Macht der Hölle symbolisiren; der aus dem Fuße aufsteigende Schaft ist in der Mitte durch einen Nodus mit der Aufschrift „1475 m. jodocus“ unterbrochen, über diesem bilden schön geformte Blätter einen Kelch und auf diesem ruht das Becken, dessen Bauch durch Spitzthürmchen und gothische Nischen gegliedert ist, in diesen Nischen endlich stehen Reliefsfiguren der Apostel, als Symbole des die Hölle besiegenden Christenthums. Der alte Deckel des Beckens ist jetzt durch einen neuen ersetzt.

Auch die Grabdenkmäler gehören zu den hervorragenden Werken der gothischen Plastik. Seit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts, als das Bestatten in Kirchen allgemeiner wurde, haben sie sich selbst in den kleineren Kirchen immer mehr angehäuft. Ihre große

Zahl und künstlerische Herstellung beweisen sowohl wie verbreitet, als auch wie entwickelt die plastische Kunstübung war. Im Kirchenraume als Sonderbauten freistehende Baldachin-Grabmäler kommen nicht vor und auch der gesondert stehende Steinsarkophag ist selten; das Gebräuchlichste ist es, eine rothe Stein- oder häufiger Marmorplatte in Wand oder Estrich der Kirche einzulassen und darauf das Wappen oder die geharnischte Figur des Verstorbenen im Relief darzustellen. Aus dem XIV. Jahrhundert sind nur Grabmäler mit Wappen erhalten, die indeß auch im folgenden Jahrhundert Mode blieben. Ein Beispiel dafür ist das 1485 in der Kirche zu Terebes errichtete Grabmal Johann Perényi's, das wegen seiner tadellosen Ausführung als Meisterstück der Steinmetzkunst bezeichnet werden muß. Im XV. Jahrhundert war es Sitte, die geharnischte Figur des Verstorbenen darzustellen und dies wurde so auch dem XVI. Jahrhundert überliefert. Im Allgemeinen lassen diese Figuren, in deren Antlitz der Künstler die individuellen Züge festzuhalten sucht, in ihrer starren Haltung noch die Auffassung des gothischen Stils durchklingen. Am Ende des XV. Jahrhunderts und noch mehr im XVI. wird das Relief stärker,

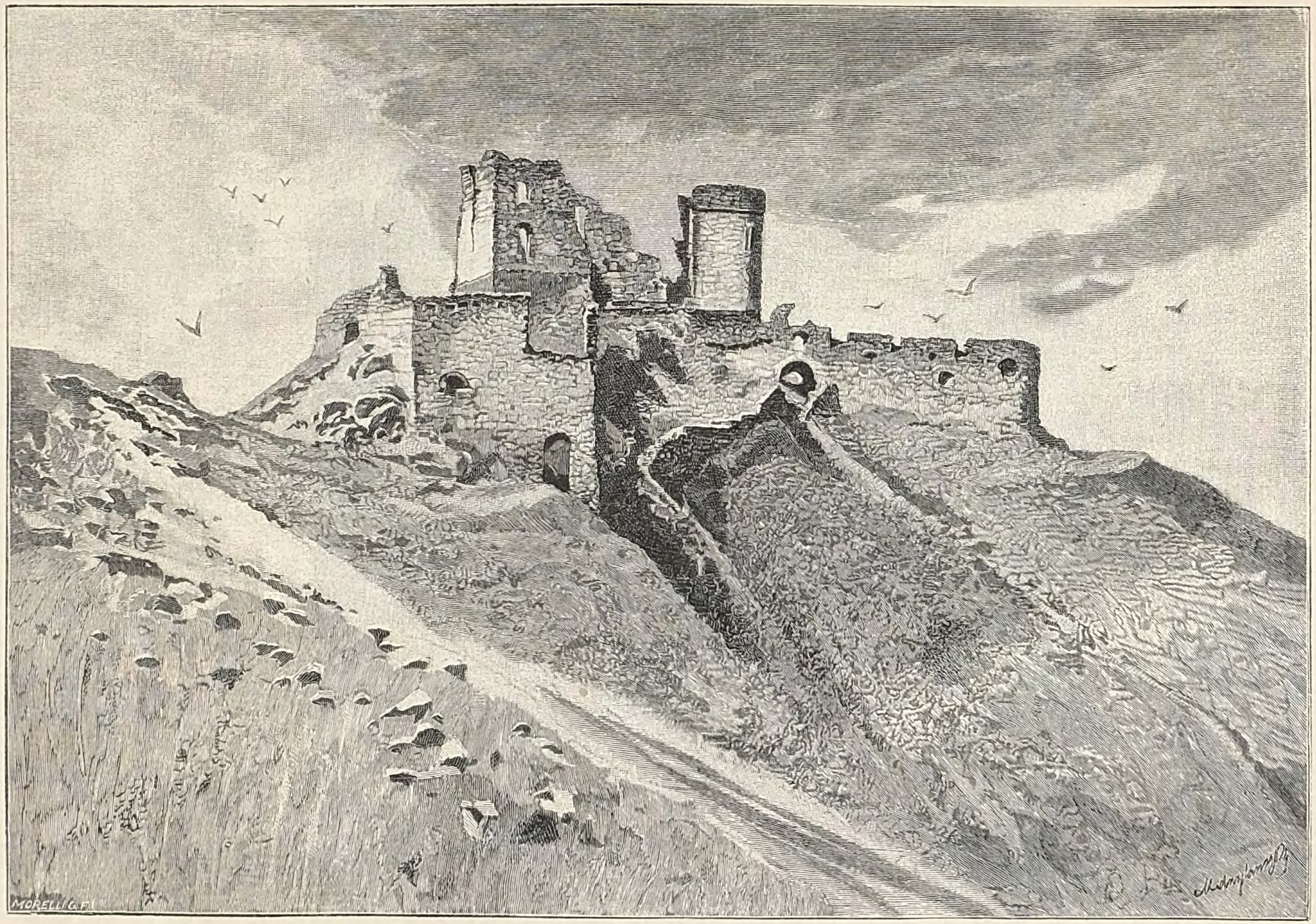


Grabdenkmal des Kirchenfürsten Georg Schomberg in der Krönungskirche zu Preßburg.

die Haltung lebensvoller und Ornamente kommen hie und da auf, lauter Beweise, daß auch die Sculptur im Oberland um diese Zeit schon einen Hauch der Renaissance verspürte. Eines der ältesten solchen Grabdenkmäler, das kostbarste von allen, ist das des im Jahre 1467 verstorbenen Grafen Georg von St. Georgen und Bösing in der Pfarrkirche zu St. Georgen im Preßburger Comitat (Pozsony-Szent-György). Es ist ein mächtiger Sarkophag aus rothem Marmor, mit dem Bildniß des Verstorbenen auf dem Deckel. Es hat ein würdiges Seitenstück an dem ebenda befindlichen Sarkophag des 1550 verstorbenen Kaspar Serédi. Ein hervorragendes Werk ist ferner das Grabmal des Erlauer Domherrn Ladislaus Sirokay (1487) in der Dorfkirche zu Siroka, Sároser Comitat. Die in die Wand eingelassene rothe Marmorplatte zeigt die untersetzte Gestalt des Verstorbenen im vollen bischöflichen Ornat; das Gesicht hat individuelle Züge; die ornamentalen Details, insbesondere der hinter dem Haupte ausgespannte Teppich mit seinem geblümten Muster, haben den Charakter der Frührenaissance. Unter den vielen seien ferner erwähnt: das Grabdenkmal des Thomas Tarczay (1493) in der Kirche zu Héthárs, das des Stephan Desöfi ebenda, das des Stephan Máriássy (1516), wo der Verstorbene, von der Sitte abweichend, auf keinem Löwen, sondern auf einem Baumstamme steht, in der Kirche zu Marksdorf (Márkusfalva) in der Zips, dann das gemeinsame Grabdenkmal Anton und Michael Pálóczys (1519) in Sárospatak, das Grabmal des Palatins Emerich Perényi zu Terebes (1519), auf dem auch vier Engel vorkommen: zwei halten den hinter dem Körper ausgespannten, im Renaissancestil gemusterten Teppich, zwei andere zu seinen Füßen je ein Wappenschild. Zu den späteren gehören die Grabmäler der Thurzó in der Kirche zu Leutschau, endlich das des Georg Hrabovßky aus dem Jahre 1585 zu Predmér im Trentschiner Comitat. Das Grabdenkmal Georg Schombergs, erzbischöflichen Vicars von Gran (gestorben 1486), das laut Inschrift im Jahre 1470 angefertigt wurde und sich in der Preßburger Krönungskirche befindet, weicht von den übrigen ab; das Bild des Verstorbenen ist nämlich als lebensgroße Statue aus rothem Marmor in eine Nische gestellt.

Mittelalterliche Burgen und Städte.

Im Oberlande reichen die Spuren des künstlichen Schutzes bei den menschlichen Wohnstätten in die ältesten Zeiten zurück. Unsere Darstellung der vorgeschichtlichen Denkmäler hat die Spuren zahlreicher urzeitlicher Befestigungen aufgezählt. Außer diesen dürfen wir noch den Hügel bei Gamisdorf (Gánócz) in der Zips und den Hradek-Hügel an der Sillein-(Zsolna) Rajeczer Straße im Trentschiner Comitat, sowie die Ortschaft Hradek oberhalb Freistadtl (Galgócz) im Neutraer Comitat erwähnen. Im Preßburger Comitat sieht man unterhalb der Burg Guttenstein (Jókö), unweit der Ortschaft Hradist,



Burg Csejte.

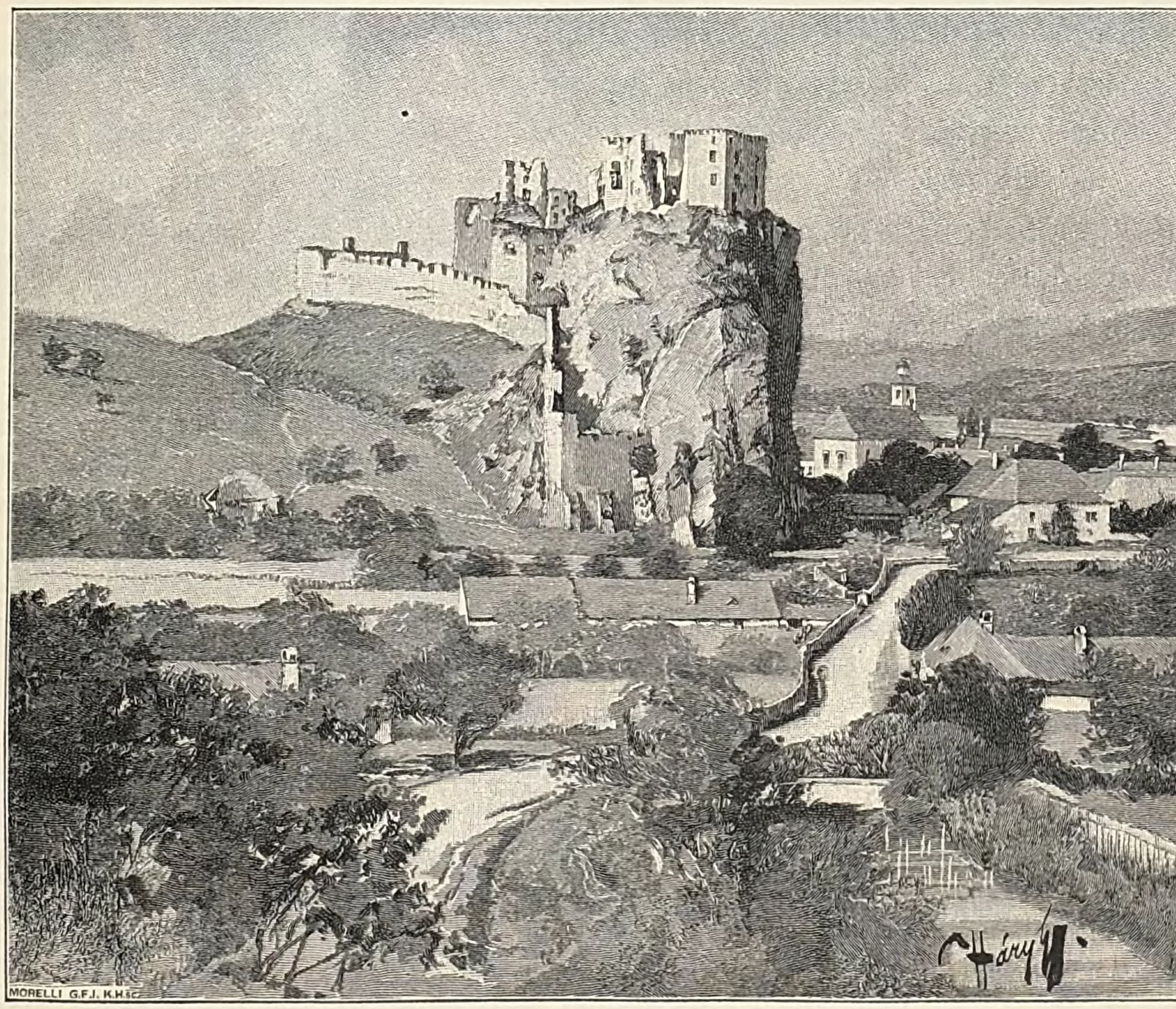
Spuren eines einem Graben folgenden Erdwalles. Der Sage nach fand Swatopluk bei Neutra einen befestigten Platz. Im Liptauer Comitat soll an der Stelle der Burg Likava ein slavisches Festungswerk bestanden haben. Bei der Hereinkunft der Magyaren standen unter anderen nach dem Anonymus Notarius bereits die Burgen Zips, Nógrád, längs der Waag aber Galgócz, Beczkó (damals Bolondos) und Trentschin. So lassen es die in den Namen, Aufzeichnungen und Überlieferungen verborgenen Spuren, sowie die hie und da vorkommenden geringen Überreste beinahe als zweifellos erscheinen, daß die vor der Landnahme hier ansässigen Völker sich nicht mit dem natürlichen Schutze begnügt haben, wie ihn die den größten Theil der Gegend bedeckenden Berge, Hügel und dichten Waldungen gewährten. Zu größerer Sicherheit legten sie auch künstliche Schutzwerke an und befestigten längs der Flußthäler, dieser natürlichen Straßenzüge, die Gipfel der Hügel und Bergjoche durch Erdwälle oder Zäune.

Möglicherweise fanden die erobernden Magyaren außer den Wallburgen und umzäunten Plätzen hie und da auch aus Stein gebaute Festungswerke, die von den mit den Römern in Berührung gestandenen Völkern herstammen mochten, und gewiß haben sie die Sicherheit, die ihnen durch die primitiven und die vollkommeneren Befestigungen geboten wurde, nicht verschmäht. Doch wie in den anderen Theilen des Landes, so begann man auch im Oberlande nach dem Tatareneinfall, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, nach dem Beispiel der westlichen Länder Burgen aus Stein zu bauen. Diese kühnen Bollwerke waren nach den Kirchen die ansehnlichsten Schöpfungen der gothischen Baukunst, sie erregten Staunen und Furcht, dienten der Macht ihrer Besitzer als sichere Grundlage und spielten in der politischen Geschichte des Landes eine wichtige Rolle. Die meisten wurden in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und im Laufe des XIV. erbaut, was einen sozusagen fabelhaften Aufschwung der Bauthätigkeit bekundet. Von denen abgesehen, die wir nur aus Berichten kennen, beläuft sich schon die Zahl der mehr oder weniger umgestaltet noch vorhandenen und in Trümmern liegenden auf weit über hundert.

Bei der Wahl des Bauplatzes für die mittelalterlichen Burgen war in den Gebirgsgegenden, und so auch in Oberungarn, die Bodengestaltung, insbesondere die oro- und hydrographischen Verhältnisse entscheidend. Die Höhenburg herrscht vor, Wasserburgen sind Ausnahmen. In der Nähe der die engen Gebirgsthäler durchziehenden Flüsse boten sich freistehende Hügel, Bergspitzen, steile Felsenzinnen als die geeignetsten für Schutz und Trutz. Die Bewohner der Burg beobachteten von ihrem kaum zugänglichen und mit hoher Mauer umgürteten Nest aus den drohenden Feind, wie die arglos nahende Beute, schon auf weite Entfernung; den einen empfingen sie wohlvorbereitet, auf die andere stießen sie mit sicherer Berechnung unerwartet nieder. Längs dieser nämlichen natürlichen Verkehrsadern ließen sich, gewiß nicht blos instinktmäßig, auch die älteren Völker nieder, woraus beinahe

von selbst folgt, was übrigens auch durch Spuren bezeugt ist, daß ungezählte mittelalterliche Burgen in jener primitiven Zeit auf eigens für Befestigungszwecke ausersehenen Plätzen standen.

Die Gegend des Waagflusses wird oft mit der Rheingegend verglichen. Der ungarische Strom hält diesen Vergleich wohl aus, und nicht nur dank seiner Naturschönheiten. Dort wie hier sind die dichten Reihen von Burgruinen ein Beweis, daß zu



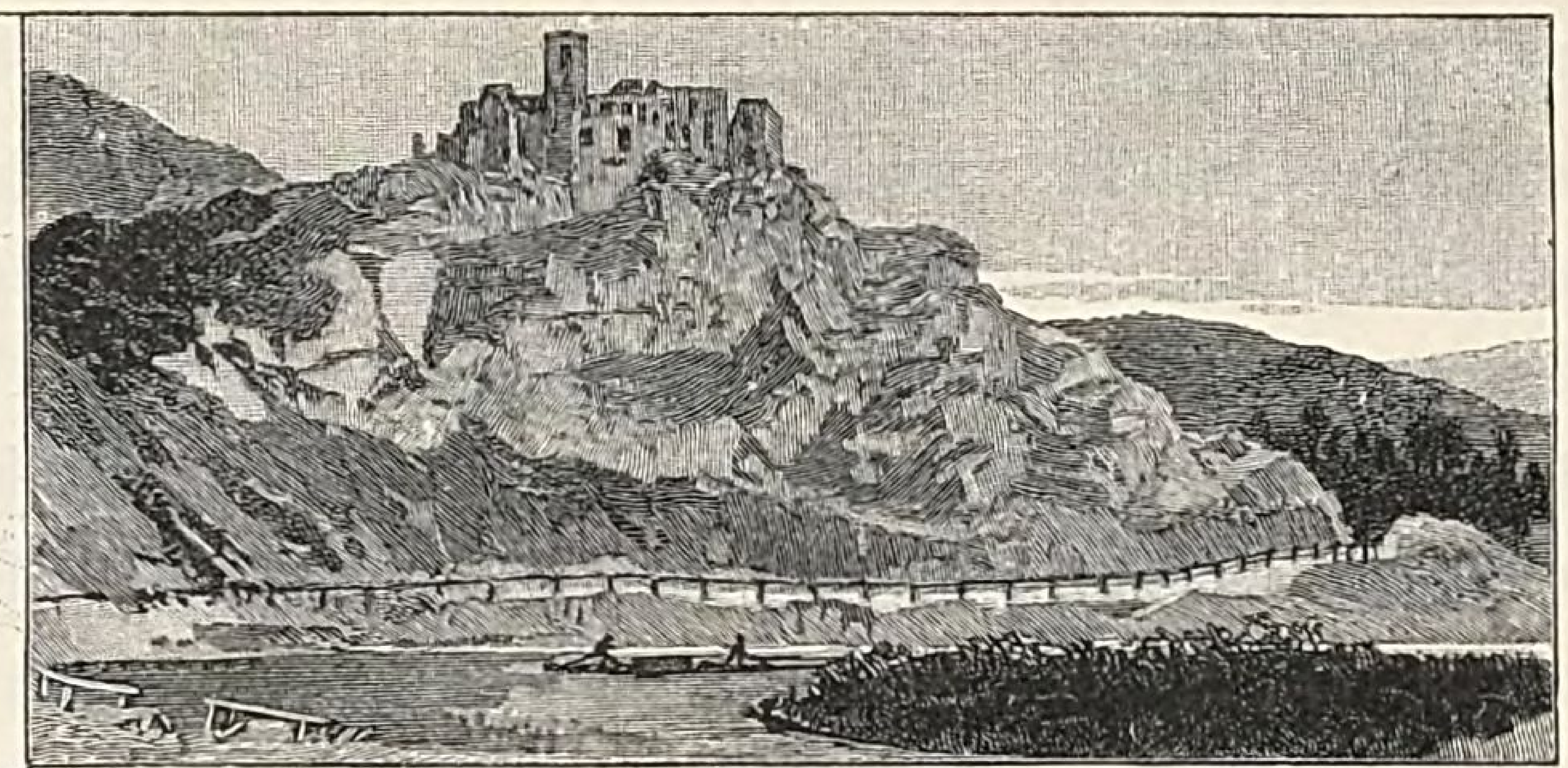
Burg Beczkó.

allen Zeiten die Flußbetten dem Völkerverkehr seine Wege wiesen. Doch dies beschränkt sich nicht blos auf den Lauf der Waag. Überhaupt ist ganz Oberungarn, hinsichtlich der Wahl der Plätze für Burgbauten, äußerst interessant und lehrreich. Sie gruppiren sich fast ausnahmslos längs der Flüsse, so daß die Hydrographie der Gegend sich mit der Topographie der Burgen vollkommen deckt. Es ist wohl in ganz Europa kein anderes gleich großes Gebiet zu finden, wo die Burgen in so charakteristischer Weise die ganze Vergangenheit des den natürlichen Weg suchenden Verkehrs erkennen ließen.

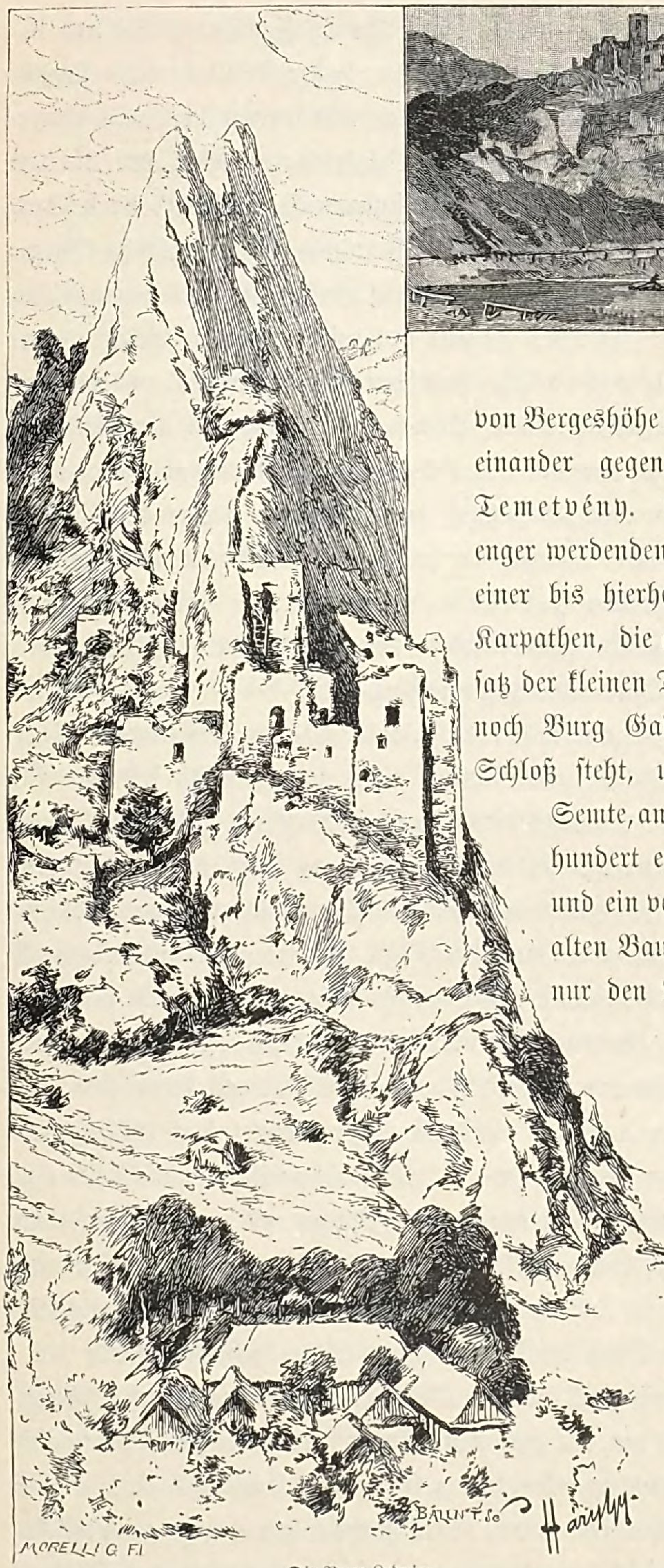
Die beiden Hauptrichtungen des Verkehrs von Nord zu Süd sind durch die Flüsse Waag und Hernád gegeben, welche das Massiv der nordwestlichen Karpathen zwischen sich fassen. Der Verkehr längs der Waag spaltet sich bei Waag-Neustadtl (Vág-Ujhely); der eine Zweig folgt dem Wasserlauf, der andere strebt unterhalb der südöstlichen Abhänge der kleinen Karpathen, durch das sogenannte Mátyus földje, der Donau zu, die er bei Preßburg erreicht. Als parallele Nebenlinie dient das Marchthal längs der nordwestlichen Seite des Weißen Gebirges und der kleinen Karpathen. Der nahe bei der hohen Tátra entspringende Hernád fließt in die Theiß. Als parallele Nebenlinie dient ihm die Ondava, die, mit dem Bodrog vereint, gleichfalls der Theiß zuströmt. In der Gegend der Waag, des Hernád und ihrer Nebenflüsse stehen die mittelalterlichen Burgen am dichtesten.

Die Waaglinie ist die wichtigste. Hier reichen die Spuren des Verkehres bis in die Urzeit zurück; daher ist sie auch die burgenreichste. Die Zahl der Burgen beträgt 31, sie vertheilen sich auf sechs Comitate (Preßburg, Neutra, Trentschin, Liptau, Turócz und Árva). Die Reihe beginnt an der westlichen Landesgrenze, in dem durch die Vereinigung der Donau und March gebildeten Winkel, mit Theben (Dévény). Dies ist eine der ältesten Burgen im Lande, vielleicht hatten hier schon die Römer ein Festungswerk, welches Carnuntum als Vorposten diente; 1234 wird es bereits erwähnt; 1809 wurde es von den Franzosen gesprengt. Aus den Trümmern ersieht man noch die ursprüngliche Anordnung. Theben hatte zwei auf steilem Fels erbaute Abtheilungen: die eigentliche Burg und auf einer weniger bedeutenden Felszacke den alleinstehenden Bergfried. Weiterhin folgen längs der kleinen Karpathen, wo diese das Marchthal begleiten, im Preßburger Comitat: Pallenstein (Borostyánkö), Blasenstein (Detrekö), Korlátkö; im Weißen Gebirge, Neutraer Comitat: Oroßlánkö und Holics. Unterhalb Theben erhebt sich die Festung von Preßburg auf einem Hügel am linken Donauufer. Sie hat schon zur Zeit der Árpádischen Könige eine Rolle gespielt. Nach dem Tatareneinfall wurde sie um zwei Thürme verstärkt; damals dürfte sie ihren jetzigen Umfang und die Form eines unregelmäßigen Vieleckes erhalten haben. Ihren Mittelpunkt bildete ein Palas, der im Jahre 1700 nebst den übrigen Theilen der Festung neu aufgebaut wurde. Im Jahre 1811 wurde sie durch Feuer verheert. Das Einzige, was von ihr erhalten geblieben, ist das im XV. Jahrhundert erbaute Ehrenthor des südlichen Eckthurmes, eines der interessantesten weltlichen Denkmäler der spätgothischen Baukunst. Den der Waag zustrebenden Graten der kleinen Karpathen folgen dann: die buschbewachsenen Ruinen von Weißenstein (Fehérkö) über der Stadt St. Georgen, Schmolenitz (Szomolány), Rottenstein (Vöröskö), Scharfenstein (Éleskö), Guttenstein (Jókö).

Bei Waag-Neustadtl, wo der Strom sein von Gebirgen eingezwängtes enges Bett verläßt und rauschend der Ebene seines Unterlaufes zueilt, stehen in einiger Entfernung,



Die Burg Strecsnó.



Die Burg Lednicz.

von Bergeshöhe über die welligen Hügel herschauend, einander gegenüber die Burgen Csejte und Temetvény. Beide schützen den Zugang zum enger werdenden Flußthal; die erste steht rechts auf einer bis hierher vorgestreckten Rippe der kleinen Karpathen, die andere links auf dem unteren Fortsatz der kleinen Tátra. Weiter unten war dann nur noch Burg Galgócz, an deren Stelle heute ein Schloß steht, und die Wasserburg von Szered-Semte, an deren Platz sich das im XVIII. Jahrhundert erbaute Esterházy'sche Schloß erhebt und ein verfallender viereckiger Thurm an den alten Bau erinnert. Diesen schlossen sich die nur den Namen nach bekannten Flachlandburgen der Insel Schütt an. Unterhalb Temetvény, auf einem mauergleich aus dem Flußbett aufsteigenden Felsen von geringer Höhe, steht Burg Beczkó, auch Bolondócz (Bolondos) genannt. Etwas weiterhin erscheint auf einem Ausläufer der kleinen Tátra, der am linken Waagufer als steile Wand endet, Burg Trentschin, die seit der Landnahme oft in der Geschichte Ungarns vorkommt.

Ihre Wichtigkeit hat seit 1708 aufgehört, in welchem Jahre hier Franz Rákóczy II. und Bercsényi eine entscheidende Schlacht verloren. Im Jahre 1790 brannte sie ab und stürzte ein. Seitdem lassen blos einsame und immer mehr vermorschende Trümmer ahnen, daß der noch jetzt aufrechtstehende viereckige Bergfried der Kern der älteren Burg gewesen ist. Ihm schlossen sich im Umkreise des inneren Hofes die Gebäude des XIV. und XV. Jahrhunderts an, darunter die jetzt auch trümmerhafte gothische Burgkapelle. Der Ring von Gebäuden, Thürmen und Basteien, der den Bergfried von allen Seiten umgibt und sich bis an den Fuß des Felsens hinabzieht, ist zum Schutz gegen Schießwaffen im Laufe des XVI. und XVII. Jahrhunderts entstanden, wobei der Bergfried selbst mehrfach wiederhergestellt wurde. Oberhalb Trentschin, in der von der Waag entfernteren Thalschlucht, sieht man auf einem kahlen Hügel Mauerreste der Burg Kaßßa, die in den Zeiten der nationalen Bewegung durch General Heister dem Boden gleich gemacht wurde. Stromaufwärts folgen am immer mehr verengten und wilden Flußbett, rechter Hand Lednicz, Waag-Bistritz (Vág-Beßtercze) und Budatin. Letzteres ist eine Wasserburg. Von seinem alten Graben, der aus der Waag gespeist war, und der Umfassungsmauer sind geringe Spuren vorhanden. Auf seinem Standort liegt ein ausgedehnter, zweistöckiger Palast aus dem XVII. Jahrhundert in Trümmern. Sein ehemaliges Hauptbollwerk, der mächtige runde Thurm, steht noch ziemlich fest und ist weithin sichtbar. Seinen Fuß umgeben neuere Gebäude, welche die ursprüngliche Anordnung des Burgfriedens unkenntlich machen. Am linken Ufer der Waag steht eine Gruppe von drei Burgen: dem Flusse näher Hricsó, etwas landeinwärts Szulyó und Lietawa. Lednicz, Hricsó und Szulyó waren einst gefürchtete Raubnester, ihre Lage und bauliche Eigenart bekundet ungewöhnliches Geschick. Im Thale von Szulyó sieht man zahlreiche himmelanstarrende Dolomitfelsen, deren abenteuerliche Gestalt täuschende Ähnlichkeit mit Menschen, Thieren, Häusern und anderen Gegenständen hat. Sieht man dann aus dem Thale plötzlich einen hohen Felsen aufsteigen und auf dessen Gipfel drei pfeilergleich emporschießende Felszinken, die eine Burg tragen, so hält man zuerst auch dies für ein Truggebilde dolomitischer Launen. Auch die beiden anderen Burgen, mit ihren verwetterten und vom Fels kaum mehr zu unterscheidenden Mauern, bieten einen nicht minder seltsamen Anblick. Burg Hricsó ist mit steilen, kahlen, mitunter thurmhohen Felszacken, wie mit einem Zinnenkranz umgeben; in die Mitte derselben, wo nur Adler gehorstet, baute eine schier übermenschliche Kraft und trotzige Ausdauer Mauern, Thürme und Erker. Burg Lednicz steht vor einem kegelförmigen, in zwei steile Spitzen auslaufenden Felsen, auf einer dicht an diesen gelehnten niedrigeren, aber steilen Felszinne. Diese hat eine untere Stufe, auf der die als Vorhof dienende untere Burg steht. Ihre einzige zugängliche Seite ist durch eine starke Mauer geschützt, zu der eine enge, in den Fels gehauene Treppe

von 80 Stufen emporführt. Ein gleichfalls in den Fels gehöhlter unterirdischer Gang verbindet die untere Burg mit der engen oberen, aus deren Mitte unter Trümmerwerk der gleichfalls baufällige viereckige Bergfried düster in die Lüfte steigt.

Oberhalb Budatins macht die Waag eine plötzliche Schwenkung und da stehen, gleichsam als Pforte zu dem Gebiet des Trentschiner Comitats, die Burgen Strecsnó und Óvár einander gegenüber. Letztere war in ihrem urspünglichen Zustande ein Adlernest von geringem Umfang, jedoch trotzigem Aussehen. Im Liptauer Comitat findet man am obersten Laufe der Waag Likava und am Ufer des Bélaflusses, tief versteckt in einem auf drei Seiten von ziemlich hohen Bergen umschlossenen Thale, Burg Liptó-Ujvár. Die Nähe des Flusses und die tiefe Lage lassen vermuthen, daß hier auch das Wasser zur Vertheidigung mitwirkte; spätere Umgestaltungen haben nur den Bergfried verschont. Am Ufer des der Waag zueilenden Árvaflusses, auf einem Felsen, der kühn aus bergumschlossenem Thale aufschießt, steht Burg Árva. Sie ist die Königin aller mittelalterlichen Burgen des Oberlandes; aber auch außerhalb Ungarns sind ihr wenige zu vergleichen. Aus dem Gipfel eines kegelförmigen Berges ragt ein stämmiger Felspfeiler auf, der nicht blos steil ist, sondern gegen Norden noch schwindelerregend über das Flußbett hinaushängt. Auf seiner Höhe schwebt der Bergfried, der aus zwei Thürmen und einem verbindenden Langbau besteht. Auch die ersten Ansiedler, zu unbekannter Zeit, haben gewiß flugtüchtige Adler aus ihrem Hochnest herausgescheucht, um hier Zuflucht zu suchen, und den Fuß des Felsens gegen Süden, wo er zugänglicher ist, mit Wall und Graben umzogen. Mit der Zeit entwickelten sich die Schutzwerke den Südabhang des Berges hinab und unterhalb des Bergfrieds entstanden nach einander die jetzige obere, dann die mittlere, zuletzt die untere Burg. Jahrhunderte hindurch wurde daran gebaut und durch fortwährendes Wiederherstellen der Ruin hintangehalten. So haben hier von der unbekannten Epoche angefangen, in der die Grundmauern des Bergfrieds entstanden, bis zum letzten Jahrhundert alle Perioden der Baukunst Spuren zurückgelassen, die nun das Geschlecht des Palatins Grafen Georg Thurzó, das Compossessorat der Árvaer Domäne pietätvoll vor dem Verfall bewahrt. Im oberen Stromlaufe der Waag finden sich, um einen ihrer linksseitigen Zuflüsse, den Sztubnyafluß her, im Turóczer Comitat, die Burgen Znió, Szklabina und Blatnicza.

An der Ostseite der nordwestlichen Karpathen ist die natürliche Verkehrslinie, die Gegend der Theißzuflüsse Hernád und Tarcza, ferner des Bodrog und Ondava, verhältnißmäßig nicht viel ärmer an Burgen. In der Hernádgegend folgen einander von Süd nach Nord: Boldogkö, Regécz, Göncz, Amadevára, Aba-Ujvár, Füzér, Köszál und Szaláncz, sämmtlich im Comitat Abauj-Torna; dann im Zipser Comitate das Zipserhaus (Szepesvár), längs der Tarcza im Sároser Comitate: Sóvár, Sáros,

Kapivár, Sáros-Ujvár, Tarkö; im Zempliner Comitate steht am Ufer des Bodrog auf plateauförmiger Höhe Sárospatak, ferner an der Ondava Cicsva und Sztropkó, schließlich im Sároser Comitate Burg Zboró.

In dem zwischen Waag und Hernád gelegenen Landstrich am Fuße der Karpathen folgen die inneren Verkehrslinien der Richtung des der Theiß zufließenden Sajó, dann dreier Nebenflüsse der Donau: der Eipel, Gran und Neutra. Die Gegend des das Erzgebirge mit dem Alföld verbindenden Sajó weist folgende Burgen auf: Ajnácskö, Serke, Jolsva, Tißolcz, Murány, Kraßnahorka, Berzéte, sämmtliche im Gömörer Comitat, dann in Abauj-Torna: Torna und Szádvár; im Borsoder Comitate: Dédes, im Thale des Szinvabaches auf niedrigem, grabenumzogenem Hügel die Wasserburg Diós-Györ, ferner am Zusammenflusse des Sajó und Hernád Burg Ónod.

Eine besondere Stelle kommt einigen Burgen des Heveser Comitates zu: Szarvaskö an dem der Theiß zufließenden Egerbache, etwas weiter unten Sirok am Tarnabache, dann westlich von ihnen ganz beiseite liegend Kanázvár, im Süden des Comitates Pata, Haßnos oder Cserteri, ferner die Burgen von Cigás, Nána und Markaz, endlich im Borsoder Comitate die nahe bei einander auf dem Bükkgebirge gelegenen Burgen Cserépvár und Ódorvár.

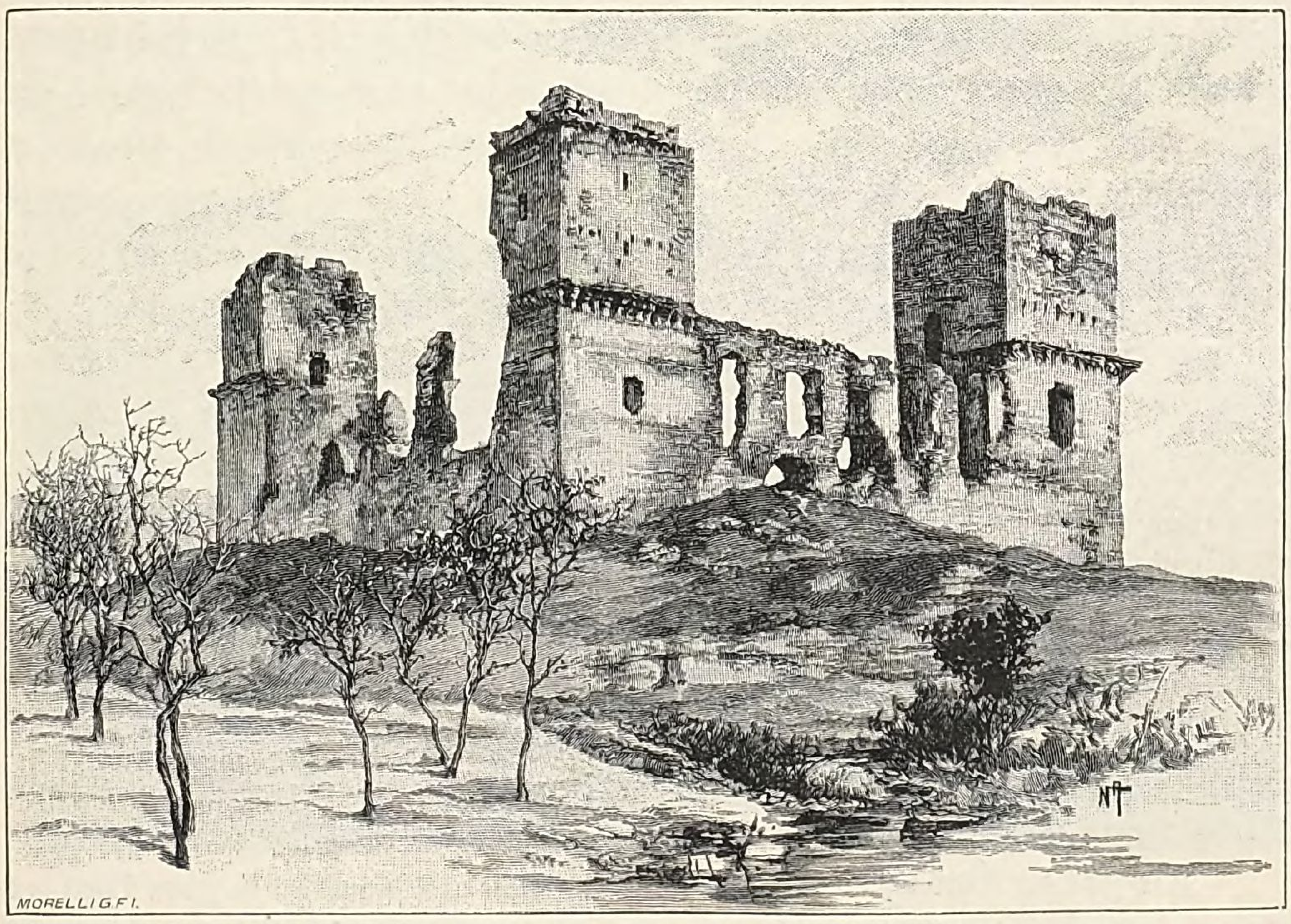
Der ost-westliche Lauf der Eipel (Ipoly) verbindet die Sajógegend und den Fuß des Erzgebirges mit der Donau. Daher ist sie, nebst der Sajógegend, wichtiger als ihre Parallelflüsse, was sich in der großen Anzahl der im Nógráder und Honter Comitate gelegenen Burgen charakteristisch ausdrückt. Längs der Eisenbahnlinie Hatvan—Losoncz—Ruttek grüßt den Reisenden fernher, aus der Gegend der Eipelquelle, das hochgelegene Salgó, etwas weiterhin und abseits erhebt sich auf noch höherem Gipfel Somoskö, dann folgen an den rechtsseitigen Zuflüssen der Eipel: Fülek, Sámsonháza, Gács, Divény, auf einer Abzweigung des Oßtrovßkaberges Kékkö, im Honter Comitate die Wasserburg Bozók und Csábrág, am linken Ufer im Cserhátgebirge Hollókö, mehr abseits Buják und Egecsvár, am Unterlaufe der Eipel Szanda, Drégely und Pogányvár. Für sich allein steht, der Donau näher, Nógrádvár.

Im Granthale, zwischen der Niederen Tátra und dem Erzgebirge, stehen drei Burgen: Száßkö, Lipcse und Dobroniva. Weiter unten folgt Zólyom-Óvár, dann am Zusammenflusse der Gran und Szalatna Zólyomvár, am linken Ufer des Szalatnabaches aber Véghles. Unterhalb folgen Bars, Saskö und Revistye; mit Léva (Lewenz) endet die Reihe.

Die Burgen des Neutrathales sind: Bajmócz (Bojnic), Kessellökö, Ugrócz, Ghymes, Appony, Kövar, Berencs. Zwischen der Gran und Neutra liegt Burg Hrucsó.

Am Nordabhange der Hohen Tátra liegen an den beiden ungarischen Zuflüssen der Weichsel: Lublau (Lubló) und Palocsa im Thal der Popper (Poprád), Nedecz im Thal des Dunajec.

In den östlichen Comitaten, um den Oberlauf der Theiß her, finden sich nur wenige Burgen. Im Ugocsaer Comitate liegen Kánkóvár (Ugocsavár), Nyalábvár, im Comitate Ung: Ungvár, Neviczke und Szerednye, im Bereger Comitate Munkács, in Máramaros Hußt, in Szatmár Kövár, das moorumgebene Ecsed und hinabwärts Erdöd.



Die Wasserburg Diós-Győr.

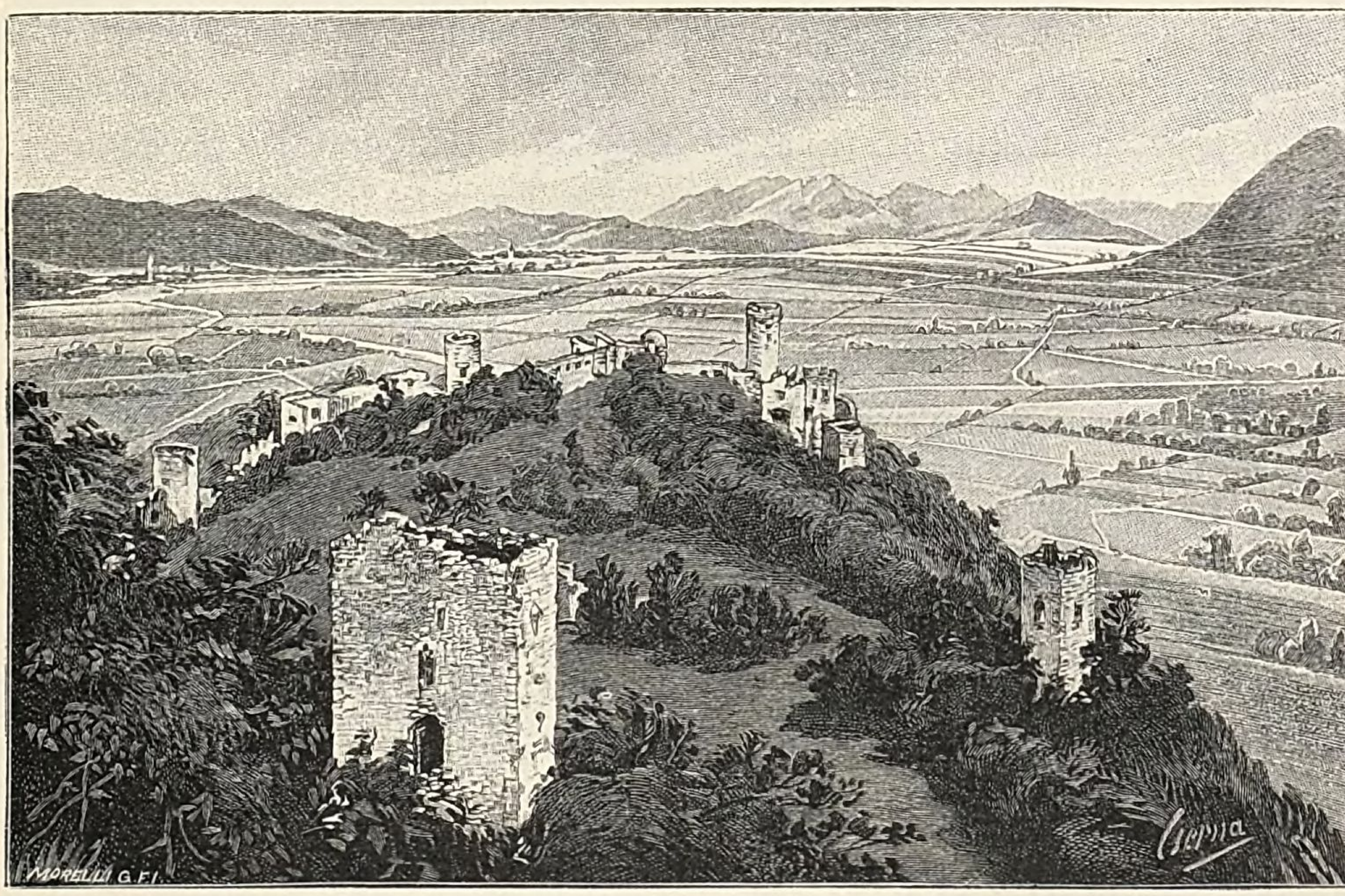
Es zeigt sich klar, welche Umstände bei der Wahl des Platzes für die mittelalterlichen Burgen entscheidend waren. Und da im Berglande auch die heutigen Verkehrsmittel sich jener natürlichen Wege bedienen müssen, so berühren die Eisenbahnlinien, die das Oberland durchschneiden, die meisten Burgen des Mittelalters, oder kommen ihnen wenigstens so nahe, daß man sie vom Coupé aus genau sieht. Man denkt an ihre romantischen Sagen, aber zugleich an jene Gesetzmäßigkeit, welche die Entwicklung der menschlichen Cultur schon damals regelte, als namenlose Barbarenvölker sich die Stellen für ihre Niederlassungen erkoren. Leider sind die übrigen Umstände ihrer Erbauung unbekannt. Man ist auf das

Rathen angewiesen. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts gelangte auch in den westlichen Slavenländern der Typus der baierisch-fränkischen Burgen zu allgemeiner Geltung. Es erscheint also fast zweifellos, daß die Burgen des Oberlandes, und zwar sowohl jene, deren Name baierisch-fränkischen Ursprungs und nur ins Ungarische übersetzt worden ist, wie Hollókö (Rabenstein) und andere, als auch die mit slavischen Namen in der zweiten Hälfte des XIII. und im Laufe des XIV. Jahrhunderts gleichfalls dem deutschen Vorbilde gefolgt sind. Danach bestanden sie aus einer Umfassungsmauer, aus einem, oder je nach der Örtlichkeit mehreren Vorhöfen (Zwingern), einem inneren Hof, der zuweilen durch höhere Lage den Charakter eines Bergfrieds gewann, und dem Hauptthurm; in den Vorhöfen befanden sich die Belegräume der Besatzung und die Wirthschaftsgebäude, im inneren Hofe der Palas, als Wohnhaus des Burgherrn; die größeren und vollständiger ausgebauten Burgen hatten auch besondere Frauengemächer (Kemenate), Rittersaal und Kapelle. Doch ist keine einzige Burg von so einfacher Anordnung erhalten geblieben. Die Burgen, die hauptsächlich unter dem Drucke der Furcht vor einem zweiten Tatareneinfalle erbaut wurden, behielten ihre Wichtigkeit durch viereinhalb Jahrhunderte; die politischen Verhältnisse des Landes, die in Folge derselben anwachsende Macht der Oligarchie und die mit dieser verbundenen Thronstreitigkeiten, dann die Einfälle der Hussiten, hierauf die Türkenzeit, schließlich die Wechselfälle der nationalen Bewegung, all dies trug dazu bei. Die Entwicklung des Geschützwesens und die gesteigerten Ansprüche an Bequemlichkeit machten dann bedeutende Umgestaltungen nothwendig, bis endlich die Zeit kam, wo sie überflüssig wurden und unbewohnt blieben. Bei alledem gibt es einige, die unter den Trümmern späterer Zubauten noch immer mehr oder weniger von der ursprünglichen Anordnung erkennen lassen. Solche sind: Strecsnó, Óvár, Szaláncz, Füzér, Torna, Sáros, Szepes und Zboró. Als charakteristische Beispiele von Doppelburgen, wo die Vertheidigung sich auf zwei Hauptpunkte stützte, dienen Theben und Lednicz.

Zur Zeit der Türkenherrschaft zogen sich zahlreiche Adelsfamilien in jenen Theil des Oberlandes zurück, den sich die Türken nicht dauernd zu unterwerfen vermochten. Hieraus folgten Umgestaltungen mancher Burgen, die den Zweck hatten, einer größeren Zahl von Bewohnern außer ihrer Sicherheit auch ein Mehr an Bequemlichkeit zu bieten. Im Laufe des XVII. Jahrhunderts wurden diese Umgestaltungen in immer größerem Maßstabe betrieben; der innere Hof bekam einen Ring von zwei- und dreistöckigen Gebäuden, die sich an die Umfassungsmauer lehnten, der Thurm wurde umgestaltet, und wenn er den Erweiterungen hinderlich war, theilweise oder ganz abgetragen. So bildete sich im Oberland eine ganz eigene Art von Burg aus. Sie war nach außen Festungswerk, sah aber innen keineswegs kriegerisch aus. Da erhob sich kein hoher Wartthurm, um nach Feind und Beute zu spähen, sondern ein Schloss mit langen Reihen behaglicher Gemächer, als wäre ihr

Zweck gar nicht, feindliche Angriffe abzuweisen, sondern als Lustort, als ein gegen die Neugierde der Welt wohlabgeschlossener Schauplatz von Vergnügungen zu dienen, wo der Hausherr seine geladenen Gäste üppig bewirthete. Ausgeprägte Muster dieser Art sind: Pallenstein (Borostyánkö), Beczkó, Lietava, Likava, Csábrág und Hollókö.

Während der nationalen Bewegung hatten die Burgen am meisten zu leiden. Als die Sache Franz Rákóczi's II. verloren war, zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts, war ihre Rolle ausgespielt, eine nach der andern wurde von ihrem Besitzer verlassen, und so harren sie schon seit zweihundert Jahren geduldig, daß der Zahn der Zeit sein Nagewerk an ihnen



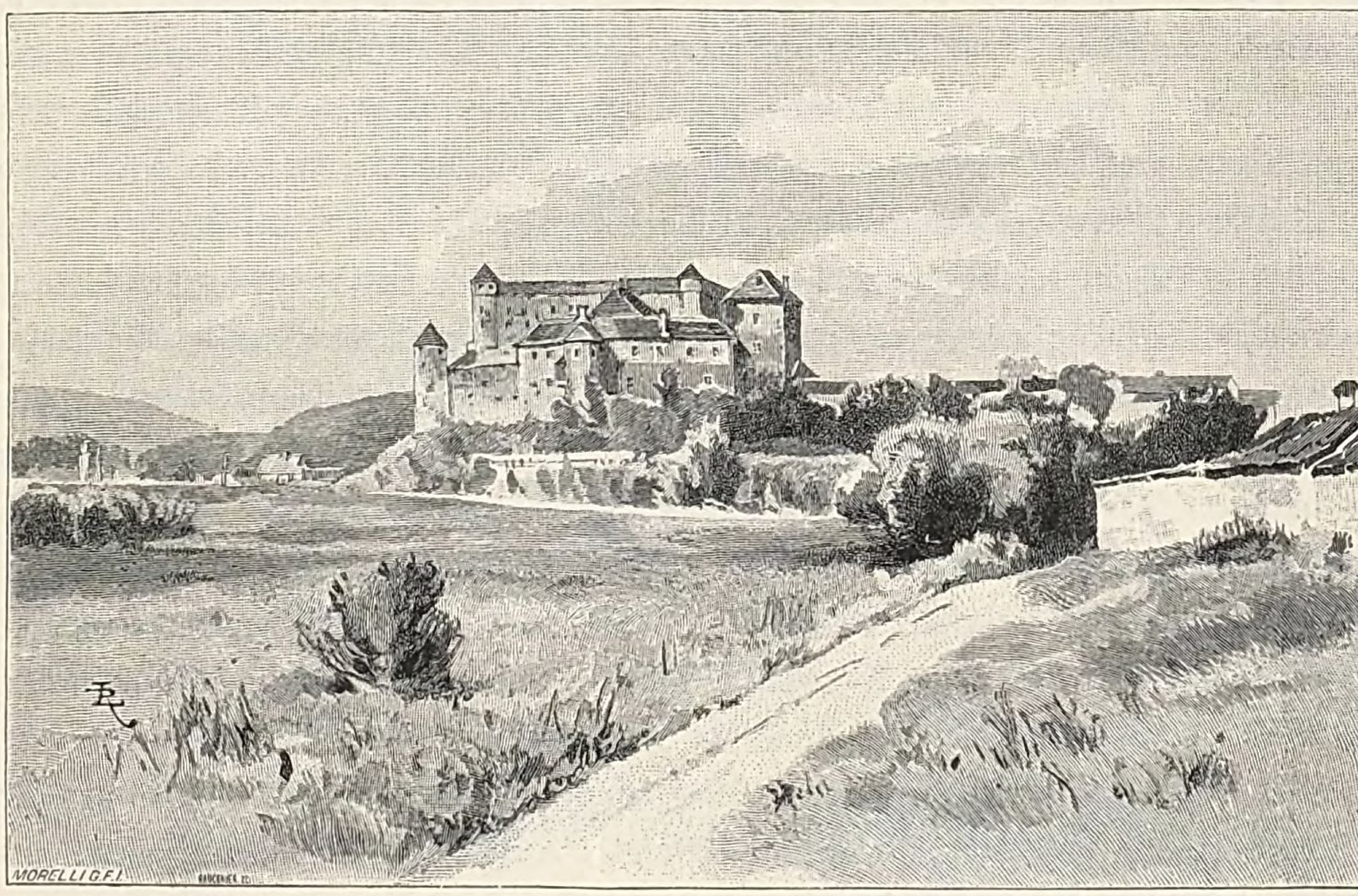
Inneres der Burg Sáros.

vollende. Etliche sind dem völligen Verfall dadurch entgangen, daß im vorigen Jahrhundert auf ihren Trümmern ein Schloß oder ein anderes Gebäude errichtet wurde; zu diesen gehören Vöröskö, Znió, Lipcse, Bajmócz, Ghymes, Nedecz, Kékkö, Kraßnahorka, Gács, Sárospatak und Véghles. In Véghles ist noch der Rittersaal der alten Burg erhalten; er ist quadratisch und ziemlich geräumig, sein Kreuzgewölbe von vier Jochen ruht auf einem in die Mitte gestellten Pfeiler; er dient jetzt, in den südöstlichen Flügel des Schlosses hineingebaut, als Kapelle. In den Ruinen mehrerer Burgen sind, meistens längs der Umfassungsmauer des inneren Hofes, Reste von gothischen Fenstern zu sehen, sie rühren von der Kapelle her, die bei den späteren Umgestaltungen in der Regel geschont wurde.

Unter dieser Menge von Ruinen besteht nur noch ein einziger mittelalterlicher Festungsbau. Das ist Zólyomvár. Nach der Überlieferung wäre es durch Ludwig den Großen erbaut. Eigentlich ist es eine burgmäßig befestigte königliche Residenz, „Domus Regia". Die Zeit hat es benagt, manche Umgestaltung hat daran gemodelt, in neuerer Zeit ist es Gefängniß, und dennoch zeigt es im Ganzen und Großen noch die ursprüngliche Form. Es steht auf einem niedrigen, zum Theil mit einem Graben umzogenen Hügel. Die Umfassungsmauer schließt ein unregelmäßiges Vieleck ein, an dessen vier Hauptecken hervorspringende Rundthürme stehen; an der fünften Ecke öffnet sich unter einem gedrungenen viereckigen Thurm das einst mit Zugbrücke versehene Thor. Dieses führt in einen kurzen Vorhof, auf den längs der Mauern, rings um den Palas herum, mehrere andere, einst wohlbefestigte Höfe folgen. In der Mitte des Burgfriedens steht der dreistöckige Palas, ein regelmäßiges Viereck von etwa 62 Meter Länge und 49 Meter Breite. An seiner kahlen Mauer machen nur die regelmäßigen Reihen der später umgestalteten Fenster die Stockwerke kenntlich. An jeder Ecke springt thurmartig ein geschlossener Erker vor, der vom zweiten Stock bis zum Dache reicht. Das dritte Stockwerk hat ein Kranzgesimse mit sich schneidenden Rundbogen, und darüber eine Attika. Die längs der letzteren sichtbaren viereckigen Löcher ließen einst die Balken des Wehrganges durch. Im letzten Vorhofe, genau mitten in der nördlichen Langseite des Palas, öffnet sich das ehemals gleichfalls mit Zugbrücke versehene Thor in flachen Spitzbogen, und führt in den 34 Meter langen, 22 Meter breiten Hof. An dem, wie es scheint, jüngeren Tonnengewölbe des Thorwegs sind Wandmalereien zu sehen; seine Seitenwände zeigen ein aus Rundstab und Kehle bestehendes Gesimse und darunter einen Fries von Dreipässen und reichgegliederten Spitzbogen, ganz unten läuft eine Steinbank entlang. Im Hofe haben der nördliche und westliche Flügel einen Säulengang, der auch auf den östlichen übergreift. An der Wand des südlichen Flügels sieht man noch die Kragsteine, auf denen einst der Gang des Oberstocks ruhte. Im Ostflügel befindet sich die geräumige Burgkapelle, die einst aus zwei übereinander befindlichen Räumlichkeiten bestand, jedoch durch Umgestaltung im vorigen Jahrhundert ihren ursprünglichen Charakter verlor. Im Erdgeschoß des Nordflügels befindet sich ein großer Saal, durch zwei stämmige achteckige Pfeiler in zwei Schiffe und sechs Joche getheilt. Er ist jetzt für Zwecke des Sohler Comitatsmuseums wiederhergestellt. Das Erdgeschoß des westlichen Flügels enthält einen ähnlichen Saal. In der südwestlichen Ecke des Hofes öffnet sich eine kleine spitzbogige Thür auf eine Holztreppe, über die man in die geräumige Vorhalle des ersten Stockes gelangt. Aus dieser führt eine größere Thüre in den einstigen Königssaal, eine kleinere in das südwestliche Eckgemach, eine zweite kleinere in die Gemächer des einst von außen am stärksten befestigten südlichen Flügels. Von den früheren Zieraten der Säle ist kaum eine Spur vorhanden. Die Architektur der Arkaden und der ebenerdigen Räume ist durch schwerfällige

Details und rohe Formen charakterisirt, die Kapelle jedoch und die Thüre des Königssaales weisen gewähltere gothische Formen auf.

Außer den Burgen sind aus der gothischen Bauperiode wenig weltliche Gebäude erhalten geblieben. Den durch deutsche Ankömmlinge gegründeten Städten dienten Anfangs als Schutz die dicht aneinander gereihten, schmalen und tiefen Holzhäuser, die den mehr oder weniger regelmäßigen, länglich viereckigen oder runden Hauptplatz ringförmig umschlossen. Daher die Bezeichnung „Ring“ für den Markt. Diese Anordnung weisen manche Städte noch jetzt auf, unter ihnen: Neusohl, Kremnitz, Leutschau, Eperies, Kaschau,



Zólyomvár bei Altsohl.

Rosenau u. a. Am charakteristischsten und Dank ihrer Regelmäßigkeit gefälligsten sieht man sie in Bries (Breznóbánya), wo Kirche und Rathhaus am Hauptplatz stehen. Späterhin, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, als die Bürgerschaft sich gekräftigt hatte, traten steinerne Häuser an die Stelle der hölzernen und die Städte umgürteten sich mit thurmbewehrten Steinmauern. In den Bergstädten setzte der plötzliche Aufschwung der Wohlhabenheit breite Häuser an die Stelle der schmalen; mehrere solche stehen noch jetzt an den Hauptplätzen zu Kremnitz, Schemnitz und Neusohl. Sie haben mitunter ihre ursprüngliche Anordnung bewahrt; der größte Theil des Erdgeschoßes ist eine geräumige, flach gewölbte Halle, aus der zwei Treppen, einerseits in den Oberstock hinauf, anderseits in den Keller hinabführen, während längs der Wand in Nischen Steinbänke stehen. An Umgestaltungen

fehlt es übrigens auch hier nicht; in Kremnitz haben sich mehrere Thore, Thüren und Fenster die Gliederung ihrer Laibung bewahrt. In den durch Deutsche gegründeten Städten der Komitate Zips, Abauj und Sáros steht auf dem meist langgezogenen Hauptplatz die Kirche und hart an ihr das Rathhaus. So in Leutschau und Bartfeld; am Marktplatze zu Käsmark befindet sich blos das Rathhaus. Auch in den Bergstädten steht auf dem Hauptplatz eine kleinere Kirche oder auch das Rathhaus allein, wie in Königsberg (Ujbánya), während die Kirche auf einem neben der Stadt aufragenden, befestigten Hügel, der ihr als Citadelle dient, erbaut ist. Fast jede Bergstadt hatte eine solche Citadelle. Die bemerkenswerthesten sind die von Neusohl und Kremnitz. Von ersterer ist blos ein Thurm erhalten geblieben. In die Citadelle von Kremnitz führt eine steile Treppe hinauf; ihre Umfassungsmauer und drei Thürme derselben sind, obgleich baufällig, noch erhalten. Das charakteristischeste Bild mittelalterlicher Stadtbefestigung zeigt noch jetzt Bartfeld. Es war an drei Seiten durch eine dreifache Mauer geschützt, während im Norden vier Mauern, und zwischen den beiden äußeren ein Schanzgraben vorhanden waren; längs der inneren Mauer erhoben sich Thürme und auch die Thore öffneten sich am Fuße von vier wohl befestigten Thürmen. Die Umfassungsmauern mit zehn ihrer Thürme und einem Thorthurm bestehen in baufälligem Zustande noch jetzt. Ähnlich war auch Leutschau befestigt. Außerdem erinnern an manchen Orten, so in Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Altsohl und Bries, Mauerreste oder auch noch aufrecht stehende Bastei- und Thorthürme an die einstige Stadtbefestigung. Die Citadelle von Käsmark, die innerhalb der doppelten Stadtmauer, jedoch von der Stadt getrennt stand, gehörte vermuthlich dem XV. Jahrhundert an. Die von Schemnitz wurde zu Beginn des XVI. Jahrhunderts auf dem die Stadt überragenden Hügel erbaut, wobei die dort befindliche gothische Kirche eine Umgestaltung erfuhr. Zu derselben Zeit entstand das zur Stadtbefestigung gehörige „Jungfernschlößchen“ (Leányvár), ein kleineres, viereckiges Gebäude mit vier runden Eckthürmen.

Wohl das älteste weltliche Bauwerk des Oberlandes ist der kleine Probsthof zu Preßburg, dessen Gesimse mit einem romanischen Rundbogenfries geschmückt ist. In Tyrnau befinden sich in dem Hause, wo König Ludwig der Große gestorben sein soll, zwei durch eine Wand getrennte Kammern mit Kreuzgewölben. Die Rippen des Gewölbes sind Segmente mit abgeschnittenen Kanten, die Schlußsteine haben die Form von flachen Knöpfen. Trotz aller Schlichtheit sind sie interessant als Reste eines Privathauses aus dem XIV. Jahrhundert.

Das Rathhaus zu Käsmark ist Mitte des XV. Jahrhunderts erbaut, mußte jedoch nach kaum hundert Jahren schon eine gründliche Umgestaltung durchmachen. Die Erbauungszeit des Rathhauses zu Leutschau ist unbekannt; seine mittelalterliche Anordnung und einige von der Umgestaltung im Jahre 1615 verschonte Details machen es zweifellos,

daß es noch der gothischen Bauepoche, vermuthlich dem XV. Jahrhundert angehört. Es ist ein einziger, viereckiger Langflügel, hat also keinen Hof; das Erdgeschoß ist der Länge nach durch einen Gang entzweigeschnitten; das Obergeschoß enthält den Rathssaal, dessen Sterngewölbe auf drei quadratischen Pfeilern aufsetzt. Ein in künstlerischer Hinsicht hervorragender weltlicher Bau ist das Preßburger Rathhaus, das jedoch auch Renaissance-Einflüsse aufweist. Wahl des Platzes und Anlage weichen von mittelalterlicher Gewohnheit ab. Es steht nicht frei, sondern fügt sich in die Häuserreihe ein, so daß nur der westliche und nördliche Flügel Façaden haben; es hat einen Hof, der ein unregelmäßiges Viereck bildet. Die Erbauung fällt der Hauptsache nach in das XV. Jahrhundert, doch brachte schon dieses, und noch mehr das XVI. Umgestaltungen. Die dem Markte zugekehrte, einstöckige Westfaçade erhielt ihre jetzige, überaus einfache Gestalt im Jahre 1599; jedes Stockwerk hat eine regelmäßige Reihe von sechs geradlinig abgeschlossenen Fenstern. Etwas älter ist der am nördlichen Ende der Façade, über dem Thore auf Kragsteinen ruhende, nur wenig vorspringende Erker. Thor und Thorhalle wurden im Jahre 1457 neu eingewölbt. Die Thorhalle ist der schönste Theil. Sie besteht aus fünf Jochen; die Wände, an deren Basis Steinbänke entlang laufen, sind durch je sechs kurze Säulen gegliedert, die Gurten und Rippen des flachen Gewölbes einfach gegliedert, die herabhängenden Schlußsteine mit Büsten und Wappen verziert. Erwähnenswerth ist noch der über dem südlichen Flügel aufsteigende Thurm, in dem sich einst eine Kapelle mit schönen Fenstern befand. Von der Renaissancedecke des Rathsaales und den Arkaden des Hofes wird weiterhin die Rede sein.

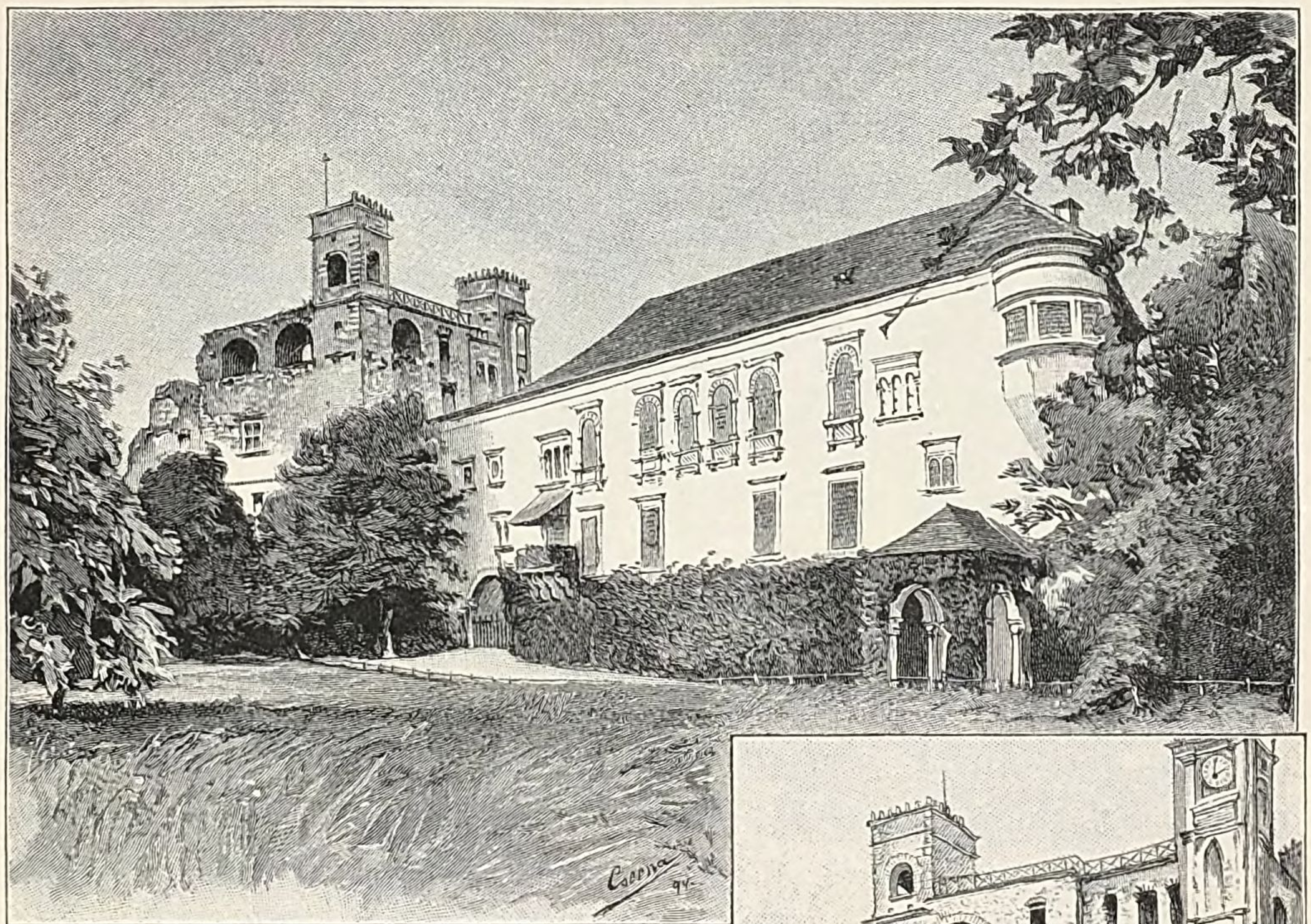
Renaissance, Barock und Neuzeit.

Die Thätigkeit der im Dienste König Matthias' I. stehenden italienischen Künstler wird zum größten Theil von den königlichen Bauten in Ofen, Visegrád und Totis in Anspruch genommen; dennoch nimmt auch das Oberland an dem Ruhme theil, daß Ungarn das erste Land diesseits der Alpen war, wo die italienische Renaissancekunst Boden faßte. Die Verhältnisse zwar waren ihrer Ausübung, wie jenseits der Donau, so auch in Oberland ungünstig. In den vorhergehenden Jahrhunderten waren zahlreiche Kirchen entstanden, die dem religiösen Bedürfnisse vollauf genügten. Überdies behauptete der gothische Stil seine Herrschaft in der kirchlichen Baukunst noch über das Ende des XV. Jahrhunderts hinaus. Auf diesem Gebiete war also kein Raum für die Ausübung der neuen Kunst. Die vorkommenden weltlichen Aufgaben standen zwar mit den ohnehin weltlichen Neigungen der Renaissance in keinem Widerspruch, allein sie begünstigten diese Bauweise auch nicht, indem sie ihre

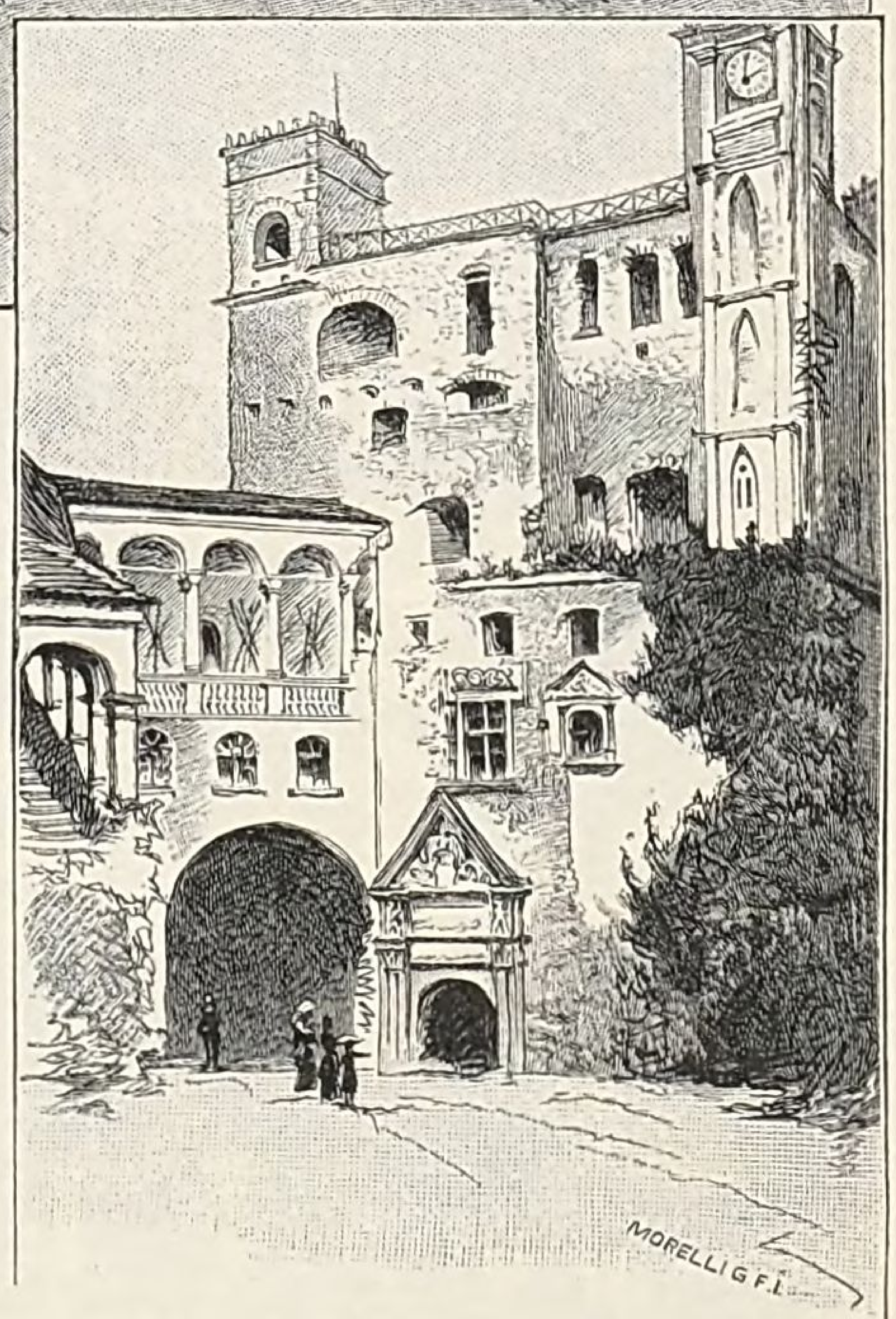
Thätigkeit auf die Details der älteren Bauten verwiesen und somit in ihrer Freiheit beschränkten. In Ermanglung selbständigen Schaffens von größerem Wurfe, konnte die Renaissance nur zur Geltung gelangen, indem sie sich mit der Sachlage abfand. Später aber machte die Türkennoth jeder freieren Thätigkeit ein Ende. Übrigens waren diese kritischen Zeiten im Oberland nicht so fühlbar, wie jenseits der Donau. Hier war das Vordringen der Türken von vernichtender Wirkung; dort erblickte man an vielen Orten den Halbmond nur von fern oder nur für kurze Zeit. Jenseits der Donau war zweihundert Jahre hindurch der Türke der Einzige, der „baute"; im größten Theile des Oberlandes jedoch wurde, wenn auch in schleppendem Tempo, das ganze XVI. Jahrhundert hindurch gebaut. Die Übung der Renaissancekunst hörte also nicht auf. Größere Bauwerke freilich entstanden auch in den von den Türken nicht besetzten Gegenden keine, denn mit dem Falle der Jagellonen trat im politischen Leben der Nation eine Wendung ein, die vorläufig für Ungarn das Ende aller landesherrlichen Bauten bedeutete. Zur Zeit des romanischen und gothischen Stils trugen die Árpádischen Könige und dann die aus dem Hause Anjou ihr ansehnliches Theil zum Aufschwunge der Bauthätigkeit bei, der hie und da an die großen westlichen Nationen erinnerte; in der Baukunst der Renaissance wieder kam König Matthias im XV. Jahrhundert seinen westlichen Nachbarn zuvor. Vom XVI. Jahrhundert ab hörte diese Führerschaft auf, an die Stelle der Könige traten nun die mächtigen Magnaten. Diese und einige Städte sind die bedeutensten Bauherren des XVI. und der beiden folgenden Jahrhunderte.

Was König Matthias jenseits der Donau gebaut, ist spurlos verschwunden; dem Oberlande war das Schicksal etwas günstiger. In der Citadelle zu Neusohl hält sich zu Füßen der Kirche ein schmales, zweistöckiges Haus noch mit Mühe aufrecht; seine wenigen Fenster haben aus Stein gehauene, überaus einfache Rahmen, welche bezeugen, daß die neue Kunst hier heimisch geworden, und das Wappen mit dem Raben gibt Kunde, daß König Matthias I. der Bauherr war.

Der Wiederaufbau und Umbau der Burgen gab der Renaissance die meiste Veranlassung, sich zu bethätigen. Wahrscheinlich hat auch Diós-Győr seine jetzige, allerdings in Trümmern liegende Gestalt zur Zeit Matthias' von irgend einem italienischen Baukünstler erhalten. Die Burg Nógrád wurde 1475 im Auftrage Nikolaus Báthoris, Bischofs von Waitzen, durch Jakob Statilić, genannt Jakob von Traù, einen in Dalmatien geborenen Baukünstler und Bildhauer, der auch für Matthias arbeitete, wiederhergestellt und zum Theil neu aufgebaut. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Renaissancekunst, die sich Jakob um das Jahr 1460 in Florenz angeeignet hatte, auch an der erneuerten Burg in ihre Rechte trat. Erzbischof Thomas Bakocs, der auch dazu beigetragen, die Renaissance hier heimisch zu machen, ließ im Jahre 1520 die Burg Csábrág erweitern. Alle drei Burgen

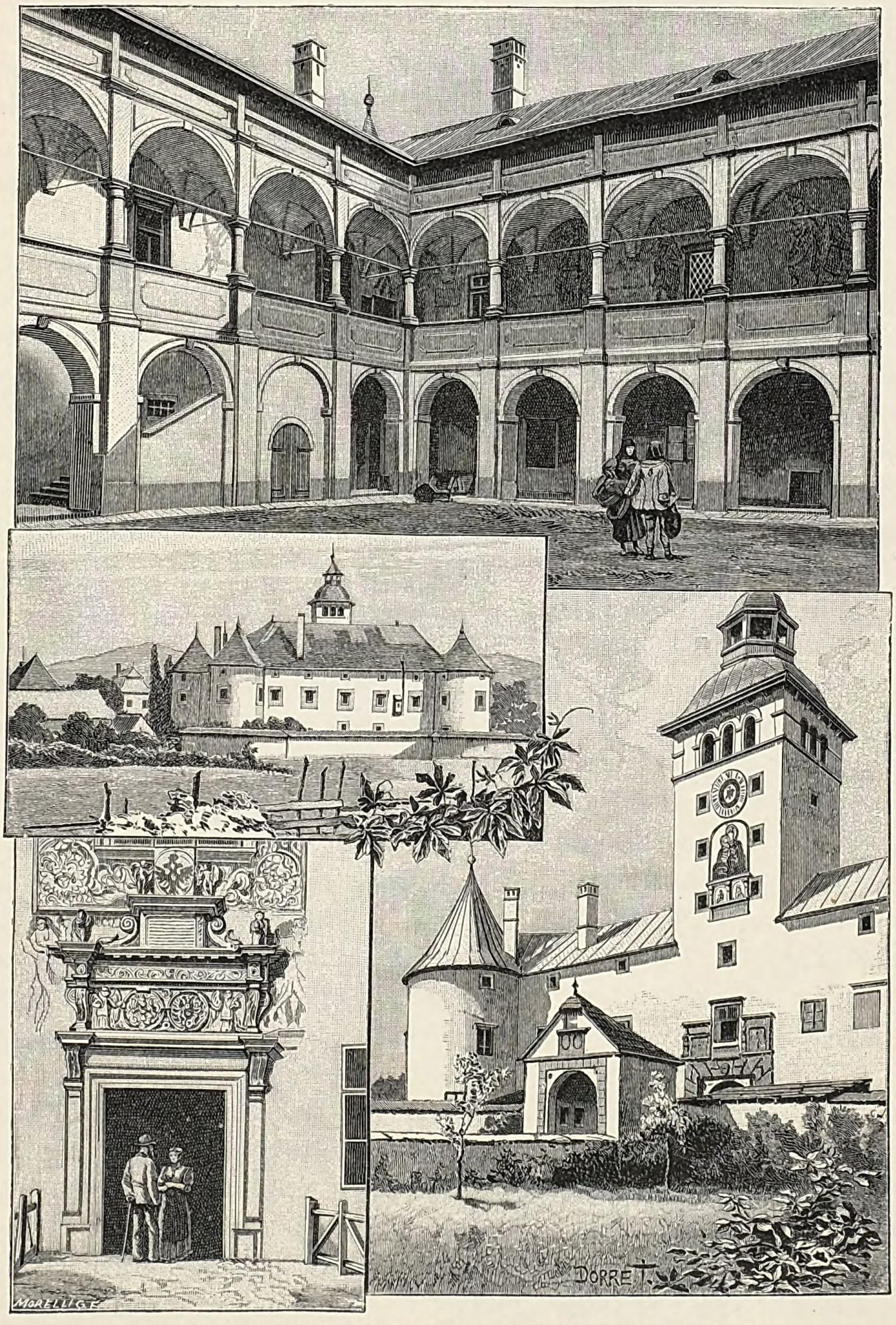


Die Burg zu Sárospatak und ihr Hof.



liegen in Trümmern, und so sind auch die Details verschwunden, die durch die späteren Umgestaltungen allenfalls verschont geblieben. Andere folgten dem Beispiel. In dieser und jener Burg finden sich Bruchstücke, welche ahnen lassen, wie sich bei der Restaurirung der Burgen im XVI. Jahrhundert die Renaissance benahm; das Recht des Vorhandenen erkannte sie an, fand sich damit ab und fügte sich bescheiden in den alten Bau ein. Das besterhaltene und bezeichnendste Beispiel solcher Festsetzung bietet die Burg zu Sárospatak. Dieses Festungswerk, das sich am Bodrogufer auf sanft geneigtem Hügel erhebt, wurde angeblich durch König Stefan V. im Jahre 1262 erbaut. Seine ursprüngliche Gestalt ist unbekannt, doch scheint es jener selteneren Gattung mittelalterlicher Burgen angehört zu haben, die bei tieferer Lage nach vermehrter Sicherheit strebte, indem sie Schutzwehr und Wohnung in einen Bau zusammenfaßte. Seine Theile waren: ein ummauerter

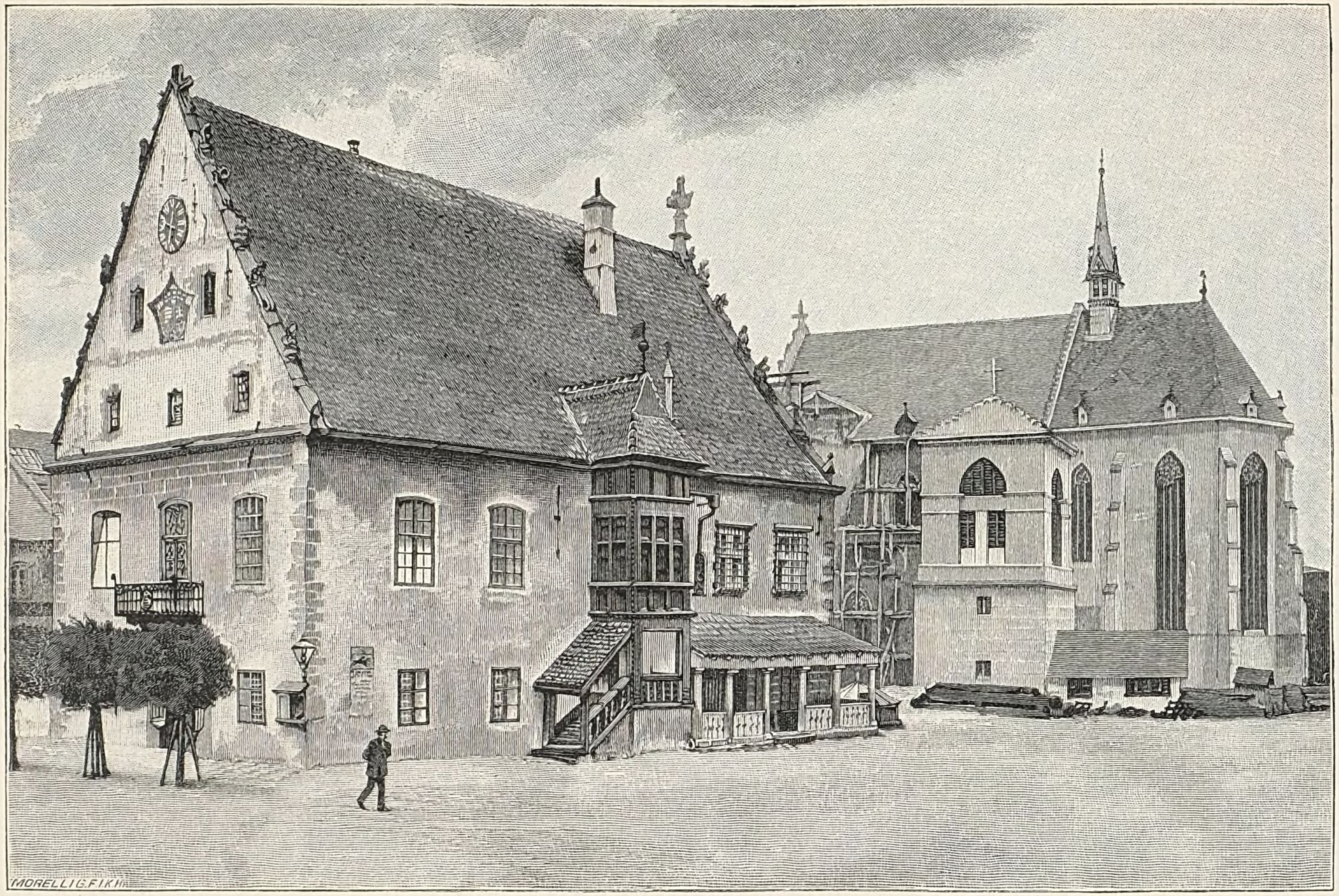
Burgfrieden von unregelmäßig polygonaler Gestalt und an dessen südöstlicher Ecke, die am besten geschützt erschien, ein massiges Gebäude, in dem sich der Schutz bietende Bergfried mit dem als Wohnhaus dienenden Palas vereinigte. Also gewissermaßen eine befestigte königliche Residenz, wie Zólyomvár bei Altsohl, das jedoch neuer und bequemer ist, während jenes, als älterer Bau, einfacher und trotziger dreinschaut. Ohne Zweifel bildete der noch jetzt bestehende „Rothe Thurm" den Kern der Burg. Sein Grundriß ist quadratisch, jede Seite ist 22 Meter lang und ungefähr ebenso hoch; die aus Bruchsteinen aufgeführten, ungegliederten Mauern haben nicht ganz regelmäßige Fensterreihen, die auf zwei Haupt- und zwei Nebengeschosse deuten. Das Erdgeschoß enthielt außer der Vorhalle, in die man durch das nördlich gelegene Hauptthor eintritt, Verließe. Der erste Stock war in seiner nördlichen Hälfte gleichfalls Vorhalle, in der südlichen Hälfte aber Kapelle. Im Halbgeschoß darüber war ein umlaufender Gang; durch die Fensterluken derselben traten die Balken heraus, auf denen der Wehrgang ruhte. Der zweite Stock diente als Rittersaal; in dem Halbstock darüber dürften Wohnzimmer gewesen sein. Peter Perényi umgab im Jahre 1534 die mit Häusern besetzte Fläche im Nordwesten des Festungswerkes mit einer Mauer, so daß sie nunmehr den Außenbezirk der vergrößerten Burg bildete. Vielleicht begann schon Peter die Wiederherstellung des „Rothen Thurmes" und sein Sohn Gabriel führte sie dann zu Ende; überdies baute er dem Thurme gegen Norden einen stockhohen Flügel an und legte den Grund zu dem jetzigen Schloß, das später um noch zwei Flügel erweitert wurde. Der Perényi'sche Flügel zeigt an einem Fenster eine Inschrift, aus der zu schließen ist, daß der Bau 1565 beendigt wurde, also 31 Jahre gedauert hatte. Die Wiederherstellung des „Rothen Thurmes" hatte sich, unter Beibehaltung der alten Mauern und der ursprünglichen Anordnung, auf die Einfügung von Renaissancedetails, namentlich von Thür- und Fensterrahmen beschränkt. Allein auch dies geschah nicht durchaus. Am Äußern erhielten Renaissancerahmen das nördliche Thor, die kleine Thür an der Südseite, und ebenso die Fenster, acht im ersten, vier im zweiten Stock. Dazu kommen noch einige Thüren und andere Details: Säulen, Consolen und Ornamente im Inneren der Kapelle sowie des Rittersaales. In letzterem erregt ein schön gearbeiteter Kamin Aufmerksamkeit. Der Perényi'sche Flügel ist eine einheitliche Schöpfung, die aus zwei Abtheilungen besteht, dem eigentlichen Wohnschloß und dem kleineren Gebäude, das dieses mit dem Thurme verbindet. An der Hofseite des dem Thurme angebauten Theiles befindet sich ein Säulengang von schönen Verhältnissen, der Halbstock der dem Bodrog zugekehrten Seite ist mit Erkern geschmückt. Das Hauptgebäude ist stockhoch. Die Rahmen dieser, sowie der hohen Erdgeschoßfenster an der Hofseite weisen geschnitzte Ornamente auf. Im jetzigen Bibliothekzimmer ist ein reich geschnitzter Kamin, dem im Thurm befindlichen ähnlich; seiner Inschrift nach war es „Alexander Sandrini lapicida", der im Jahre 1541



Das Schloß zu Nagy-Bittse, dessen Säulenhof, Thor und die Thür vom Hause der Verlobten.

hier arbeitete. Die Freude am Ornament und die ungewöhnliche Erfindungsgabe, ferner die hie und da bemerkbare Künstelei, sowie die Rohheit einzelner Formen verrathen den Meister des XVI. Jahrhunderts, der sich auch von Florenz Einiges angeeignet hat, zumeist aber unter oberitalienischem Einfluß stand. Der Spitzgiebel des Thores ist durch oberitalienische Derbheit gekennzeichnet; die doppelten und dreifachen Fenster nebst dem Ornament ihres Rahmens deuten auf Venedig, die Säulen des großen Fensters im Rittersaale auf Palladio.

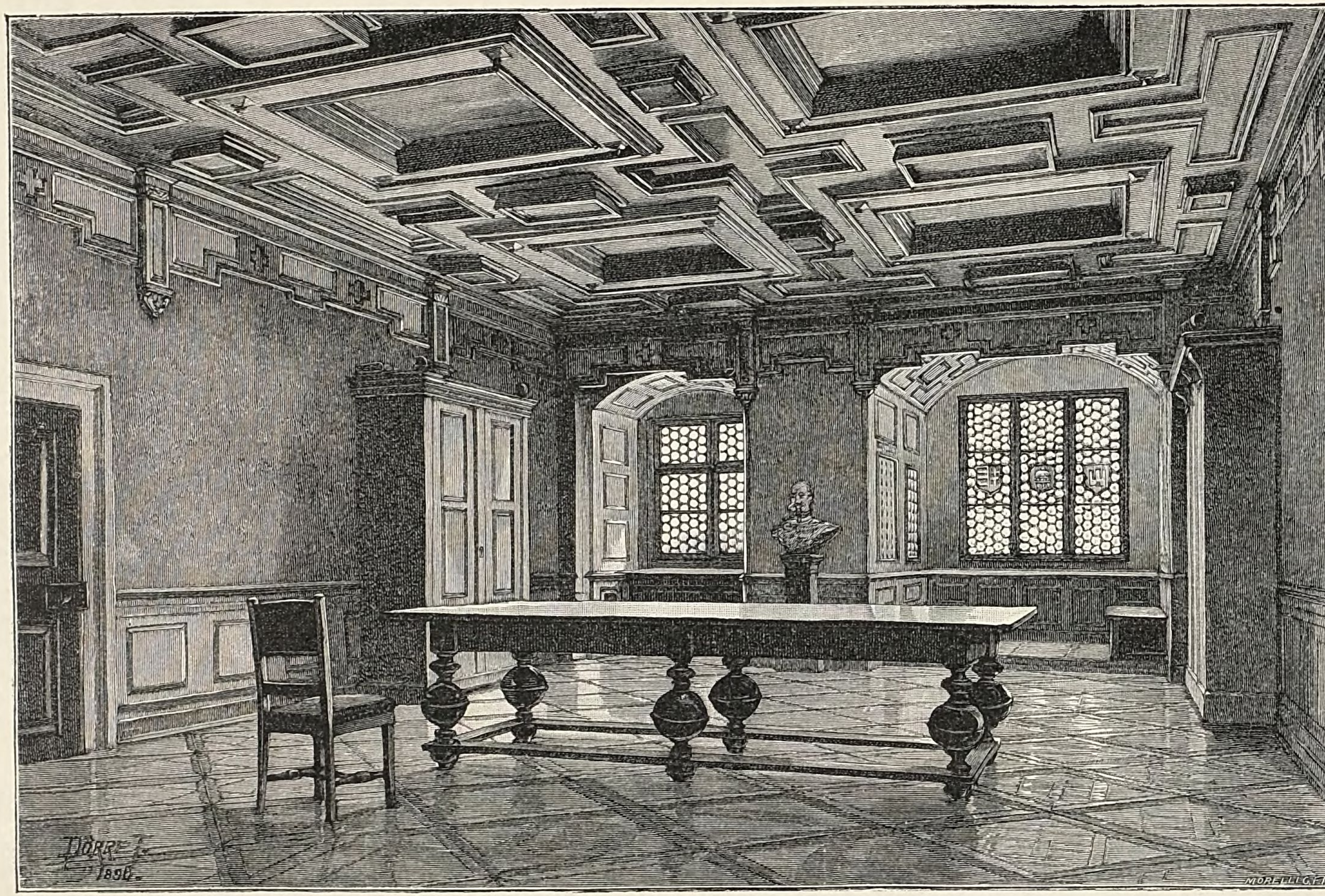
Obgleich die türkische Drohung unausgesetzt über dem Lande hing und die Verhältnisse auch sonst nicht günstig waren, fanden sich doch im Laufe des XVI. Jahrhunderts Mehrere, die der Aufenthalt in den umgestalteten Burgen nicht befriedigte, so daß sie sich in der Ebene Wohnsitze schufen, die der Bequemlichkeit besser dienten und dabei auch vertheidigungsfähig waren. Die dergestalt entstandenen „Castelle“ (Wohnschlösser) leisteten gleichfalls der Einbürgerung der Renaissance Vorschub. Das Castell zu Marksdorf (Márkusfalva) hat noch mehr den Charakter eines Festungswerks und bildet gleichsam einen Übergang von der Burg zum Schloß; die Wohngebäude erheben sich um den länglichen, mit vier Eckthürmen befestigten Hof. Gegenwärtig liegt es zum Theil in Trümmern. In der Zips ist das Castell von Stehre (Nagy-Eör) einer der ersten Vertreter der Architektur des XVI. Jahrhunderts, da die unter der Einwirkung des Zeitgeistes veränderte Lebensweise die drückende Unbequemlichkeit der Burgen abzuschütteln trachtet, aber auch noch nicht ganz auf die Anforderungen der Vertheidigung verzichten kann. Dieser Bau ist durch den berühmten Gelehrten und warmen Freund theologischer Disputationen, Gregor Horváth-Stansith von Gradecz im anmuthigen Popperthal zwischen 1580 und 1590 aufgeführt worden. Er ist freistehend, viereckig und einstöckig; den mürrischen, trotzigen Ernst der schweren, ungegliederten Masse steigern noch die vier viereckigen Eckthürme, mit ihrem aus Renaissanceformen gebildeten Zinnenkreuz. In Anordnung und Aufbau ähnlich ist das Castell zu Brunócz im Neutraer Comitate. Es wurde zwischen 1690 und 1695 durch den Grafen Nikolaus Bercsényi, den berühmten General Franz Rákóczi's II. erbaut. Ursprünglich war es ein durch Wall und Graben vertheidigtes viereckiges Gebäude. Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde der dem Waagfluß zugekehrte Flügel demolirt, wodurch es die damals moderne Hufeisenform erhielt, mit drei Flügeln, die einen offenen schmalen Hof umgeben. Gleichzeitig wurde die Umfassungsmauer abgetragen und der Graben ausgefüllt. Der einzige Eingang hatte einst eine Zugbrücke. An den vier Ecken erheben sich derbe, viereckige Thürme, deren einer unvollendet ist. Die Zwiebelkuppeln der Thürme stammen gleichfalls aus dem XVIII. Jahrhundert. Von dem gewaltigen einstöckigen, einst ebenfalls mit Wall und Graben befestigten Castell zu Nagy-Bossány im Neutraer Comitate stehen nur die Hauptfronten, ein Theil des linken Flügels und zwei große, sechseckige



Das Rathhaus zu Bartfeld.

Eckthürme, die als Depot einer Lederfabrik dienen und dem gänzlichen Verfall entgegengehen. Das Kastell Nagy-Bittse, unfern der Waag im Trentschiner Comitate, ist das umfangreichste derartige Gebäude des XVI. Jahrhunderts. Wie der erhalten gebliebene Graben zeigt, nimmt es die Stelle einer alten Wasserburg ein. Laut der Thoraufschrift wurde es im Jahre 1572 durch Franz Thurzó, den Apostaten, einst Bischof von Neutra, erbaut, 1605 nach einer Feuersbrunst durch dessen Sohn Georg, den prachtliebenden Palatin, wieder hergestellt, ohne jedoch seinen ursprünglichen Charakter einzubüßen. Die in zwei Höfe getheilte Baufläche bildet ein regelmäßiges Viereck, das auf drei Seiten durch den alten Graben, auf der vierten durch eine niedrige, dem Bächlein folgende Mauer umfaßt war. An der Nordseite betritt man durch die den Bach überbauende, einst mit Zugbrücke versehene, niedrige Thorhalle den Vorhof, an dessen jenseitigem Ende das „Haus der Verlobten" steht. Dieses zeigt an der stockhohen Façade stark beschädigten Sgraffitoschmuck; seine schöne Thüre, die die Jahreszahl 1601 trägt, ist mit Reliefs verziert, die noch Spuren von Polychromie zeigen. Durch eine vordem gleichfalls mit Zugbrücke versehene Thorhalle betritt man den zweiten Hof. Dieser umzieht als enger Gang das viereckige Schloß, an dessen vier Ecken sich runde Thürme bis zur Höhe des Baues erheben. In der Mitte des der Thorhalle gegenüberliegenden Flügels erhebt sich ein mächtiger viereckiger Thurm, mit Spuren eines Wandgemäldes, welches Maria mit dem Jesuskinde darstellte. Durch das Erdgeschoß dieses Thurmes führt ein Thor in den Hof, dessen unteres und oberes Geschoß mit Arcaden umzogen ist; so großartig wie die Säulengänge der italienischen Paläste sind diese nicht, ihre Formen sind nicht correct genug, ja mitunter ungefüge und der plastische Schmuck deutet auf keine sehr gewandte Hand, doch machen diese Arcaden dank ihren richtigen Verhältnissen einen heiteren Eindruck und sind die bedeutendste derartige Leistung in Oberland. Von dem Meister schweigt die Chronik. An die Wände des oberen Säulenganges wurden in späterer Zeit, als Nachahmung von Sgraffiti, 26 überlebensgroße, historische Figuren (Romulus, Artaxerxes, Attila, Hunyadi und Andere) gemalt. Die umgewandelten und vernachlässigten Säle des Schlosses dienen jetzt als Amtslocalitäten.

Unter den städtischen Bauwerken gebührt der Vorrang dem von 1505 bis 1511 erbauten Rathhause zu Bartfeld (Bártfa). Kein zweites Baudenkmal im Lande läßt so charakteristisch erkennen, wie die Renaissancekunst selbst an den neu entstehenden Bauten im Wege der Abfindung und mehr auf Einzelheiten beschränkt ihren Raum gewann. Die Anlage des Rathhauses als ein einziger Flügel von 16 Meter Breite und 28 Meter Länge, der Spitzgiebel über der südlichen und der nördlichen Schmalseite, auch Gliederung und Ornament des Kranzgesimses sind von gothischem, dagegen der Aufbau des aus Werksteinen erbauten Erkers in der Mitte der östlichen Langseite entschieden von

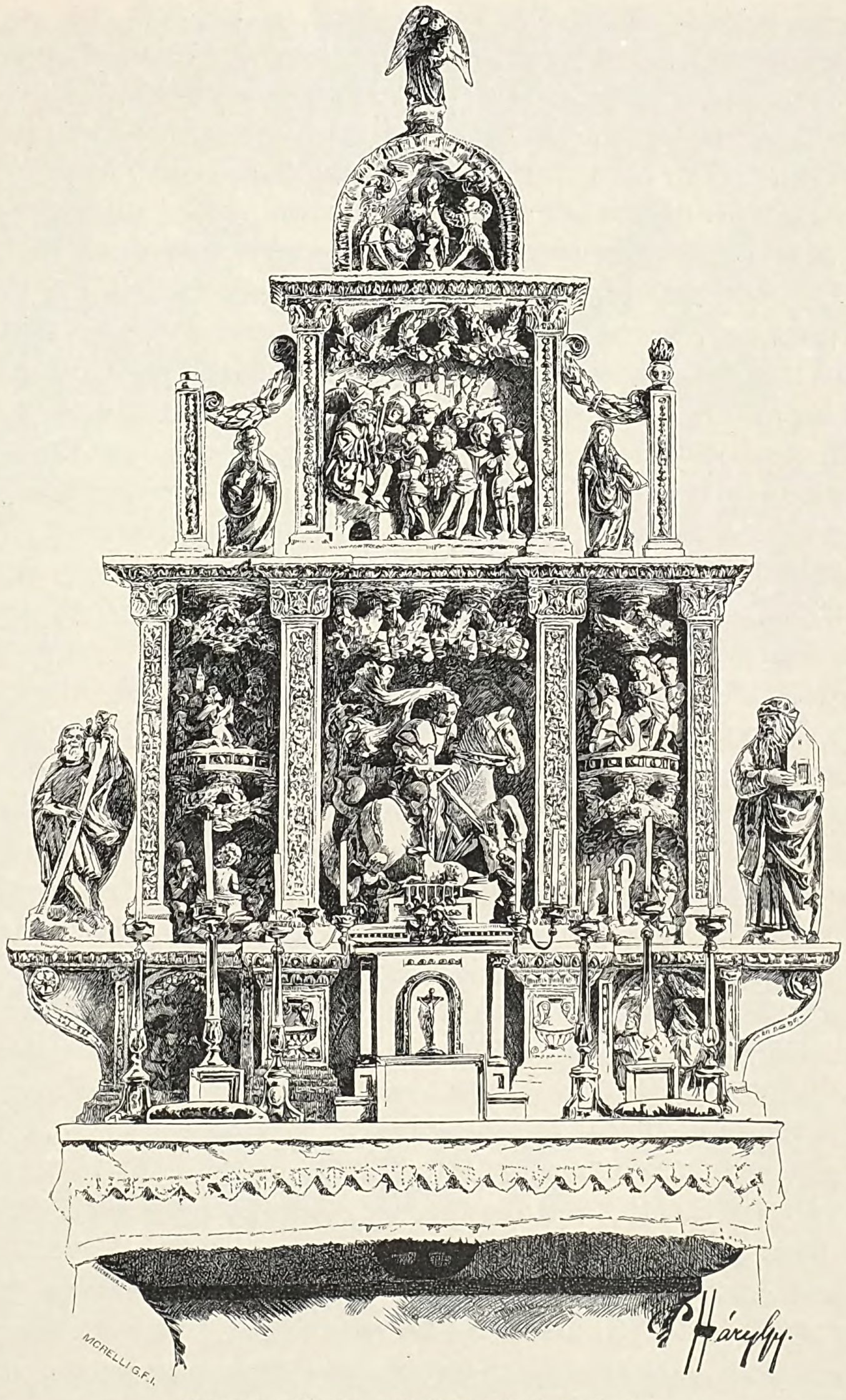


Rathssaal im Stadthause zu Preßburg.

Renaissancecharakter, doch zeigen diese Details das eigenthümlichste Gemisch von Elementen gothischer und Renaissancekunst. So sind z. B. die beiderseits am Erker aufsteigenden Pfeiler vermöge ihrer Gliederung gothisch, die Brüstung aber, deren Docken, die Fenster und ihre Gesimse Renaissance. Das Nämliche sieht man im Innern an den drei Thüren, die durch reichere Verzierung auffallen. Alle drei haben horizontale, in der Renaissanceweise gegliederte Gesimse, dagegen sind die Laibungen ihrer Rahmen durch Rundstab und Kehle gegliedert, ihr Ornament aber ist theils aus ununterbrochenem Bandgeflecht, Blattgewinde, Perlenreihen u. dgl., theils aus wechselnd aneinandergefügten Elementen combinirt. Die Fenster haben durch spätere Umgestaltung ihre ursprüngliche Form verloren, daß sie aber der Renaissance angehörten, geht aus einem Posten der Baurechnungen hervor, wonach Meister Alexius im Jahre 1507 für Fenster im italienischen Geschmack (pro fenestris italicalibus) zwölf Gulden bekam.

Hier vermochte die Renaissance selbst nach sechzig Jahren nicht zur vollen Geltung zu gelangen, wie das Denkmal in der Nähe der Landstraße nach Zboró bezeugt, das an der Stelle, wo Kaspar Serédi plötzlich gestorben, noch in demselben Jahre, 1566, von einem Bartfelder Steinmetz errichtet wurde. Dieses kleine, einfache, dreieckige Denkmal ist ein ebensolches Gemisch von gothischen und Renaissance-Elementen, wie das Bartfelder Rathhaus.

Auch der Rathssaal im Preßburger Stadthause zeigt ein charakteristisches Beispiel, wie die neue Kunst im Laufe des XVI. Jahrhunderts heimisch wurde. Ursprünglich hatte der Rathssaal, im Einklang mit dem Baucharakter des Stadthauses, eine gothische Wölbung. Im XVI. Jahrhundert schlugen sich jedoch die Stadträthe auf die Seite der neuen Kunst und verdeckten um das Jahr 1577 das gothische Gewölbe ihres Rathssaales durch eine flache Holzdecke im Renaissancestil, die aus vier Holzgattungen gearbeitet und durch eiserne Klammern an der Basis des alten Gewölbes befestigt ist. Die einfache Regelmäßigkeit der geometrisch geformten Cassetten dieser Decke ergibt eine schwere Gliederung, die jedoch durch die Farbenunterschiede der vier Holzgattungen belebt wird. In dem nämlichen Jahrhundert wurde der stockhohe Säulengang längs des nördlichen Flügels des Stadthauses erbaut; seine einfache, leichte Construction verleiht dem Hofe ein heiteres Gepräge. In dieser und jener Stadt finden sich dem XVI. Jahrhundert entstammte Häuser, deren Thore Renaissanceformen zeigen. In Tyrnau ist das Thor des alten Seminars von Rusticapfeilern flankirt, die der Spätrenaissance entsprechenden abgeschnittenen Schenkel des Giebels sind jeder mit einem Löwen, der zwischen diesen aufsteigende halbkreisförmige Giebel aber ist mit dem Wappen des Bauherrn, Erzbischofs Nikolaus Oláh (1493 —1568) geschmückt. Erwähnenswerth sind noch in Tyrnau das gleichfalls mit Rusticapfeilern eingefaßte Thor des jetzigen Gymnasiums, in Bartfeld zwei Hausthore am Hauptplatze mit den Jahreszahlen 1518 und 1566.

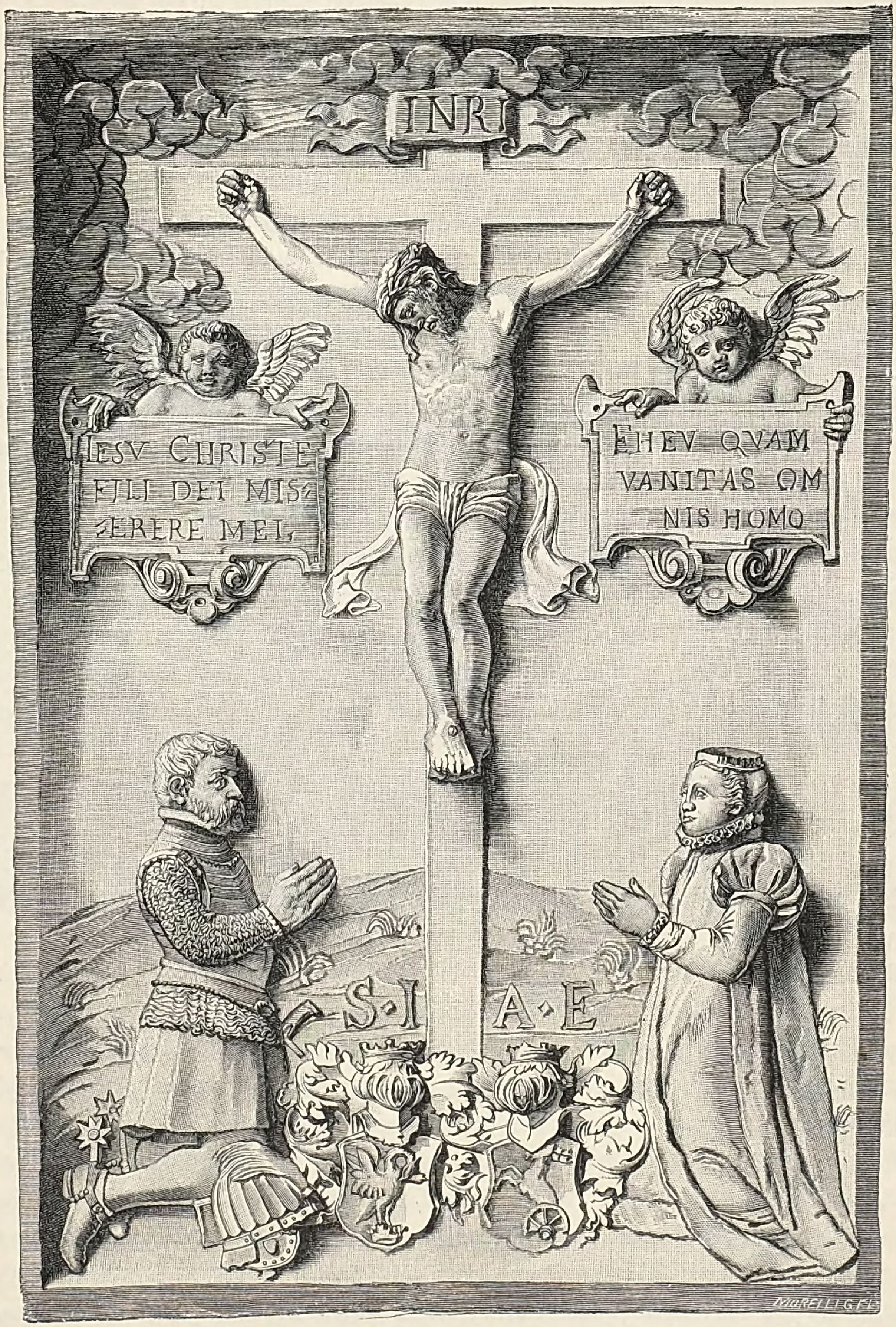


Hochaltar der Pfarrkirche zu St. Georgen (Preßburger Comitat).

Auf kirchlichem Gebiete stieß die neue Kunst auf Hindernisse, und zwar im XV. Jahrhundert auf die Zähigkeit des gothischen Stils, im XVI. auf die einreißende Unthätigkeit. Selbst zur Schaffung von Details bot sich nur wenig Gelegenheit. Demnach ist das Wenige, das auf diesem Gebiete entstand und erhalten blieb, von nicht geringem Werth, insofern es als Beweis dient, daß es italienische Meister waren, durch welche die neue Kunst bis in den nördlichsten Theil des Oberlandes getragen wurde. Im Dorfe Héthárs des Sároser Comitats zeigen das südliche und westliche Portal der kleinen gothischen Kirche, sowie die als Sacramentshäuschen dienende Wandnische im Inneren Renaissanceformen, denen man selbst in ihrem jetzigen schadhaften Zustande die einstige Correctheit der Arbeit ansieht. Laut einer Inschrift am Südportal wurden diese Details 1513 durch Meister Vincenz von Ragusa gearbeitet. Die Hand des nämlichen Meisters verrathen die südlichen Portale der Pfarrkirchen zu Berzevicze und Kis-Szeben, gleichfalls im Sároser Comitat; das zweite wird durch einen schön verzierten Renaissancerahmen und einen aus zwei Delphinen gefügten Giebel besonders beachtenswerth.

Auch die Ausstattungsgegenstände der Kirchen litten um diese Zeit sehr unter der Unthätigkeit. Das einzige bemerkenswerthe Denkmal ist der Hochaltar der Pfarrkirche zu St. Georgen (Preßburger Comitat), doch entschädigt dieser durch sein kunstgeschichtliches Interesse für Alles, was etwa untergegangen. Er ist ein würdiges Seitenstück zum Altar in der Bakocz-Kapelle zu Gran, diesem hervorragenden Werke des Baumeisters und Bildhauers Andrea Ferrucci da Fiesole. Jener vertritt die florentinische Kunst, dieser die Schule des Schweizer Cantons Tessin, wo die italienische Kunst einen äußersten nordwestlichen Ableger hatte. Beide stehen im Lande einzig da. Die Tessiner Schule war ungemein zahlreich und productiv; die Bildhauer-Baumeister von Como und Lugano verbreiteten sich schon im XIV. Jahrhundert über die Lombardei; im XV. Jahrhundert gelangten sie bis nach Venedig und Neapel; auch diesseits der Alpen tauchen sie da und dort auf. Besteller und Verfertiger des Altars sind dem Namen nach unbekannt, auch die Entstehungszeit im Allgemeinen ist bisher nicht ermittelt; vermuthlich stammt er vom Ende des XV. Jahrhunderts und verdankt seinen Ursprung einem der Grafen von Bösing und St. Georgen, vielleicht dem Sohne Johanns III., Graf Georg II. Dieser hat Italien zweimal besucht: 1452 begleitete er Kaiser Friedrich III. nach Rom und 1476 Beatrix, die Braut Mathias' I., an der Spitze einer Schar von 800 Reitern von Neapel nach Ungarn.

Dieser aus weichem Kalkstein gearbeitete und reich verzierte Altar ist ein 2·34 Meter breites und fast 3 Meter hohes, schwach gegliedertes, doch nach Construction und Form in sich abgeschlossenes bauliches Gebilde, das den Zweck hat, als Ständer und Rahmen für plastische Werke zu dienen. Der an gothische Flügelaltäre erinnernde Bau und die Anordnung der Blumengewinde, die bald an Maßwerk, bald an den Strebebogen der



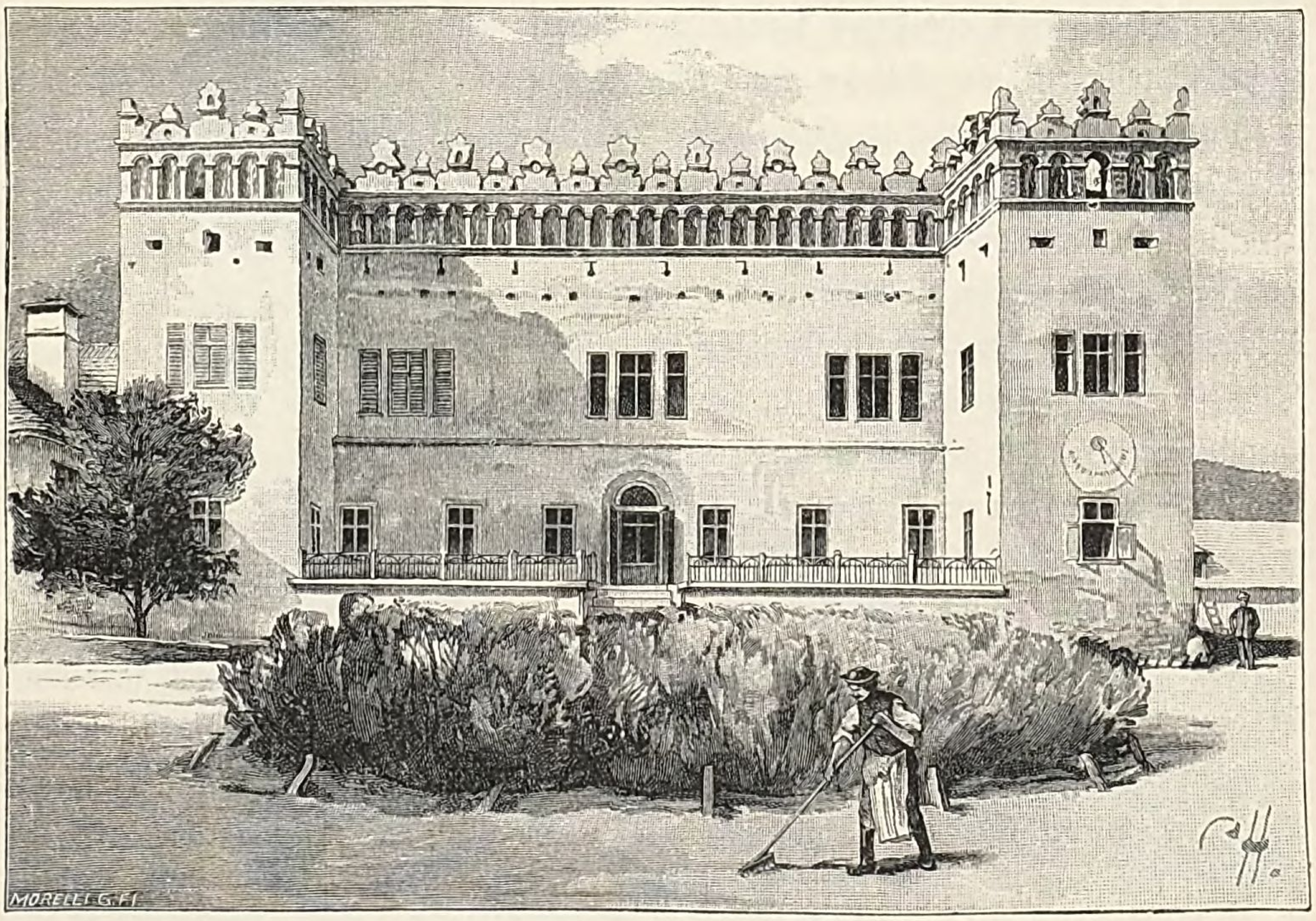
Relief vom Grabdenkmal der Anna Erdödy in der Krönungskirche zu Preßburg.

gothischen Construction gemahnt, sind Beweise, daß der Urheber nicht ganz mit den gothischen Überlieferungen zu brechen vermochte, also mit der Schule der Bildhauer-Baumeister in Como übereinstimmt, die am längsten unter dem Einfluß der gothischen Kunst verblieb, ja sich an deren Ausbreitung in der Lombardei betheiligte. Der außergewöhnliche Reichthum des Ornaments aber entspricht der anderen charakteristischen Eigenschaft dieser Schule, in ihrer Verzierungslust das Bauwerk mit Bildwerk zu überladen, ja zu erdrücken. Die vier freistehenden Figuren sind die Heiligen Christoph, Leopold, Barbara und Katharina von Alexandrien. Von den neun, in den Rahmen des Aufbaues gefügten Scenen stellen die an der Predella befindlichen die Geburt Christi und die Flucht nach Egypten vor; in der Mitte besiegt St. Georg den Drachen; in dem Rahmen über ihm steht er vor dem Kaiser Diokletian; in dem obersten, überhöhten Halbkreisrahmen schießen römische Bogenschützen auf den heiligen Sebastian; auch die beiden Seitenflügel enthalten Märtyrerscenen. Die Figuren sind beinahe freistehende Statuen. Ihre unrichtigen Verhältnisse, die übermäßig langen, gespreizten Beine, die starren Geberden deuten auf Mangel an anatomischen Kenntnissen, ihre Eckigkeit aber auf Mangel an Sinn für schöne Form. Dagegen drücken ihre Bewegungen die Handlung gut aus, ja sie haben zum Theil dramatische Lebendigkeit; die Ausführung ist roh.

Ein erwähnenswerthes Einrichtungsstück ist ein Betstuhl in der Festungskapelle zu Käsmark; seiner Form nach einfachere Tischlerarbeit, ist er doch sehr interessant wegen der farbigen Holzintarsia, die seine beiden Seiten schmückt und das geräumige Innere eines Gebäudes, mit Wölbung und Säulen, sowie in zwei Medaillons die Brustbilder eines Mannes und einer Frau vortrefflich wiedergibt. Er ist von den dortigen Meistern Johann und Christoph Lang 1544 verfertigt.

Die Spuren der deutschen Renaissance zeigen sich in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Während einerseits die gothischen Grabplatten bis Ende des Jahrhunderts gebräuchlich blieben, entstanden andrerseits auch Grabmäler, die mit den zähen Überlieferungen brachen. Auch diese fügen sich in die Wand der Kirche oder in irgend einen Pfeiler ein, sind aber vermöge ihres aus Säulen, Karyatiden und ähnlichen Elementen gebildeten Rahmens eher architektonische Werke, an denen die das deutsche Renaissance-ornament charakterisirenden gebogenen und gerollten Formen Platz finden. Ihr Material ist verschieden: Bronze, rother und weißer Marmor, Schiefer, Sandstein und gelblicher Kelheimer Kalkstein. Sie bestehen meist aus zwei Feldern, die durch den architektonischen Rahmen zusammengefaßt sind. Das eine Feld ist mit einer redseligen Grabschrift ausgefüllt, in dem anderen befindet sich eine Reliefdarstellung des zu Füßen des Schmerzensmannes oder des Gekreuzigten knieenden Verstorbenen und seiner Angehörigen. Die Reliefs sind meistens fein ausgearbeitet, die Gestalt Christi zeugt von anatomischen Kenntnissen,

der Verstorbene und seine Angehörigen sind individuell erfaßte, überraschend charakteristische Figuren und geben die damalige Tracht der hochadeligen und bürgerlichen Classe wahrheitsgetreu wieder. Von den Grabmälern der Preßburger Krönungskirche gehören vier in diese Gruppe. Das Denkmal der Barbara Widman, ein Bronzeguß aus dem Jahre 1548, ist das Werk einer künstlerisch weniger geschulten Hand; in seinem von zwei Renaissancesäulen flankirten Felde sitzt der Schmerzensmann auf einem Sarge und zu seinen Füßen beten knieend zwei Männer, zwei Knaben, zwei Frauen und vier Mädchen.



Schloß zu Fries im Sároser Comitat.

Das rothe Marmordenkmal des Wolf Saurau (1563) ist einfacher. Die Grabmäler der um 1577 verstorbenen Anna Erdődy, ersten Gemalin des Palatins Stefan Illésházy, und des Wolfgang Kégl (1587) sind zweifellos Arbeiten ein und desselben Meisters. Dafür spricht die gleiche Vortrefflichkeit der Reliefs, welche die der beiden anderen weit überragen. Das Denkmal des Vice-Burghauptmanns von Preßburg, Jakob Mordax, und seiner Frau, in der Kirche zu St. Georgen (1572), ist kleiner und einfacher; sein charakteristischer deutscher Renaissancerahmen ist von grauem Sandstein, sein Relief von gelblichem Kelheimer Stein. Zwischen den Angesicht zu Angesicht knienden Eheleuten erhebt sich eine Leiter und auf dieser steigen drei Engel empor, deren unterster auf die

Frau deutet; in den Wolken ist Gottvater mit Engeln zu sehen. Hieher gehören ferner zwei in der Mauer der Kirche zu Waag-Bistritz befindliche Reliefs aus rothem Marmor, die lebensgroßen, knienden Gestalten des 1623 verstorbenen Sigismund Balassa und seiner Gemalin, der königlich polnischen Prinzessin Zborovska in individueller Charakteristik. Die weibliche Gestalt zieht durch die außerordentlich feine Ausarbeitung ihres spitzenbedeckten Kleides, der mützenförmigen Kopfzierde und der Schmucksachen die Aufmerksamkeit auf sich. Möglicherweise sind diese beiden Reliefs für ein durch einen architektonischen Rahmen zusammengefaßtes Grabmal gearbeitet, dem auch ein in der Vorhalle der Kirche eingemauertes Relief angehören könnte. Auf diesem sieht man zu Füßen des Crucifixes rechts Balassa mit vier Söhnen, links seine Gemalin mit drei Töchtern kniend beten, während im Hintergrunde angesichts der Stadt Jerusalem Christus gekreuzigt und um seine Kleider gewürfelt wird; zwei Karyatiden flankiren diese Scene pilasterartig. Die Arbeit ist ziemlich schwach, das Material weißer Marmor. Neben diesen Werken tauchen gleichsam als Vorboten der Mode des kommenden Jahrhunderts einige säulengeschmückte Grabmäler im Geschmack der italienischen Renaissance auf. So das Denkmal des Erlauer Bischofs Johann Cherödi (1597) in der Collegiatskirche zu Tyrnau, mit der im Gebet knienden Reliefgestalt des Verstorbenen von weißem Marmor, zwischen correct gebildeten Säulen mit Schäften von rothem und Capitälen von weißem Marmor. In der Kirche zu Leutschau folgt das Grabmal des Georg Triebel (1593) italienischer, das des Georg Engelhart (1598) deutscher Renaissance.

Die charakteristischeste und werthvollste Schöpfung der deutschen Renaissancekunst ist der Zierbrunnen auf dem Rathhausplatz zu Preßburg, laut den daran befindlichen Inschriften zwischen 1563 und 1572 errichtet. Das direct aus dem Boden aufsteigende Becken ist an jeder seiner acht leicht geschweiften Flächen mit einer schön gemeißelten Maske verziert; dem aus der Mitte des Beckens aufsteigenden, reicher gegliederten Schafte sind vier runde, mit Masken geschmückte wasserspeiende Schalen angefügt; der zwischen diesen aufragende Schaft hat gleichfalls vier wasserspeiende Masken, über denen der Raum mit vier nackten Karyatiden ausgefüllt ist; die Häupter derselben tragen einen würfelförmigen Sockel, und auf diesem steht, als Krönung des Brunnens, eine geharnischte Figur mit Schild und langem, geradem Schwert, nach der Überlieferung die Gestalt des Kaisers und ungarischen Königs Maximilian.

Die Bestrebungen der nationalen Bewegungen und der Gegenreformation im XVII. Jahrhundert spielten sich größtentheils in dem von den Türken verschonten Theile des Oberlandes ab. In ihrem Verlaufe waren mehrere Familien zu großer politischer Macht gelangt; nacheinander tauchten die Namen auf, deren Träger in dieser Epoche des nationalen Lebens entscheidende Rollen spielten. Unter diesen und der im Vergleich mit dem

vorigen Jahrhundert etwas lebhafteren Bauthätigkeit zeigt sich ein intimer Zusammenhang. Die Faktoren in der Politik sind zugleich die hervorragendsten Bauherren. Dies zeigt sich ganz augenfällig in der Familie Esterházy, die jetzt in den Vordergrund tritt. Palatin Nikolaus (1625) legte durch Erbschaften, königliche Schenkungen, Pachtverträge und Erwerbungen den Grund zu einem märchenhaften Reichthum. Überraschend paaren sich in ihm politischer Sinn und Baulust. Und diese beiden charakteristischen Züge erben sich mit seltener Folgerichtigkeit in der Familie fort, deren Mitglieder sich in fünf Generationen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens und der Bauthätigkeit hervorthun. In der Politik



Kirche zu Szinye, Sároser Comitat.

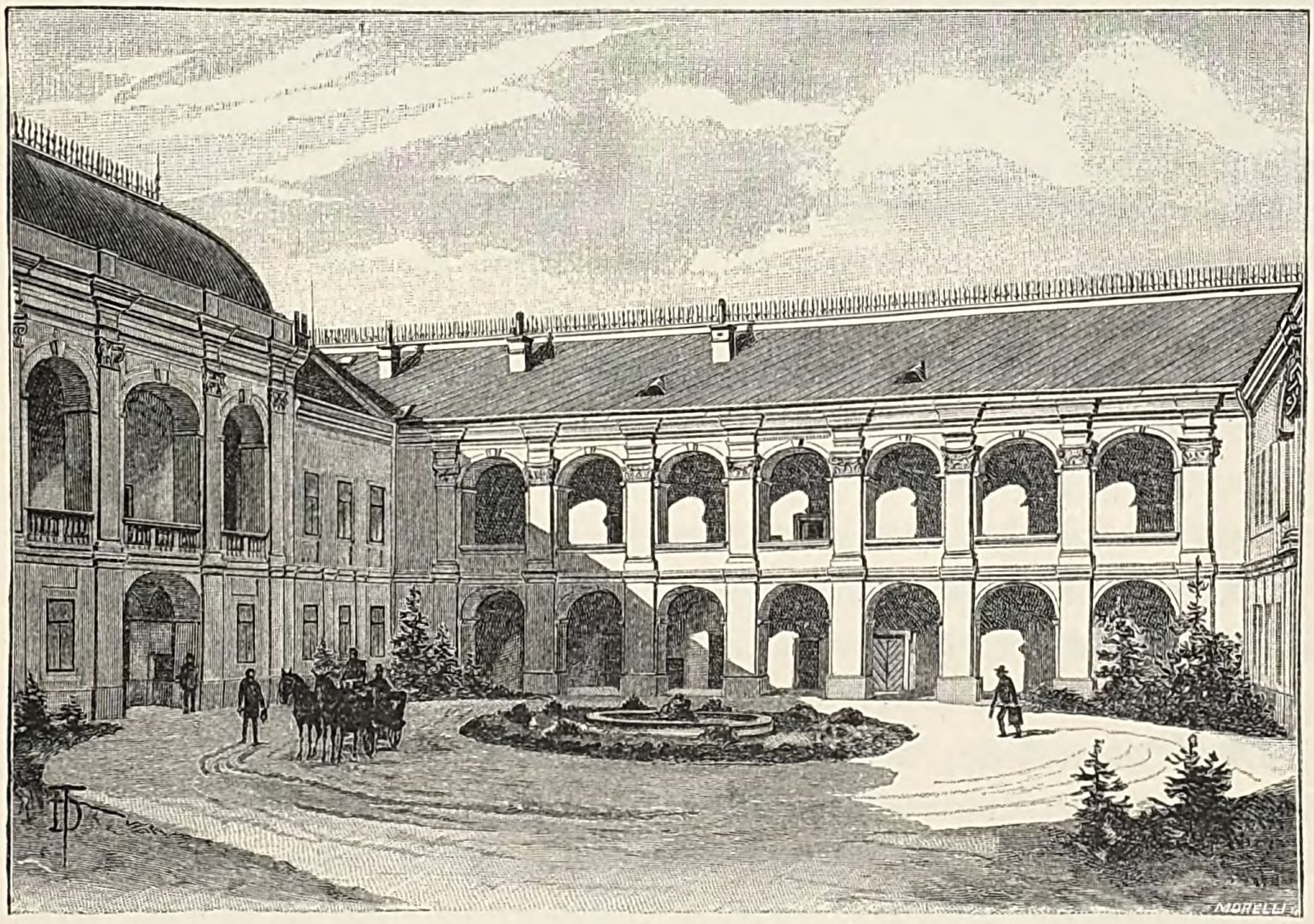
siegte die Richtung, in der die Esterházy als Staatsmänner, Heerführer und Kirchenfürsten wirkten, und gleichzeitig steigerte sich in dem Einen und Anderen die Baulust zur Leidenschaft.

Die Aufgaben der Baukunst waren auch zu dieser Zeit zumeist weltlicher Art. Die Vornehmen bauten sich auf ihren ländlichen Besitzungen Schlösser. Es sind dies behagliche Heimstätten einer höher gebildeten Lebensführung; ihr friedsames Äußere zeigt,

daß für die Sicherheit ihrer Bewohner der Staat eintritt; allenfalls erinnern noch hervorspringende Eckthürme an die älteren Burgen. Der Handelsverkehr, der sich vordem in nord-südlicher Richtung bewegt hatte, war durch die Türkenfurcht nach Osten und Westen abgelenkt, was für die meisten Städte einen bedeutenden Rückgang ihres Wohlstandes und, im Zusammenhang damit, auch der Baulust des Bürgerthums bedeutete; die in den Städten entstandenen Bauwerke führen größtentheils adelige Namen. Die Thätigkeit der Gegenreformation äußert sich vorläufig blos in der Erbauung mehrerer Kirchen. Im Allgemeinen ist es die Barockkunst, deren Einbürgerung sich in diesem Jahrhundert vollzieht, allein die Bauthätigkeit hat keinen einheitlichen Charakter.

Die Comitate Sáros und Zips bildeten im XVII. Jahrhundert architektonisch eine besondere Insel. Ihre um diese Zeit entstandenen Bauten weisen ungewöhnlich reiche Bekrönungen auf. Unter dem schwach gegliederten Hauptgesimse läuft eine aus dichtgestellten Pfeilern und Rundbogen gebildete Blendarkade als Gesimsband um das ganze Gebäude, und darüberhin bilden entweder gleich auf dem Hauptgesimse oder auf der mäßig hohen Attika Reihen von größeren und kleineren, verschieden geformten Giebeln einen Zinnenkranz. Diese hie und da mit arabischen Ornamentformen gemischten und an die venezianische Architektur anklingenden Gesimsbänder und Zinnen, zu denen sich mitunter noch in Sgraffito ausgeführte Ornamente und figürliche Darstellungen gesellen, verleihen dem sonst einfachen und in seinen Verhältnissen schwerfälligen Gebäude eine eigenthümliche Lebendigkeit. Solche oder auch nur entfernt ähnliche Bekrönungen kommen sonst in keiner Gegend des Landes vor, desto häufiger in den diesen beiden Comitaten benachbarten Theilen Polens. Dieser Art ist z. B. die Krakauer Tuchhalle, die ihre jetzige Gestalt durch Neubau nach dem im Jahre 1557 ausgebrochenen Brande empfing. Unter den Meistern, welche die Modelle der zum Prunksaal dieser Halle emporführenden Freitreppe gefertigt haben, ist auch ein Meister Johann Fabricius von Padua erwähnt. Auf ungarischem Gebiete sind die ältesten die Giebelaufsätze der Burg zu Nagyör (1570 bis 1590), des mit Sgraffito verzierten Glockenstuhles zu Käsmark (1596) und der Westseite der im Jahre 1601 neu aufgebauten Burg Nedecz. Aus diesem Umstande ist zu schließen, daß beide Comitate ihre eigenthümliche Architektur im XVII. Jahrhundert von Polen entlehnt haben. Doch wird die Priorität Polens in diesem Punkte dadurch aufgewogen, daß bei den Gebäuden im Sároser und Zipser Comitate diese Art von Bekrönung zur allgemeinherrschenden, ja sozusagen unentbehrlichen wurde; außer den neugebauten Schlössern und städtischen Häusern wurden auch die Kirchthürme und die neben den Kirchen stehenden Glockenstühle der Reihe nach mit solchen Bekrönungen versehen. Die bis ans Launenhafte gehende Mannigfaltigkeit dieser Bekrönungen bekundet eine ungewöhnliche Erfindungsgabe, deren sich die Baumeister dieser Comitate erfreut haben müssen. Die drei erwähnten Bauten, das Schloß zu Nagyör,

der Glockenstuhl zu Käsmark und der Zinnenkranz der Burg Nedecz, zeigen einfachere Renaissanceformen; sie bestehen aus kleineren und größeren, regelmäßig abwechselnden Giebeln, die oben geradlinig oder halbkreisförmig abschließen und seitlich zwischen zwei schlanke Pilaster oder vielmehr Leisten gefaßt sind. Einen derartigen Zinnenkranz haben auch die Mauern und Thürme der durch Stefan Thököly im Jahre 1620 umgebauten Käsmarker Festung. An den reicher gestalteten mischen sich Formen der Renaissance mit solchen von orientalischem Charakter. So am Schlosse zu Frics im Sároser Comitat. Es ist ein Bau



Hof des Schlosses Zsigmondháza.

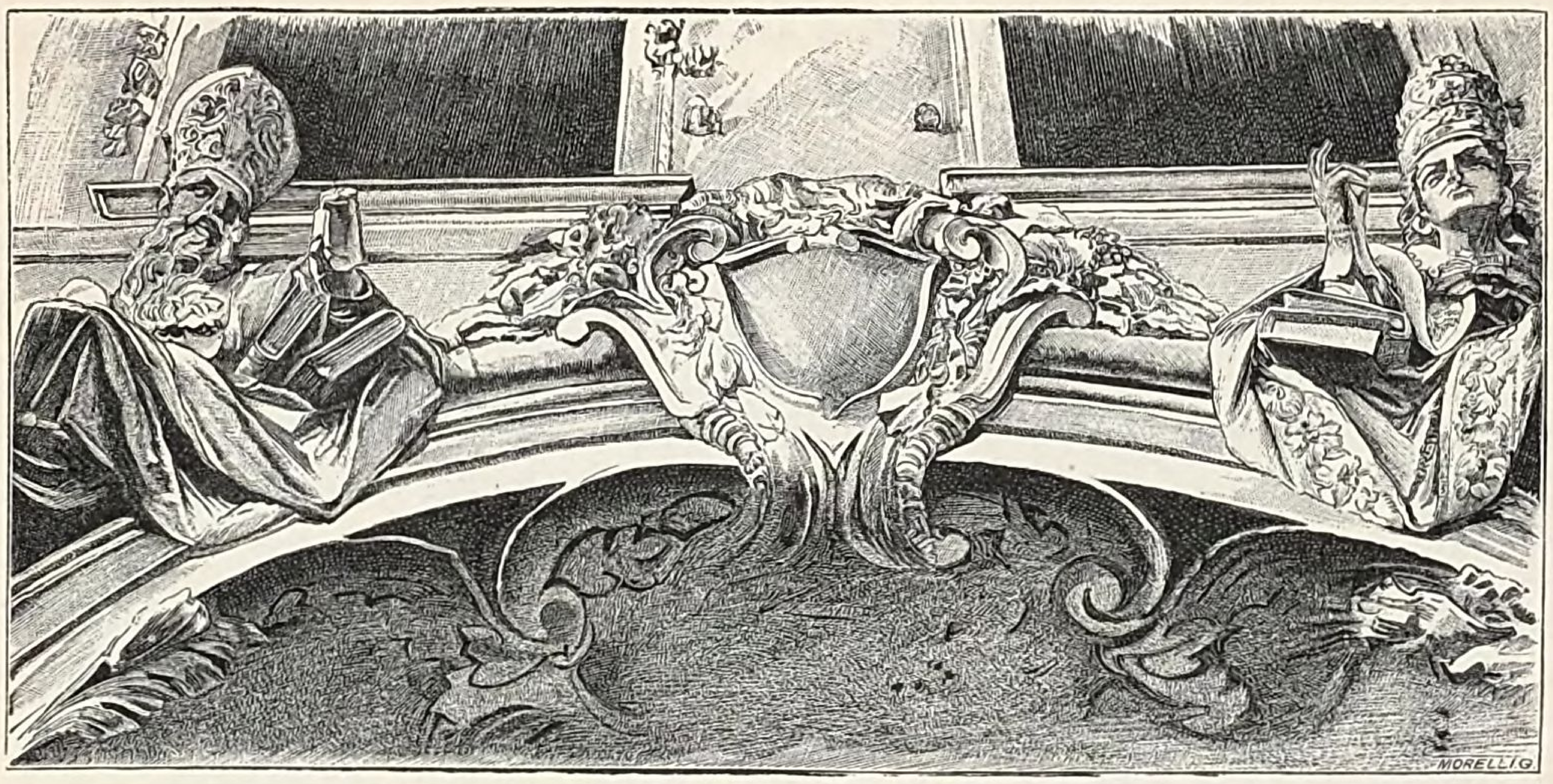
von französischer Anordnung, also ohne Hof; 30 Meter lang, 16 Meter breit, etwa 18 Meter hoch; die südwärts gewandte Hauptfronte von zwei viereckigen, massigen hervorspringenden Thürmen flankirt; als Gesimsband dient eine Blendarkade, deren 1·85 Meter hohe Felder durch Sgraffitodarstellungen mythologischen, symbolischen und historischen Inhalts, und zwar lebensgroße Figuren (Venus, Mars, Spes, Fides, Aeneas, Vitellius u. s. w.) belebt sind; auch die Giebel sind mit Sgraffito geschmückt, welches theils Laubornament, theils Figuren, Engelsköpfe, Löwen u. s. w. darstellt. Ein Fenstergesimse an der Nordseite hat eine Inschrift, welche den Valentin v. Bertholt (1623) als Bauherrn nennt, während am Rande der Hauptfaçade eine lateinische Inschrift in deutschem Renaissancerahmen besagt, daß Michael Sorger sie im Jahre 1630 erbaut hat. Von diesem Künstler sind keine anderen

Werke bekannt, doch schon das eine genügt, um ihn als einen der begabtesten Vertreter dieser Bauweise zu kennzeichnen. An das Schloß zu Fries erinnern das Sabina'sche Haus zu Klein-Zeben und das Thurzó'sche zu Leutschau. Später wurden Giebel beliebt, die aus Voluten, Balustern und anderen barocken Elementen gebildet waren. In der charakteristischesten Weise sieht man dies an mehreren Häusern zu Eperies, darunter dem Rákóczy'schen, sowie an zahlreichen Thürmen. Unter diesen sind erwähnenswerth die Kirchthürme von Deutschendorf (Poprád), Görgö, Jamnik, Mälter (Maldur), Nagyör, Georgenberg (Szepes-Szombat), sämmtlich in der Zips, dann im Sároser Comitat die von Komlós-Kereßtes, Felsö-Sebes, Palocsa und Szinye; der letztere ist der charakteristischeste von allen.

Aus den obenerwähnten Umständen, welche die Umgestaltung der mittelalterlichen Burgen bewirkten, folgt von selbst, daß die Zahl der Schlösser, die im XVII. Jahrhundert entstanden, nicht eben groß war. Dem Umfange nach genügen einige den Anforderungen der Bequemlichkeit, stehen jedoch an künstlerischem Werth sehr zurück. Zum Theil sind sie an der Stelle einer alten Burg erbaut, so daß die Lage und die noch bestehenden Umfassungsmauern ihnen den Charakter des Festungsmäßigen geben.

Das erste in der Reihe ist das Schloß zu Bösing (Bazin). Es ist durch den Palatin Stefan Illésházy 1608 an der Stelle einer ehemaligen Wasserburg erbaut. Einige Flügel, die das unregelmäßige Vieleck des geräumigen Hofes umgeben, stehen auf der Mauer, die sich längs des noch jetzt tiefen Grabens der Wasserburg erhebt, die übrigen Flügel sind mehr einwärts erbaut und daher von der Mauer durch einen schmalen Gang getrennt. Der ursprüngliche Charakter ist durch wiederholten Umbau verloren gegangen. Eigenthümer ist jetzt Graf Johann Pálffy. Sigmund Rákóczy, Fürst von Siebenbürgen baute zu Szerencs im Zempléner Comitat sein Schloß auf eine im XVI. Jahrhundert entstandene Wasserburg. Im Nógráder Comitat ließ Graf Sigmund Forgách 1612 auf den Trümmern der Burg Gács ein Schloß erbauen, dessen jetzt dreistöckiges längliches Viereck noch von Wall und Graben umgeben ist. Im Neutraer Comitat steht das durch Georg Berényi 1642 erbaute, später umgestaltete Schloß zu Bodok gleichfalls auf der Stätte einer alten Burg. Solche Schlösser waren die Muster, nach denen sich Emerich Balassa um die Mitte des Jahrhunderts zu Divény im Nógráder Comitat, angeblich in der Frist von sechs Monaten, sein Schloß erbaute und zum Schutze mit einer durch vier Thürme verstärkten Umfassungsmauer umgab.

Eine zweite Gruppe von Schlössern bewahrt noch in den vier vorspringenden Eckthürmen die Überlieferung des seither überflüssig gewordenen Vertheidigungszweckes. Unter diesen läßt das Schloß zu Blasenstein (Detrekö-Várallya), am Fuße der Burg Blasenstein (Detrekö) die Bauweise einer „im Thale sitzenden Zeit" am bezeichnendsten erkennen. Das jetzt verlassene Gebäude ist stockhoch, es hat einen viereckigen Hof und an jeder Ecke einen achteckigen Thurm, das Thor hat eine Rustica-Einfassung. Ähnlich steht das Rákóczy'sche



Detail aus den Stuckornamenten der Invalidenkirche zu Tyrnau.

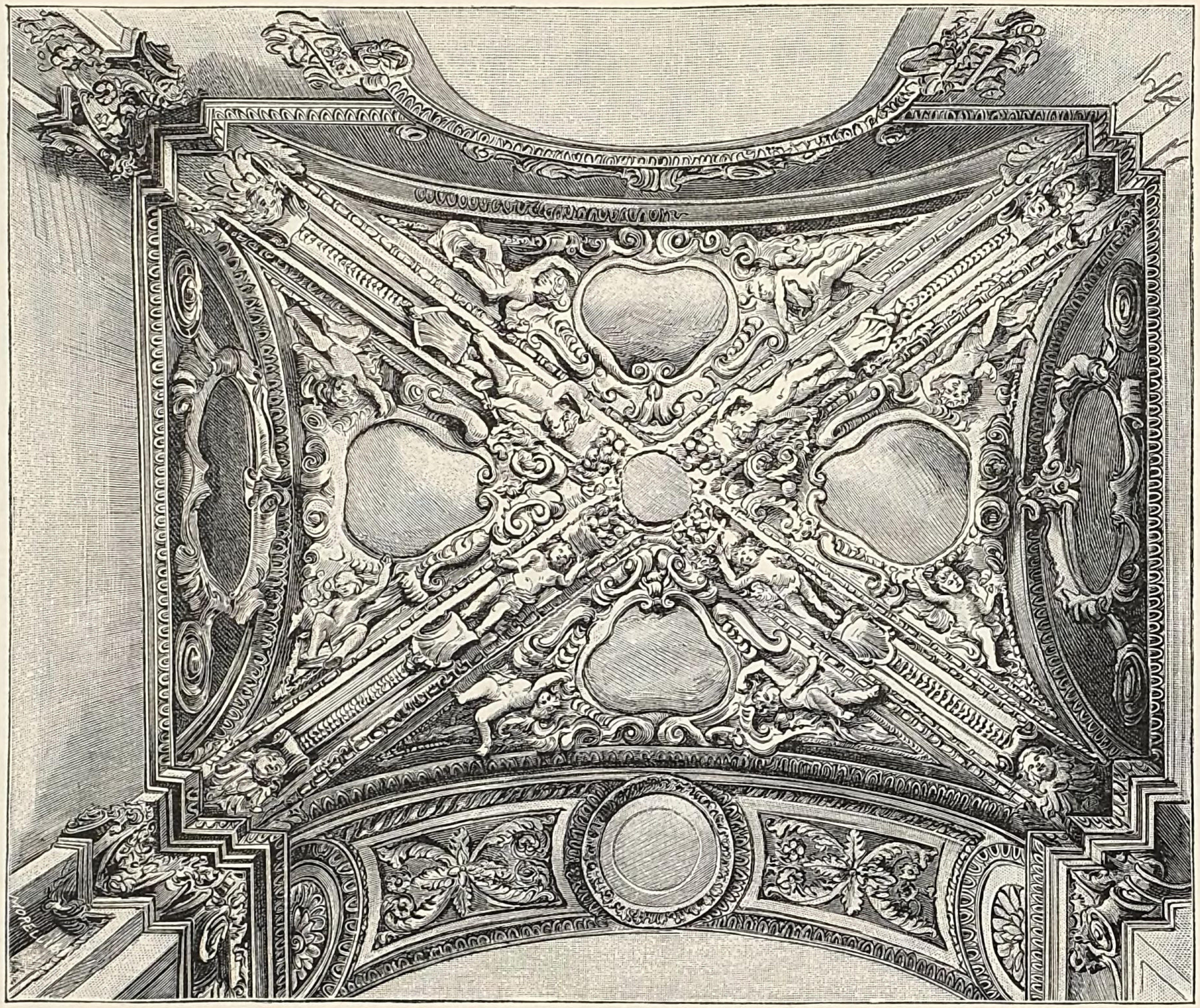
Schloß zu Zboró im Sároser Comitat in einem großen, mauerumschlossenen Hofe, an den beiden Ecken der Façade springen Rundthürme vor. Die gleiche Disposition zeigt das Schloß zu Nagy-Sáros (1617); es hat, wie das Schloß Luka im Neutraer Comitat, vier runde Eckthürme. Kleinere Gebäude dieser Art sind unter andern: im Liptauer Comitate das Rakovßky'sche Schloß zu Nagy-Selmecz (1636), im Sohler Comitate das Radvánßky'sche zu Radvány und das durch Thomas Benitzky 1667 erbaute Schloß zu Alsó-Micsinye. Ein mehr culturgeschichtliches Interesse knüpft sich an den stockhohen Flügel, welchen Susanne Lorántffy, Gemalin Franz Rákóczys I. um das Jahr 1650 der Burg zu Sárospatak angebaut hat. Am Schlosse zu Deméte (Sároser Comitat), das mit vier stockhohen Flügeln einen rechteckigen Hof umschließt, gemahnen höchstens die beiden geschlossenen Erker der Hauptfaçade an Schutzwehr; der Spitzgiebel des Thores, und dessen Consolen, sowie die der beiden Erker, fallen durch ihre ungewöhnlich rohen Renaissanceformen auf.

Im Trentschiner Comitat verräth Zsigmondháza durch die Lage und das ganze Äußere, daß bei seiner Erbauung nicht an Vertheidigung gedacht wurde; auch in künstlerischer Hinsicht übertrifft es, obgleich kein Meisterwerk ersten Ranges, andere Schlösser dieses Jahrhunderts. Der Name stammt von dem Erbauer, Sigmund Balassa. Das Schloß steht frei, Aller Augen sichtbar, auf sanftem Hügel, der einem höheren, den Waagfluß begleitenden Bergzuge vorgelagert ist. Es ist einstöckig und von ungemein schlichtem Äußern, das übrigens recht stattlich wirkt; ein vor kurzem ausgebrochener Brand, nach dem der damalige Besitzer ein niederes Dach aufsetzen ließ, hat den Eindruck verringert. Der viereckige Hof ist mit einem Pfeilergang umgeben. Die Formen der Pfeiler und sonstigen Details sind die einer verzopften Kunst, allein schon ihre schönen Verhältnisse verleihen dem

Hofe etwas Heiteres. Über dem Hauptthore entwickelt sich die Arkade zu einem Erker mit drei Öffnungen; diese und die Treppenhalle des nämlichen Flügels weisen den großen Zug der Barockkunst auf. Im Erdgeschoß des rückwärtigen Flügels befindet sich eine geräumige, durch eine Reihe einfacher Säulen getheilte sala terrena. Die Kapelle im Oberstock ist durch ihr hübsches Rococo-Ornament interessant. Der jetzige Besitzer ist Prinz Chlodwig zu Hohenlohe-Waldenburg.

Auf dem Gebiete der städtischen Baukunst ist nur eine bedeutende Thatsache zu verzeichnen: die Wiederherstellung des Rathhauses zu Leutschau im Jahre 1615, bei welcher Gelegenheit es an einer Lang- und einer Schmalseite einen Säulengang in Stockwerkhöhe vorgesetzt erhielt. Seitdem rühmt sich Leutschau des schönsten Rathhauses im ganzen Lande, wenigstens dem Äußern nach, das durch eine Renovirung in jüngerer Zeit wohl in Einzelnem verändert, in seiner Wirkung jedoch nicht geschädigt wurde. Aus dieser Zeit stammen auch die Laubengänge an der Hofseite einiger Bürgerhäuser in Leutschau. In Neusohl hat das Haus, Hauptplatz Nr. 31, an seiner schmalen Façade ein von zwei Säulen flankirtes Thor und darüber auf zwei Consolen einen geschlossenen Erker, dessen Brüstung mit roh gemeißelten biblischen Reliefs (Herodes und David) geschmückt ist. In Preßburg hat das zweistöckige Haus des Patriziers Andreas Segner (1648) ein Thor im Geschmack der deutschen Renaissance.

Die beiden eifrigsten Streiter der Gegenreformation, Peter Pázmány, Erzbischof von Gran und der Palatin Nikolaus Esterházy, begegnen sich auch auf baulichem Gebiete. Pázmány ließ für die durch ihn gegründete Universität Tyrnau ein umfangreiches Gebäude errichten, das jetzt als Invalidenhaus dient, Esterházy schenkte der einstigen Universität ihre Kirche. Diese eröffnete die Reihe der kirchlichen Bauten im XVII. Jahrhundert und steht auch an künstlerischer Bedeutung voran. Ihr Äußeres ist einfach, ja schmucklos; die stockhohe Façade ist durch zwei niedrige Thürme flankirt. Desto mehr wird man von dem großräumigen und verschwenderisch geschmückten Innern überrascht. Anlage und Aufbau entsprechen dem Muster der Barockkirchen. Dem breiten und hohen Schiff schließt sich ein ansehnliches Sanctuarium und beiderseits je vier Kapellen an; zwischen den Bogenöffnungen der letzteren erheben sich Pilaster und tragen das Kranzgesimse; aus diesem steigen die massigen Pilasterkapitäle empor, auf denen das mächtige Tonnengewölbe des Schiffes aufsitzt. Das ganze Innere ist mit Stuckornament bedeckt. Die Pilaster sind mit kirchlichen, militärischen und künstlerischen Sinnbildern, Engeln und Heiligen geschmückt. Auf den Bogen, die sich längs des Schiffes in die Kapellen öffnen, befinden sich gewaltige, überlebensgroße Figuren von Kirchenvätern, Päpsten und Bischöfen; ihre Haltung ist, der Form des Bogens entsprechend, eine halb liegende, halb sitzende, ihre große Geberde drückt religiöse Begeisterung aus, die Anordnung ihrer Gewänder zeigt eine



In Stuck ornamentirtes Gewölbe einer Kapelle in der Invalidenkirche zu Tyrnau.

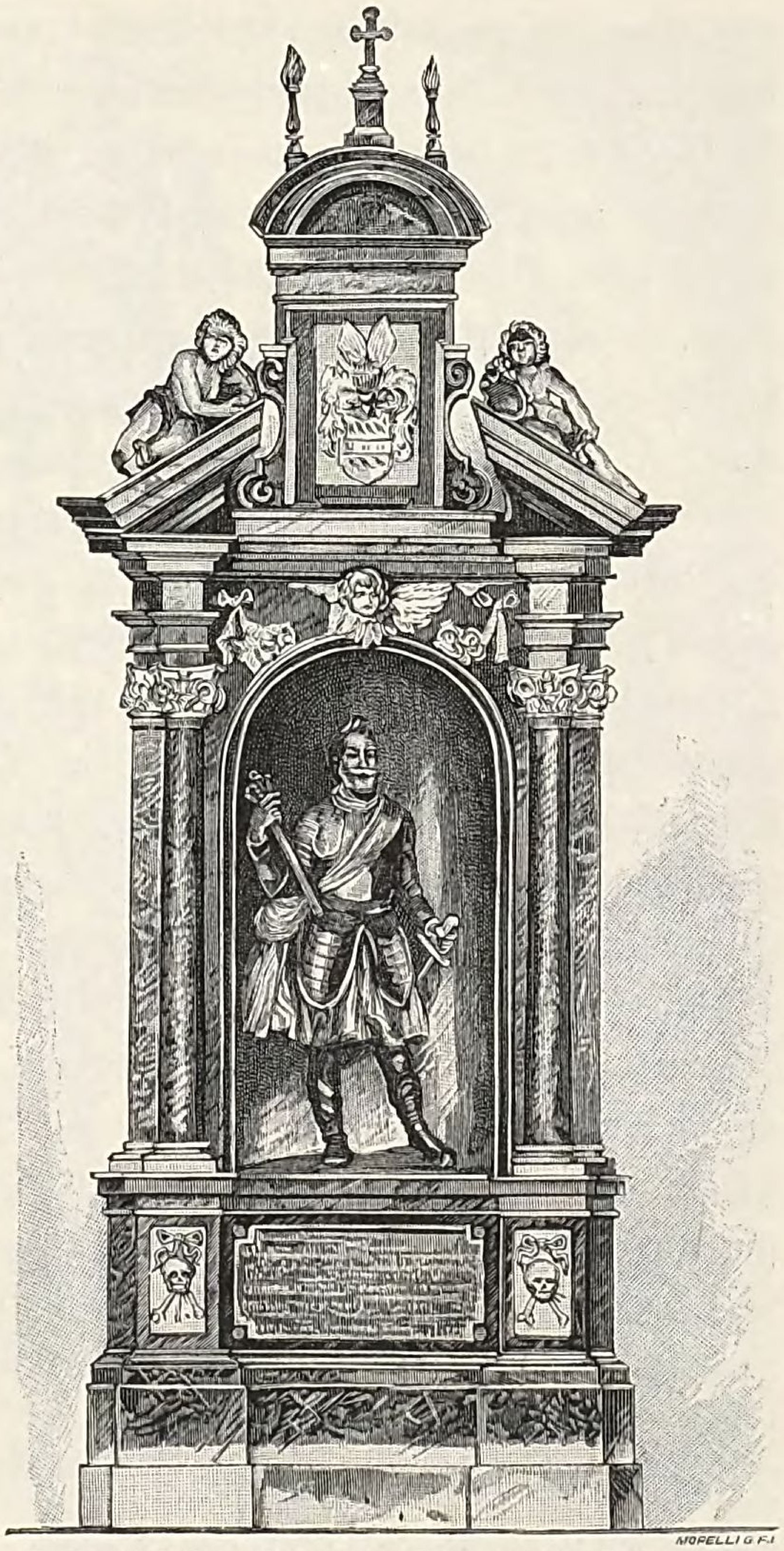
dem Orte und der Geberde angemessene Großartigkeit; zwischen ihnen befindet sich, als Schmuck der Bogenscheitel, je eine überaus reiche Cartouche. An dem Gewölbe bilden kühn gebogene Ornamente drei ovale und über der Empore ein rundes Feld, in denen al fresco Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers gemalt sind. Jede Kapellenwölbung ist anders verziert, alle aber übertreffen an Reichthum das Schiff und das Sanctuarium. Die Formen des Ornaments sind mitunter roh, seine Pracht geht zum Theil ins Übermaß, doch ist am Kreuzgewölbe der Kapellen mit richtiger Empfindung das constructive Element hervorgehoben; das Ganze ist eine harmonische und phantasiereiche Schöpfung, so daß das Innere der Kirche eine ebenso einheitliche als großartige Wirkung macht; sie ist die vollkommenste Leistung des Barockstils in Ungarn. Der bis an das Gewölbe des Sanctuariums aufsteigende Hochaltar ist ein ungeheures dreistöckiges Gebilde, dessen Säulen, Gesimse und Statuen von Gold strahlen; Kunstwerth hat er keinen. In der Sacristei hängt ein in Öl gemaltes Brustbild, das laut Inschrift den Erbauer der Kirche, Peter Spaz, im Alter von dreißig Jahren (1637) darstellt. Eine Überlieferung meldet, er sei aus Furcht, daß das Bauwerk im Verhältniß zu seiner Größe nicht fest genug wäre, zum Selbstmörder geworden. Vom Meister des Stuckornamentes ist nichts bekannt, doch läßt sich aus dem Äußern der Kirche schließen, daß er und der Baumeister nicht eine Person sein konnten.

Von der Barockkunst sind im Oberlande noch zwei Denkmäler dieser Art vorhanden. Das eine ist die durch Georg Lippay, Erzbischof von Gran, für die Jesuiten erbaute, jetzt den Piaristen gehörige Kirche zu Trentschin, das andere eine Kapelle der Pfarrkirche zu Zboró, die im Jahre 1662 auf Kosten Ladislaus Rákóczys erneuert wurde. Beide sind im Innern reich mit Stuck verziert, können sich jedoch mit der Großartigkeit der Tyrnauer Kirche nicht messen.

Die Domkirche zu Neutra wurde 1622 bis 1644 durch Bischof Johann Telegdy an Stelle der älteren erbaut; sie ist ein ziemlich einfacher und im Laufe des XVIII. Jahrhunderts theilweise umgewandelter Barockbau. In einem Seitenschiffe, das um etliche Stufen tiefer liegt als das Hauptschiff, ist der Altar 1662 durch Johann Pernegger angefertigt. Er ist vermöge seiner correcten Formen eines der schönsten Barockwerke. Das Hauptfeld zeigt zwischen rothen Marmorpilastern die in Kelheimer Stein gemeißelte Kreuzabnahme, während die Predella ein Relief der Grablegung enthält.

Der im Dienste der Gegenreformation hier heimisch gewordene Jesuitenorden entwickelte im XVII. Jahrhundert so wenig als die übrigen Mönchsorden eine bedeutendere Bauthätigkeit. Die Tyrnauer Franziskanerkirche wurde um 1620 durch Peter Pázmány, die Preßburger Barmherzigenkirche im Jahre 1666 durch Georg Szelepcsényi, die Kaschauer Jesuiten-, jetzt Prämonstratenserkirche 1682 durch Sophie Báthory, Witwe Georg

Rákóczys II. erbaut. Erwähnenswerth ist noch, daß die Evangelischen Augsburger Confession zu Preßburg im Laufe des Jahrhunderts zwei Kirchen erbauten, deren eine nach wenigen Jahren den Ursulinerinnen, die andere den Jesuiten zufiel.



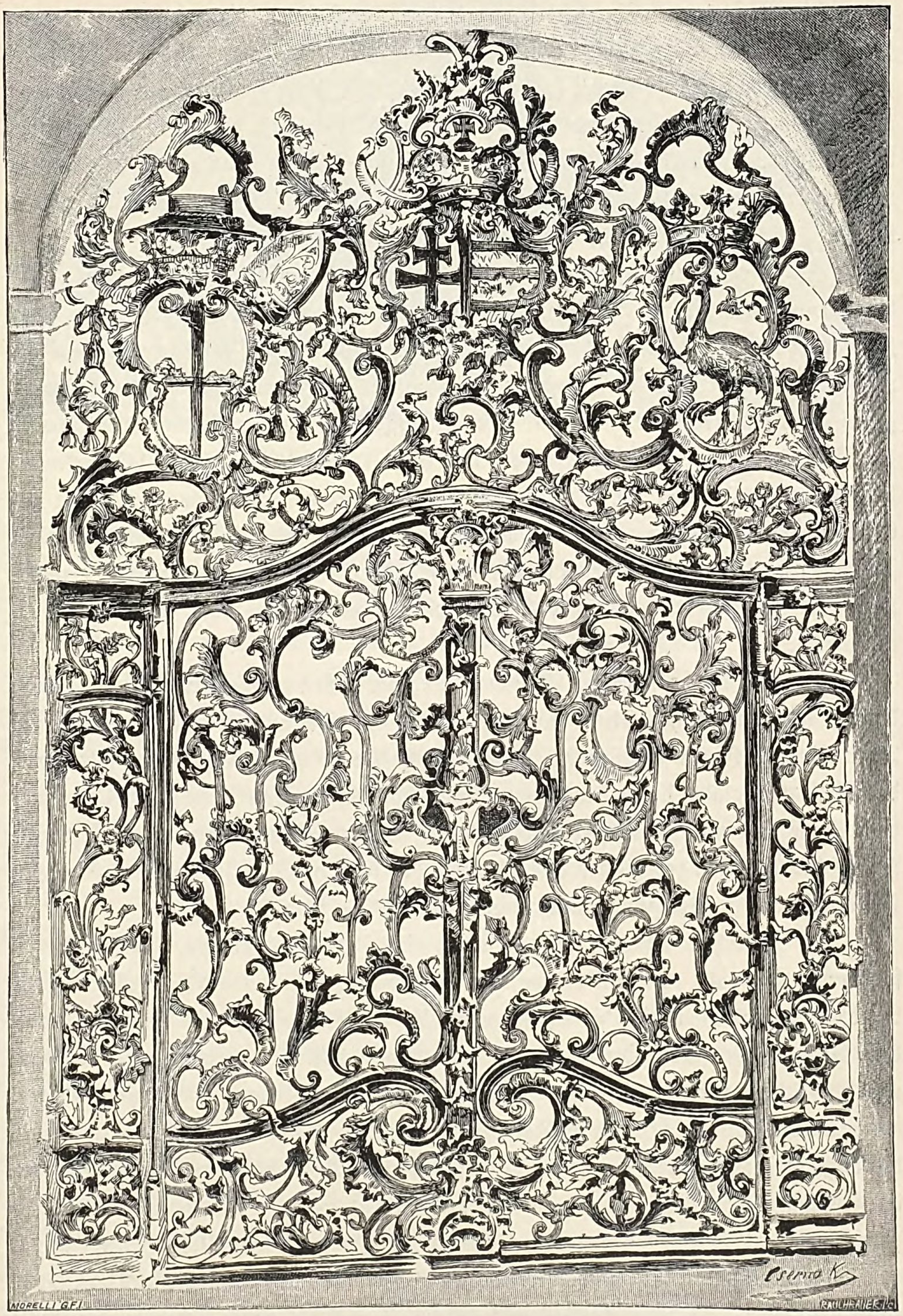
Grabmal des Georg Drugeth von Homonna in der Collegiatkirche zu Tyrnau.

Weniger umfangreiche, doch charakteristische Leistungen der barocken Architektur und Plastik sind die in den Kirchen aufgestellten Grabdenkmäler. Ihr Material ist in der Regel rother und weißer, mitunter schwarzer Marmor; auf dem mehrfach gegliederten hohen Sockel steht beiderseits je ein korinthischer Pilaster und vor diesem eine ebensolche Säule; auf dieser ruht ein abgehacktes Gesimse nebst Giebel; die Nische zwischen den Säulen enthält die in Lebensgröße, in unruhiger Haltung dargestellte Figur des Verstorbenen. Das im Jahre 1600 aus rothem Marmor errichtete Grabmal des Nikolaus Pálffy ist aus der Preßburger Krönungskirche in die Franziskanerkirche gelangt, nur die weiße Marmorstatue davon steht noch auf dem ursprünglichen Platze. In der Collegiatkirche zu Tyrnau befinden sich mehrere Denkmäler dieser Art: die des Kardinals Franz Forgács von 1615, des Judex Curiae Georg Drugeth von Homonna aus dem Jahre 1620 und des Erzbischofs Emerich Lósi von 1642. Der Steinmetz und Baumeister Martin Urbanowitz hat sich und seinen beiden Ehefrauen 1621 in der Leutschauer Kirche ein ähnliches Säulendenkmal errichtet, das jedoch auf vorspringenden Wandconsolen ruht; es hat drei Inschrifttafeln und in der kleineren Nische steht die Büste des Urbanowitz; die reineren Formen des Werkes lassen sich auch im jetzigen schadhaften Zustande würdigen.

Die ruhigen politischen Verhältnisse des XVIII. Jahrhunderts belebten die Bauthätigkeit wieder. Die recht zahlreichen neuen Kirchen brachten, zumal unter dem Einflusse der Jesuiten, den verzopften Barockstil zur Geltung. Eine Ausnahme bildet die an die Nordseite der Preßburger Krönungskirche angebaute, mit einer Kuppel gedeckte Kapelle, die im Jahre 1734 durch den Graner Erzbischof Grafen Emerich Esterházy zu Ehren des Sanct Johannes Elemosinarius erbaut wurde. Sie ist ein kleiner, aber prächtiger Bau; der Entwurf des Innern mit seinen marmornen Pilastern und Gesimsen deutet auf die Kunst Fischers von Erlach.

Die beiden ansehnlichsten Schöpfungen dieses Jahrhunderts verdanken ihre Entstehung einem der passionirtesten und größten Bauherrn aus dem Geschlechte der Esterházy, dem Grafen Karl, Bischof von Waitzen, später von Erlau. Die Kathedrale von Waitzen, die durch seinen Nachfolger, den Grafen Karl Migazzi, im Jahre 1777 vollendet wurde, hat eine kreuzschiffige Anordnung. Der Façade ist ein Porticus von zwölf korinthischen Säulen vorgelegt, mit Heiligenstatuen auf dem Giebel. Über der Vierung der Schiffe erhebt sich eine Kuppel, deren Fresco ein Werk Anton Maulpertsch's ist. In Erlau erhebt sich ein mächtiger Bau hoch über die meist ebenerdigen Häuser der Stadt. Es ist das Lyceum, welches Graf Karl Esterházy 1765—1785 angeblich mit einem Aufwande von einer Million Silbergulden erbauen ließ. Vier zweistöckige Flügel umschließen einen viereckigen Hof. Die mit Korbbögen überwölbte, durch gedrungene Pfeiler in drei Schiffe getheilte Vorhalle, das Treppenhaus, die Gänge und Säle sind von einer, der Masse des Gebäudes entsprechenden Großartigkeit. Hingegen bekunden die flachen Wandpfeiler, die von der Basis des ersten Stockes bis zum Gesimse aufsteigend das Äußere gliedern, dann das Portal mit seinen Korbbögen und die Rahmen der Fenster, desgleichen die Details der Formen im Innern, daß die Baukunst dieses Jahrhunderts hinter der Individualität des kirchenfürstlichen Bauherrn zurückblieb. Im Prunksaale und der Bibliothek sind die Decken mit Fresken von Johann Krakker geschmückt.

Durch ihren Umfang bemerkenswerth ist auch die Prämonstratenser-Propstei zu Jászó, die in den Jahren 1745 bis 1765 nach den Plänen Anton Salzjebers erbaut wurde. In der Mitte der stockhohen Façade erhebt sich die zweithürmige Kirche, deren Schiff den viereckigen Hof durchschneidet. Im Innern der Kirche sind die Wände durch marmorirte Säulen und Pilaster gegliedert, auf denen ein ziemlich einfaches Kranzgesimse ruht; das durch Gurten in vier Joche getheilte Gewölbe zeigt gemalte architektonische Rahmen und darin, von Johann Krakker al fresco gemalt, Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers. Der Säulenaltar ist mit 18, theils in Nischen, theils auf Consolen stehenden überlebensgroßen und lebhaft bewegten Stuccofiguren bevölkert. Interessant ist noch das historisch-allegorische Deckenfresco der Bibliothek, gleichfalls von Johann Krakker.



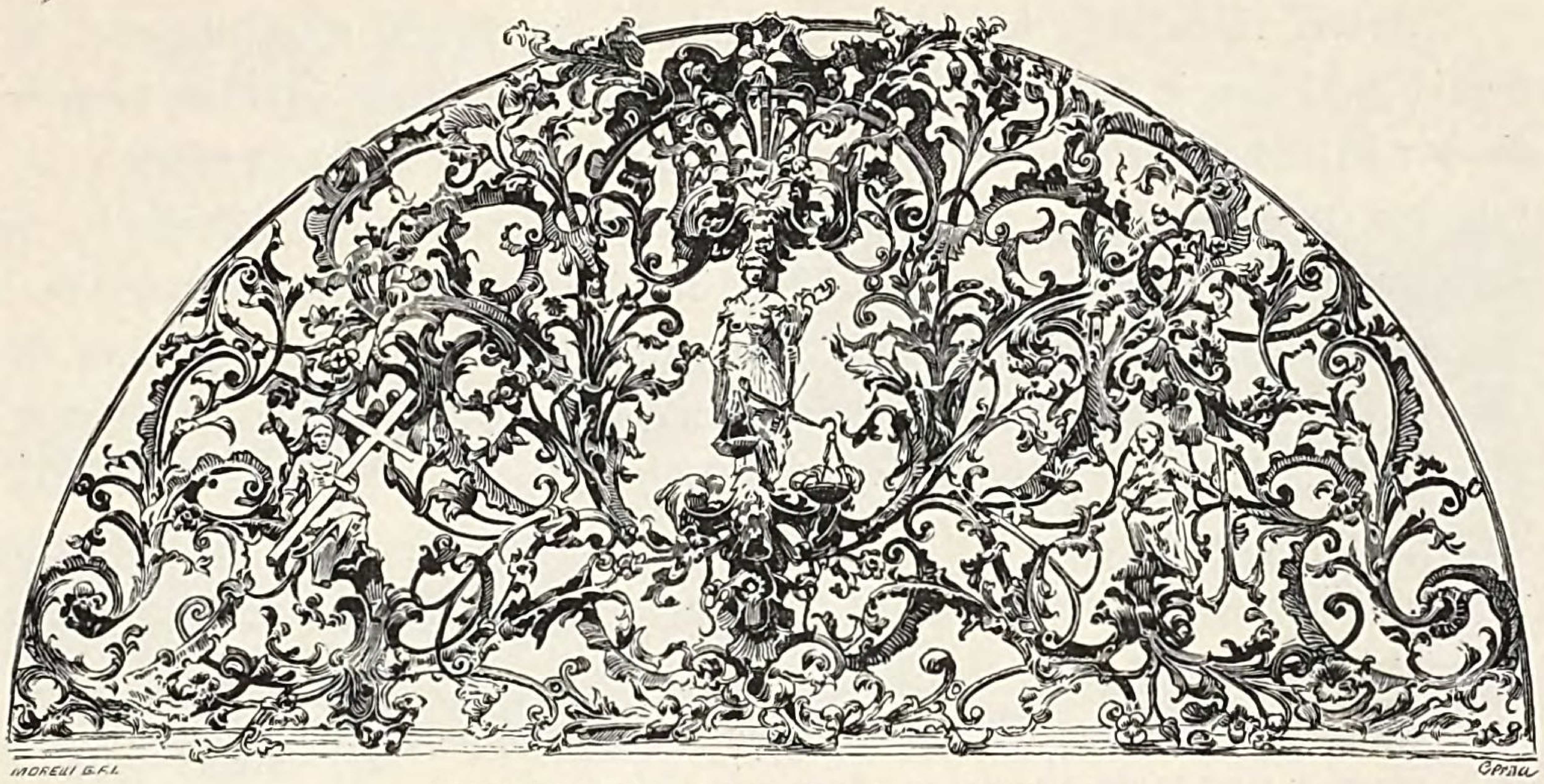
Gitterthor des Erlauer Comitatshauses.

Die Mönchs- und Pfarrkirchen in den größeren Städten folgten mehr oder minder genau ein und demselben Muster. An ihrer Façade erheben sich zwei mit Zwiebelkuppeln gedeckte Thürme; das Innere ist durch Pilaster gegliedert, der Hochaltar ein mit Statuen und vergoldeten Rococoschnörkeln geschmücktes, auf hohen Sockel gestelltes Säulengebilde, das mit einem capriciös geführten Gesimse abschließt. So in Erlau die (1734) von den Jesuiten erbaute, jetzt den Cisterciensern gehörige Kirche und die Minoritenkirche (1771), in Neutra die der Piaristen, in Schloßberg (Sasvár) die Pfarrkirche.

Das öffentliche Leben dieses Jahrhunderts fand nur selten Ausdruck durch die Errichtung bedeutenderer öffentlicher Gebäude. Die wenigen Comitatshäuser, die dieser Zeit angehören, z. B. die zu Eperies, Erlau, Trentschin, Balassa-Gyarmat, dann das nach dem Entwurfe Johann Langers im Jahre 1779 erbaute Kaschauer Rathhaus, gehen über das Maß der ansehnlichen Privatgebäude solcher Städte kaum hinaus. Sie sind sämmtlich einstöckig; einiges kümmerliche Ornament am Thore läßt erkennen, daß das Gebäude von den übrigen unterschieden werden sollte. Indessen besitzt das Erlauer Comitatshaus in dem Oberlichtgitter des Thores und in der Gitterthüre der Treppe Details von besonderem Interesse. Diese Schmiedeeisenarbeiten beweisen, daß das Handwerk an einzelnen Orten des Oberlandes eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht hatte.

Die Reihe der hochadeligen ländlichen Schlösser ist fast unabsehbar. Am zahlreichsten kommen sie im westlichen Theile des Oberlandes, den Comitaten Preßburg, Neutra und Trentschin vor. Ihnen schließen sich einige städtische Palais an, so namentlich in Preßburg das Primatialpalais, durch den Graner Erzbischof Grafen Josef Batthyány 1781 nach dem Plane Melchior Hefele's, Architekten des Domes zu Steinamanger erbaut, ferner die Palais der Propstei, des Grafen Esterházy und des Fürsten Grassalkovich (jetzt Erzherzog Friedrich). Das letztere gehört durch manche Details der Barockkunst an.

Die ländlichen Schlösser blieben jedoch nicht, gleich den Kirchen, dem Barock treu, sondern folgten bald ohne Ausnahme dem westlichen Baustil des XVIII. Jahrhunderts, der die seitherige Herrschaft der constructiven Formen stürzte und sein Hauptaugenmerk dem Inneren des Gebäudes zuwandte, wo Bequemlichkeit, augenerfreuende Eleganz und Anmuth angestrebt, allerdings auch durch die Schnörkelwelt des Rococo erreicht wurden. Die natürliche Folge dieses Strebens war, daß am Äußeren des Gebäudes die constructiven Formen immer mehr verkümmerten. Am häufigsten kommen Anlagen im geschlossenen Viereck vor, das an zwei Ecken thurmartige, seltener hufeisenförmige Vorsprünge hat. Alle sind streng symmetrisch und haben der Bequemlichkeit entsprechende geräumige Thorhallen, Treppenhäuser, Oberstock-Corridore, auf die sich die Thüren von ganzen Fluchten geräumiger Wohnzimmer öffnen. Das durch Kaiser Franz an der Stelle



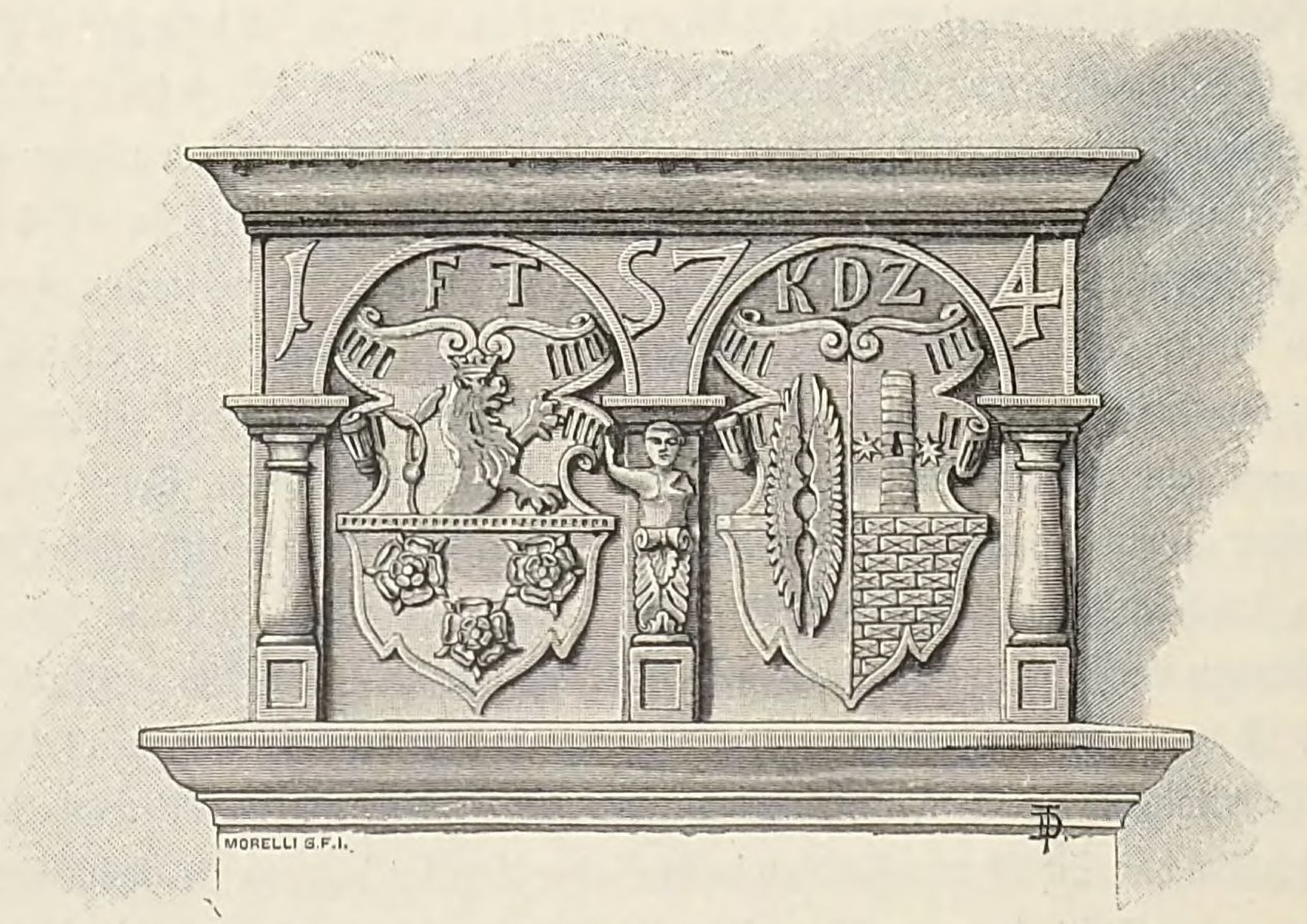
Obertheil des Gitterthores des Erlauer Comitatshauses.

der Burg Holics (Neutraer Comitat) erbaute Schloß der kaiserlichen Familie ist hufeisenförmig und dreistöckig; das Interessanteste an seiner Ausstattung sind die Producte der ehemals daselbst bestandenen Majolikafabrik. Auch das Schloß von Tavarnak ist hufeisenförmig und zugleich eines der umfangreichsten dieses Comitats. In Lanschütz (Csekléß, Preßburger Comitat) steht ein dreithürmiges Schloß, das durch den Grafen Josef Esterházy 1722 erbaut wurde. In diesem Comitate befindet sich auch das Schloß von Királyfa (Königseden); vom Grafen Johann Pálffy 1726 erbaut, galt es bis zur Erbauung von Esterháza für das prunkvollste Magnatenschloß des Landes. Kaum minder berühmt war das vom Grafen Emerich Csáky, Cardinal-Erzbischof von Kalocsa 1727 erbaute Schloß zu Magyar-Bél, gleichfalls im Preßburger Comitat; mit seinen vier Eckthürmen und dem in der Mitte der Façade aufsteigenden Uhrthurm bietet es einen imposanten Anblick. Am Ende des Jahrhunderts baute Graf Johann Erdödy das geräumige, aber im Äußeren sehr einfache Schloß zu Galgócz im Neutraer Comitat. Die Schlösser im Trentschiner Comitat sind Gebäude von schlichtem Äußeren. Das weitläufige Schloß zu Dubnicz, durch Nikolaus Illésházy 1719 erbaut, gleicht mehr einer Kaserne. Das Schloß von Podhrágy duckt sich unter den Berg, den die Ruinen der Burg Waag-Bistritz krönen; sein Hof ist von einem Säulengang umzogen, der verkommene Formen zeigt. Auch die übrigen Comitate des Oberlandes sind ziemlich reich an Schlössern des XVIII. Jahrhunderts. Dahin gehören das Schloß von Edelény im Borsoder Comitat, das von Erdöd im Szatmárer Comitat, an der Stätte der alten Burg durch den Grafen Alexander Károlyi 1730 erbaut, in Nógrád das Szécsényer, in Gömör das vom Grafen Stefan Koháry erbaute Jolsvaer, in Sáros das Szentpéterer, in Abauj-Torna das Perényer Schloß.

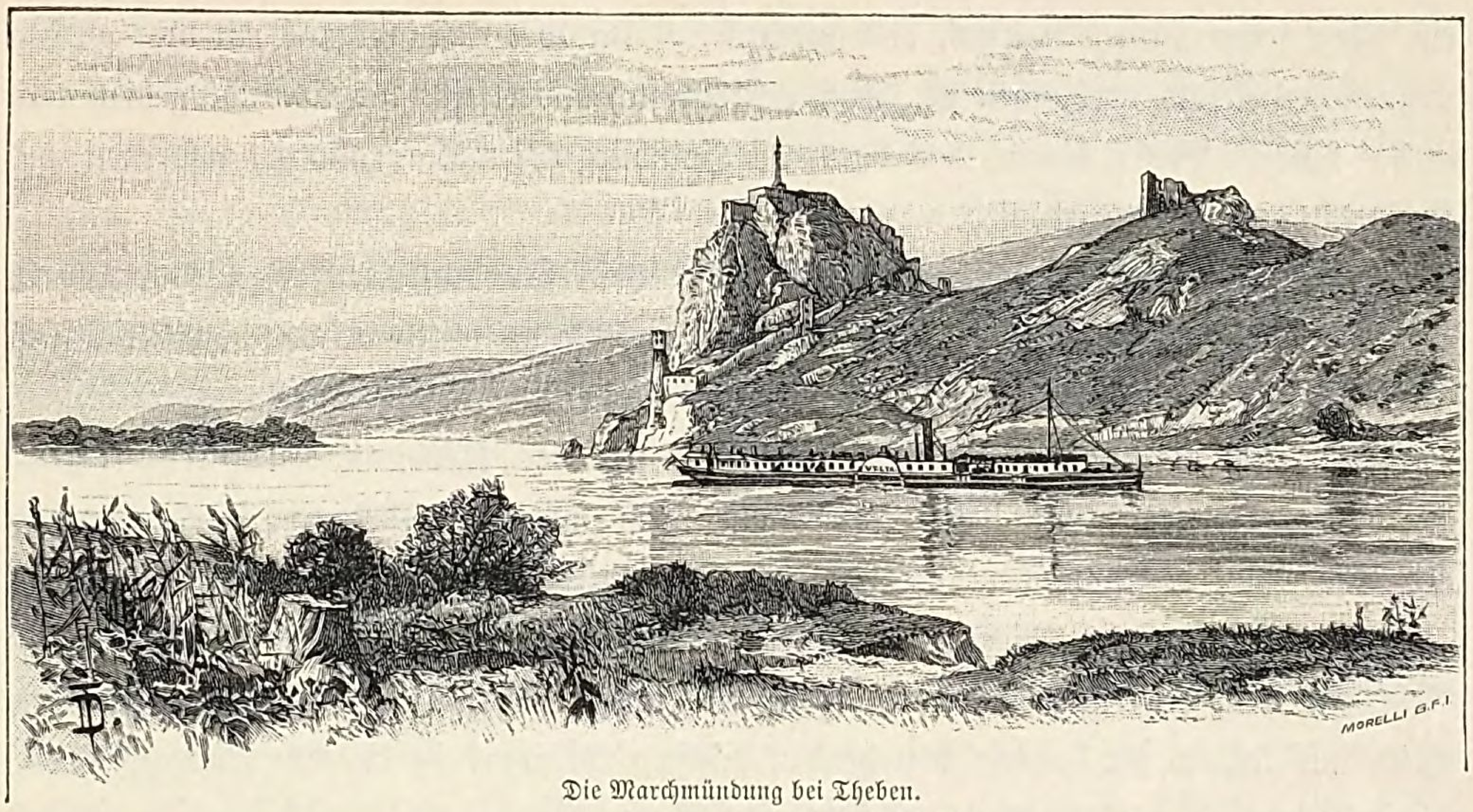
In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ging die Bauthätigkeit zurück. Auf kirchlichem Gebiete ist das einzige bedeutendere Werk die Domkirche zu Erlau, durch den Erlauer Erzbischof Ladislaus Pyrker nach dem Plane des Budapester Architekten Josef Hild von 1831 bis 1837 erbaut. Es ist dies ein Bau von bedeutender Masse, der frei auf einem die Stadt beherrschenden Hügel steht. Eine in zwei Abschnitte getheilte sehr breite Freitreppe führt zu dem gräzisirenden Säulenporticus hinan, der als Façade dient. Ein Langschiff wird von einem Querschiff geschnitten und über der Vierung ruht eine 38 Meter hohe Kuppel; hinter dem Sanctuarium erheben sich die beiden 53 Meter hohen Thürme. Das Innere schimmert von Marmor und Gold. Doch wie hinsichtlich des Äußern die unvergleichliche Lage, so entschädigt im Innern all der Glanz nicht für die Schwächen des classicirenden Bauwerks.

Unter den in geringer Anzahl entstandenen weltlichen Bauten ist das Schloß zu Nagy-Ugrócz in seiner Art bedeutend. Graf Josef Keglevich ließ es (1845 bis 1850) nach einem Vorbild aus dem englischen Mittelalter erbauen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts thaten der Aufschwung des öffentlichen Lebens, der Culturdrang der Nation und der gehobene Wohlstand der städtischen Bevölkerung das Ihrige, um auch die Baukunst zu heben. In jeder größeren Stadt entstanden Theater, Schulen und andere gemeinnützige Bauwerke.



Thürzierde im Nagy-Bittseer Schlosse.



Die Marchmündung bei Theben.

Preßburg und das Preßburger Comitat.

Am westlichen Ende Oberungarns liegt das Gebiet des Preßburger Comitats. Es ist theils von natürlichen, theils von politischen Grenzlinien umschlossen. So folgt seinem Westrande, der genau mit der Landesgrenze zusammenfällt, der Marchfluß von der Linie des Miavabaches bis hinab zur Donau; im Süden dient ihm, von der Marchmündung angefangen, größtentheils die Große Donau als Saum; im Osten ist es durch einzelne Abschnitte der Blava, Waag und Dudvág von dem benachbarten Neutraer Comitate getrennt; im Südosten aber hat es nur eine politische Grenze, die es vom Graner und Komorner Comitate scheidet.

Die Grenzen des Preßburger Comitats fallen demnach nicht mit jenen geologischen Grenzen zusammen, die das Preßburger Becken, das „Kleine Alföld" bilden. Dieses ausgedehnte natürliche Becken erstreckt sich, über die politischen Grenzen des Comitats hinweg, weithin jenseits der Donau und Waag, denn es endet einerseits gegen Osten an der Gran, dort wo jenseits dieses Flusses die neogenen Erhebungen des Mátragebirges in zerrissener Folge bis zu der Gran-Visegráder Trachytgegend, im Süden aber bis zu der Trias- und rhätischen Gesteinbildung des Bakony und dann westlich bis zu den neogenen Erhebungen der Neusiedler Seegegend hinabreichen. Das Comitat ist also nur

ein Theil jenes großen Beckens, das durch den Visegráder Trachytkanal mit dem großen ungarischen Alföld verbunden ist. Doch erstreckt sich andrerseits das Comitatsgebiet auch in das Wiener Becken hinein, das durch die Hainburg-Wien-Korneuburger neogenen und Kreidebildungen begrenzt wird.

Das Gebiet des Preßburger Comitats (4216·17 Quadratkilometer) wird durch ein von Süd gegen Nordost streichendes Gebirge, welches die mittlere Höhe von 1.800 Fuß über dem Meere und von 1.340 Fuß über den Ebenen der March und Waag erreicht, in zwei ungleiche Theile getheilt. Dies ist die Kette der Kleinen Karpathen (Kis-Kárpátok), die sich nebst ihrer Fortsetzung, dem Weißen Gebirge (Fehérhegység) als eine von orographischem Standpunkte sehr interessante und lehrreiche geologische Erscheinung darstellt; sie dient nämlich als Verbindungsglied zwischen zwei abgesonderten Gebirgswelten, den Alpen und Karpathen. Der höchste Gipfel (2358 Fuß) des größtentheils aus kahlem Kalkgestein bestehenden Weißen Gebirges ist der Buriánberg, südlich von Bikßárd und nordöstlich von Schmolenitz (Szomolány).

Die Kleinen Karpathen waren ihrer geologischen Structur zufolge von gestaltendem Einfluß auf das eigenthümliche hydrographische System des Preßburger Comitats. Ihre Querthäler führen die Gewässer nach zwei entgegengesetzten Seiten ab. Das Comitat besitzt zwei gesonderte Stromgebiete: das westlich und das östlich der kleinen Karpathen, also das jenseits und das diesseits des Gebirges gelegene. Jenes speist den Marchfluß, dieses die Waag-Donau, so zwar daß die durch diese Flüsse abgeleiteten Gewässer erst außerhalb der Comitatsgrenzen sich neuerdings in dem gemeinsamen großen Kanale: der Großen Donau vereinigen. Die langsam daherfließende March hat als Hauptzuflüsse oberhalb des Preßburger Comitats die Miava, die auch zum Theil als Comitatsgrenze gegen Neutra dient, und weiter südlich den in der Gegend von Lakšár-Neudorf (Lakšár-Ujfalu) entspringenden und in der Richtung von St. Johann (Szent-János) in die March fallenden Lakšárbach. Hingegen strömen die in die Waag-Donau fallenden Gewässer von den östlichen Abhängen der Kleinen Karpathen in südöstlicher Richtung hinab. Die Blava, die den Nahácserbach aufnimmt, der Polona- oder Spaczinßkabach, die Tirnava, in die sich die Parna ergießt, der Gidra- oder Cziffererbach, dem die Ronava zuläuft, sind Zuflüsse des im Neutraer Comitat entspringenden Dudvág. Der hiedurch verstärkte Dudvág fällt dann am Grenzpunkte des Comitats in die Kleine Donau, die sich schon im Komorner Comitate mit der Waag vereinigt und als Waag-Donau am Fuße des Komorner Festungssporns in die Große Donau strömt. Die Große Donau begrenzt das Gebiet des Preßburger Comitats im Süden von Theben bis Ásvány auf einer Linie von etwa 60 Kilometer Länge.

Dadurch, daß die Donau sich gleich unterhalb Preßburgs in zwei große Arme: die Große Donau und die Kleine Donau (diese auch Neuhäuseler Donauarm genannt) theilt,

entsteht die Insel Schütt (Csallóköz), die das südliche Gebiet des Comitats bildet und zum Theil auch in das Komorner und Raaber Comitat übergreift. Diese große Insel hat eine Ausdehnung von 188.519 Hektar und enthält etwa 200 Ortschaften und bevölkerte Pußten. Sie ist als Resultat der ununterbrochenen geologischen Thätigkeit des gewaltigen Donaustroms, als Anschwemmung seiner fortwährenden Ablagerungen zu betrachten. Die Insel Schütt ist ebenso entstanden, wie die andern Hunderte von Inseln, die sie auch heutigentags im Norden, besonders aber im Süden umgeben. Was jetzt ein zusammenhängendes Ganzes ist, bestand vor einem halben Jahrtausend noch aus vielen Stücken. Die jetzt einheitliche Insel war im XIII. Jahrhundert noch eine Inselgruppe. In Folge der unausgesetzten Ablagerung und Anhäufung von Kies, Sand und erdigen Theilen vergrößerten sich die kleinen Geschiebebänke von Jahr zu Jahr und näherten sich einander, bis die zwischen ihnen bestandenen Donauarme und Wasserläufe immer mehr verschlammten und schließlich aufhörten. Dazu kam, daß je mehr der Kern der Insel wuchs, der äußerste (Neuhäuseler) Arm der Donau, dessen Strömung das linke Ufer benagte, desto weiter auswärts gedrängt wurde. Und dabei nahm dieser Arm auch noch im Verhältniß des Wachsthums der Insel stetig ab. Alte Landkarten verzeichnen diesen Donauarm noch als die Hauptdonau, und es leben noch Leute, die sich erinnern, daß er von Schiffen befahren wurde. Dermalen ist er schon so seicht und schlammig, daß er nicht einmal mehr für gewöhnlichen Schiffszug taugt.

Ein beträchtliches stehendes Gewässer fehlt dem Comitate. Was an derartigem vorkommt, ist gering und zeitweilig. Solche kleinere stehende Gewässer finden sich gegen Bur-St. Nikolaus (Bur-Szent-Miklós) und Bur-St. Peter (Bur-Szent-Péter) hin, wo sie als Reservoirs für Mühlen dienen. Auch bei Lakšár-Neudorf gibt es einige kleinere Wasserbecken. Im Burwalde bei Malaczka befinden sich der Mahorlowe Bahno und der Rakarna-See; auch sind die Seen von Rohrbach und Laáb zu erwähnen. An der Westseite der Kleinen Karpathen, insbesondere zwischen der Miava und dem Stampfenerbach, bei St. Johann, Schützen (Levárd), Magasfalu, dann im unteren Tieflande der Donau und March gibt es viele und zum Theil ziemlich ausgedehnte Sümpfe. Im Gebiete diesseits der Kleinen Karpathen machen die Sumpfstrecken des Kleinen Waldes (Kis-erdö) und des Surrét noch immer etwa 2.164 Katastraljoch aus, deren Wasserregulirung jetzt geplant wird.

Die beiden Teiche im Wödritzthale bei Preßburg, gleich hinter dem als Sommerfrische dienenden Eisenbründl, sind künstliche Anlagen und waren ursprünglich Reservoirs für die Mühlen im Weidritzthale. Seit dem Einziehen der Mühlen sind sie der Verschlammung überlassen und von Rohr, Schilf, und anderen Wasserpflanzen durchwuchert, die zahllosem Sumpfgethier Unterschlupf bieten.

An Mineralwässern ist das Comitat nicht reich. Was vorhanden ist, sind kalte eisen- oder schwefelhaltige Wässer. Bei Preßburg liegt am Fuße des Gemsenberges in dem anmuthigen, schattigen Weidritzthale das bekannte Eisenbründl (Vaskút), das, zum Trinken und Baden eingerichtet, im Sommer stark besucht wird. Näher zur Stadt, am Saume des Gebirgsparkes bildet eine andere Eisenquelle das Marienbad, das aber nur als Sommerfrische dient. Am Ostabhange der Kleinen Karpathen sind die Mineralquellen von St. Georgen und Bösing die bekanntesten. Die St. Georgener Stephansquelle entspringt auf einer moorigen Wiese bei St. Georgen (Szent-György). Sie ist ein alkalisches Schwefelwasser, das zum Trinken und Baden benützt wird und namentlich gegen Gicht, Rheumatismus, Skropheln, chronische Haut-, Milz-, Leberkrankheiten u. s. w. gute Dienste thut. Bedeutender ist die Bösinger Eisenquelle, eine halbe Stunde von Bösing (Bazin) in anmuthiger, luftiger Gegend am Fuße eines steilen Felsens gelegen, ein reizender Aufenthaltsort schon wegen der waldigen Umgebung.

Das Klima des Preßburger Comitats ist ziemlich mild. Die Kleinen Karpathen sind von nicht geringem Einfluß auf die meteorologischen und klimatischen Erscheinungen, indem sie die Windrichtung in hohem Grade mitbestimmen. Da nämlich die herrschende Windrichtung eine nordwestliche ist, dient der Gebirgswall als Schutz gegen die rauhen, stürmischen Nordwinde. Es ist für das Comitat gewiß charakteristisch, daß es kaum je einen windstillen Tag hat. Die Stadt Preßburg hat deren kaum fünf im Jahre und auch diese fallen auf den September. Am windigsten ist der Zeitraum März-Juni, am stillsten Juli-September. Die unaufhörlichen Windströmungen lassen kein beständiges Wetter aufkommen. Das Klima des Comitats ist zwar im Allgemeinen so gemäßigt, daß selbst die Feige und Kastanie im Freien überwintern kann, doch ist der Temperaturwechsel grell und plötzlich. Die Übergänge der Jahreszeiten sind nicht regelmäßig; die Kälte wird im Frühjahre plötzlich von sommerlicher Hitze abgelöst. Die Maifröste sind den Culturen, besonders dem Wein, sehr gefährlich. In manchem Jahre (z. B. 1893) friert die Donau zweimal zu, in anderen überhaupt nicht; so 1895, als der Strom bei Budapest eine dicke Eisdecke hatte. Zur Kennzeichnung der Temperaturverhältnisse des Comitats seien hier die der Stadt Preßburg angeführt; ihre mittlere Jahrestemperatur ist 10·2, das Maximum 33·0, das Minimum — 16·2, das Temperaturmittel aus 20 Jahren 9·9 Grad Celsius.

Die Gesundheitsverhältnisse können im Allgemeinen für günstig gelten, obgleich sie in den einzelnen Gegenden, wie aus den Geburten und Todesfällen hervorgeht, sehr verschieden sind. Durchschnittlich kommen auf 1.000 Personen 41·6 Geburten. Die ärmere Bevölkerung der rauheren Gebirgsgegenden zeigt wenig Zunahme, dagegen weist sie mehr alte Leute auf als die fruchtbare Ebene. Sehr groß ist die Kindersterblichkeit: 41·5 Todesfälle auf 100 Geburten. Wie sehr sich die Gesundheitsverhältnisse des Comitats seit

15 Jahren verbessert haben, geht aus dem sanitären Zustand des Zeitraumes 1880 bis 1894 hervor; während nämlich 1880 auf 1.000 Einwohner 19 Kranke auswies, ist diese Zahl jetzt auf elf heruntergegangen. Besonders auffallend ist die Häufigkeit des Cretinismus, namentlich auf der Insel Schütt: 26 auf 10.000 Männer, 20 auf 10.000 Frauen. In der Schütt hat dieses Übel locale Ursachen und hängt nach ärztlicher Meinung mit den Grundwässern dieser Inselwelt zusammen.

Die Bauernhäuser der Ortschaften entsprechen den sanitären Anforderungen, wie der persönlichen Bequemlichkeit recht gut. In vielen Häusern findet man außer der gewöhnlichen Wohnstube auch eine „gute Stube“ mit polirten Möbeln, Spiegel und Vorhängen. Ziegeldächer sind die Regel, Stroh- und Rohrdächer seltener. Die Hausstelle, der Hof- und Wirthschaftsraum sind mit Latten, Planken oder Flechtwerk umzäunt. Nirgends fehlt der Rauchfang, der selbst in zahlreichen Gegenden der österreichischen Länder keineswegs obligat ist. Die Dorfgassen sind breit, rein gehalten und mit Baumreihen bepflanzt. All dies wirkt augenscheinlich auf die Besserung der Gesundheitsverhältnisse ein. Weniger günstig sind diese in den Ortschaften der rauheren, unwirthlicheren Gebirgsgegenden.

Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist im Allgemeinen nur als mittelmäßig zu bezeichnen. Im Gebirge, wo der Boden meist kiesig, thonig und kalt ist, herrscht nur geringe Fruchtbarkeit, schon wegen der Schwierigkeit der Bodenbearbeitung. In der Ebene, besonders längs der Waag und March, aber auch in der Schütt, ist der Boden zwar leicht und warm, dafür aber sehr sandig; seine Bearbeitung ist also nicht schwierig, doch ist die Humusschichte schwach, daher ihre Ertragsfähigkeit bald erschöpft. In der Schütt gibt es Striche, wo der Kiesgrund blos mit vier bis sechs Zoll Dammerde bedeckt ist, wogegen allerdings in der unteren Schütt stellenweise eine Humusschichte von ein bis eineinhalb Fuß vorkommt. Weit besser ist der Boden in der Waagebene, dem sogenannten Mátyuslande, sowie im äußeren und Tyrnauer Bezirke, wo die productive Schichte bis zu vier und fünf Fuß erreicht.

Brauchbar allerdings ist der größte Theil des Bodens im hohen Grade und steht auch zumeist unter Cultur. Es sind insgesammt 444.915 Katastraljoch oder 2.561 Quadratkilometer Äcker, Gärten, Weinberge vorhanden, wovon auf die Stadt Preßburg allein 6.742 Katastraljoch, oder 39 Quadratkilometer, entfallen. Von der obigen Ziffer sind 8.411 Joch und 1.405 Quadratklafter reiner Weingarten, woran die Stadt Preßburg mit 1.352, Modern mit 1.000, Bösing und St. Georgen mit je 500 Joch theilnehmen. Das Waldgebiet beträgt 885·42 Quadratkilometer = 155.168·33 Katastraljoch, wovon die Stadt Preßburg 24·51 Quadratkilometer besitzt. Doch gibt es neben diesen cultivirten Strecken auch verhältnißmäßig viel unbebauten Grund und Boden. Das Röhricht allein

macht über 1.000 Joch aus und gedeiht zumeist in der unteren Schütt, auf den Donauinseln, an den Ufern der abzweigenden Wasserläufe und natürlichen Kanäle. Übrigens sind auch diese Rohrbestände nicht werthlos, da ihr Product sich zu Hausdächern, Stuccaturarbeiten, Geflechten und zum Heizen eignet. Der durchaus unbrauchbare Boden macht 46.950 Katastraljoch aus.

Die Vegetation des Comitats ist von nicht geringer Mannigfaltigkeit. Im Ganzen und Großen stimmt sie zwar mit der von Osteuropa überein und hat auch mit der Flora der Nachbarprovinzen Niederösterreich und Mähren, sowie Deutschlands viel Gemeinsames, dabei aber weist sie auch eigenthümliche Arten auf, die in den benachbarten österreichischen Ländern fehlen. Berühmt ist namentlich die Flora des Thebener Kogels (Nagytetö), dessen kalkiger Boden eine Flora hervorbringt, die von der der Preßburger Berge abweicht. Die Kuppen und Abhänge dieses Berges sind allsommerlich mit einem dichten Blumenteppich bedeckt, und es gibt wenige Stellen im Lande, wo der Naturfreund süßere und ungestörtere Freuden genießen könnte als hier, wo sein Auge weithin über das mährische Flachland, die lachenden Auen der Donau und das malerische Leithagebirge streift. Aber auch weiterhin, in der Kette der Kleinen Karpathen finden sich viele botanische Specialitäten. So kommt an ihrer Ostseite der seltene Zungenmausdorn (ruscus hypoglossum) vor. Und nicht nur die Gebirgsgegend, auch das Tiefland und die sumpfige Ebene liefern interessante Sumpf- und Sandpflanzen.

Die Baumarten des Waldes sind meist Laubbäume. Am häufigsten ist die gemeine oder Rothbuche, so zwar daß neben ihr Weißbuche, Erle, Zitterpappel, Esche, Ahorn, Holzapfel, Holzbirne, Weißdorn, Eiche und Fichte nur sporadisch vorkommen. In der Waagebene herrscht größtentheils die Eiche. Der Eichenwald bedeckt 22.941 Katastraljoch des Comitatgebiets, während auf die Buche und anderen Laubwald 80.949 Katastraljoch entfallen. Eichenbestände prangen insbesondere in der Gegend von Lanschütz (Cseklész), Prácsa, Dubova, Sárfö und Schweinsbach; daß aber vor alters die Herrschaft der Eiche sich weiter erstreckte, bezeugen die Nachtriebe und Stämme, die sowohl in den Fichtenwäldern der mährischen Ebene, als auch auf den Donauinseln des Preßburger Comitats vorkommen. Gewaltige Fichtenwälder liegen in der mährischen Ebene, von Lozornó bis Miava, und bedecken nicht weniger als 51.277 Katastraljoch, während der Sur aus weitläufigen Schwarzerlenwäldern besteht. In den Waldungen der Donauinseln kommt meist die Pappel, Weißerle, Waldrüster, Esche und Weide in großen Massen vor.

Die landwirthschaftlichen Gewächse gedeihen in zahlreichen Arten, insbesondere bringt das Comitat fast alle bekannten Gattungen von Getreide hervor; von Hackfrüchten die Kartoffel, Burgunder-, Zucker- und Futterrübe. Der Weizen ist in der Schütt in guten Jahren 75 bis 82 Kilogramm schwer. Im Tyrnauer und äußeren Bezirke ist der

Weizen gleichfalls schön und gut, der Roggen geradezu ausgezeichnet. Die Gerste ist von so hervorragender Güte, daß sie sich mit der berühmten mährischen, der Hannagerste, messen kann und auf ausländischen Märkten unter dem Namen „slovakische Gerste“ ein gesuchter Artikel ist. Futter-, Industrie- und Handelspflanzen, wie auch Obstsorten, gedeihen reichlich. In den gebirgigen Strichen gibt es viel Nüsse, so daß selbst manche Ortschaften, wie Windisch- und Deutsch-Nußdorf (Alsó- und Felsö-Diós) darnach benannt sind. Doch ist auch die Ebene reich an Nüssen, so die Preßburger Auanlagen und die Donauinseln. Letztere bringen auch berühmtes Winterobst hervor, insbesondere „der Strich an dem Pötschen“ genannte Donauarm und die alte Au, deren Obst schon im Mittelalter einen guten Ruf hatte. In der Berggegend kommt stellenweise die wilde und edle Kastanie gut fort. Die Schütt hat wenig Obst, da die Bewohner die Obstbäume nicht mögen; daß dort allerlei Obst gedeiht, zeigt sich in einzelnen herrschaftlichen Gärten. In Olgya, aber auch anderwärts, ist die Feige so süß und fleischig, wie wo immer in südlichen Landen. Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen sind ebenso vorzüglich. Die Zucker- und Wassermelonen der Schütt sind vollends unübertrefflich.

Dem Weinbau ist das Preßburger Comitat durch Klima und Bodenbeschaffenheit gleichermaßen günstig. Die Rebe prangt besonders am Ostabhang der Kleinen Karpathen, längs der Berge von Preßburg, Ratzersdorf (Récse), St. Georgen, Bösing hinauf bis Deutsch-Nußdorf. Doch kommt sie stellenweise auch an der Westseite der Kleinen Karpathen fort, besonders an den nach Süden geneigten Abhängen. Hier zieht die Grenze der Rebe von Theben über Stampfen bis Blasenstein (Váralja). In diesen Gegenden geht die Geschichte des Weinbaues bis in das frühe Mittelalter zurück, wo dieser Zweig der Landwirthschaft eine Hauptbeschäftigung der Preßburger Bürgerschaft war. Die besten Weine sind die von Ratzersdorf, St. Georgen, Prácsa, Grünau (Grinád), Limbach, Zuckersdorf (Csukárd), Bösing, Schützen, Dubova, Kuchel (Konyha), die sämmtlich ständige Ausfuhrartikel sind. Auch die in Dürnbach (Szárazd, Szuha), Lanschütz (Csekléß), Wartberg (Szempcz), Tierling (Terling) gekelterten Weine sind von anerkannter Güte. Gute Weine sind ferner an der Westseite der Kleinen Karpathen in den Weingärten von Lozornó, Stampfen, Maaßt, Bisternitz (Beßtercze), Neudorf (Ujfalu), Theben, Blumenau (Lamács), Ballenstein (Borostyánkö) und Marienthal (Máriavölgy).

Die Thierwelt des Comitats ist gleichfalls recht reichhaltig. Von Säugethieren kommen Hirsche am häufigsten im Burwalde und auf dem Bißoka nebst seinen Nachbarhöhen vor, Damwild rudelweise zumeist in den herrschaftlichen Forsten, besonders im Graf Ludwig Károlyi'schen Wildpark zu Stampfen und im Graf Michael Esterházy'schen zu Lanschütz. Rehe finden sich recht zahlreich in den Kleinen Karpathen, den die Donau und March begleitenden Auen und allen größeren oder kleineren Waldungen.

Das Wildschwein ist zwar seltener geworden, ist aber für den Jäger noch immer lohnend genug und kommt selbst im Preßburger Gebirge oft zum Schuß. Von Hasen wimmelt es, sie werden massenhaft auf auswärtige Märkte, nach Paris und London, versendet. In den Donauauen, besonders in der Preßburger Auanlage, nehmen in manchen Jahren die Eichhörnchen sehr überhand. Die Füchse sind besonders im Gebirge zahlreich. Die Wildkatze kommt in den Auen an der Donau sehr selten vor. Die Fischotter findet sich noch im Schwarzwasser (Feketeviz) und Dudvág, sowie längs der Gebirgsbäche. Selten sind der Iltis, der Hermelin, der Edel- und Steinmarder. Der Biber ist schon völlig ausgerottet, desgleichen Luchs, Bär und Wolf. Der letzte Wolf wurde in den Fünfziger-Jahren in den Kleinen Karpathen geschossen. Unter den Vögeln kommen Raubvögel recht zahlreich vor, insbesondere der Stein-, Fluß-, braune und Schreiadler, dann Singvögel, Wasser- und Sumpfvögel. Auch das nützliche Federwild ist vertreten; im Wasser tritt die Wildente auf und gibt Anlaß zu großen Jagden. In neuerer Zeit trifft man auch schon den wilden Truthahn, der in der Fasanerie zu Szered gezüchtet wird. Auch das Faust- oder Steppenhuhn ist nicht unbekannt, doch hier kein ständiger Vogel, da er nur alle 10 bis 20 Jahre einmal aus Asien einzutreffen pflegt. Von den Amphibien sind mehrere Arten von Schildkröten, Schlangen, Eidechsen und Kröten zu erwähnen. In manchen Gegenden, z. B. der Umgebung von Ottenthal (Ottóvölgy), sind die Schlangen häufig. Die Krebse des Marchflusses sind groß und schmackhaft, dagegen nehmen die Fische merklich ab, obgleich Donau, March und Waag mehrere wohlschmeckende Fischgattungen liefern, darunter Hausen, Störe, Hechte, Welse und Karpfen. Von sonstigen Fischen wären noch die Barsche, Sander, Barben, Karauschen, Lachsforellen und Forellen zu erwähnen. Letztere werden in Ottenthal und auf anderen herrschaftlichen Besitzungen auch künstlich gezüchtet.

Auch an Mineralien ist das Comitat reich. An erster Stelle ist da der schwarze Schiefer zu erwähnen, der kein Urschiefer, sondern ein Glied der Liasformation ist. Er kommt in mächtigen Schichten vor und wird gebrochen, theils auf offenen Abbauplätzen, theils in Schächten (im Gebirge des romantischen Marienthales) und dann zu Schreibtafeln und Dachplatten, aber auch zu Ziergegenständen, ja Deckplatten für Möbel verarbeitet. Graphit kommt als Graphitschiefer um Bösing, Theben, Preßburg und Pernek vor, an letzterem Orte in sehr reiner Qualität; Calcit in weißer faseriger Beschaffenheit zu Theben, in Krystallen zu Pernek. Im westlichen Theile der Kleinen Karpathen findet sich auf der Herrschaft Stampfen dunkelgrauer Marmor, der auch für Skulpturen verwendbar ist. Bei Blasenstein-St. Nikolaus (Detrekö-Szent-Miklós) findet sich Tropfstein. Antimonit kommt im Granitgestein zu Bösing vor, aber auch in Pernek, wo er derb, zuweilen haufenförmig auftritt. Diese beiden Stellen sind auch Fundorte von noch anderen Mineralien,

wie Schwefelkies (Pyrit), rothes Antimonerz (Pyrostibit) und Scheelit (Tungstein). Der Pyrit kommt zu Bösing im Chlorit und Phyllit dick vor, zu Pernek dagegen eingesprengt und derb; in Bösing wird er auch zur Erzeugung von Schwefelsäure verwendet. Das rothe Antimonerz erscheint zu Pernek in nadel- und haarförmigen Krystallen, in strahlen- und haufenförmigen Gruppen, während das weiße Antimon als Valentinit und Senarmontit entwickelt ist. Das Brauneisenerz (Limonit) kommt westlich von Modern (Modor) in Apfelsbach (Almás) vor, ebenda das Ptilomelan. Im Granit von Preßburg und der Preßburger Gegend findet sich der Orthoklas-Feldspat stellenweise in großen Krystallen; das Nämliche ist vom Muskovit-Glimmer zu sagen. Auch Gold ist in den Gebirgen des Comitats keine Seltenheit. Es zeigt sich nordwestlich von Bösing in die Adern des grobkörnigen Granits fein eingesprengt, oder nur fadenförmig, aber auch in Platten- und Schuppenform. An anderen Orten, so in Limbach, kommt Gold in den von Fettsteinadern durchsetzten Quarzgängen des zerfallenden Granits vor, in Pernek aber sehr fein im Quarz vertheilt und weitschichtig eingesprengt. Auch der Sand der Donau führt Gold, und es gab früher in der Schütt blühende Goldwäschereien. Nach alledem erwähnen wir noch die schöne und sehr verwendbare Braunkohle, die in der Gegend von Hausbrunn (Haßprunka) in einer Tiefe von 30 bis 40 Klafter gefunden wird. Torf gibt es an verschiedenen Stellen, so bei Böös, wo er in einer Ausdehnung von 300 Joch fünf bis sechs Fuß tief liegt, dann im Surwalde südöstlich von St. Georgen, mit vier Fuß Dicke auf 968 Joch, und in Várkony mit fünf bis sechs Fuß Dicke auf etwa 400 Joch.

Die Einwohnerzahl des Preßburger Comitats beträgt im Civilstande 331.370. Es kommen also auf den Quadratkilometer etwa 67 Seelen und das Comitat darf zu den dichtbevölkerten Comitaten gezählt werden. Der Nationalität nach sind die Einwohner Magyaren, Deutsche und Slovaken. Die Magyaren, 119.899 an Zahl, sind in der Schütt fast unvermischt, da dort nur in einzelnen Gemeinden neben Magyaren auch Deutsche und in sehr geringer Zahl Slovaken vorkommen. Auch der Landstrich zwischen der Waag und Kleinen Donau ist magyarisch, mit geringer Beimischung von deutschem und slovakischem Element. Die Kleinen Karpathen haben schon beiderseits eine slovakische Majorität; ihre Gesammtzahl beträgt 149.741. In dieser Gegend kommen Deutsche, und vollends Ungarn, nur stellenweise vor. Die Gesammtzahl der Deutschen ist 55.903.

Von der Gesammtbevölkerung des Comitats gehören nur 4·20 Procent der höheren Intelligenz an, und auch dieser Procentsatz kommt selbstverständlich größtentheils auf Rechnung der Stadt Preßburg. In dem Groß- und Mittelgrundbesitz entspricht das landwirthschaftliche System so ziemlich der vorgeschrittenen Entwicklung, dagegen steht es in den bäuerlichen Wirthschaften noch auf niedrigem Niveau. Bei den Bauern herrschen noch die altväterischen Grundsätze der früheren Urbarialwirthschaft. Die kleinen Landwirthschaften

haben, obgleich commassirt, noch jetzt die Dreifelderwirthschaft, die natürlichen Hutweiden aber werden leicht angebrochen, ohne daß deren Mangel durch künstliches Futter, also Stallwirthschaft, ausgeglichen würde. Aus diesem Grunde ist der Viehstand in der Regel mangelhaft, was wieder zur Folge hat, daß nicht genügend Dünger vorhanden ist und die Productivkraft des Bodens stetig abnimmt. Die Insel Schütt, die einst wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt war, wird jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, immer unfruchtbarer. Auch die Wiesencultur ist mangelhaft, was umso bedauerlicher ist, als ein Achtel des Comitatsgebiets aus Wiesen besteht. Der Mangel an künstlicher Berieselung und ausreichender Düngung hat ungenügende Heu- und Grummeterträge zur Folge. Dabei sind saure Wiesen häufig, besonders längs des Sur und Feketeviz und in der Unteren Schütt.

Die Vermögensverhältnisse der Comitatsbevölkerung sind im Allgemeinen recht günstig. Seit dem Aufhören des Frohndienstes nimmt der Wohlstand der Bauern stetig zu. In vielen Ortschaften der Schütt und des äußeren Bezirkes (um Galánta und Szered) besitzen manche ehemalige Leibeigene 150 bis 200 Joch Feld und darüber. In den Gebirgsortschaften sind die Vermögen schon bescheidener, doch ist verhältnißmäßige Wohlhabenheit selbst dort häufig. Die Unzulänglichkeit der Bodenkraft wird dort durch gesteigerten Fleiß ersetzt. Neben den Kleinbauern ist auch die Zahl der Mittel- und Großgrundbesitzer im Comitate ziemlich bedeutend. Die geistlichen und ärarischen Besitzungen nebst denen der öffentlichen und Universitätsstiftungen machen zusammen 10.542 Katastraljoch aus. Unter den Großgrundbesitzern stehen die Pálffy und Esterházy voran. Ihre Herrschaftssitze, wie die der anderen Großgrundbesitzer, sind zumeist Magnatenschlösser in prächtigen Parks.

Die Bevölkerung des Comitats ist im Allgemeinen sehr religiös, ja es herrscht darin ein förmlicher Wetteifer zwischen den einzelnen Nationalitäten. Der Confession nach ist die große Mehrheit (75 bis 90 Procent) römisch-katholisch. Die Procentsätze der übrigen Bekenntnisse sind weit geringer; die Evangelischen A. C. und die Israeliten machen je fünf bis zehn Procent, die Reformirten nur ein bis fünf Procent aus.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Urproduction. Landwirthschaft wird auf etwa 277.737 Hektar betrieben. Unter den landwirthschaftlichen Producten spielen die Frühjahrsgerste, der Herbstweizen und Herbstroggen die größte Rolle. Dann kommen Mais, Kartoffeln, Futterwickengemisch, Hafer und Zuckerrüben. Weniger producirt wird an Luzerne, Klee, Futterrüben, Buchweizen, Hirse, Hanf, Frühjahrsweizen, Halbfrucht, Frühjahrsroggen, Flachs, Raps und Herbstgerste. Am schwächsten gebaut werden Buchweizen, Tabak und Dinkel.

Gartenbau wird für Küchengewächse, wie Erbsen, Linsen und Bohnen, auf nicht weniger als 1.528 Hektar betrieben. In der Stadt Preßburg steht diese Art von Gärtnerei allgemein sehr im Schwange, und zwar nicht nur für den Hausgebrauch, sondern auch



Volkstracht der Tyrnauer Gegend.

für Handelszwecke. Täglich gehen Hülsenfrüchte und Grünzeug in großen Mengen auf der Donau, wie auf der Eisenbahn nach dem nahen Wien. Aber auch über Wien hinaus, nach Norddeutschland wird viel versandt, insbesondere Blumenkohl und Paradiesäpfel. Die Paradiesäpfel (Tomaten) der Preßburger Gegend sind ein beliebtes und gesuchtes Gartenproduct jenseits der Leitha, ja selbst in Rußland. Für die Küche des Zaren werden die Tomaten von Preßburg geliefert. Die Ziergärtnerei jedoch und die für den Hausbedarf producirende Hausgärtnerei liegen danieder, da die Einwohner im Durchschnitt wenig Neigung für die Pflege von Hausgärten zeigen.

Die Obstcultur hat in einzelnen Gegenden des Comitats erfreuliche Fortschritte gemacht. Einzelne Herrschaften ziehen in ihren Gärten herrliche Obstsorten, so die Zichy in Vedröd und Ziffer, die Apponyi in Eberhard, die Esterházy in Tallós, Wartberg und Lanschütz, die Pálffy in Schattmannsdorf (Csešte) und Malaczka, die Károlyi in Stampfen; auch in den Gemarkungen von Magyarbél und Gutern (Gutor) ist dies der Fall. Das erzielte Obst, besonders die Äpfel, Pflaumen, Aprikosen und Birnen, ist schon zum lohnenden Ausfuhrartikel geworden und geht besonders nach Deutschland und Frankreich. Die Stadt St. Georgen versendet Aprikosen, Stachelbeeren, Johannisbeeren und Trauben nach Deutschland. Edle Äpfel- und Birnensorten für die Ausfuhr erzielen Vásárut, Kürt, Vámosfalu, Tökés, Eperjes, Kis- und Nagy-Udvarnok.

Von den Weintrauben ist hier noch zu erwähnen, daß im Preßburger Weingebiet nach dreißigjährigem Durchschnitt gerechnet das Joch blos 20 Hektoliter liefert, insgesammt also 27.040 Hektoliter als Durchschnittslese anzunehmen sind, wovon ein Theil besserer Qualität und auch für den Export geeignet. Die Weine gehen zumeist nach Österreich, Steiermark, Tirol, Schlesien, Böhmen und über diese Länder hinaus auch in das weitere Ausland. Die in Preßburg verfertigten Schaumweine erfreuen sich eines guten Absatzes in England und selbst in den Vereinigten Staaten.

Auf dem Gebiete der Viehzucht, die einst sehr darniederlag, sind im Comitate große Fortschritte zu verzeichnen. Dies gilt insbesondere von der Schafzucht, und zwar vornehmlich wie sie auf den großen Herrschaften, z. B. in den Schäfereien von Gutern, Lanschütz, Királyfa, Magyarbél, Vedröd, Károlyháza, Nagyšarva, Béke, Karcsa, Tallós und Szered betrieben wird. Diese haben schon überall statt des ursprünglich bei uns heimischen lang- und grobwolligen Schafes ein feines oder durchschnittlich mittelfeines Material, das sich bereits nicht wenig als volkswirthschaftlicher Factor geltend macht. Auch die Rindvieh- und Schweinezucht steht in Blüthe. Die Pferdezucht entwickelt sich, wenngleich in geringerer Ausdehnung, gleichfalls in erfreulicher Weise, und in dieser Hinsicht ist besonders der Eleonorenhof des Grafen Saint-Genois in Preßburg mit Anerkennung zu nennen. Die Ziegenzucht wird meist nur von den ärmeren Classen betrieben. Ansehnlich

ist dagegen, namentlich in der Schütt, die Geflügelzucht. Das Preßburger Comitat versorgt nicht nur die Stadt Preßburg, sondern auch Wien und halb Niederösterreich mit Gänsen, Enten, Kapaunen, Hühnern, Truthühnern und Eiern. In Preßburg und Tyrnau nebst Umgebungen gibt es zahlreiche einträgliche Molkereien; da aber die Milch roh besser zu verwerthen ist, geben sie sich wenig mit Käsebereitung ab. Die Bienenzucht wird im ganzen Comitat mit Liebhaberei betrieben.

Auch dem Forstwesen und Bergbau wendet sich die Bevölkerung zu. Hinsichtlich der Aufforstungen ist ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Im Comitat und im Gebiet der Stadt Preßburg wurden 1894 2.584 Katastraljoch aufgeforstet, was die Nutzbarmachung eines ebenso großen öden Gebietes bedeutet. Das gefällte Holz, etwa 256.000 Kubikmeter, gelangt theils als Brenn- theils als Nutzholz in den Handel; ihrer Ertragsfähigkeit nach ist also die Forstwirthschaft hier ein bedeutender Zweig der Volkswirthschaft und für die Stadt Preßburg selbst eine reichliche Einnahmsquelle. Der Bergbau beschränkt sich auf den Betrieb von Steinbrüchen, wozu noch die Gewinnung von Eisenkies und Braunkohle kommt. Es wird Granit, Kalkstein und Schiefer gebrochen. Die Lanfranconi'schen Granitbrüche bei Preßburg und Theben liefern das für die Uferregulirungen der Donau erforderliche Steinmaterial und haben voriges Jahr etwa 300.000 Kubikmeter gefördert. In den übrigen städtischen und Privatbrüchen wird der Stein und Kies für die öffentlichen Straßen gewonnen. Die Kalkbrennerei zu Dévény-Ujfalu liefert ihr Product in großer Menge nach Wien, Österreich und Mähren. Der Schieferbruch zu Marienthal sendet seine Schieferplatten zumeist nach Serbien, doch haben sie auch im Inlande Absatz. Der Eisenkies wird in der Umgebung von Zeil (Czajla), Pernek und Bösing auf einem Gebiet von insgesammt 1,604.185 Quadratmetern gewonnen. Die Producte der Eisenkiesgrube von Pernek werden in der mit der Grube verbundenen Schwefelsäurefabrik von Zeil verarbeitet, die der Zeiler Grube jedoch gehen, da das dortige Grubenunternehmen keine eigene Schwefelsäurefabrik hat, in die zur Preßburger Dynamitfabrik gehörige Schwefelsäurefabrik. Braunstein wird in der Gegend von Apfelsbach (Almás) gefördert, jedoch mit keinem besonderen Erfolg.

Die Großindustrie ist in der Stadt Preßburg am meisten entwickelt; dann kommt das Gebiet von Tyrnau. An der Westseite der Kleinen Karpathen ist die Industrie schon weit geringer, in der Schütt fehlt sie fast gänzlich. Unter den einzelnen Industriezweigen gedeihen die Schuhwaaren- und Hutindustrie am besten; die Preßburger Fabriken bringen ihre Hüte bis nach Serbien, der Schweiz, Deutschland, Belgien, ja Dänemark, Schweden und Norwegen. Auch die Holzindustrie beschäftigt viele Leute. Der Wagenbau ist namentlich in Preßburg zu gutem Ruf gelangt, desgleichen die Rohrflechterei, die in Preßburg die für Gebäudeplafonds erforderlichen Rohrgeflechte fabriksmäßig erzeugt und bis nach Serbien und Bulgarien versendet. Erwähnenswerth ist ferner die Eisen- und Metallindustrie.

Die aus den Preßburger Maschinenfabriken hervorgehenden landwirthschaftlichen Maschinen finden auch in Italien und Deutschland guten Absatz. Auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei ist die Fabrication von Flachs- und Jutestoffen hervorzuheben. Beachtung verdienen schließlich die chemischen und ihnen verwandten Industrien, sowie die Herstellung von Chemikalien und Farben. Die chemische Fabrik zu Schmolenitz erzeugt durch trockene Destillirung des Holzes Holzalkohol, Holztheer, Essigsprit und Essigsäure. Diese Fabrikserzeugnisse gehen hauptsächlich nach Österreich und England, die Producte der Zeiler Schwefelsäurefabrik nach Bulgarien und Rumänien.

Unter den landwirthschaftlichen Fabricaten stehen Spiritus, Essig und Zucker voran. Zucker wird in drei Fabriken erzeugt. Die Dióßeger Zuckerfabrik ist die größte, dann kommen die zu Tyrnau und Ungeraiden (Magyarfalva); ihre Ausfuhr geht meist nach Italien und England. Der berühmte Preßburger Zwieback ist, wie die Mohn- und Nußbeugel, auch im Auslande sehr beliebt. Weniger wichtig ist Borstwaarenindustrie; doch ist die Grüneberg'sche Fabrik zu Preßburg weltberühmt und ihre Bürstenwaaren gehen in großer Menge nicht nur nach England, sondern auch nach dessen überseeischen Colonien, überdies nach den Vereinigten Staaten, ja nach Afrika. Sehr ansehnlich ist die Preßburger Tabakfabrik, mit 1.056 Arbeitern.

Bedeutenden Ruf haben sich die im Comitate fabricirten Spreng- und Zündwaaren erworben. In der Gemarkung der Stadt Preßburg befindet sich die Dynamitfabrik der Nobel'schen Actiengesellschaft. Sie ist in ihrer Art die größte Anlage der Monarchie. Ihr Hauptproduct ist zwar das Dynamit, doch erzeugt sie auch Schwefelsäure, Salpetersäure, Nitroglycerin und Collodiumwolle, ja sie beschäftigt sich selbst mit der Herstellung von Ecrasit und rauchschwachem Pulver. Mit ihren Producten deckt sie nicht nur den Bedarf der Monarchie, sondern auch den der Balkanstaaten. Sehr bedeutend ist noch die Preßburger Patronenfabrik, die hauptsächlich die königlich ungarische Honvédarmee mit Munition versorgt, aber auch stark für Rumänien, Serbien und Bulgarien arbeitet.

Die Hausindustrie ist durch die ganze Bevölkerung des Comitats verbreitet, dient jedoch größtentheils nur dem eigenen Bedarf. Für den Markt arbeitet besonders die Tyrnauer Gegend, die aus der Hausindustrie nicht wenig Nutzen zieht. Die meistverbreiteten Industrien sind das Schnitzen, Spinnen, Weben und Sticken, doch weiß man hie und da auch das Eisen recht geschickt zu verarbeiten. Einfaches hölzernes Werkzeug und Geräth für Landwirthschaft und Haushalt wird in Bikßárd, Ottenthal, Breitenbrunn (Széleskut) und Deáki massenhaft verfertigt. Der Hauptort für hausgewerbliche Verarbeitung des Eisens ist Groß-Schützen (Nagy-Lévárd), wo viel Äxte, Hacken, Beile, ja auch Eßzeug verfertigt wird. Viele beschäftigen sich längs der Flüsse mit der Verarbeitung der Weidenruthe, aus der in der Engerau (Ligetfalu), Szered, Valta-Súr, Vága und Somerein

(Somorja) Wagenkörbe und gewöhnliche Körbe verfertigt werden. Die Korbflechterei allein trägt der Bevölkerung des Comitats jährlich etwa 28.000 bis 30.000 Gulden. Auch das Flechten und Weben von Schilf und Stroh ist erwähnenswerth. In Ábrahám und Nagy-Födémes werden aus Schilf allerlei Matten und andere Waaren verfertigt; geschickte Korbflechter wohnen in Kis-Breßtován, Alsó-Lucs, Nádßeg und Somerein, sie arbeiten hauptsächlich Sessel, Brodkörbe, Bienenkörbe und dergleichen. Die Frauen verstehen sich im Allgemeinen auf die Verarbeitung des Flachses und Hanfes, gewerbemäßig aber beschäftigen sich mit Leinweberei und Bleicherei insbesondere die Frauen von Vág-Szered, Blasenstein-St. Nikolaus (Detrekö-Szent-Miklós), Lozornó, Szered und Hódos. Stickereien und Spitzen für den Verkauf werden besonders in der Tyrnauer Gegend, in Zipser und den benachbarten Gemeinden, sowie in Valta-Súr verfertigt, und zwar nach den Mustern, die bei dem magyarischen und slovakischen Volke des Comitats die gewohntesten und beliebtesten sind. Übrigens unternehmen jetzt die geschickteren Frauen auch schon feinere Arbeiten, sie sticken sehr hübsche Servietten, Handtücher und verschiedene Prachtdecken, welchen Erzeugnissen auf der Milleniumsausstellung die wohlverdiente Anerkennung zutheil geworden ist.

Schließlich erwähnen wir, daß im Preßburger Comitat 12 Creditinstitute und noch 6 Creditverbände thätig sind.

Der Comitatssitz ist Preßburg (Pozsony), königliche Freistadt, nach Budapest eine der schönsten und gebildetsten Städte Ungarns. Es zeichnet sich schon durch seine schöne Lage aus. Einerseits umkränzen es die Ausläufer der Kleinen Karpathen mit ihren herrlichen Wein- und Obstgärten, sowie den heilkräftigen Nadel- und Laubwäldern, deren frisches Grün ihre höheren Gipfel bedeckt; andererseits zieht die Donau die Grenzlinie. Ostwärts dehnt sich unendliche Ebene zu beiden Seiten des Stromes, wie in dessen Mitte, wo die volkreiche Insel Schütt liegt.

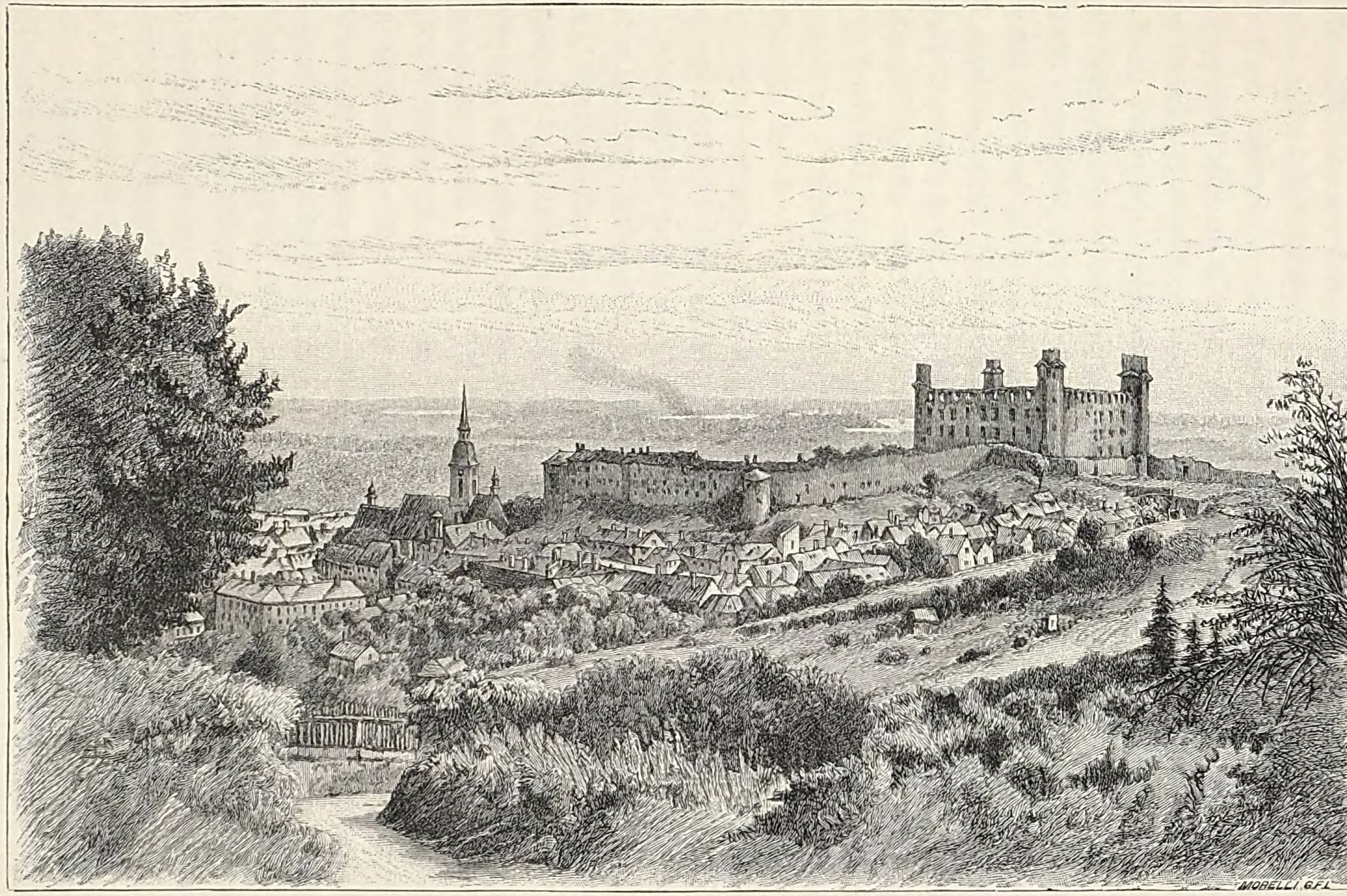
Der Ursprung Preßburgs reicht weit zurück in die unergründliche Ferne der Zeiten. Die Stein- und Bronzealterthümer, mit denen der Boden in Stadt und Umgebung durchsetzt ist, verkünden sicherer als jede schriftliche Urkunde, daß das Gebiet Preßburgs schon in vorgeschichtlicher Zeit von Menschen besiedelt war. In der römischen Periode muß hier schon ein namhafter Ort gewesen sein. Damals blühte am anderen Donauufer, zwischen dem heutigen Deutsch-Altenburg und Petronell, die Hauptstadt Ober-Pannoniens, Carnuntum. Es ist sicher, daß auf dem jetzigen Schloßberge schon damals eine römische Beobachtungsstation, ein in das Gebiet der Quaden und Markomannen hineinspähender Wartthurm stand. Die Barbaren des linken Ufers, die mit dem Markt von Carnuntum und dessen Händlern in Verbindung standen, setzten hier am Fuße des Schloßberges

von Preßburg, gleichsam unter Controle der oben lauernden römischen Besatzung, über den Strom, oder beziehungsweise sie verhandelten hier an die römischen Kaufleute ihre Rohproducte und Industrieartikel: ihre Waffen, Schmucksachen, Lederwaren, Granaten und Opale. Auch der Bernstein der Ostsee überschritt die Donau hier, um ins Römische zu gelangen. Was hier nach der Römerzeit, im Durcheinander der Völkerwanderung vorging, wissen wir nicht. Wir vermuthen nur, daß der Ort nach der Völkerwanderung einen stärkeren Aufschwung zu nehmen begann. Vor der Ankunft der Magyaren war er von Slaven bewohnt und eine Ortschaft des großmährischen Reiches. Als die ungarische Landnahme das Mährerreich vernichtete, gelangte Preßburg unter die ungarische Herrschaft.

Bei der Begründung der christlichen Monarchie durch Stefan den Heiligen wurde Preßburg Hauptort, Burg und Verwaltungssitz des gleichnamigen Comitats. Die Burg erhielt zahlreiche Ländereien, die in den Comitaten Preßburg, Raab, Bars und Eisenburg verstreut lagen.

Die Stadt Preßburg wurde im Laufe der Zeit von mannigfachem Ungemach betroffen. Der deutsche Kaiser Heinrich III. griff sie 1042 mit Heeresmacht an und eroberte sie. Doch wurden der Kaiser und sein Heer bald darauf durch die ungarischen Waffen aus der Gegend von Preßburg vertrieben. Später (1052) belagerte Heinrich die Stadt neuerdings, doch leisteten die Einwohner heldenmüthigen Widerstand, brachten die kaiserlichen Schiffe auf der Donau zum Sinken und zwangen den Kaiser die Belagerung nach acht Wochen aufzuheben und auf die angestrebte Lehensherrlichkeit über Ungarn und dessen Volk zu verzichten. Als im Jahre 1074 zwischen König Salomon und den Prinzen Géza und Ladislaus der Bruderkrieg ausbrach, wurde Preßburg der Schauplatz eines Theiles der Ereignisse. Ebenso erfolglos, wie durch Heinrich III., wurde es im folgenden Jahrhundert (1108) durch den deutschen König Heinrich V. belagert. Im Jahre 1146 wurde es durch einen Heerhaufen der Markgrafschaft Österreich nachts unvermuthet überfallen und für den Thronprätendenten Boris, Sohn König Kolomans, im Besitz genommen. Doch vermochte Géza es bald zurückzugewinnen.

Die Jahre 1241 und 1242 waren für das Land und auch für die Stadt Preßburg gar traurig. Die wilden Mongolenhorden überflutheten Alles. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohi floh Béla IV. nach Preßburg, wo er nach Hainburg übersetzte. Dann, im Sommer 1241, erschien ein Schwarm des tatarischen Heeres vor Preßburg und verwüstete das nahe Blumenau (Lamács), ja selbst die Preßburger Vorstadt Schöndorf. Die Burg selbst, nebst der durch Mauern geschützten Stadt, blieb unversehrt. Allein der Streich, der das ganze Land getroffen, hatte auch die Preßburger gewitzigt; die Festungswerke der Stadt wurden jetzt wesentlich verstärkt.



Das Preßburger Schloß vom Gebirge gesehen.

Diese neuen Schutzwehren erschienen ohnedies nothwendig genug, denn als der Tatarensturm vorübergebraust war, sah sich Preßburg gar bald von einem Böhmensturm bedroht. Zwischen den Königen Béla und Ottokar nahm die Feindseligkeit immer mehr zu; zwar wurde sie durch den Anfangs Mai 1254 zu Preßburg abgeschlossenen Frieden beigelegt, allein schon 1260 brach der Krieg wieder aus. In der Nähe Preßburgs, auf dem Marchfelde, zwischen dem heutigen Kroißenbrunn und Marchegg, tobte die große Schlacht. Die geschlagenen Ungarn zogen sich in der Richtung auf Preßburg zurück und verzichteten auf den Besitz Steiermarks. Die inneren Zwistigkeiten und wiederholter Streit mit Ottokar spielten auch später eine große Rolle in der Geschichte Preßburgs. Hier kam allerdings 1262 auch der Friede zustande, der den inneren Hader wenigstens zeitweilig beilegte. König Béla IV. und sein Sohn, der jüngere König Stephan, schlossen hier Frieden. Allein kaum war Béla IV. im Jahre 1270 gestorben, als es zwischen Stephan V. und Ottokar wieder losging. Am 13. April 1271 überschritt der mächtige Böhmerkönig mit großem Heere die ungarische Grenze; Preßburg wurde trotz der Tapferkeit Einzelner durch Verrath leicht und auf den ersten Anlauf genommen, worauf er in die Burg eine Besatzung von 1500 Wiener Kriegsmannen legte. Hart waren die Verluste und Leiden, die der Stadt und ihren Bewohnern damals zugefügt wurden. Bei diesem Anlaß wurden auch die Archive des Kapitels und der Stadt vernichtet. Auf einer Schiffbrücke setzte dann Ottokar bei Preßburg über die Donau und trug den Krieg in das jenseitige Gebiet, bis er durch den Preßburger Frieden vom 3. Juli 1271 sein Ende fand. Allein schon 1273 brach er wieder aus, abermals besetzte Ottokar Preßburg und gab es erst 1277, nebst mehreren anderen ungarischen Städten und Burgen, wieder heraus, weil das Bündniß des Königs Ladislaus mit dem deutschen König Rudolf von Habsburg ihn dazu zwang. Im folgenden Jahre (26. August 1278) fiel Ottokar bei Stillfried in der Schlacht gegen Rudolf und Ladislaus, und König Ladislaus IV. erbaute zum Gedächtniß des Tages und zur Einlösung seines Gelübdes die schöne gothische Franziskanerkirche nebst anstoßendem Kloster. Die Kirche wurde 1297 geweiht. In dem nämlichen Jahre wurden in Preßburg auch die Clarissinnen seßhaft gemacht, die sich im Gebäude der Cistercienser-nonnen niederließen, an der Stelle, wo jetzt das katholische Obergymnasium steht. Die mit König Ladislaus IV. im Streit befindlichen Grafen von Güssing und Wojwod Apor erstürmten Preßburg im Jahre 1286, doch wurde es von den Königlichen bald zurückerobert. Die Stadt und die ganze Gegend hatten dabei viel Schaden erlitten und Herzog Albrecht von Österreich besetzte sie 1287, scheinbar für König Ladislaus IV., in Wahrheit aber für sich selbst, und behielt sie bis 1291, in welchem Jahre er sie an Andreas III. zurückerstatten mußte. Dieser nahm Preßburg in seinen besonderen Schutz und verlieh ihm 1291 ein Privilegium, wodurch es sich bedeutend hob.

Nach dem Aussterben des Árpádischen Königshauses stand Preßburg unausgesetzt an der Spitze der großen politischen Ereignisse. Die Könige des Hauses Anjou weilten gerne und oft in der anmuthigen Stadt. Die weltlichen Großen und Vornehmen nebst dem Adel mehrerer Comitate versammelten sich wiederholt in Preßburg zu den sogenannten Palatinaltagen, namentlich zur Zeit Ludwigs I.; während des Aufenthalts dieses Königs geschah es auch, am 31. December 1362, daß die Herzoge und Herren von Österreich, Steiermark und Kärnten ihm ein ewiges Bündniß schworen.

Noch weit öfter kam König Sigismund nach Preßburg. Er bekräftigte 1385 die Privilegien der Stadt und mehrte auch später noch wiederholt die Vorrechte der Einwohner, andererseits aber war dieser stets an Geldmangel leidende Monarch mehrmals eine große Last für die Bevölkerung. Er verpfändete die Stadt sogar an die mährischen Fürsten Jodocus und Prokop. Hier schloß Sigismund im Jahre 1390 mit Albrecht Herzog von Österreich und Jodocus Markgrafen von Mähren einen Vertrag zum Schutze der Kaufleute und ebenda gelobten sie sich 1392 gegenseitige Hilfe. Hier überließ er mit Genehmigung der Landstände dem Herzog Albrecht von Österreich das Recht, ihm, falls er ohne Leibeserben stürbe, auf dem Throne Ungarns zu folgen. Er hob das Ansehen der Stadt und mehrte ihren materiellen Vortheil auch durch Errichtung einer Münzstätte in Preßburg (1430). Auch Sigismunds Nachfolger, König Albrecht, kam mit seiner Gemalin Elisabeth wiederholt nach Preßburg.

Auch das Haus Hunyadi ist mit manchen seiner glorreichen Erinnerungen an das Leben der Stadt Preßburg geknüpft. In Preßburg erhielten die Hunyadi Ernennungen, Ländereien, Rechte, Titel, Begünstigungen. Hieher wendet sich gelegentlich Johannes, der Gouverneur, der Begründer des Ruhmes seines Geschlechts, und ist stets herzlich, ja begeistert aufgenommen. Hier beendet im Jahre 1450 der Bevollmächtigte Johannes Hunyadi's, Johann Vitéz von Zredna, die schon 1447 in Wien angebahnten Unterhandlungen mit Kaiser Friedrich. Von Preßburg datirt sind zahlreiche Urkunden, Donationen, Privilegien und Ernennungen des ruhmreichen Mathias. Auf dem Preßburger Reichstage bekräftigte er das am 8. September 1468 geschaffene Gesetzbuch. Das häufige Residiren Mathias in Preßburg, der Glanz seiner Hofhaltung, die Erscheinung der bei ihm weilenden ausländischen Gesandten und Herren waren für das öffentliche Leben in der Stadt überaus anregend. Das wichtigste aber war für Preßburg, daß hier Johann Vitéz von Zredna mit der Genehmigung Papst Pauls II. im Jahre 1467 die Academia Istropolitana gründete, deren Gebäude in der Venturgasse noch jetzt besteht. Solange diese Anstalt vorhanden war, sah sie ihre Lehrstühle mit berühmten Männern besetzt, unter denen besonders Aurelius Brandolini als Professor des Triviums und Johannes Müller, der berühmte Regiomontanus, als Professor des Quadriviums zu erwähnen sind.

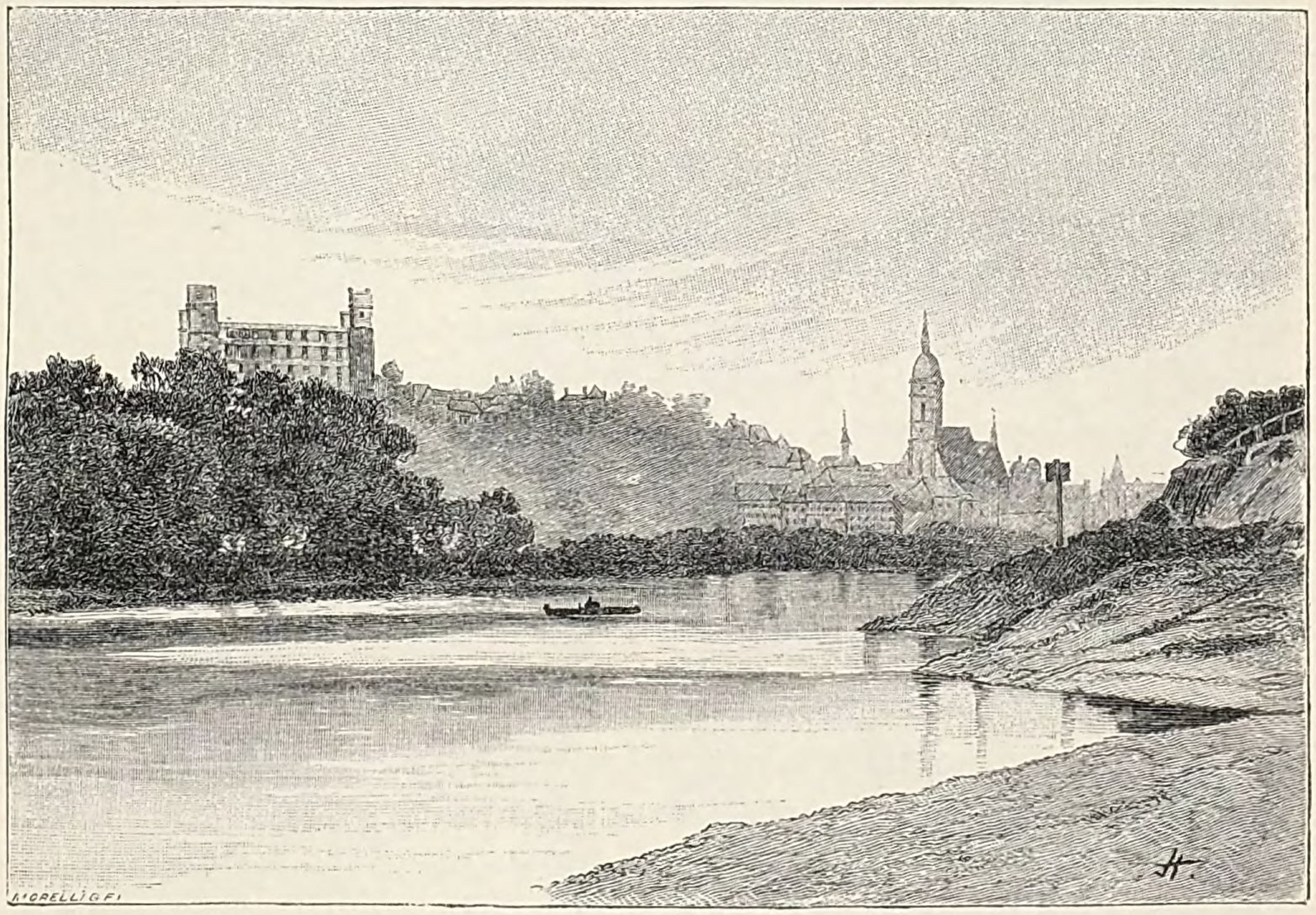
Mit dem Tode Mathias' brachen für Preßburg, wie für das Land, traurige Zeiten an. Zwar hatte der am 7. November 1491 zu Preßburg geschlossene Friede den bis zum Kriege gesteigerten Zwistigkeiten zwischen Kaiser Friedrich und dem römischen König Maximilian einerseits, Mathias und nach ihm Wladislaus II. anderseits ein Ende gemacht, dafür aber traten die Türken immer drohender auf und die Abwehr gegen sie wurde unter der Herrschaft des schwachen und armen Wladislaus immer unbeholfener. Sein unglücklicher Sohn, König Ludwig II., flüchtete im September 1520 vor der ausgebrochenen Pestilenz nach Preßburg. Von hier erließ er am 5. Februar 1524 an König Heinrich von England jenen Brief, in dem er die durch die Türkennoth heraufbeschwornen traurigen Umstände seines Landes schilderte und die christlichen Nationen zu Hilfe rief.

Nach der Unglücksschlacht bei Mohács hielten die Türken anderthalb Jahrhunderte lang ein Drittheil des Landes besetzt. Preßburg lag zwar außerhalb ihres Eroberungskreises, doch machte sich die bedrängte Lage des Landes in ihren Folgen auch hier nicht wenig fühlbar, obgleich statt der eroberten Landeshauptstadt nunmehr Preßburg Metropole war. Nach der Erwählung Ferdinands I. wurde es im Jahre 1536 durch das Gesetz als zeitweilige Landeshauptstadt erklärt. Es fand da die Krönung von 11 Königen und 6 Königinnen statt, dagegen hatte die Stadt mittlerweile auch schwere Belagerungen durch die Schaaren Bocskays, Bethlens und Tökölys auszuhalten. Bis zur Zeit Josefs II. war sie zwar Sitz des größten Theils der obersten Staatsbehörden, an Stattlichkeit und Glanz der äußeren Erscheinung aber nahm sie bedeutend ab. Unter Maria Theresia begann für sie eine neue Epoche. Das Schloß wurde glänzend ausgebaut und diente der Tochter der Königin, Christine und deren Gatten, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, dem königlichen Statthalter von Ungarn als ständiger Wohnsitz; aber auch die Königin selbst weilte gern auf dem aussichtsreichen Hügel, zu welchem Zweck sie hart am Schlosse ein besonderes Gebäude, das (seither gänzlich verschwundene) Theresianum aufführen ließ. Hier nahm sie die Huldigung der Nation entgegen, hier hörte sie den ewig denkwürdigen Ruf: „Vitam et sanguinem!“ und hier decretirte sie die Begründung der ungarischen adeligen Leibgarde. Als im Jahre 1784 der Statthaltereirath nach Ofen verlegt wurde, hörte zwar Preßburg auf Landeshauptstadt zu sein, doch wurden auch fernerhin die Reichstage, mit wenigen Ausnahmen, daselbst abgehalten, bis 1848 ihre endgiltige Verlegung nach Budapest erfolgte. Der letzte Preßburger Reichstag wurde am 7. November 1847 durch König Ferdinand V. eröffnet und ein halbes Jahr später, 11. April 1848, wiederum durch ihn im Primatialpalais geschlossen, wo er vorher vor den versammelten Ständen die 1848er Gesetze sanctionirt hatte. Dies war der letzte ständische Reichstag und zugleich der letzte, der in Preßburg berieth.

Zu Beginn des Jahrhunderts wurde hier nach der Schlacht bei Austerlitz, am 26. December 1805, der Friede zwischen Napoleon I. und Kaiser Franz II. geschlossen.

Die Erinnerung an die französischen Occupationstruppen bewahrt noch jetzt das im Aupark vorhandene Schanzwerk. Im Jahre 1811 brannte das Schloß ab. Seitdem ist sein Hauptgebäude Ruine, doch dienen die Nebengebäude noch jetzt als Kasernen.

In den letzten Jahrzehnten, und besonders im laufenden, hat die Stadt einen überraschenden Aufschwung genommen. Sie liegt 154 Meter über der Meeresfläche, unter 34 Grad 46 Minuten östlicher Länge (von Ferro) und 48 Grad 9 Minuten nördlicher Breite; ihr anmuthiges Äußere macht sie auch für den Fremden sehr anziehend. Die



Das Preßburger Schloß, von der Donau gesehen.

Straßen sind zwar, besonders in der innern Stadt, nicht eben schnurgerade, da der mittelalterliche Grundriß zwischen beengenden Schutzmauern nur enge und krumme Gassen zuließ; dafür aber ist an den Häusern so manches künstlerische Detail zu sehen, besonders wo die alten Erkerfenster, die durch Fensterreihen ungleich getheilten Façaden und die aus der Fluchtlinie hervorspringenden Steinmauern noch im ursprünglichen Zustande vorhanden sind. An malerischem Interesse hat die Stadt verloren, seitdem infolge der neuen Wasserleitung die überflüssig gewordenen öffentlichen Marmorbrunnen, mit Ausnahme zweier, abgetragen wurden; dagegen haben sich die mit Keramik, Asphalt und Granit prächtig gepflasterten, mit Auer'schen Gaslaternen beleuchteten Straßen unzweifelhaft sehr verschönert. Überall herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Häuser sind in der inneren

Stadt sämmtlich zwei- und dreistöckig, solche kommen aber auch in den äußeren Stadttheilen, namentlich der Ferdinands- und Franz Josefsstadt zahlreich vor. Die Neustadt, auch Blumenthal genannt, sieht mit ihren meist ebenerdigen Häusern, abweichend von den anderen Stadttheilen, mehr marktfleckenmäßig aus, doch zeigt sich auch hier Wohlhabenheit und städtischer Comfort. Auf dem Fischplatz, Grünplatz, der kleinen Promenade, dem Comitatshausplatz und Marktplatz erblickt man geistliche und weltliche Denksäulen oder Monumentalwerke, welche das Stadtbild wesentlich heben. Der Prachtbrunnen auf dem Hauptplatz ist ein Meisterwerk des XVI. Jahrhunderts; der Springbrunnen vor dem Theater und das ihm gegenübergestellte Büstendenkmal des Componisten Hummel sind Werke des in Preßburg geborenen Bildhauers Viktor Tilgner. Am Donauufer und zwar auf dem schönen Platze, wo sich einst der Krönungshügel erhob, ist kürzlich, dank der Opferfreudigkeit der Stadt, zum Gedächtniß der hier stattgefundenen Königskrönungen eine prächtige Reiterstatue Maria Theresias errichtet worden, deren glänzende Enthüllungsfeier am 16. Mai 1897 in Gegenwart Seiner Majestät des Königs stattfand. Die aus weißem Marmor gemeißelte Reitergestalt auf ihrem dunklen Granitsockel ist ein hervorragendes Kunstwerk und lobt seinen Schöpfer, den in Preßburg geborenen Johann Fadruß. Zur Rechten der Königin steht ein kampferprobter ungarischer Krieger und deutet mit gezogenem Säbel der Grenze zu; linkerhand schreitet ein ungarischer Magnat neben dem Rosse einher, blickt mit dem Ausdruck ruhiger Zuversicht zur Königin empor und deutet mit der Linken ins Land hinaus.

Die hervorragendsten Gebäude der Stadt sind, unter den älteren, folgende: Die Krönungskathedrale, die sich mit ihrem unförmlich mächtigen Dache und gedrungenen Thurme hoch über alle Gebäude der Umgebung erhebt und für Preßburg ebenso ein Wahrzeichen ist, wie Sanct Stefan für Wien und das Münster für Straßburg. Das Innere der Kathedrale ist neuestens mit Glanz und Geschmack erneuert worden; die Wiederherstellung des Äußeren wird geplant. Ein bedeutendes Bauwerk ist ferner die Franziskanerkirche mit ihrem prächtigen, soeben erneuerten Thurm und der angebauten St. Johanneskapelle, einem der schönsten gothischen Bauwerke Ungarns. Derselben Kunstweise gehört der berühmte fünfeckige Thurm der Clarissinnenkirche an. Unter den weltlichen Gebäuden seien folgende hervorgehoben: Auf dem Schloßberg das noch als Ruine gewaltige Schloß; am Abhange des Schloßberges das Prunkthor, welches leider seiner ursprünglichen Schönheit fast ganz entkleidet ist; das Rathhaus mit seinem strammen alten Thurm, der herrlichen Thordurchfahrt und den neueren Hofarcaden; das sehr ausgedehnte, aber schmucklose Landhaus, 1753 erbaut, wo bis 1848 die Reichstage abgehalten wurden, jetzt aber die königliche Tafel Recht spricht; dann das Primatialpalais und das gegenwärtig dem Erzherzog Friedrich gehörige Palais Grassalkovich, die in Gemeinschaft mit



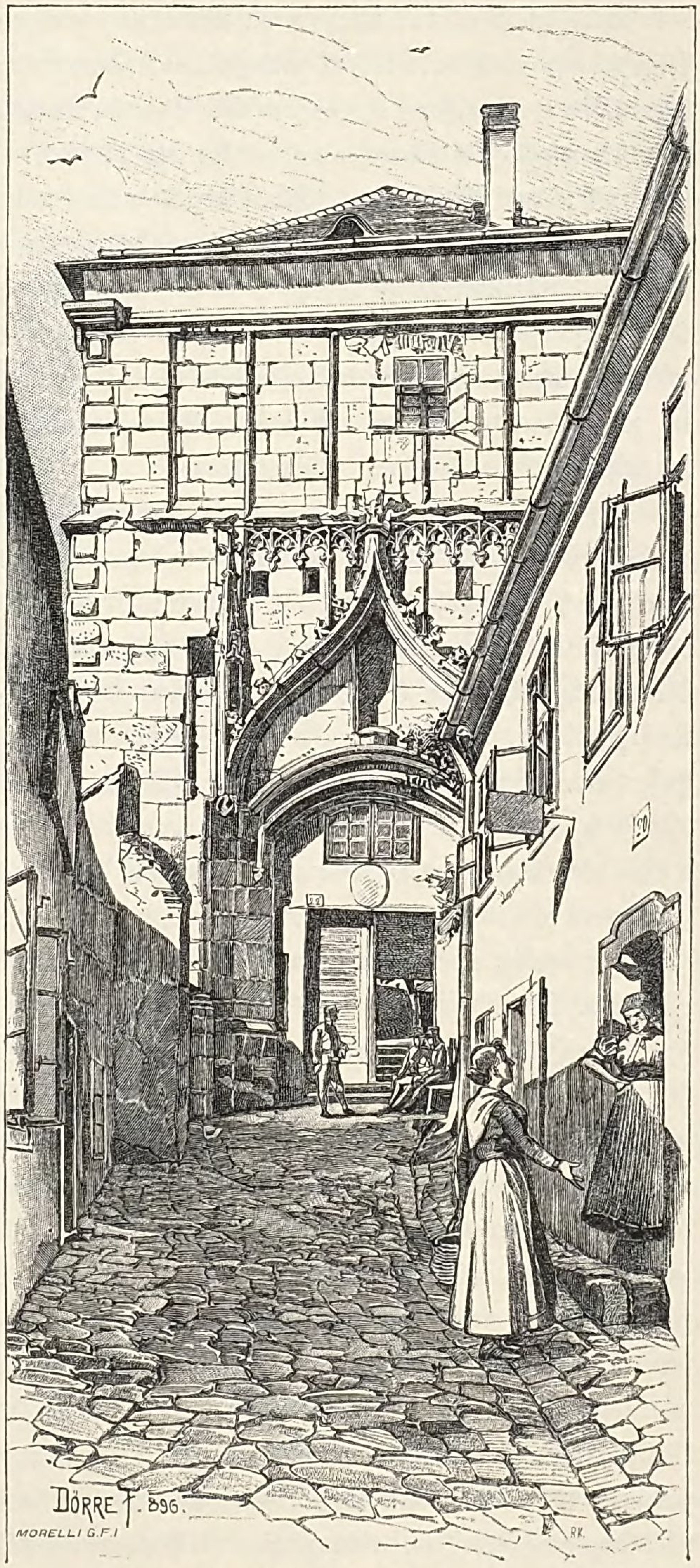
Das Preßburger Krönungsdenkmal.

dem einst gleichfalls primatialen Palast am Esterházyplatz (jetzt Militärspital) am geeignetsten sind, das Andenken des herrschaftlichen Lebens im vorigen Jahrhundert für die Phantasie wieder heraufzubeschwören. Unter den neueren Gebäuden sind die hervorragendsten: die schöne katholische Kirche in Blumenthal, die Synagoge in der Altstadt, das schöne, innen glänzend decorirte Stadttheater, das Landeskrankenhaus, die Staats-Realschule, das evangelische Gymnasium, der königliche Gerichtshof, das Comitatshaus und mehrere Kasernen, aber auch eine stattliche Anzahl palastartiger Privat- und Miethhäuser von einzelnen Magnaten und Bürgern. Unter den in neuerer Zeit ausgebauten oder im Ausbau begriffenen Straßen erwähnen wir die Baroß-Gáborgasse mit ihren eleganten Privathäusern und dem neuen Gebäude des Corpscommandos, dann die Stephaniestraße mit dem großen Zinspalast des Erzherzogs Friedrich, ferner die Edl-, Convents-, Kisfaludy- und Pallisadengasse, die sämmtlich als hübsch gelten dürfen. Die neue Colonie Újtelep (Neustift) vergrößert sich Jahr um Jahr um etliche schöne moderne Villen, die von grünen Laubbäumen und duftigen Blumenbeeten umgeben, Fuß und Abhang des Berges bedecken, so daß die Colonie schon jetzt zu den schönsten Stadttheilen Preßburgs gehört. Schöne Landhäuser gibt es auch auf anderen Punkten des Preßburger Gebirges, so um die Batzenhäusel her, auf den Höhen längs des Tiefen Weges, am Abhange des Calvarienberges, in der Gegend des Eisenhammers, im Mühlthal u. s. w. Die bemerkenswerthesten unter diesen sind der Eleonorenhof und das Dubsky'sche Etablissement Bellevue; ersterer eine Schöpfung des Grafen St.-Genois, letzteres eine vielbesuchte und solchem Besuch auch gewachsene Restauration. Ein beliebtes Imbißplätzchen ist die Gruppe der Batzenhäusel, desgleichen der Kaffeegarten des Meßners bei der Kapelle am Tiefen Weg, der Tunnelgarten, die Strohhütte, das Forsthaus am Gemsenberg, wo überall auch volle Verpflegung zu haben ist.

Übrigens hat Preßburg, was Erholungsorte betrifft, unter den ungarischen Städten kaum seinesgleichen. Am rechten Donauufer lagert sich auf weitem Flächenraum der städtische Aupark, der im Sommer mit seinen herrlichen Spazierwegen, weithin schattenden Baumkronen, grünen Rasenplätzen, bunten Blumenteppichen, mannigfachen seltenen Zierbäumen und Sträuchern, sowie dem eine sehr schöne Aussicht bietenden Aukaffeehause, eine überaus erquickliche Promenade- und Unterhaltungsstätte ist. Wem übrigens der Aupark für seine Spaziergänge nicht genügt, kann über ihn hinaus sich stundenweit auf guten Waldwegen ergehen. Der Habern (zabos), das Jägerhaus, die alte Au, die Pötschen-Au sind lauter beliebte und vielbesuchte Ausflugsorte, gleichfalls am rechten Ufer der Donau, wohin man von der Stadt über die auch für Fußgänger bequem eingerichtete gewaltige Eisenbahnbrücke gelangt, aber auch oberhalb der Brücke sich rasch vom Centrum der Stadt aus mittelst eines kleinen Dampfers übersetzen lassen kann. Am diesseitigen

Ufer lockt die Gebirgspromenade, deren frische Luft und Nadelholzpflanzungen nach Gebühr geschätzt sind, dann weiterhin der herrliche Calvarienberg, noch weiter die Strohhütte und der Gemsenberg, wohin man auch auf guter Straße fahren kann; auf dem Gemsenberg hat man von der Széchenyiwarte aus einen feenhaften Blick weit in die Runde über Berg und Wald, Strom und Ebene. Am Fuße des Gemsenberges liegt in kühlem Thale das Eisenbründl (Vaskut), Ausflugsort und Sommerfrische zugleich, wohin man durch das reizende Mühlthal fahren, oder über die Gebirgspromenade bequem wandern kann. Dankbare Ausflüge von Tagesdauer bieten sich nach Marienthal, Theben, Deutsch-Altenburg, St. Georgen, Bösing.

Die Civilbevölkerung von Preßburg beläuft sich auf 52.411 Seelen; davon sind 31.404 Deutsche, 10.433 Magyaren und 8.709 Slovaken. Das Deutschthum befindet sich also in starker Mehrheit, was sich aus der geschichtlichen Entwicklung



Das Prunkthor des Preßburger Schlosses.

der Stadt leicht erklärt, insofern im Mittelalter ein ununterbrochener Zuzug deutscher Einwanderer nach der durch Privilegien und Sicherheit lockenden Stadt herrschte. Die Kenntniß und Benützung der ungarischen Sprache macht übrigens starke Fortschritte. Die Zahl der magyarisch Sprechenden beträgt jetzt 21.280.

Man darf Preßburg die Stadt der Industrie und Intelligenz nennen, aber auch die Stadt der Pensionisten, denn wenn auch das Leben und Wohnen theuer ist und der städtische Lärm immermehr überhand nimmt, so entschädigt die Stadt dafür durch schöne Lage, gesunde Luft, gutes Trinkwasser, geordnete Gemeindeverhältnisse, gebildete gesellschaftliche Kreise, höhere künstlerische Genüsse und die Nähe Wiens, Gründe genug, um zahlreichen pensionirten Offizieren, Beamten und auch vornehmen Privatpersonen den Aufenthalt in Preßburg nahezulegen.

Die Erwerbsthätigkeit der Einwohnerschaft vertheilt sich in sehr ungleichen Verhältnissen. Das städtische Gebiet von nahezu 13.000 Joch enthält 5.351 Joch Wald, 3.083 Joch Ackerland, 1.409 Joch Gärten, 1.352 Joch Weingärten, 626 Joch Wiesen, 587 Joch Hutweiden; das Übrige ist Überschwemmungsgebiet, Binnengrund, Graben, Steinbruch, Eisenbahn. Garten- und Weinbau sind unter allen Zweigen der Urproduction die lohnendsten. Die Gärtnerei wird im Großen und mit aller Zweckmäßigkeit betrieben. Außer den Zier- und Erholungsgärten gibt es noch etwa 400 Joch Obstgärten und 100 Joch Küchengärten. Aus letzteren gelangt viel Grünzeug auf den Wiener, ja selbst den norddeutschen Markt. Übrigens verliert die Urproduction infolge der Jahr um Jahr wachsenden gewerblichen Thätigkeit immermehr an Wichtigkeit. Die Industrieanlagen und Fabriksniederlagen haben sich neuestens in ungeahnter Weise vermehrt, was auch dem materiellen Wohlstande der Stadt immer neue Quellen erschließt.

Die Zahl der mit Maschinenkraft arbeitenden Fabriken ist schon sehr bedeutend. Es gibt zwei Eisen- und Metallwarenfabriken, darunter eine für Hufeisennägel, drei Maschinenfabriken und eine Wagenfabrik. Dem Baugewerbe dienen neun Fabriken: eine für Dachplatten, eine für Marmor und Granit, dann sieben Dampfziegeleien. Der Holzindustrie gehören fünf Fabriken an, darunter vier größere Dampfsägemühlen und eine Rohrflechterei. Spinnerei und Weberei sind mit sechs Fabriken vertreten; darunter eine Gold- und Silberdrahtfabrik, eine Tuchfabrik, eine Segeltuch-, Wachs-, Flachs- und Jutestoffweberei. Das Bekleidungsgewerbe weist eine Watte- und eine Hutfabrik auf; die feinen und feinsten Filzhüte gehen bis nach Deutschland, Schweden, Norwegen, Dänemark, der Schweiz, Belgien und Serbien. Die vervielfältigenden Gewerbe sind durch sechs Druckereien vertreten, die Borstwarenindustrie durch eine große und berühmte Bürstenfabrik. Die chemische Industrie beschäftigt fünf Fabriken; dahin gehören die Patronenfabrik, die Dynamit- und Pulverfabrik, die städtische Gasfabrik, die Maschinenöl- und Schmiermittelfabrik, die Spodiumfabrik.

Auf dem Gebiete der Verpflegungs- und Genußmittelindustrie gibt es elf Fabriken. Eine der bedeutendsten ist die königlich ungarische Staats-Tabakfabrik; erwähnenswerth sind aber auch die Dampfmühle, die Bonbonsfabrik, Malzfabrik und Bierbrauerei. Auch ohne Motor arbeitende Fabriken größerer Art gibt es mehrere, insbesondere Wagenfabriken, Roßhaarreinigungs-, Schafwoll- und chemische Farbenfabriken. In der Stadt Preßburg befinden sich insgesammt 52 Fabriken, mit 4.797 Arbeitern und Maschinen von 1.400 Pferdekräften. Dazu kommen neuestens noch zwei bedeutende Fabriksanlagen: die der elektrischen Eisenbahn und der großen Petroleumraffinerie und Benzinfabrik in Malomliget (Mühlau). Rechnen wir dazu, daß Preßburg auch 1.940 Kleingewerbetreibende verschiedener Art besitzt, so darf man ihm füglich die Bezeichnung als Industriestadt beilegen. Auch von den Erzeugnissen des Kleingewerbes sind einige im ganzen Lande berühmt; so die Arbeiten der Kunsttischler und Kunstschlosser, die Drechslerware, die Erzeugnisse der Bäcker und Selcher.

Creditinstitute sind drei vorhanden: die Preßburger I. Sparcasse, die Preßburger II. Bezirkssparcasse und die Preßburger Gewerbebank. Die jährlichen Einlagen bei ihnen betragen 22 Millionen Gulden, wovon auf die Preßburger I. Sparcasse fast 20 Millionen kommen. Die Stadt Preßburg ist ein Brennpunkt des Geldverkehres nicht nur für die zu den Cameraldistricten gehörigen, sondern auch für andere benachbarte Comitate, ja selbst für manche auf österreichischem Gebiet gelegene Grenzgegenden. Zu erwähnen ist noch, daß auch die Österreichisch-Ungarische Bank in Preßburg eine Filiale hat, zu welcher noch fünf Banknebenstellen gehören; eine der letzteren befindet sich in Tyrnau. Schließlich sind noch zwei Creditverbände zu erwähnen, nämlich der Erste Preßburger Selbsthilfsverein und der Preßburger Spar- und Vorschußverein des Österreichisch-Ungarischen I. allgemeinen Beamtenvereins. Ferner ist Preßburg ein sehr lebhafter Verkehrsplatz, wo Post, Telegraph, Telephon und Eisenbahn eine große Rolle spielen. Der Eisenbahnverkehr geht nach sechs Richtungen: nach Budapest, Wien, Sillein, Skalitz, Duna-Szerdahely und mittelst der in den Jahren 1889 bis 1891 erbauten großen und schönen eisernen Eisenbahnbrücke, nach Steinamanger. Überdies besteht die Donaudampfschiffahrt, die namentlich für den Warenverkehr sehr wichtig ist.

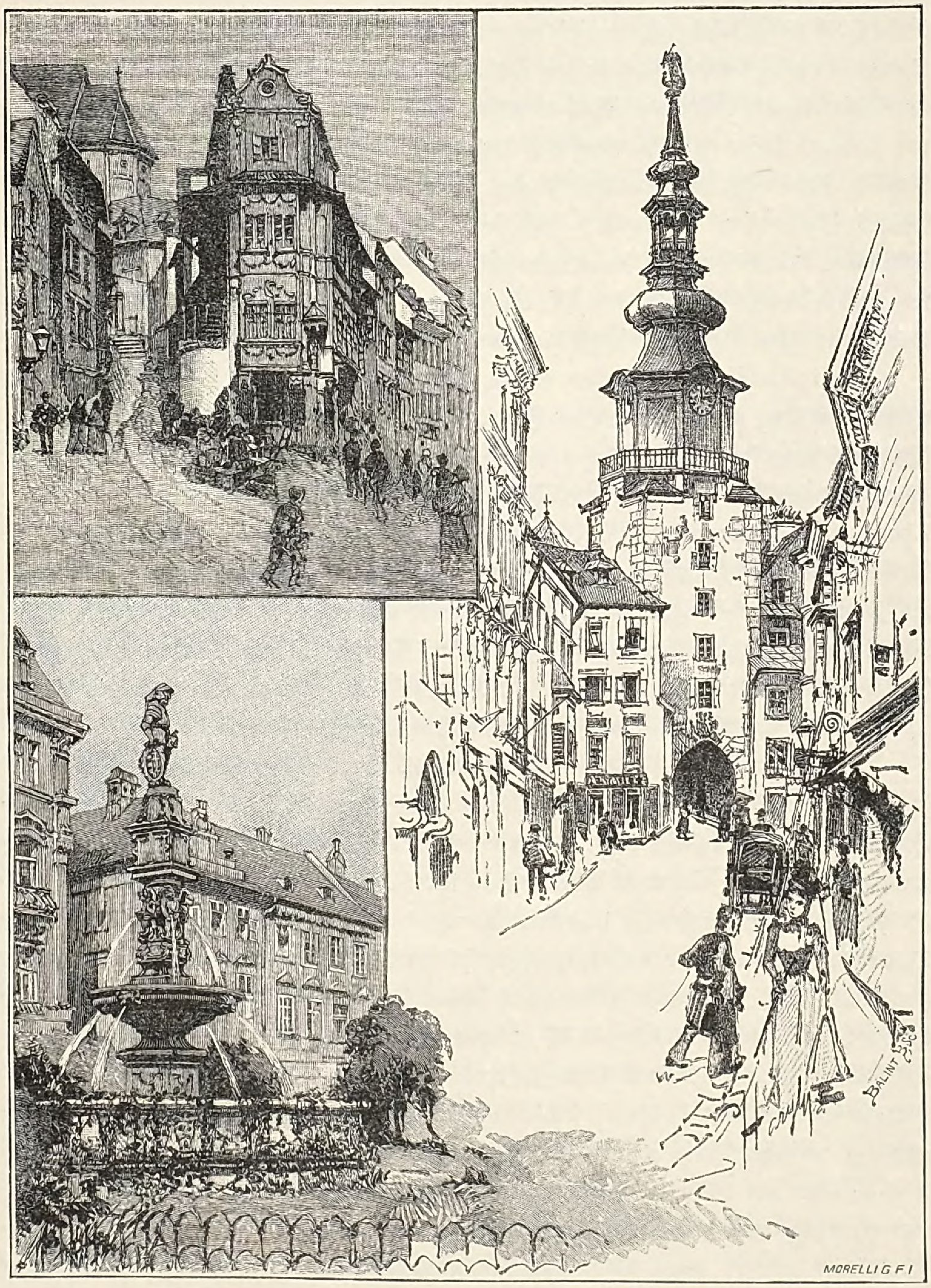
Dem Glaubensbekenntniß nach ist der größte Theil der Bevölkerung (39.020) römisch-katholisch; die Evangelischen zählen 7.347, die Israeliten 5.396, die Reformirten 525 Seelen. Die große Überzahl der Katholiken prägt sich schon im Äußern der Stadt aus, ihnen gehören die größten und schönsten Kirchen, unter denen die Propsteikirche an erster Stelle zu erwähnen ist. Diese ist nicht nur als Bauwerk hervorragend, sondern auch durch ihre historischen Beziehungen, denn sie war Krönungskirche. In architektonischer Hinsicht wurde sie schon an anderer Stelle gewürdigt; hier erwähnen wir blos ihre schönen gemalten Glasfenster, die von Rafael Donner 1734 in Blei gegossene Reiterstatue des heiligen Martin

an der Außenseite des Sanctuariums, und von dem liturgischen Prunkgeräth die berühmte große Monstranz. Das im Schiffe stehende Taufbecken ist ein Bronzeguß aus dem XIV. Jahrhundert. An die Nordseite der Kirche schließt sich die durch Erzbischof Emerich Esterházy 1734 im Barockstil mit großen Kosten erbaute, marmor- und goldprangende, mit herrlichen Kunstwerken ausgestattete, durch eine Kuppel erleuchtete Kapelle des Sanct Johannes Elemosinarius, die im Lande kaum ihresgleichen hat. Auf ihrem Altare ruht im silbernen Sarge der Leichnam des Patriarchen Sanct Johannes, des Almosenspenders, ein Geschenk des Sultans an König Mathias I. aus der Zeit, als Constantinopel in die Hände der Türken gefallen war. Die prächtige Marmorkapelle ist auch mit der knienden Statue des erzbischöflichen Stifters und zwei ebenso kunstreichen als werthvollen Bronzekandelabern geschmückt. Die andere Kapelle der Kirche ist die Sanct Annenkapelle, mit einer Thüre, deren plastischen Schmuck ein wahrscheinlich dem XIV. Jahrhundert angehöriges Dreifaltigkeitsrelief bildet. In eine Wand dieser Kapelle ist die steinerne Statue des Preßburger Propstes Georg Schönberg, einstigen Vicekanzlers der Academia Istropolitana, ein Werk von Kunstwerth, eingefügt. Aus dieser Kapelle gelangt man in die unter der Kirche befindlichen Gruftgewölbe, in denen mehrere Erzbischöfe-Primaten, so der große Peter Pázmány, Lósi, Lippay, Szelepcsényi, Széchényi, Kollonich und August Friedrich, nebst verschiedenen weltlichen Großen des Reiches, den ewigen Schlaf schlafen.

Diese Kirche ist übrigens nicht nur Propstei- und Kapitelskirche, sondern zugleich Pfarrkirche der innern Stadt. Das Kapitel zählt, sammt dem Propste, 13 Mitglieder. Das zweistöckige Palais des Propstes, 1632 durch Georg Draskovics erbaut und 1776 erneuert, prangt neben der Kirche; die Häuser der Domherren, in der Kapitelgasse, sind schon weit bescheidener. In der Reihe dieser Häuser steht das älteste Wohnhaus von Preßburg, der sogenannte kleine Propsteihof, der durch seine geneigten Mauern und romanischen Rundbogenfriese sofort verräth, daß seine Erbauung noch in das XIII. Jahrhundert fallen dürfte.

Eine andere Pfarrkirche ist die von zwei stumpfen Thürmen überragte Dreifaltigkeitskirche. Man nennt sie auch Kreuzfahrer- und Trinitarierkirche, da sie im Jahre 1717 von den sklavenbefreienden Trinitariern an der Stelle erbaut wurde, wo einst die Sanct Michaelskirche stand; das Kloster der Trinitarier aber stand dicht neben der Kirche, an der Stelle des jetzigen umfangreichen Comitatshauses.

Die dritte Pfarrkirche ist die erst kürzlich erbaute schöne Neustädter oder Blumenthaler Kirche. Zu erwähnen sind ferner das einstige Clarissinnenkloster, jetzt katholisches Obergymnasium, die gothische Kirche des Franziskanerklosters und die Barockkirche der Elisabethinerinnen; die kleine Theresienstädterkirche, so wie die Kirchen der Barmherzigen, Ursulinerinnen, Kapuziner, Jesuiten und des bürgerlichen Pflegehauses in der Spitalsgasse sind geringere kirchliche Bauten. Auch Kapellen gibt es; so die Sanct Nikolauskapelle



Preßburg: Detail aus dem Burggrund (der sogenannten Judenstadt) — Das Michaelsthor — Der Monumentalbrunnen auf dem Hauptplatz.

in der Theresienstadt, am Fuße des Schloßberges, das Kirchlein der Nonnen unserer Lieben Frau, die Kapelle des städtischen Krankenhauses, die Sanct Katharinenkapelle vom Anfang des XIV. Jahrhunderts, die schon am Ende des XIV. Jahrhunderts (1396) erwähnte Corpus Domini-Kapelle, jetzt in der Obhut der Jesuiten befindlich; ferner die oberhalb des Tiefen Weges befindliche Marienkapelle, unter der sich eine Grotte der Muttergottes von Lourdes befindet, während unweit der aussichtsreiche Calvarienberg ansteigt. Hauskapellen finden sich in den Palais des Primas, des Erzherzogs Friedrich und im Palais Stabwasser, im Landes- und im Militärspital, in der Kapitel-Propstei, im städtischen Arbeitshaus und in den verschiedenen Klöstern. Unter den letzteren erwähnen wir noch besonders die Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts erbaute Sanct Sebastians- (jetzt Rosalien-) sowie die neuere Lorettokapelle, beide im Franziskanerkloster.

Die in Preßburg bestehenden Klöster besitzen, mit Ausnahme eines einzigen, große Stiftungen. Das älteste ist das der Franziskaner, dessen Ursprung bis ins XIII. Jahrhundert zurückgeführt wird. Das durch öftere Erdbeben beschädigte Kirchenschiff wurde 1616 umgebaut, wobei aber das Chor seine alte Form behielt. Der bereits erwähnte Thurm, vom Anfang des XIV. Jahrhunderts, war durch Erdbeben und Feuersbrünste bereits so beschädigt, daß er bis zur Glockenstube abgetragen und nach den alten Maßen und Formen neu aufgebaut werden mußte. Diese Arbeit wurde gerade 1896, im Jahre der Millenniumsfeier fertig. Der herabgenommene Theil des Thurmes wurde, bei derselben festlichen Gelegenheit, auf Kosten der Preßburger I. Sparcasse an einem schönen Punkte der städtischen Auanlage als zierliche kleine Gedächtnißhalle wieder aufgestellt.

Die übrigen Klöster sind neueren Ursprungs. Die Jesuiten ließen sich zuerst 1627 in Preßburg nieder, und zwar in dem durch Peter Pázmány für sie erbauten Hause der Capitelgasse; unter Maria Theresia wurde ihr Orden aufgehoben, erst 1855 kehrten sie zurück und wohnen seitdem in ihrem jetzigen Kloster am Batthyánuplatz. Ihre thurmlose Kirche, die ursprünglich eine protestantische war, erhielten sie 1672 auf Befehl Kaiser Leopolds. Das Kloster der Barmherzigen ist durch Primas Georg Szelepcsényi 1669 gegründet. Auch die Kirche stammt aus diesem Jahre, das jetzige Klostergebäude aber ist durch Erzbischof Kollonich 1703 errichtet. In der Nachbarschaft der Jesuiten steht das kolossale Kloster der durch Erzbischof Kollonich 1672 hier angesiedelten Ursulinerinnen. Das jetzige Gebäude ist durch Erzbischof Emerich Esterházy 1731 erbaut; die dazu gehörige einfache Kirche war früher gleichfalls evangelisch und wurde 1640 gebaut. Das Kloster der 1676 in Preßburg eingewanderten Kapuziner steht an der Ecke der Kapuzinergasse und des Comitatshausplatzes, es hat einen großen Garten und mehrere Zinshäuser gehören dazu. Das jetzige große Gebäude ist gleichfalls durch Erzbischof Emerich Esterházy 1718 errichtet und 1861 durch den Religionsfond umgebaut worden.

Esterházy gründete ferner 1738 das Kloster der Elisabethinerinnen, dessen schöne Barockkirche 1744 erbaut ist; ihr in neuerer Zeit abgebrannter Thurm blieb ein Rumpf. Maria Theresia erhöhte den Stiftungsfonds dieses Klosters um 50.000 Gulden. Unter der Regierung Maria Theresias entstand auch das große Kloster der Nonnen vom Domherrnorden Notre Dame, es wurde jedoch nie vollendet. Die neueste Mönchsniederlassung ist das kleine Kloster der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz.

Die Protestanten haben in Preßburg nur zwei Kirchen und beide gehören den Evangelischen A. C.; die größere, sogenannte deutsche ist von 1774 bis 1776 erbaut, die sogenannte ungarische Kirche, für das ungarisch und slovakisch sprechende Publikum, entstand 1777. Der Altar der deutschen Kirche ist mit einem vorzüglichen Gemälde des in Preßburg geborenen berühmten Friedrich Oeser geschmückt. Die Reformirten besitzen noch keine eigene Kirche.

Die israelitische Cultusgemeinde hat zwei besondere Gotteshäuser; das Bethaus der Orthodoxen, in der Schloßgasse, ist 1863 erbaut, die Neologen haben ihre neuestens in maurischem Stil aus farbigen Backsteinen gebaute zweithürmige Synagoge an der Ecke des Fischplatzes.

Preßburg besitzt zahlreiche staatliche, königliche, communale, confessionelle und Privatschulen. An erster Stelle steht die königliche Rechtsakademie, die in dem ehemaligen Jesuiten-, dann Benedictinerkloster in der Capitelgasse untergebracht ist. Diese Hochschule wurde 1784 von Tyrnau nach Preßburg versetzt. Seit 1874 hat sie eine rechts- und staatswissenschaftliche Facultät von vier Jahrgängen. Sie hat die größte Hörerzahl unter allen Rechtsakademien im Lande. Staatliche Anstalten sind die Oberrealschule, für die der Staat 1896 einen schönen Neubau errichten ließ, dann die 1871 gegründete Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit weitem Hof und Garten, und die seit 1883 bestehende, sehr gut eingerichtete höhere Töchterschule mit großem Garten.

Aus dem Studienfonds wird das königliche katholische Obergymnasium in dem alten, morschen Klostergebäude der Clarissinnen erhalten. Es steht jetzt unter weltlicher Leitung; früher gehörte es den Benedictinern und einst war die Rechtsakademie damit vereinigt.

Confessionelle Schulen sind: die evangelische theologische Hochschule und das achtclassige evangelische Lyceum, für welches die Religionsgemeinde im Jahre 1896 mit staatlicher Unterstützung ein prächtiges, palastartiges Gebäude errichtet hat. Das von Erzbischof Emerich Lósi in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts errichtete Emericanum bildet zwölf katholische Jünglinge zu Priestern aus; sie legen ihre Mittelschule öffentlich in dem Preßburger katholischen Obergymnasium zurück. Zu erwähnen ist ferner die durch die Ursulinerinnen 1893 gegründete und von ihnen erhaltene vierclassige katholische Lehrerinnen-Bildungsanstalt, die das Öffentlichkeitsrecht hat und unter der

Protectorschaft der Erzherzogin Isabella steht. Für diese Anstalt, die eine schöne Zukunft hat, wurde 1896 auf Kosten des Ordens ein zweckmäßiges dreistöckiges Gebäude errichtet. In demselben Kloster befindet sich auch eine vierclassige Bürgerschule für Mädchen. Ähnliche Mädchenschulen werden durch die Liebfrauennonnen und durch die Israeliten in der Clarissinnengasse erhalten. Eigene Volksschulen erhalten die katholischen, evangelischen und israelitischen Bekenntnisse. Es gibt ferner eine besondere städtische Handwerker-Lehrlingschule und drei mit dem Öffentlichkeitsrecht bekleidete Privat-Elementar- und Bürgerschulen, überdies mehrere Kleinkinderbewahr-Anstalten.

Zur Wahrnehmung der Handelsinteressen gründete die Preßburger Handels- und Gewerbekammer 1885 die Preßburger Handelsakademie. Diese Fachschule ist in einem schönen Gebäude untergebracht und steht von Anbeginn her in erfreulicher Blüte. Es gibt ferner eine königlich ungarische Hebammenschule und Gebäranstalt, eine Winzerschule und Gartenbauschule mit Versuchsgarten und Rebenpflanzungen, sowie eine staatliche chemische Versuchsstation zur chemischen Untersuchung der von Landwirthen, Industriellen und Kaufleuten herrührenden Producte und Waren. Die Reihe der Schulen beschließt eine behördlich concessionirte Militärvorbereitungs-Privatschule.

Unter den wissenschaftlichen Vereinen steht der Preßburger Verein der Naturforscher und Ärzte voran, er hat 1895 die 50. Jahreswende seines Bestehens gefeiert. Es gibt ferner einen Culturverein mit archäologischer und historischer Section.

Preßburg besitzt mehrere bedeutende Bibliotheken und Sammlungen. Die Bibliotheken der Rechtsakademie und des Vereines der Naturforscher und Ärzte fallen sehr ins Gewicht. Überaus werthvoll sind die drei großen Bibliotheken der evangelischen Religionsgemeinde, sie enthalten viele Seltenheiten, Unica und Incunabeln. Eine Collection von Bibelausgaben ist von seltener Schönheit und die Zahl werthvoller Handschriften, insbesondere zur Geschichte des Protestantismus in Ungarn, sehr bedeutend. Die Bibliothek enthält etwa 40.000 Werke. Mit der Handbibliothek des Lehrkörpers und den Bibliotheken für die Jugend sowie denen der Selbstbildungsvereine zusammen beläuft sich der Gesammtbestand dieser Bibliothek auf mehr als 47.000 Werke. Auch das katholische Obergymnasium und die Staatsrealschule haben reichhaltige Bibliotheken. Weniger werthvoll ist die städtische Bibliothek. Zu erwähnen sind ferner die Bibliotheken des Capitels und der Propstei. Erstere ist in den oberen Thurmzimmern der Kathedrale untergebracht; hier befindet sich unter Anderem die Handschrift der sogenannten Preßburger Chronik. Die Propsteibibliothek nimmt im zweiten Stock der Präpositur mehrere Säle ein. Schöne Bibliotheken haben schließlich der Preßburger Toldy-Club, das bürgerliche Casino und das Militärcasino.

Von den wissenschaftlichen Sammlungen erwähnen wir die des naturwissenschaftlichen Vereines, des städtischen Museums, des evangelischen Lyceums und der Mittelschulen.



Preßburg: Preßburg vom Donauufer gesehen — Das Theater — Das Hummeldenkmal — Die Jesuitenkirche und das Rathhaus.

Die an Thieren, Pflanzen, Mineralien, Versteinerungen u. s. w. reiche Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins ist in den Erdgeschoßsälen des zum Rathhause gehörigen Apponyi'schen Gebäudes untergebracht. Dem städtischen Museum sind die Prachtsäle des ersten Stockwerkes im Hauptgebäude des Rathhauses eingeräumt, sie enthalten viele für das ehemalige Leben der Stadt interessante Gegenstände. Die Sammlung des evangelischen Lyceums, eine großmüthige Widmung des Patrioten Schimko, besteht aus 1.000 Stück verschiedenartigen Alterthümern und einer ansehnlichen ägyptischen Sammlung; ihren Hauptschmuck und werthvollsten Theil jedoch bildet die aus 10.833 Stücken bestehende Collection von antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Münzen, die fachgemäß geordnet ist. Es gibt in Europa schwerlich eine Mittelschule, die sich eines solchen Schatzes rühmen könnte.

Von den Archiven seien, mit Umgehung der unwichtigeren, nur zwei erwähnt: die der Stadt und des Capitels. Das städtische Archiv ist eine der reichhaltigsten communalen Sammlungen des Landes und liefert reichliche Daten nicht nur zur Geschichte der Stadt Preßburg, sondern auch zu der des ganzen Landes. Den werthvollsten Theil dieses Archivs bilden, vom localen Gesichtspunkt, die in stattlicher Reihe vorhandenen Kammerrechnungen. Noch weit reicher ist aber das Archiv des Capitels zu nennen, das aus einem eigentlichen Capitular- und einem Landesarchiv besteht. Ersteres enthält blos die Schriftstücke des Capitels, letzteres jedoch Schriften von allgemeinem Interesse, aus jener Zeit, wo das Preßburger Capitel noch als beglaubigter Ort wirkte.

Das gesellschaftliche Leben Preßburgs gliedert sich nach Classen, und zwar in starrerer Weise, als in anderen ungarischen Städten. Nicht nur der ständige Aufenthalt der erzherzoglichen Familie, sondern auch zahlreiche ungarische und österreichische Aristokratenfamilien tragen dazu bei, die gesellschaftlichen Scheidelinien innerhalb der Bevölkerung auch äußerlich merkbar zu machen. Der erzherzogliche Hofstaat verleiht dem städtischen Leben besonders bei Anlässen, die das Getriebe des Alltags in festlicher Weise erhöhen, keine geringe Anregung. In der Reihe der hier ansässigen aristokratischen Familien sind mehrere fürstliche, gräfliche und freiherrliche Häuser vertreten. Auch wohnen hier zahlreiche hochgestellte Officiere, die im Verein mit der den Honvéds und der gemeinsamen Armee angehörigen Garnison die Stadt sehr beleben. Während die Altstadt von den wohlhabenderen Bürgern, Kaufleuten und Beamten bewohnt ist, sind in den Bezirken Ferdinandstadt und Franz Josephstadt schlichtere Bürger und Handwerker, in der Neustadt, besonders der Blumenthaler Gegend, meist Weinhauer und Fabriksarbeiter, in dem am Schloßberg liegenden Theile der Theresienstadt die ärmeren Juden angesiedelt. Dieser socialen Gliederung entsprechend haben sich auch gesonderte Vereine, Clubs und Gesellschaften gebildet, so das adelige, Militär- und bürgerliche Casino, der Fortschrittsclub der Gewerbetreibenden und Beamten, der Arbeiter-Bildungsverein „Vorwärts“, der kaufmännische Club, der Toldy-

Club der ungarischen Bevölkerung, den man auch den Geselligkeitsclub der Beamten und Honvédschaft nennen könnte, schließlich der katholische Club im Primatialpalais.

Übrigens ist das Vereinsleben hier auch in anderer Hinsicht sehr rege. In wenigen Städten gibt es so viele Gesellschaften und Vereine, wie in Preßburg. Was wohlthätige Institute und Vereine, überhaupt auf Nächstenliebe beruhende Hilfsthätigkeit betrifft, steht Preßburg gewiß unter allen Provinzstädten Ungarns voran. Zur Linderung der Armuth wurde vor fast zwei Jahrzehnten die städtische Volksküche gegründet, die den Bedürftigen jährlich eine halbe Million Portionen gesunder Speisen und wärmenden Thee zu außerordentlich niedrigem Preise liefert. Seit 1891 besteht auch eine besondere israelitische Volksküche. Der wohlthätige Frauenverein, mit einem Grundcapital von 127.000 Gulden, gibt jährlich 6000 bis 7000 Gulden auf die Erhaltung von Kinderbewahranstalten, Krippenhäusern und des Franz Joseph-Kinderspitales aus. Die kinderärztliche Ordinationsanstalt bietet den kranken Kindern armer Eltern ärztlichen Beistand und Arzneien. Die Sanct Stephans-Krippenanstalt in Blumenthal, Bewahranstalt und Kindergarten zugleich, übernimmt täglich 90 Kinder zur Wartung und Verpflegung vom Morgen bis zum Abend. Die Humanitas verwendet jährlich 600 bis 700 Gulden auf Bekleidung braver, fleißiger Schulkinder ohne Glaubensunterschied. Das 1831 gegründete Waisenhaus, welches neuerer Zeit Stephanie-Waisenhaus genannt wird, ersetzt in einem neuen Gebäude 60 Kindern das elterliche Haus und dessen Pflege. Dieses Waisenhaus besitzt schon ein Grundcapital von 159.945 Gulden. Zur Erziehung verlassener armer Kinder besteht ein 1891 erbautes palastartiges Gebäude, das „Isabella-Asylhaus für arme Kinder“, worin 40 Kinder leiblich und geistig versorgt werden. Alte oder zur Arbeit untauglich gewordene Bürgersleute beiderlei Geschlechts, die sonst vielleicht ihren Lebensabend in Verzweiflung hinbringen müßten, finden im Bürgerversorgungshaus zu St. Ladislaus Wohnung, Heizung, Bekleidung, Nahrung und Krankenpflege. Obdachlose finden im städtischen Arbeitshaus Unterkommen, Verkommene in dem 1778 gegründeten städtischen Lazareth. Arme Familien versieht der katholische St. Vincenzverein mit Nahrungsmitteln.

Auch den armen Kranken wird in Preßburg reichlich Hilfe zutheil. Das 1864 eröffnete Landes-Krankenhaus ist auf 400 Betten eingerichtet, hat einen jährlichen Krankenverkehr von etwa 4000 Fällen und einen Jahresbedarf von 50.000 bis 60.000 Gulden. Es besitzt eine besondere Abtheilung für Geisteskranke. Das Spital der Barmherzigen, eine Stiftung des Primas Georg Szelepcsényi von 1669, wozu noch das 1802 gegründete Reconvalescentenhaus des Barmherzigen-Provincials Matthäus Riediger gehört, nimmt jährlich 600 bis 700 männliche Kranke auf. Das Spital der Elisabethinerinnen in der Spitalsgasse ist eine Stiftung des Primas Emerich Eßterházy aus dem Jahre 1744;

das schöne, große, mit Kirche und Apotheke versehene Gebäude kostete über 140.000 Gulden, es verpflegt zahlreiche weibliche Kranke. Außerdem haben die Israeliten in der Theresienstadt ein eigenes Spital; das Franz Josephs-Spital, in einem schönen, neuerbauten Hause, nimmt jährlich 600 kranke Kinder auf; ein großes Militärspital befindet sich in dem einstigen Sommerpalast des Primas; die Evangelischen haben ein kleineres Spital am Pallisadenweg und außerdem gibt es noch etliche Privatspitäler und Sanatorien.

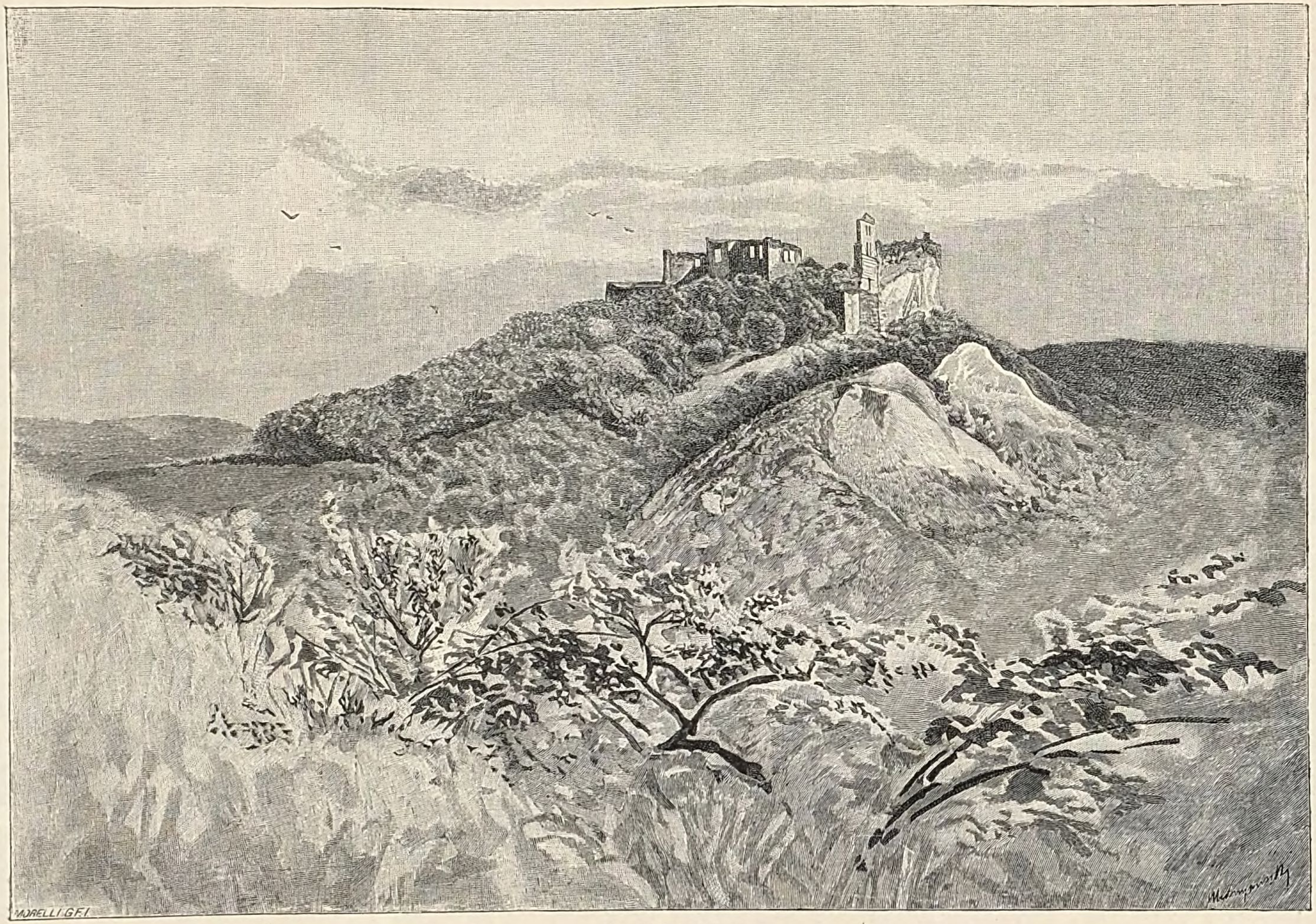
Besonders groß ist die Zahl der Krankenunterstützungs- und Leichenvereine. Zur Unterstützung von Studirenden haben sich einige Vereinscassen gebildet. Zur Unterstützung von Beamten und Angestellten, sowie von ihren Witwen und Waisen besteht in Preßburg eine Filiale des Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Auch die israelitische Cultusgemeinde wendet ihren hilfsbedürftigen Glaubensgenossen durch mehrere Wohlthätigkeitsvereine namhafte Unterstützungen zu.

Allein die Bevölkerung Preßburgs vergißt auch der Gesunden nicht. Zahlreiche Vereine sind entstanden, theils zu Sport- und Unterhaltungszwecken, theils zum Behufe der Selbstbildung, Kunst- und Literaturförderung. Der Preßburger Ruderclub, dem der breite Donauspiegel einen herrlichen Tummelplatz bietet, hat 1896 sein schönes Clubhaus am rechten Ufer der Donau eröffnet. Auch Reit-, Turn- und Fechtclubs gibt es.

Zahlreiche Vereine verfolgen rein landwirthschaftliche Ziele. Der Trabrennverein bemüht sich um die Hebung der Pferdezucht im Lande, was er durch Rennen, Ausstellungen und Preiszuerkennungen zu erreichen hofft. Die Preßburger Frühjahrs-Herrenrennen ziehen alljährlich ein großes in- und ausländisches Publicum an. Der Winzerverein, sowie der Kellerverein der Winzer und Weinproducenten, wünschen die Production und den Absatz des Weines zu fördern. Ähnliches bezweckt hinsichtlich der Milch der Preßburger Milchhallen-Verband und hinsichtlich der Landwirthschaft im Allgemeinen der Preßburger landwirthschaftliche Verein, der schon so manchen Erfolg seiner heilsamen Thätigkeit zu verzeichnen hat.

Um die Hausindustrie heimisch zu machen und zu entwickeln, hat sich ein eigener Verein gebildet, unter Protection der an allem Guten, Schönen und Edlen warmen Antheil nehmenden Erzherzogin Isabella. Dieser Verein erwirkte für die Erzeugnisse seiner Hausindustrie sogar den Markenschutz und stellt der Hausindustrie eine schöne Entwicklung in Aussicht.

Um die Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen hat sich seither der 1868 gegründete Preßburger Verschönerungsverein große Verdienste erworben. Für Erhaltung der Gebirgswege, Aufstellung von Wegtafeln, Errichtung von Aussichtswarten (Széchényi- und Murmann-Warte), für Bepflanzung von Straßen, Parkirung von öffentlichen Plätzen, Aufstellung von Sitzbänken auf Promenaden und in anderen Anlagen, für dies und noch manches Andere ist man diesem tüchtigen Verein und seinen Leitern verpflichtet.



Ruine Pallenstein.

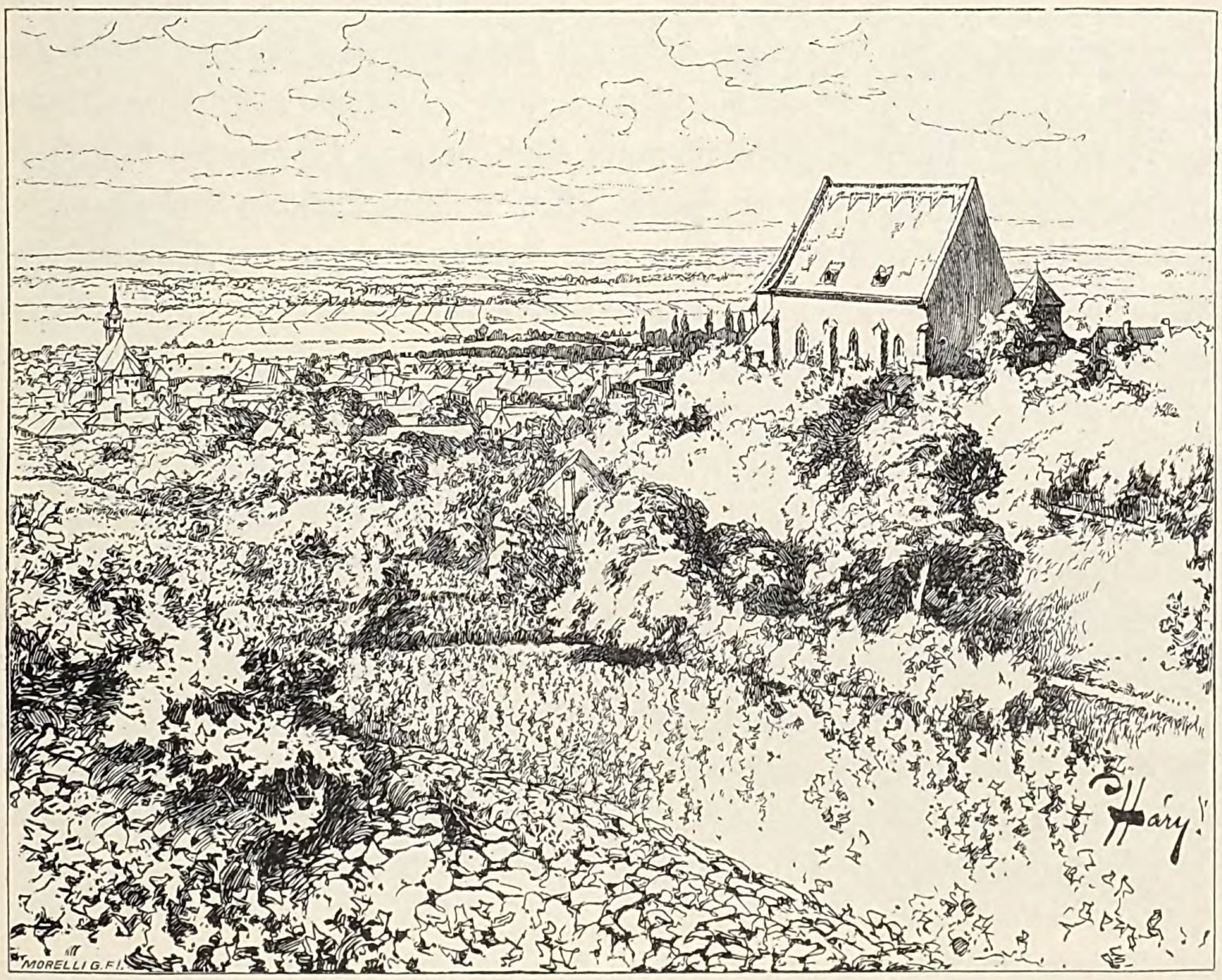
Patriotische und gemeinnützige Ziele haben sich der Preßburger ungarische Culturverein und der freiwillige Feuerwehrverein gesteckt. Musik und Gesang haben in Preßburg eine große Zahl von Pflegern, die sich in verschiedene Musik- und Gesangsvereine zusammengeschlossen haben. Unter diesen ist insbesondere der Kirchenmusikverein hervorzuheben, der durch eine Reihe hochbegabter Dirigenten (Kumlik, Mayerberger, Thiard-Laforest) auch im Auslande bekannt geworden ist. Einzelne Lese- und Selbstbildungsvereine sind gleichfalls um geistige Vervollkommnung bestrebt. Die periodische Presse der Stadt ist noch größtentheils deutschsprachlich. Das älteste politische Tagblatt ist die schon 1767 gegründete, also (1897) bereits bei ihrem 133. Jahrgange haltende „Preßburger Zeitung". Doch ist es von Interesse, daß auch die erste Zeitschrift in ungarischer Sprache, der „Magyar Hirmondó" (Ungarische Bote) durch Mathias Ráth im Jahre 1780 hier gegründet wurde. Ein Zeichen reger geistiger Thätigkeit ist es, daß Preßburg gegenwärtig sechs wohlbeschäftigte Druckereien besitzt.

Bei so großer, von frischer Kraft zeugender Unternehmungslust und Lebensfähigkeit, so großem materiellen und geistigen Capital, das zu öffentlichen Zwecken investirt wird, und bei dem ununterbrochenen Einheimsen der Früchte so vieler alter segensreicher Einrichtungen kann man die Zukunft der Stadt Preßburg wohl nur in günstigem Lichte sehen.

Von der Stadt Preßburg führen in die einzelnen Bezirke nicht nur wohlerhaltene Landstraßen, sondern auch Eisenbahnen mit geregeltem Verkehr. Das Gebiet des Preßburger, Wartberger und Äußeren Bezirkes ist von der Budapest-Wiener Staatseisenbahn, der Preßburger, Wartberger und Tyrnauer Bezirk sind von der Preßburg-Silleiner Linie der ungarischen Staatseisenbahn durchzogen. Den Tyrnauer Bezirk durchschneiden auch die Linien Galánta-Galgócz-Lipótvár und Szered-Tyrnau. Durch den Preßburger Bezirk und den Bezirk jenseits des Gebirges zieht die Preßburg-Skalitzer Linie, die eine kurze Zweiglinie nach Stampfen entsendet; die Bezirke der oberen und unteren Schütt aber liegen an der Csallóközer (Preßburg-Komorner) Eisenbahn. Diesen Straßenzügen folgend, werden wir nun die topographischen, communalen und landwirthschaftlichen Verhältnisse des Preßburger Comitats schildern.

Die Kleinen Karpathen, von den Bezirken jenseits sowie diesseits des Gebirges gesehen, machen aus jeder der an ihren Abhängen oder zu ihren Füßen liegenden hübschen Ortschaften und Städte ein malerisches Bild. Im äußeren Bezirk und auf der Insel Schütt fehlt es zwar an Gegenden von hervorragender Schönheit, doch bieten auch dort die Thäler der Waag und des Dudvág, hier aber die Flachheit der Inselwelt eigenartiges Interesse. In dem Bezirk jenseits des Gebirges, sowie in dem jenseits des Gebirges gelegenen Theile des Preßburger Bezirkes ragen auf stolzen Höhen Burgruinen, wie Preßburg, Theben, Pallenstein (Borostyánkö), Blasenstein (Detrekö), sowie außerhalb der

Comitatsgrenzen jenseits der Donau die alten Burgtrümmer von Hainburg und Wolfsthal, dann hinter der March das wohlerhaltene, aber unbewohnte kaiserliche Lustschloß Schloßhof, und das schlachtenberühmte, mit so viel ungarischem Blut gedüngte Marchfeld thut das Übrige, um die Phantasie in alte Zeiten zurückzuversetzen. Die allerwärts auftauchenden Herrschaftsschlösser und adeligen Curien sind gleichfalls lauter interessante Erzähler, während die nicht minder allgegenwärtigen Fabriken und Wirthschaftshöfe, die weithin gestreckten Culturfelder die strebsame Gegenwart und hoffnungsvolle Zukunft darstellen.



Sanct Georgen im Preßburger Comitat.

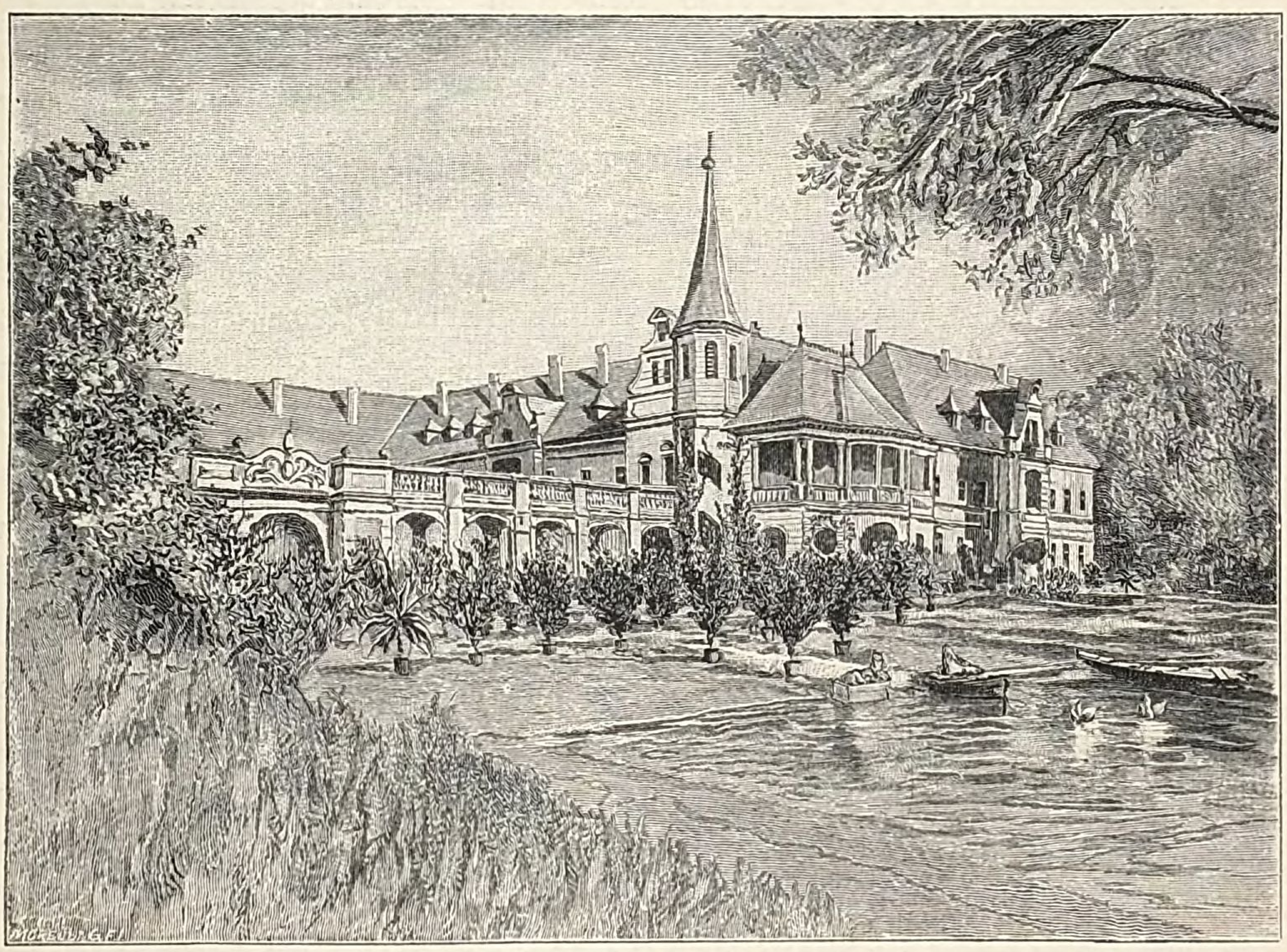
Im Preßburger District liegt Sanct Georgen (Szent-György), eine Stadt mit geordnetem Magistrat, in malerischer Gegend an den wald- und rebenbekränzten Hängen der Kleinen Karpathen. Es hat 3.048 slovakische und deutsche Einwohner, die sich mit Wein- und Obstbau, Viehzucht und Hausindustrie beschäftigen. Die sonst stille Stadt erhält einiges Leben durch die jugendlichen Schüler des durch Piaristen geleiteten Untergymnasiums und die dort garnisonirende Cavallerie. An die geschichtliche Vergangenheit der schon im XIII. Jahrhundert privilegirten Stadt erinnern die noch erhaltenen Theile der morschen Stadtmauern, in deren Umkreis einst die berühmten unbotmäßigen

Grafen von Sanct Georgen und Bösing Hof hielten. Das Privilegium als königliche Freistadt ist vom Jahre 1647 datirt. Als altes und bedeutendes Kunstdenkmal erregt die die Stadt beherrschende Pfarrkirche die Aufmerksamkeit. Sie ist gothisch, thurmlos und hat unter sich die Gruft der Grafen von Sanct Georgen und Bösing; in der Kirche selbst sieht man das imposante Grabdenkmal der Grafen, aus rothem Marmor, ein werthvolles Kunstwerk.

Unter den Ortschaften des Preßburger Bezirkes sind Lanschütz (Cseklész) und Stampfen (Stomfa) die bedeutendsten. Beide sind Großgemeinden, jenes mit 1.539 slovakischen und magyarischen, dieses mit 3.271 slovakischen und deutschen Bewohnern. In Lanschütz erhebt sich auf weithin sichtbarer Höhe, in prächtigem Park, das Schloß der Esterházy. In seiner Nachbarschaft, gegen Osten, steht zu Magyarbél das schöne, gleichfalls parkumgebene Schloß der Familie Xifkovics. Südwestlich von Lanschütz prangt zu Ivány das fürstlich Arenberg'sche Schloß. Zwischen Lanschütz und Preßburg folgt die Ortschaft Szöllös (Prácsa) und zwischen Preßburg und St. Georgen am Abhang der Kleinen Karpathen das durch seine Tischweine wohlbekannte Ratzersdorf (Récse). In dem jenseits des Gebirges gelegenen Theile des Bezirkes folgen längs der Landstraße die Ortschaften Karlsdorf (Károlyfalu), Bisternitz (Beszterczе) und Maáßt. Die beiden letzteren sind auch als Fundstätten für römische Alterthümer bekannt. Nördlich von Preßburg liegt in anmuthigem Bergkessel der stark besuchte Wallfahrtsort Marienthal (Máriavölgy), mit großem Schieferbruch. Hier stand einst das durch König Ludwig I. im Jahre 1377 mit reicher Stiftung bedachte, allein durch Kaiser Josef II. aufgehobene Kloster Sanct Pauls des Eremiten; das Gebäude ist jetzt in ein Sommerschloß umgewandelt. Auf dem Altar der gothischen Kirche steht das einst für wunderthätig gehaltene Marienbild. Nordöstlich von hier liegen am Stampfener Bache Dorf und Burgruine Pallenstein, Pernstein (Borostyánkö). Die Einwohner des Dörfchens treiben Ackerbau, Obstzucht, Kohlen- und Kalkbrennerei. Einst bestanden hier auch Papier- und Pulvermühlen; Kupfer- und Eisenhämmer sind noch jetzt im Betrieb. Die ausgedehnte Burg steht auf prächtiger Höhe, sie gehört seit König Ferdinand I. den Grafen Pálffy. Am Unterlauf des Stampfener Baches liegt die Großgemeinde Stampfen (Stomfa), mit schönem Schloß und Wildpark des Grafen Károlyi. Es war schon in römischer Zeit ein wichtiger Punkt an der durch das Marchthal führenden Handelsstraße; Spuren römischer Gebäude und hier aufgefundene Münzen bezeugen es. Béla IV. (1269) und Stefan V. (1271) erwähnen die Stampfener Burg (castrum Ztumpa, Vztupan). Weiterhin liegt Hochstetten (Magasfalu), nahe der March, und hinabwärts Theben-Neudorf (Dévény-Ujfalu) mit alter Kirche und großer Kalkbrennerei. An der Mündung der March in die Donau liegt Theben (Dévény) mit großen Steinbrüchen und der herrlichen Burgruine auf hohem Berge,

dessen Gipfel seit dem Milleniumsfeste des Jahres 1896 ein auf Kosten des Landes errichtetes Denkmal trägt. Theben hat eine der stärksten Thonwarenindustrien. Die Gegend von Theben-Neudorf hat wegen ihrer Versteinerungen und Fossilienfunde europäischen Ruf.

Im Wartberger (Szempczer) Bezirke sind zwei Städte mit geordnetem Magistrat: Bösing und Modern. Bösing (Bazin) ist ein schon 1208 erwähntes uraltes Preßburger Burglehen, das in diesem Jahre durch König Andreas II. dem Thomas, Obergespan von



Das Schloß in Stampfen.

Neutra, im Jahre 1256 aber durch Béla IV. den Grafen Cosmas und Achilles verliehen wird. Im Laufe der Jahrhunderte spielte es, namentlich als Besitz der Grafen von St. Georgen und Bösing, eine bedeutende Rolle in dieser Gegend, doch wurde es erst 1647 königliche Freistadt. Gegenwärtig hat es 4.507 deutsche und magyarische Einwohner, die sich größtentheils mit Industrie und Handel beschäftigen, dabei aber auch Wein, Obst und Getreide bauen und sich durch blühende Viehzucht sehr besuchte Viehmärkte geschaffen haben. Die schwefel- und eisenhältigen Thermen ziehen alljährlich viele Leidende an. Die Rolle, welche die Stadt im Mittelalter spielte, bezeugen die noch vorhandenen Theile der alten Stadtmauern. Die Grafen Pálffy haben hier ein schönes Schloß. Auf dem Markte steht

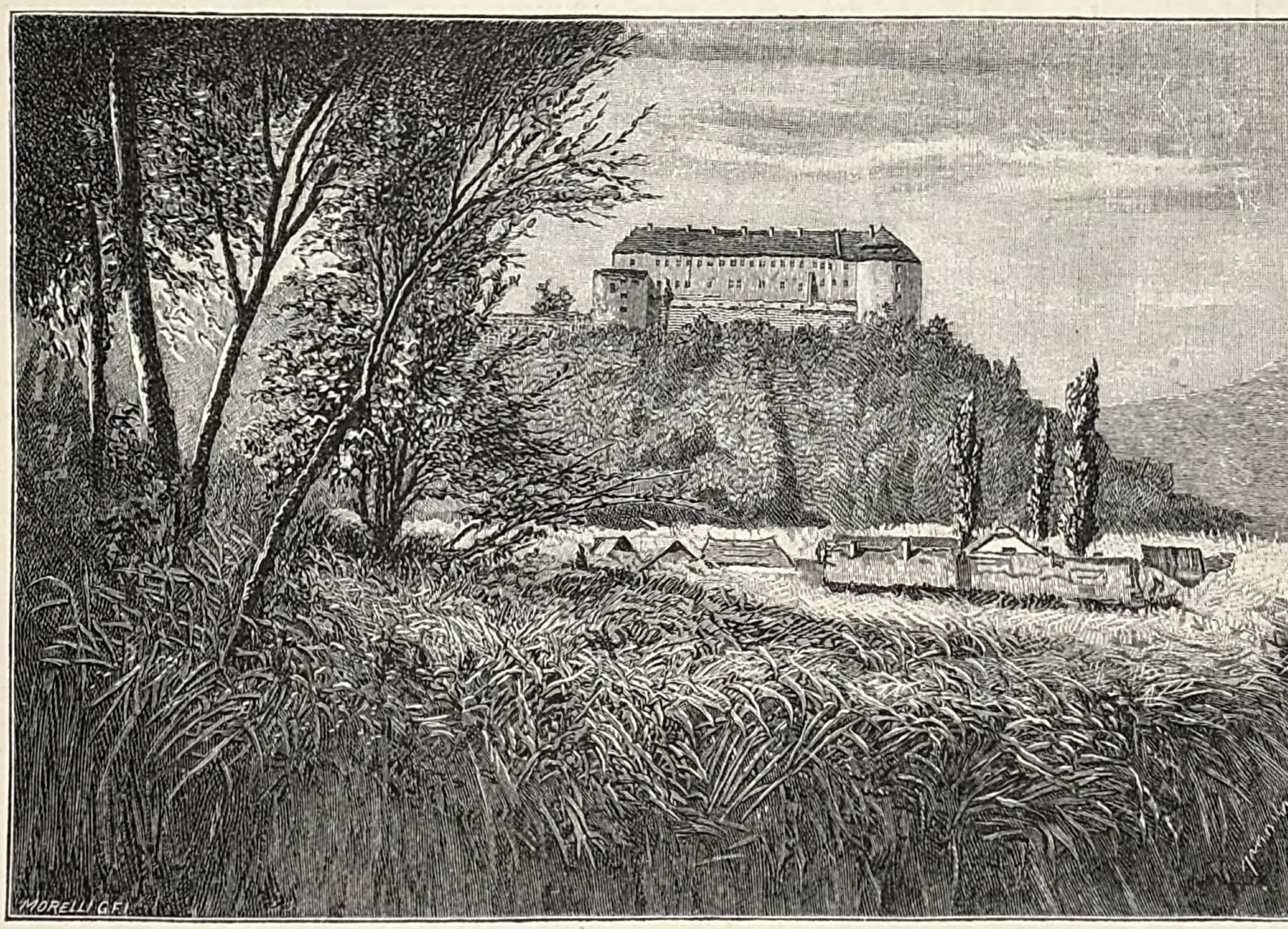
die Pfarrkirche, die ein sehr bemerkenswerthes Grabdenkmal des Palatins Illésházy enthält. Die Stadt hat ein Untergymnasium, eine Sparcasse, einen landwirthschaftlichen Verein, einen Verband der Weinproducenten und ein Kapuzinerkloster mit schöner Bibliothek. In geringer Entfernung von der Stadt liegt das Dorf Zeil (Czajla) mit Gold- und Eisenkiesgruben, sowie einer Schwefelsäure- und Eisenvitriolfabrik, die 80 Arbeiter beschäftigt und jährlich etwa 800 Tonnen Schwefelsäure und 400 Tonnen Eisenvitriol erzeugt.

Nördlich von Bösing liegt Modern (Modor), eine Stadt mit geordnetem Magistrat, zu der die Pußta Királyfalu gehört. Diese Stadt ist eine der ältesten Ortschaften des Preßburger Comitats. Sie hat alte Ringmauern, einen ehrwürdigen Thorthurm, schöne Kirchen, ein hübsches Stadthaus, breite Straßen, wohlhäbig aussehende Häuser, öffentliche Brunnen und Promenaden. Die Einwohner, 4.991 an der Zahl, sind meist Slovaken und Deutsche. Auch diese beschäftigen sich mit Weinbau, Pferde- und Viehzucht, auch Industrie und Handel, insbesondere mit Thonindustrie und Faßbinderei. Es bestehen in der Stadt mehrere Gewerbevereine. Außerhalb der Stadt liegt an einem schönen Punkte die staatliche Lehrerbildungsanstalt. Erwähnenswert sind auch die hübschen und behaglichen Landhäuser in den Tannenwäldern des nahen Gebirges, Eigenthum der Stadt oder Privater, aber im Sommer auch von Fremden aus Preßburg, Budapest und Wien häufig bewohnt.

Nördlich von Modern liegt an der Landstraße die Großgemeinde Schattmannsdorf (Cseßte), mit 1788 Einwohnern, ein historisch denkwürdiger Ort. Er bestand schon im XIII. Jahrhundert und erhielt von Ferdinand I. ein Wappen und 1560 das Marktrecht. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde hier die Feuerschwammgewinnung im Großen betrieben. In der Gemarkung gibt es Kohlenwerke. Oberhalb der Stadt erhebt sich in romantischer Wald- und Berggegend, auf malerischer Höhe, das schöne, aber zum Theil schon ruinenhafte Schloß der Pálffy, die Bibersburg (Vöröskö), mit Sammlungen von Alterthümern, Mineralien, Urkunden und Waffen, auch blühenden Gemüse-, Obst- und Ziergärten. Ihren ungarischen Namen (Rothenstein) hat die Burg wohl wegen des rothen Granits erhalten, auf dem sie steht und der auch die Gegend geologisch charakterisirt; der deutsche Name Bibersburg dürfte vom Biber kommen, der einst in der Gegend zahlreich gehaust haben mag. Die Burg wurde 1230 auf Geheiß Constantias, Tochter Bélas III., Gemalin König Przemysl Ottokars I. von Böhmen, erbaut.

Im Wartberger Bezirk ist der Hauptort Wartberg (Szempcz), eine Großgemeinde, zu der auch die bevölkerte Pußta Kerény gehört. Es hat 3315 magyarische Bewohner, viel Ackerbau und Viehzucht, auch eine Sparcasse. Geschichtliches Interesse hat, daß hier am 14. October 1619 Gabriel Bethlen das Heer des Generals Tiefenbach schlug.

Der berühmte ungarische Bibelübersetzer und Philolog im XVII. Jahrhundert, Albert Molnár von Szencz, ist hier geboren. Nördlich von Wartberg folgen längs der Landstraße die alten Ortschaften Réte, Frauendorf (Boldogfa), Sárfö, Igrám und Kapellen (Kápolna). Igrám ist daher berühmt, daß es der Lehensort der „Igricze“ (Musiker) der Veste Preßburg war; diesen wurde der Name Igrech, jetzt Igrám, entlehnt. Östlich der Landstraße liegen Csataj und Deutsch-Grub (Német-Guráb). Csataj wird schon 1244 urkundlich erwähnt und war ursprünglich königliches Burggut, das zu Ende



Die Bibersburg (Vöröskö).

des XIII. Jahrhunderts den Bogárfi, unter den Anjou aber dem Judex Curiae Paul Nagymartoni verliehen wurde. Westlich der Landstraße liegen wiederum mehrere, meist der Arpádenzeit angehörige Ortschaften, und zwar: Báhony, Vistuk, Slavisch-Eisgrub (Tót-Guráb), Schweinsbach und Klein-Schenkwitz, die Eisenbahnstation des nahen Modern, mit einer baufälligen gothischen Kirche, die ein interessantes Kunstalterthum ist. Westlich und südlich von Bösing liegen Limbach und Grünau (Grinád), beide mit trefflichem Wein.

Der Tyrnauer Bezirk wird von Ziffer bis Breßtovány von der Waag und der Waagthalbahn, von Szered aber bis Varra-Súr von der Galánta-Galgóczer Flügelbahn und der Szered-Tyrnauer Linie durchschnitten. Hier liegt in fruchtbarer Ebene am

Tirnavaflusse die Stadt Tyrnau (Nagy-Szombat, ursprünglich Szombathely), mit 11.500 deutschen, slovakischen und magyarischen Einwohnern, deren Industrie und Handel von Bedeutung ist. Tyrnau besitzt eine Sparcasse und ein Creditinstitut. Eine Zuckerfabrik erzeugt jährlich an 100.000 Metercentner Zucker. Die reiche Stadt hat eine große Vergangenheit und alte Privilegien. Einst war sie Sitz des Primas und einer Universität. Auffallend sind ihre zahlreichen Monumentalbauten, die an die großen alten Zeiten erinnern, darunter die prächtige gothische Kathedrale aus dem Jahre 1389, mit Grabdenkmälern mehrerer bedeutender Männer, meist Kirchenfürsten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Nebenan steht das erzbischöfliche Palais, jetzt Residenz des erzbischöflichen Vicars. In dem Riesenbau des Seminars sind das erzbischöfliche Convict und das Obergymnasium untergebracht. Dem großen Invalidenhause schließt sich eine schöne Kirche an. Unter den geistlichen Instituten seien noch die Klöster der Franciscaner, Jesuiten und Ursulinerinnen erwähnt. Letztere leiten eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Auf dem schönen Markte steht das Stadthaus, mit bedeutendem Archiv, das überreich ist an Daten zur Geschichte der Stadt und ihrer Umgegend. In den Mauern Tyrnaus ist Ludwig der Große gestorben.

Tyrnau ist Knotenpunkt von zwei Eisenbahnlinien und vier Landstraßen. Hier vereinigen sich nämlich die Straßenzüge, welche das Preßburger Comitat mit dem Neutraer, Barser, Trentschiner Comitat, mit Mähren und Schlesien verbinden; der Reise- und Waarenverkehr der Stadt ist also sehr bedeutend. Südöstlich liegt die Großgemeinde Ziffer (Cziffer) mit 1628 slovakischen und deutschen Einwohnern. Es erscheint schon 1322 als Erbgut der Familie Elefánti; jetzt gehört es dem Zifferer Zweige der Grafen Zichy. Es befinden sich daselbst zwei herrschaftliche Schlösser. Neuestens ist die in Ziffer und Umgebung als Hausindustrie betriebene Kunststickerei zu Bedeutung gelangt. Weiterhin liegen Pußtapáty, Neudorf (Tót-Ujfalu), Körtvélyes, Páld, Ábrahám und Vedröd (Woderad). Vedröd ist ein sehr alter Ort; es kommt schon in einer Urkunde König Kolomans vom Jahre 1112 als Gut der Preßburger Burgknechte vor. Jetzt gehört es dem Vedröder Zweige der Grafen Zichy, die dort ein Herrenschloß mit schöner Gärtnerei besitzen. Den Ruhm, noch der Árpádenzeit anzugehören, theilen auch Ábrahám, jetzt Besitz der Eßterházy, deren Wildpark berühmt ist, dann Páld als „Pauls Land“, Körtvélyes und Pußtapáty. Weiter östlich folgen im Tirnavathale: Gerencsér, Szilincs, Apaj, Majtény, Geßt, sämmtlich Orte, die schon im XIII. Jahrhundert vorkommen. Szilincs ist seit 1278 Besitzthum des Preßburger Capitels. Noch weiter östlich liegen längs der Szered-Tyrnauer Landstraße und Eisenbahn: Moderdorf (Moderfalva), identisch mit dem 1248 erwähnten Magyarád, Kereßtur, Farkashida und Szered. Szered ist Großgemeinde mit 5227 magyarischen, deutschen und slovakischen Einwohnern; es wird



Tyrnau: Tyrnau vom Franciscanerthurm gesehen — Das Invalidenhaus mit der Kirche.

durch die Eisenbahn, mehrere Landstraßen und die Waag belebt, deren Flößenverkehr hier große Holzlager ins Leben gerufen hat. Die hübsche Ortschaft hat eine entwickelte Industrie, Flachs- und Hanfweberei, Korb- und Wagenkorbflechterei, ferner Handel mit Häuten, Vieh, Schafwolle, Getreide, Wein und Obst. Mehrere Geldinstitute, Creditvereine und ein Haupt-Tabakverlag gehören dazu. Seine Märkte sind viel besucht. Nördlich von Szered liegen Alsó- und Felsö-Csöpöny, Valta-Súr, Groß-Súr, Varra-Súr, sowie Zavar, Alsó- und Felsö-Lócz und Breßtovány. Zavar wird 1325, Breßtovány 1390 zuerst erwähnt, aber auch von einem Lócz findet sich schon zur Zeit der Árpádischen Könige eine unzweifelhafte Spur; 1529 waren schon beide vorhanden. Ihr Name stammt wahrscheinlich von den Bogenschützen (lövész) her, die das alte Lócz besiedelten. Die Ortsnamen Súr sind vermuthlich dem Petschenegischen Geschlechte der Súr entlehnt, das sich an diesen Orten, sowie in den Ortschaften Hegy-, Péntek- und Nemes-Súr des Preßburger und Tyrnauer Bezirkes niedergelassen hatte. Der Name Varra-Súr (eigentlich Vára Súr-) rührt daher, daß hier einstens eine Burg (vár) bestanden haben mag, die jedoch spurlos verschwunden ist. In Valta-Súr betreiben zahlreiche Familien die Weidenruthenflechterei und Stickerei als Hausindustrie.

Links von der Preßburg-Tyrnauer Eisenbahn liegt gleichfalls blühendes Land, und zwischen der Tirnava und dem Alsákbach finden sich die Ortschaften Weißkirchen (Fejéregyház), Harangos, Borova, Hosszufalu, Stefansdorf (Istvánfalu), Gocznód und Pudmericz. Alle sind alte Ortschaften und einige geschichtlich denkwürdig. Das schon im XIII. Jahrhundert erwähnte Borova hat seinen slavischen Namen offenbar den Tannenwäldern der Gegend entlehnt. Im XVI. Jahrhundert ließen sich auf seinem Gebiete zahlreiche Deutsche nieder und von da an hieß es durch das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert Joachimsthal. Eine noch jüngere kroatische Besiedelung führte zur Wiederaufnahme des alten Namens Borova. Erwähnenswerth ist, daß König Rudolf 1593 gestattete, den Neunten und Zehnten der Gemeinde, sowie ihr Bergrecht zur Erhaltung des Spitals und der Schule von Schattmannsdorf zu verwenden, weshalb der Ort vom Volke auch „Spitalsgemeinde“ genannt wird. Hosszufalu war schon vor 1296 Besitzthum des Grafen Thomas Tiborczfi. In älterer Zeit bestand hier starke Fischzucht; jetzt wird besonders Wein- und Obstbau betrieben. Stefansdorf ist gleichfalls ein alter Ort, wurde jedoch im XVI. Jahrhundert durch Baron Nikolaus Pálffy neu begründet. Seine spätgothische Kirche weist Spuren alter Wandgemälde auf. Gocznód hieß vor Alters Kapusd und war das Dorf der zur Veste Preßburg gehörigen leibeigenen Schweinehirten. In Pudmericz blühte einst das Müller- und Töpfergewerbe. Jetzt ist es eine Großgemeinde mit 1.467 slovakischen Einwohnern. Seine Sehenswürdigkeit ist das schöne, in einem schattigen Park neuerbaute Schloß des Grafen Johann Pálffy junior. Am nördlichen Laufe der Tirnava liegt längs



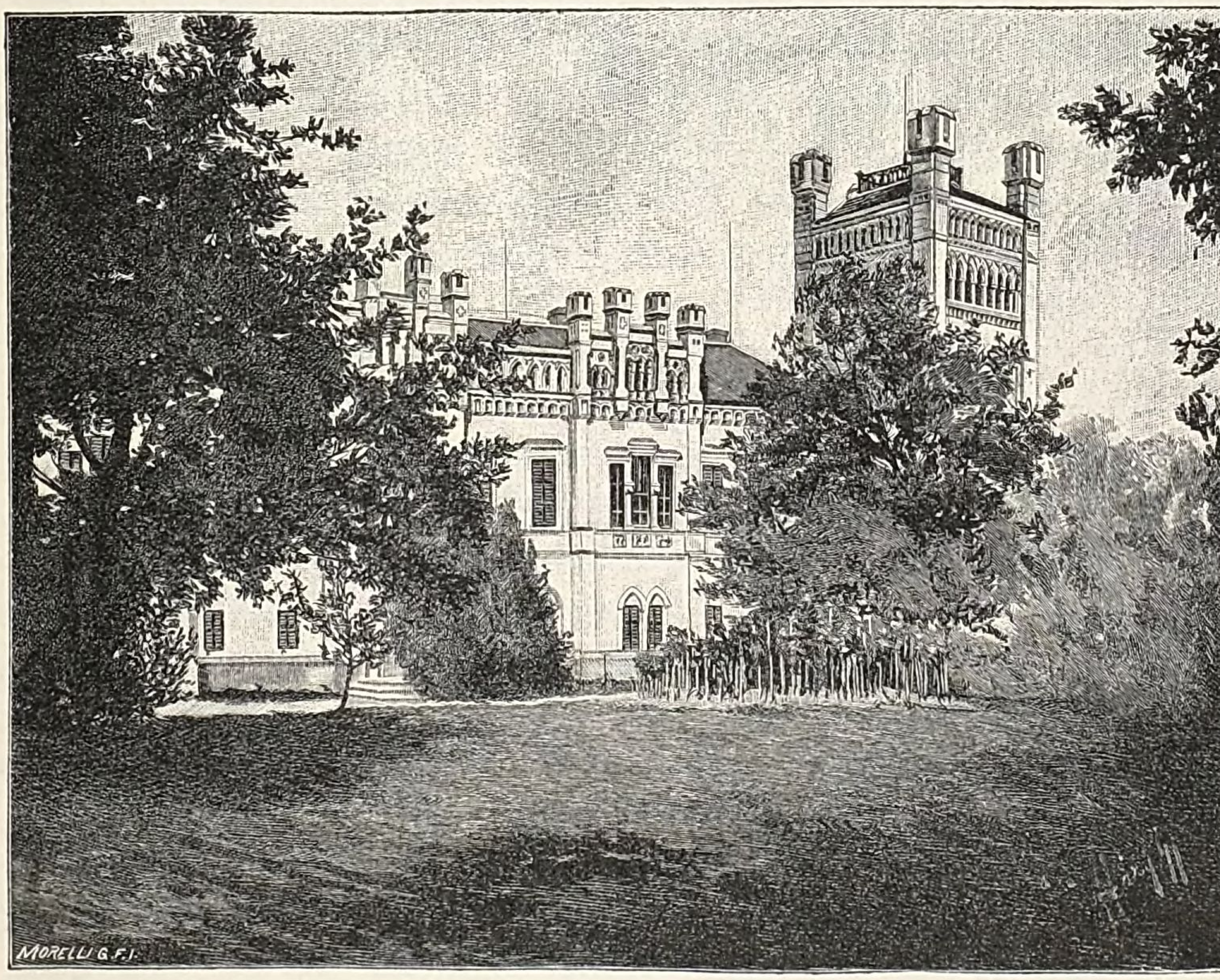
Tyrnau: Der Hauptplatz mit dem Rathhausthurm.

der Schattmannsdorf-Schmolenitzer Landstraße die Gemeinde Windisch-Nußdorf (Alsó-Diós), die schon im XVI. Jahrhundert Marktflecken war. Sie hat eine spätgothische Kirche, guten Wein und viel Obst. Südlich davon folgt die Großgemeinde Ottenthal (Ottovölgy, Omspital), oberhalb deren, längs der nach Breitenbrunn (Széleskut) führenden Bergstraße Graf Pálffy Fischteiche und sein Jagdhaus hat.

In der nordöstlichen Ecke des Comitats befinden sich zwischen zwei Armen der Tirnava: Szárazpatak, Selpicz und Klcsován. Die Bewohner von Szárazpatak bauen seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts guten Wein. Klcsován ist die slovakisirte Form des ursprünglich magyarischen Namens Kolcsvány; es kommt schon 1256 vor. In dem Raume zwischen der Tirnava und dem Krupaer (Korompaer) Bach folgen: Bogdány, Spácza, Bolerász, Deutsch-Nußdorf (Felsö-Diós) und Unter-Krupa (Alsó-Korompa). Bogdány gehörte theils zur Herrschaft Bibersburg, theils zur Burg Éleskö. Beachtenswerth ist seine Kirche, namentlich deren Chorgewölbe und das alte Sakramentshäuschen. Bolerász wurde durch Béla IV. 1240 den Tyrnauer Nonnen verliehen und verblieb ihnen bis auf Josef II., daher es in alter Zeit auch Villa dominarum (Frauendorf) hieß. Deutsch-Nußdorf war ursprünglich ein zur Burg Korlátkö gehöriges Krongut, das durch König Sigismund 1388 dem Wojwoden Stibor und seinen Brüdern verliehen wurde. Im XVI. Jahrhundert erhielt es den Rang eines Marktfleckens. Unter-Krupa und das weiterhin zu erwähnende Ober-Krupa sind gleichfalls Ortschaften aus Árpádischer Zeit und schon 1256 erwähnt. Unter-Krupa hat ein Graf Chotek'sches Schloß. Dann folgen die Orte Binócz, Nád, Bikßárd und Schmolenitz (Szomolány), letzteres ist Großgemeinde mit 1.326 Einwohnern und einem Pálffy'schen Schloß; Bikßárd treibt starke Hausindustrie von Holzwaaren und seine Umgebung hat neuerdings Funde der Steinzeit geliefert. Zwischen der Tirnava und Blava trifft man die Orte Jáßlócz, Bohunia, Pagirowitz (Pagyerócz), Unter-Dubovan (Alsó-Dombó), Ober-Krupa (Felsö-Korompa), Ober-Dubovan (Felsö-Dombó) Nahács, Kátlócz und Dejtha (Dejthe).

In der dreieckigen Ebene zwischen der Waag und dem Unterlauf der Kleinen Donau sind die bemerkenswerthesten Ortschaften Galánta und Dióßeg. Galánta hat den Magnatenfamilien der Esterházy ihr Prädicat gegeben. Die Esterházy haben daselbst zwei große, hochthürmige Schlösser und einen schönen Park. Es ist Großgemeinde mit 2.465 magyarischen, slovakischen und deutschen Einwohnern, sowie den zugehörigen Ansiedlungen Koróßeg, Terézmajor und Garasdmajor. Es wird schon in den päpstlichen Zehentlisten der Jahre 1332 bis 1337 als Pfarre erwähnt, so daß es füglich als Ansiedlung aus der Árpádenzeit zu bezeichnen ist. Jetzt ist es ein wichtiger Knotenpunkt des Verkehres. Von hier geht eine Zweiglinie der Budapest-Wiener Eisenbahn gegen Szered und Galgócz-Lipótvár ab. Die Einwohner haben Industrie und Ackerbau, mehrere Creditvereine, eine Sparcasse und sehr besuchte Märkte. Bei Galánta liegt die Pußta Palócz, wo die Cichorienwurzel landwirthschaftlich gebaut und nach Rumänien exportirt wird. Nordwestlich liegt an der Staatsbahn die Großgemeinde Magyar-Dióßeg mit der Pußta Ujhely und der Ansiedlung Kerékesárda, die eine große Zuckerfabrik aufweist.

Nördlich der ungarischen Staatsbahn liegen die Orte Pußta=Födémes, Kis= und Nagy=Mácséd; nördlich von Galánta die Orte Nebojßa, Barakony, Vága und Vág=Szerdahely; letzteres bestand schon 1313 und hieß früher Szent=Jakabegyháza. Das in Nebojßa gewonnene Stärkemehl wird nach englischen, deutschen, italienischen und russischen Märkten versendet, während die Weidenflechtereien von Vága (Wagenkörbe und andere Korbwaren) in der Umgegend starken Absatz finden. Südöstlich von Galánta



Das Schloß zu Galánta.

liegen die Dörfer Kajal und Tós=Nyárasd, südlich zwischen dem Feketeviz und der Kleinen Donau die Gemeinden Tallós, Nagy=Födémes und Nádßeg. In Nagy=Födémes werden aus Binsen, in Nádßeg aus Stroh Matten, Stühle, Bienenkörbe, Brotkörbe und andere Gegenstände geflochten. Zwischen dem Feketeviz und Dudvág liegen die Orte Vezekény, Nyék, Kossut, Hegy, Vizkelet und Taksony. Am Dudvág liegt ferner Hidaskürth, dann zwischen dem Dudvág, beziehungsweise Sárd und der Waag die Orte Taksony, Felsö= und Alsó=Szeli, Deáki, Pered, Zsigárd, Királyrév und Versin. Von diesen ist Taksony als Gut der Preßburger Burgknechte schon 1138 bekannt; Szeli wird gleichfalls schon im XII. Jahrhundert erwähnt. Bedeutender ist Deáki,

ursprünglich Sala; es war Besitzthum der Abtei Martinsberg, und zwar Donation der heiligen Könige Stefan und Ladislaus. Die Burghörigen der Burgen Neutra und Preßburg usurpirten zwar diese Besitzung eine Zeit lang, sie wurde jedoch durch Béla II. im Jahre 1138 an die Abtei zurückjudicirt und Béla IV. sprach dieser dann noch das ganze Gebiet von Sellye zu. Culturgeschichtliche Forschungen thun dar, daß der Codex, der die ältesten magyarischen Schriftdenkmäler, die Leichenpredigt und das Gebet enthält, vermuthlich ein Ritualbuch der Kirche von Deáki war. Die jetzigen Einwohner verfertigen vortreffliche Tröge.

Zwischen der Großen und Kleinen Donau, in der Oberen Schütt, gehören zum Preßburger Comitat zwei Bezirke, die Bezirke Obere und Untere Schütt. Beide sind von Landstraßen durchschnitten, und zwar läuft eine von Preßburg über Sommerein gegen Duna-Szerdahely hin, eine zweite über Loipersdorf (Csötörtök) gleichfalls gegen Duna-Szerdahely, von wo sie vereint ihre Richtung auf Vásárut und Nyárasd, ins Komorner Comitat verfolgen.

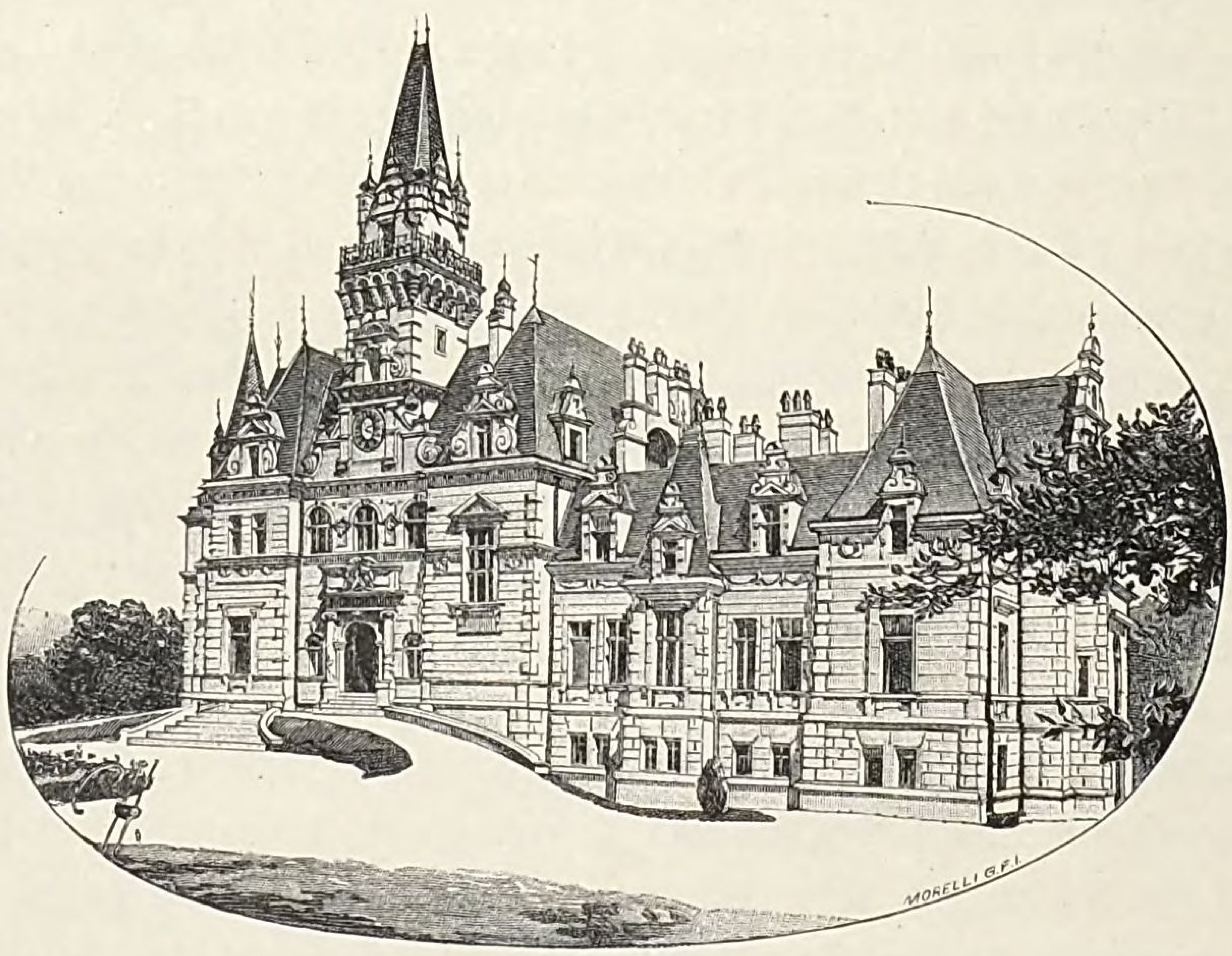
Die Ortschaften der Schütt sehen im Allgemeinen freundlich und wohlhabend aus. Die meisten blühten schon im XIII. Jahrhundert und sind Stammsitze bedeutender Familien der Vorzeit: der Olgyay, Bittó, Bartal, Bacsák, Udvarnoki, Illésházy, Csenkey, Csaplár u. s. w. Die hervorragendsten Orte sind Sommerein (Somorja), Bajka, Loipersdorf (Csötörtök), Böös, Duna-Szerdahely, Egyház-Gelle und Illésháza. Sommerein, dem auch die Pußta Gancsháza zugehört, ist eine hübsche Stadt mit 2643 magyarischen Einwohnern. Es hat eine prächtige, 1778 erbaute Kirche, ein reiches städtisches Archiv, ein Casino, eine Gewerbeschule, eine Sparcasse. In dieser Gemeinde siedelten Erzbischof Georg Széchenyi und Judex Curiae Stephan Koháry 1690 die Mönche des St. Franciscus de Paula an. Die Einwohner treiben Ackerbau, Gewerbe, Weiden-, Schilf- und Strohflechterei, auch Weberei. Loipersdorf hat 857 magyarische Einwohner und eine alte, spätgothische Kirche. Hier befindet sich das Renaissance-Grabmal des Vice-Palatins und Rechtsgelehrten Michael Mérey aus dem XVI. Jahrhundert. Duna-Szerdahely, mit 4453 magyarischen Einwohnern, ist der Knotenpunkt eines bedeutenden Verkehrs. Es hat eine Sparcasse und einen landwirthschaftlichen Creditverein. Auch für die Schafwollproduction hat es Bedeutung; die gewaschene Schafwolle geht von hier auf die Märkte Deutschlands, Italiens und Rußlands. Bajka, zu dem die Pußten Csente, Czikollaßiget, Galambosßiget, Nyárosßiget und Nagyßiget gehören, hat 1122 magyarische Einwohner. Egyház-Gelle war im XV. Jahrhundert Sitz eines besonderen Bezirks. Seine Kirche ist das interessanteste mittelalterliche Bauwerk der Insel Schütt; das gothische Sacramentshäuschen darin übertrifft fast alles derartige im Lande. Illésháza ist das Stammnest der aus dem Geschlechte Salamon hervorgegangenen Familien Szerházy und Illésházy, auch Begräbnißstätte Stephan Illésházys. Böös, mit den

zugehörigen Pußten Telke, Varjas und Feketeerdö, hat 2643 magyarische Einwohner. Seine Burg gehörte einst den Amadé und war damals mit Thürmen und Wassergräben befestigt; es ist da auch ein reiches Archiv.

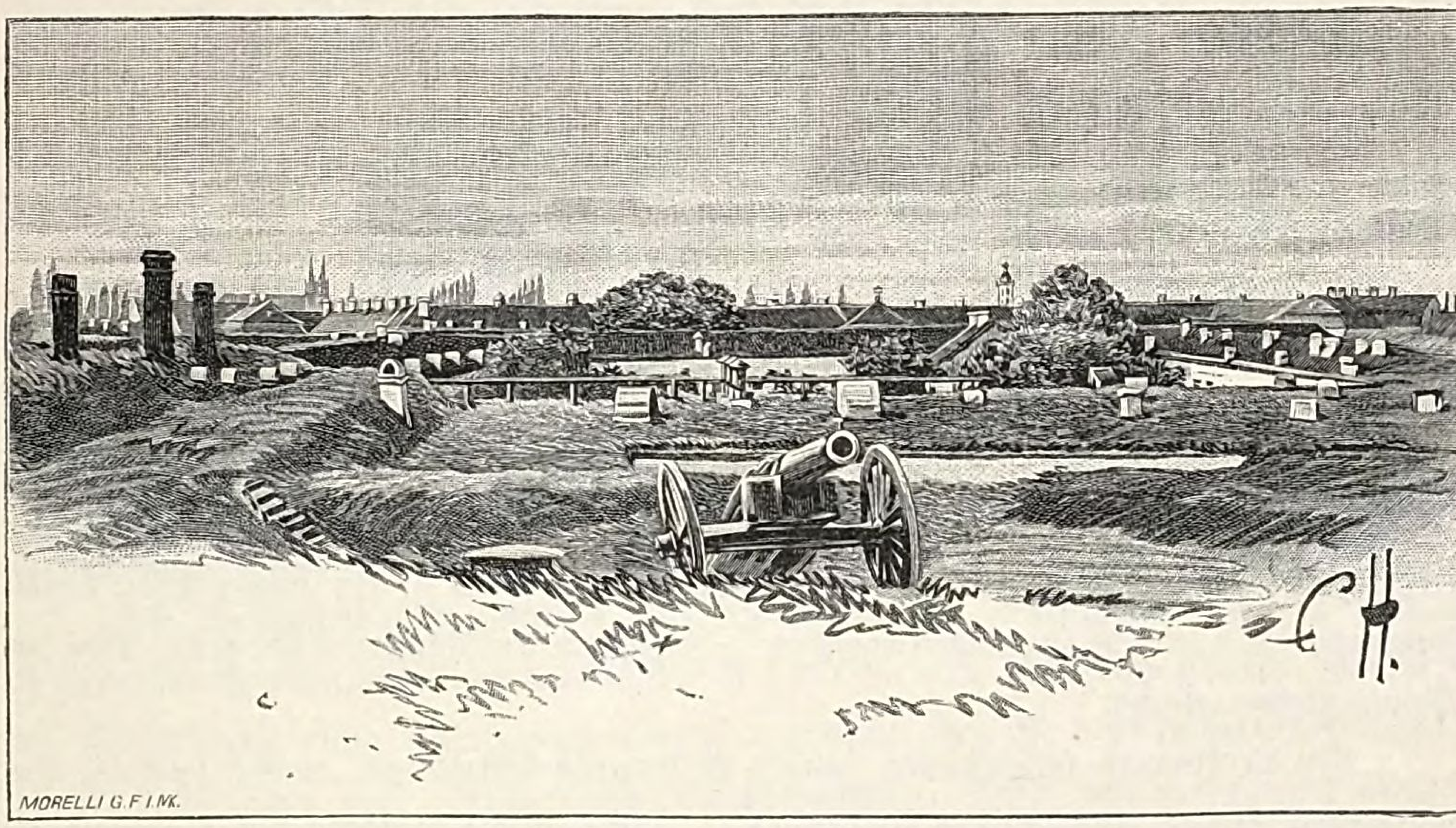
In dem jenseits des Gebirges gelegenen Theile des Preßburger Comitats ist die Anzahl der Ortschaften weit geringer, als im übrigen Comitat. Die Landstraße geht von Preßburg über Blumenau (Lamacs), Bisternitz (Beszercze), Maáßt, Stampfen (Stomfa), Lozornó, Zankendorf (Detrekö-Csötörtök), Malaczka, Groß-Schützen (Nagy-Lévárd), Sanct-Johann (Szent-János), Székelyfalva (Szekula), Búr-Sanct-Georg (Búr-Szent-György) und Kugelhof (Kukló) ins Neutraer Comitat nach Schloßberg (Sasvár). Die Eisenbahn folgt über Blumenau und Theben-Neudorf so ziemlich auch der Richtung der Landstraße, wobei sie einen Seitenzweig nach Stampfen sendet. Über die Kleinen Karpathen führt von Malaczka her über Pernek eine schön angelegte und zum Theil aussichtsreiche Straße in Serpentinen nach Bösing. Die bedeutenderen Orte dieses Bezirkes sind Malaczka, Geiring (Gajar), Groß-Schützen (Nagy-Lévárd) und Sanct-Johann (Szent-János). Malaczka, mit großem Schloß der Fürsten Pálffy, hat 4.211 slovakische und deutsche Einwohner, eine Sparcasse, eine Volksbank und ein Franziskanerkloster. In Groß-Schützen und Sanct-Johann befinden sich bedeutende herrschaftliche Obstgärten, auch werden daselbst viel Werkzeug, Messer, Äxte für Metzger, Schlägel für Böttcher, Hacken, Taschenmesser und Eßgeräthe fabrizirt. Die schwarzen Thongefäße von Groß-Schützen sind nicht so künstlerisch, wie die sogenannte Habanische Majolika, die einst hier, aber auch im Bezirk jenseits des Gebirges, zu Stampfen und Malaczka, an der Ostseite der Kleinen Karpathen aber zu Modern, Schattmansdorf, Dejtha und Sanct-Stefan erzeugt wurde. Dieser Zweig der Kunstindustrie genoß einst europäischen Ruf und die Habaner standen in lebhaftem Geschäftsverkehr mit dem Auslande, besonders den benachbarten österreichischen Ländern, wohin sie große Waarenmengen lieferten. An den westlichen Abhängen des Gebirges liegen Apfelsbach (Almás), Pernek, Kuchel (Konyha) und Breitenbrunn (Széleskut), letzteres durch seine starke Hausindustrie von Holzwaaren bekannt, wie Bozorno durch seine Flachs- und Hanfwebereien. Dann folgen Blasenstein (Detrekö-Váralja), Blasenstein-Sanct-Nikolaus (Detrekö-Szent-Miklós) und Blasenstein-Sanct-Peter (Detrekö-Szent-Péter), deren Vorname der noch jetzt über Váralja aufragenden Ruine Blasenstein entlehnt ist.

Diese Burg und die ausgedehnte Herrschaft gehörten einst den Fugger, später den Balassa, jetzt sind sie Pálffy'scher Besitz. Blasenstein-Sanct-Nikolaus treibt viel Flachs- und Hanfweberei. In der Marchebene liegen Laab, Zankendorf (Detrekö-Csötörtök), Kiripolcz, Klein-Schützen (Kis-Lévárd), Dimburg, Ungeraiden (Magyarfalva) und Jakobsdorf (Jakabfalu). Die Zuckerfabrik zu Ungeraiden liefert jährlich 60.000 Metercentner Zucker. Zwischen der Miava und Rudava liegen Szent-István,

Miklóstelek, Búr-Sanct-Nikolaus (Búr-Szent-Miklós), Búr-Sanct-Peter (Búr-Szent-Péter), Székelyfalu (Szekula), Búr-Sanct-Georg (Búr-Szent-György), Kugelhof (Kukló), Závod und Sanct-Johann (Szent-János). Diese größeren Ortschaften sind zumeist wohlhabend. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch dieser jenseits des Gebirges gelegene Theil des Preßburger Comitats, seitdem es von der Eisenbahn durchschnitten und durch sie mit der großen Budapest-Wiener Eisenbahnlinie, andererseits aber mit der Donau und dem mährischen Land verbunden ist, die Gewähr für wirthschaftlichen Aufschwung hat.



Das Schloß zu Pudmericz.



Stadt und Festung Komorn von der östlichen Ecke der Festung gesehen.

Komorn und seine Umgebung.

Dort, wo die launenhafte Waag mit dem Neuhäuseler Donauarm und der Neutra vereint in die Donau fällt, liegt Komorn (Komárom), die größte Stadt des einstigen goldenen Gartens der ungarischen Sage, der heutigen Insel Schütt (Csallóköz). Überfluthungsgelände, Röhricht, gestrüppbedecktes Plattland und Weidenbestände bilden die Umgebung der Stadt, hie und da ist sie auch durch alte Flußbetten und Sumpfgründe zerrissen. Von drei Seiten wird die Stadt von Wasser begrenzt. An ihrer Südseite entlang fließt der Hauptarm der Donau, der unmittelbar vor der Stadt die in einen Obstgarten verwandelte Elisabethinsel bildet. Im Norden und Osten begrenzen sie der Vereknyeer (Fragendorfer, auch Neuhäuseler) Donauarm und die mit ihm vereinigte Waag. Diese hat oberhalb Komorns die Insel Apáli gebildet, mit reichem Heuwuchs und Weidengehölz. 1817 bildete sich aus einer Sandbank der Waag auch unterhalb der Stadt eine Insel, die schon nach drei Jahren mit üppigem Weidicht bedeckt war. Ein Arm der Waag floß einst auch durch die Stadt, und dieser Stadttheil hieß deshalb lange Zeit Velencze (Venedig). Da aber die Waag beständig dem linken Ufer zustrebt, wie die Donau dem rechten, so verließ sie im Laufe der Zeiten die Stadt, ja sie that noch mehr, indem sie ihr das beträchtliche Terrain angliederte, das sich von der alten Festung bis zum jetzigen Bette des Flusses erstreckt.

Im Gebiete Komorns ist, wie in den übrigen Theilen der Schütt, Kies, Sand oder lehmige Ablagerung überall zu finden.

In der Römerzeit stand auf dem Gebiete Komorns eine gegen die Quaden errichtete Grenzveste (castrum). Wie dieses Festungswerk ursprünglich hieß, darüber gehen die Meinungen auseinander. Grabungen wurden an diesen Orten bisher nicht vorgenommen, allein trotzdem kamen Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Festung zahlreiche römische Denkmäler aus dem Boden zum Vorschein. Von drei Steinsärgen und mehreren Statuen, die sich darunter befanden, erschienen auch eingehende Beschreibungen in französischer Sprache. Zweifellos sind in die Mauern der alten Burg und der St. Andreaskirche massenhaft römische Ziegel und Steine verbaut worden. Doch ist ein großer Theil dieses Baumaterials aus dem gegenüberliegenden Ó-Szöny (in der Römerzeit Bregetio) über die Donau hieher gelangt.

Als die Ungarn hereinkamen, fanden sie Komorn bereits vor, es war damals, wie die meisten Städte, eine slavische Niederlassung. Der slavische Ursprung des Stadtnamens (Komárom = Stechmückenort) und andere Umstände machen dies zweifellos. In Komorn und Umgebung ließen sich — nach dem Anonymus Notarius — die Kumanen nieder. Die hier angesiedelten Magyaren beschäftigten sich mit Fischfang und Viehzucht. Zahlreiche Geräthe der Urfischerei, z. B. der Angelheber (fentő), der doch aus vorgeschichtlicher Zeit stammt, sind noch jetzt gebräuchlich. Der Wels wird auch mittels der Angel mit Quackholz (kuttyogató) gefangen, wie an der unteren Wolga.

Zur Zeit Stefans des Heiligen dürfte Komorn schon ein ziemlich großer Ort gewesen sein, denn der König verlieh das Einkommen aus der Überfuhr dem Kloster von Bakonybél.

Schon unter den Árpáden hatte es auch eine Burg, zu der ein umfangreicher Besitz als königliches Gut gehörte. Im Laufe der Zeit bekam die Burg, sowie der Burgbesitz, theils durch Donation, theils durch Verpfändung, oftmals neue Inhaber. Unter Béla IV. war dies Graf Walter, 1277 Banus Thomas. Dann fiel es an das mächtige Geschlecht Csák, doch nahm es Karl Robert 1315 dem Matthäus Csák mit Waffengewalt ab und verlieh es dem Graner Erzbischof Thomas. Einige Jahre später wurde es durch Tausch wieder königlicher Besitz. Da die Könige häufig in der Burg weilten, ließ König Matthias I. sie durch Neubauten so erweitern, daß Wladislaus II. in ihr sammt seinem Hofstaat, ja sammt den Mitgliedern des Reichstages Unterkunft fand.

Im Tatarensturme wurde Komorn laut einer Urkunde Bélas IV. durch einen gewissen Folwyne schon von der Burg aus vertheidigt. Nach dem Tatareneinfall verpfändete der König die Burg einem Juden, Namens Henel; dem Orte selbst aber verlieh er städtische Vorrechte. Diese Privilegien wurden durch die späteren Herrscher immer mehr erweitert. Nach dem Aussterben des Árpádenhauses war Komorn eine Zeit lang im

Besitz Matthäus Csáks von Trentschin. Auch dieser bestätigte 1307 die Freiheiten der Bewohner. Weil er die Interessen der Unterthanen auch anderwärts vertheidigte, nannte das Volk dieses ganze Gebiet, dessen Herr er einst gewesen, „Matthäusfeld“ (Mátyus földje). Zum Matthäusfeld gehörten im XV. Jahrhundert 12 Comitate (darunter Komorn). Das Gesetz von 1445 bestimmte das Matthäusfeld zu einem der vier Districte des Landes. Bei dem Volke lebt die Erinnerung an diese Eintheilung noch jetzt, doch ist die Benennung nur noch bei den Einwohnern von vier Comitaten gebräuchlich. Im Komorner Comitate nennt sich der Bezirk von Udvard Matthäusfeld.

Auch die Könige aus den Häusern Anjou und Habsburg bestätigten und erweiterten die Privilegien Komorns.

Die Türkenherrschaft und die Zeit der nationalen Erhebungen brachten schwere Zeiten über Komorn. Der Commandant und die Besatzung der Burg trauten der Treue der Bevölkerung nicht, andererseits aber betrachteten auch die aufständischen Schaaren die ihrer Meinung nach „labanczische“ (deutschgesinnte) Stadt mit feindseligen Blicken. So hatte sie mehr als einmal von beiden Parteien zu leiden. Ihre Richter und Notare verbrachten in den finsteren Verließen der Burg schlimme Tage.

Von den Burgcommandanten hatten die protestantischen Bewohner der Stadt am meisten zu leiden. Schon 1672 besetzte der Commandant Hoffkirchen auf höhere Weisung die Kirche und Schule der Calvinisten und Lutheraner mit Militär, verjagte ihre Geistlichen und verbot ihnen die Rückkehr bei Todesstrafe. Von da an war hier die Verfolgung der Protestanten an der Tagesordnung; die religiösen Übungen wurden verboten, ihr elendes hölzernes Bethaus niedergerissen, ja es war ihnen nicht einmal gestattet, in die Zünfte einzutreten. So entstand zwischen den Bekenntnissen ein unversöhnlicher Haß, der auch bis zur Verkündigung des Toleranzedicts nicht aufhörte.

In der Türkenzeit war Komorn ein Hauptort der Tschaikisten (Nasadisten). Dieses lebenslustige Schiffervölkchen war größtentheils ungarisch. Auch in der Burgbesatzung dienten zahlreiche Ungarn. Da die Zahl des Kriegsvolkes sehr groß war, gab es in der Stadt des Schlemmens kein Ende. Tollius, der in Komorn gewesen, schreibt 1687, es herrsche daselbst ein so lustiges und reges Leben, als sei ewig Hochzeit. Allein dieses lustige Leben währte nicht lange, denn bald genug war Komorn von den Schaaren Rákóczis umschwärmt. Von diesen hatte die Stadt zwar nicht viel zu leiden, dafür räumte die dem Kriege folgende Pest unter den Einwohnern gehörig auf. Zur Feier des Aufhörens der Pest und des Krieges wurde die noch bestehende Dreifaltigkeitssäule auf dem Hauptplatze der Stadt errichtet.

Unter Maria Theresia erlangte Komorn 1745 gegen Überlassung seiner einzigen Liegenschaft Várfölde und Bezahlung von 50.000 Gulden das Recht einer königlichen

Freistadt. So war es von der drückenden Herrschaft des Comitats und der Festungscommandantur befreit und begann endlich schönere Tage zu sehen.

Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wurde jedoch durch das Erdbeben von 1763 vernichtet. Am 28. Juni Morgens, als das Volk eben in der Kirche war, erschütterte ein furchtbares Beben die Erde und ein erschreckendes Krachen dröhnte durch die Stadt. Ein Augenblick und in der ganzen Stadt war kein Haus mehr unversehrt. Die schönsten Gebäude stürzten in Trümmer; die St. Andreaskirche, deren Glocken von dem starken Rütteln zu läuten begannen, war ein Schutthaufen. Noch an demselben Tage wurden 63 Leichen aus den Trümmern geholt, 102 Verwundete starben an ihren Verletzungen. Wie um das Verderben voll zu machen, that sich an der Waag die Erde auf und aus dem Schlunde ergoß sich ein Schwall von schmutzigem, mephitisch riechendem Schwefelwasser nebst mehrfarbigem Sande. Spätere Erschütterungen mehrten das Entsetzen und wiederholten sich mit größeren und geringeren Pausen bis zum 26. September.

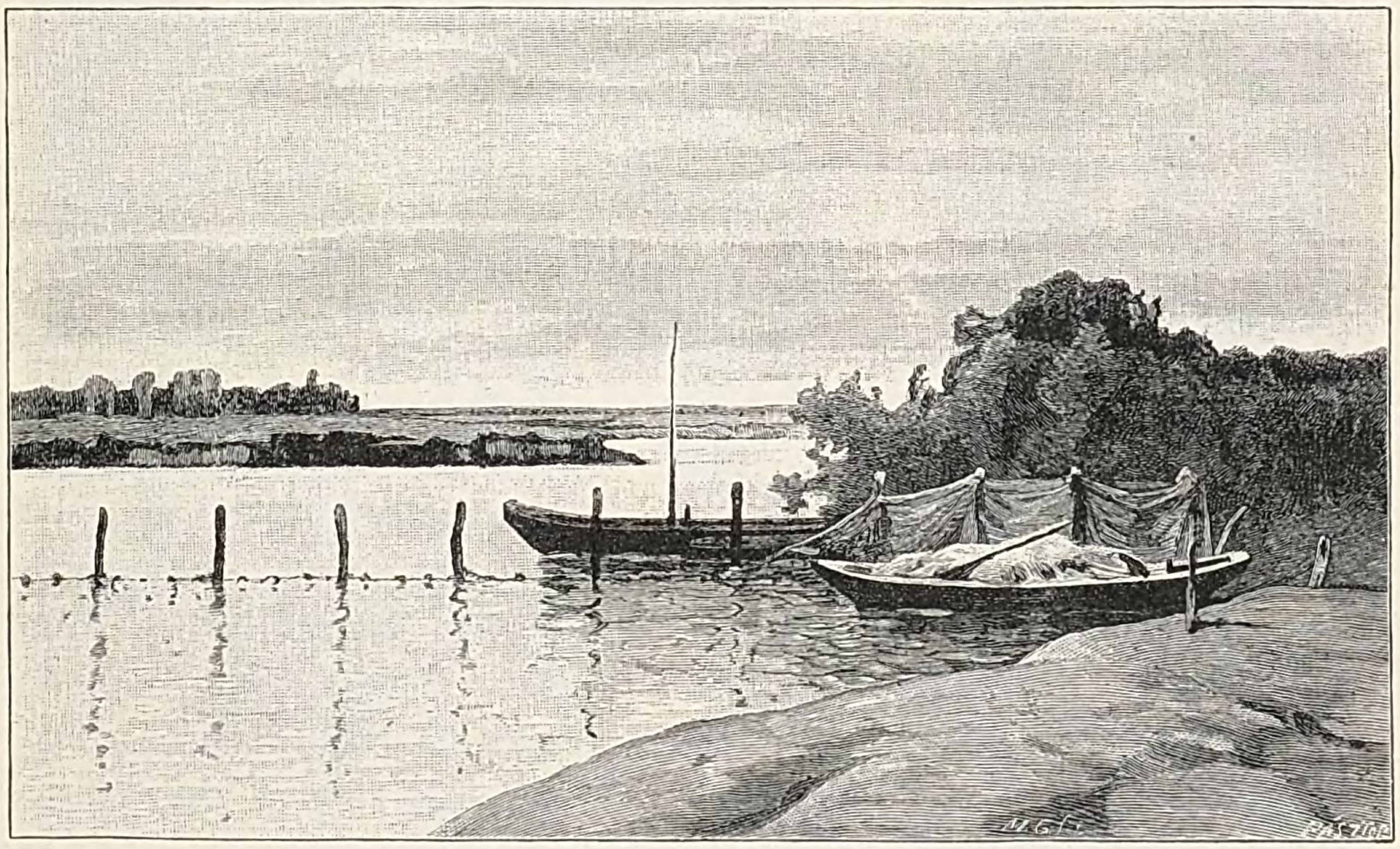
Kaum war die Stadt aus ihren Trümmern wieder aufgebaut, als sie 1767 durch Feuer verheert wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden dritthalbtausend Menschen obdachlose Bettler. Um 1783 erneuerte sich das Erdbeben, was nicht nur den Einwohnern ungeheuren Schaden zufügte, sondern auch die Burg unbewohnbar machte. Josef II. überzeugte sich persönlich von dem Elend des unglücklichen Komorn und wollte die Bevölkerung am jenseitigen Ufer der Donau ansiedeln. Dieser vernünftige Plan blieb jedoch unausgeführt, denn das Volk klammerte sich zäh an das Nest seiner Urväter und ging mit Hand und Kopf an die Wiederherstellung der Stadt.

Während die durch die französische Revolution verursachten Kämpfe Städte und Länder zugrunde richteten, brachten sie dem alten Handel Komorns die schönste Blüte. Die Glanzzeit Komorns fällt in die letzten drei Jahrzehnte des XVIII. und in die ersten drei des laufenden Jahrhunderts. Bis zum XVI. Jahrhundert hatten sich seine Einwohner, als reine Magyaren, nicht viel um den Handel gekümmert. Später aber siedelten sich in großer Zahl Deutsche und Griechen an, die den Unternehmungs- und Handelsgeist unter ihnen so heimisch machten, daß er ihnen zur zweiten Natur wurde. Übrigens sei es zu ihrem Lobe gesagt, daß die fremden Strömungen den mächtigen Gemeingeist und das starke nationale Gefühl in ihnen nicht zu schwächen vermocht haben. Es gewann im Gegentheil ihr Einfluß die Oberhand, so daß sie die unter sie gerathenen Griechen und Deutschen sämmtlich mit sich verschmolzen.

Wie es in dieser ungarischen Handelsstadt zur Zeit ihrer Blüte aussah, das muthmaßen die jetzigen verarmten Einwohner nur aus den Überlieferungen ihrer Großväter. Noch vor hundert Jahren wohnten in Komorn an die fünfhundert reiche Getreidehändler; mancher besaß 20 bis 25 riesige Eichenfahrzeuge, die den Bácskaer Weizen nach Komorn

und Wien schleppten. Die Alten erzählen noch jetzt von den Getreidekellern der Fruchthändler, in denen Tonnen voll Silber und Kübel voll Gold standen.

Der Anblick der Donau war damals interessant. Die beiden Ufer waren durch eine fliegende Brücke mit zwei Masten verbunden, der Strom selbst mit Getreideschiffen und Hunderten von Flößen und Fischerbarken bedeckt. Fünfzig Mühlen klapperten unaufhörlich und mahlten das berühmte Komorner Mehl. Die Flöße der 32 Holzhändlergesellschaften gingen von den Karpathen bis zu den türkischen Ufern. Die Pferde der Schiffzieher schleppten die Lastschiffe mit äußerster Anstrengung stromauf und die Ufer wiederhallten von den Signalpfeifen der Schiffer.



Sperrnetz an der Mündung der Neutra.

Ein glänzendes Zeugniß dieses weit ausgreifenden Handels bildet die 1807 hier erfolgte Gründung der ersten ungarischen Versicherungsgesellschaft: der „k. k. privilegirten Schiffahrts-Versicherungsgesellschaft zu Komorn (Révkomárom)“, die gleich anfangs ein Grundcapital von 400.000 fl. hatte und die Frachtgüter der auf den Flüssen Donau, Theiß, Drau, Save und Kulpa, sowie auf dem Franzens- und Bégakanal verkehrenden Schiffe versicherte.

Ausgedehnten Handel trieben zu dieser Zeit auch die Fischer, diese Gewerbetreibenden von urwüchsig magyarischem Typus. Die Komorner Fischer waren schon in der Árpáden-Zeit berühmt. Auch später nahm ihr Ruf nicht ab. Zu Beginn des XVI. Jahrhunderts verpflichtete sie ein Gesetz, den Hof mit Fischen zu versehen. Die Herrscher

hielten in Komorn einen besonderen „kaiserlichen“ Hofrichter, um die Fische nach Wien zu schaffen, und Leopold I. erwies den Komorner Fischern die Auszeichnung, sie mit einem Privilegiumsbrief zu beschenken. Es war eine Zeit, wo sie die Fischerei nicht nur der Donau, sondern auch der Theiß in Pacht hatten und auch den Fischtransport nach Österreich und Steiermark besorgten. Vor hundert Jahren war dies der Broderwerb von 145 Fischermeistern; jetzt gibt es kaum noch 14. Allein auch zusammengeschmolzen und verarmt, hegen sie noch den alten patriarchalischen Geist. Auf ihren Tanyas (Gehöften) und in ihren Compaginen (bokor) empfängt den Fremden auch jetzt herzliche Gastfreundschaft und anständiger Verkehr. Mancherlei alte Gebräuche des ungarischen Fischerlebens sind da noch immer lebendig. So sehr das Fischereigewerbe zurückgegangen, klingt da noch hellauf manches Fischerlied. Da die Zahl der Fische in der Donau von Tag zu Tag abnimmt, stellen die Fischer ihre mit Reusen versehenen, mächtigen Sperrnetze in den Nebenflüssen auf; das Senknetz wird mehr auf der großen Donau verwendet. Das Auswerfen des Netzes ist besonders im Winter interessant, wenn in das Eis paarweise Löcher geschlagen werden und das oft 120 Meter lange Netz mit Hilfe einer langen Stange unter dem Eise bis zu dem Aufziehplatz gezogen wird. An überfluteten Stellen oder in seichten Armen wird auch der Moorgrundelfang betrieben. Zu diesem Zwecke wird eine Sperre gebaut, die in Zwischenräumen von vier bis fünf Schritten bei der Kreuzung Öffnungen hat; da werden an der Wasserfläche die Körbe gelegt. Jenseits der Sperre befinden sich unten und oben aus Unkraut verfertigte und kaum aus dem Wasser hervorragende Dämme. Die Moorgrundel durchbricht den Damm und geräth in den Korb. Der Fischer hebt den Korb heraus, sobald er die Bewegungen darin bemerkt und schüttet die Beute in seinen Hut oder in den „Grundelkürbis“. Dies nennt man Grundelfang mit der Sperre.

Nikolaus Oláh, Erzbischof von Gran im XVI. Jahrhundert, schildert, wie die Fischer den damals noch nicht seltenen Hausen und Stör fingen. Der Hausen, sagt er, hält sich im tiefsten Wirbel des Flusses auf. Vor dem winterlichen Eistreiben schlagen die Fischer in das Bett der Donau und Waag parallel Pfähle ein und lassen in der Mitte des Bettes eine Öffnung für die Reuse. Zwischen den Pfählen werfen sie ein starkes Netz aus. Sind sie damit fertig, so beginnen sie an den Ufern Böller abzuschießen, was die Hausen aus ihren Versteckplätzen herausscheucht, so daß sie sich ins Netz verwickeln. Auf diese Art werden mitunter tausend gefangen. Die größeren Hausen sind 12 Fuß lang und wiegen manchmal bis zu zehn Centner.

Berühmte Gewerbsleute von Komorn waren die Schiffszimmerleute. Während der Türkenherrschaft bauten sie die Kriegsschaluppen auf der Donau, später aber die mächtigen Fruchtschiffe. Sie verstanden sich so gut auf ihr Handwerk, daß sie sogar für Wien als Meister angeworben wurden. Man nannte die Schiffszimmerleute in Komorn „Super“;



Netzauswerfen auf der Waag im Winter.

einige gibt es noch jetzt, doch bauen sie nur noch kleinere Schiffe und Plätten. Die meisten Familien von Schiffszimmerleuten sind bei Eröffnung der Altofener Schiffswerfte nach Budapest übergesiedelt. Auch die Weberei und Knopfmacherei stand in Blüte. Ende des vorigen Jahrhunderts wohnten hier noch 43 wohlhabende Webermeister, jetzt sind sie ausgestorben.

Bei so großem Handel und Verkehr mußte der Wohlstand der Stadt von Tag zu Tag zunehmen. In dieser Blütezeit war noch der Spruch gang und gäbe: „Der Komorner ist ein Herr, der Raaber nur ein Mensch." Aus dieser glücklichen Zeit schöpfte Jókai, ein Sohn Komorns, den Stoff zu seinem viele historische Daten enthaltenden Roman: „Der Goldmensch".

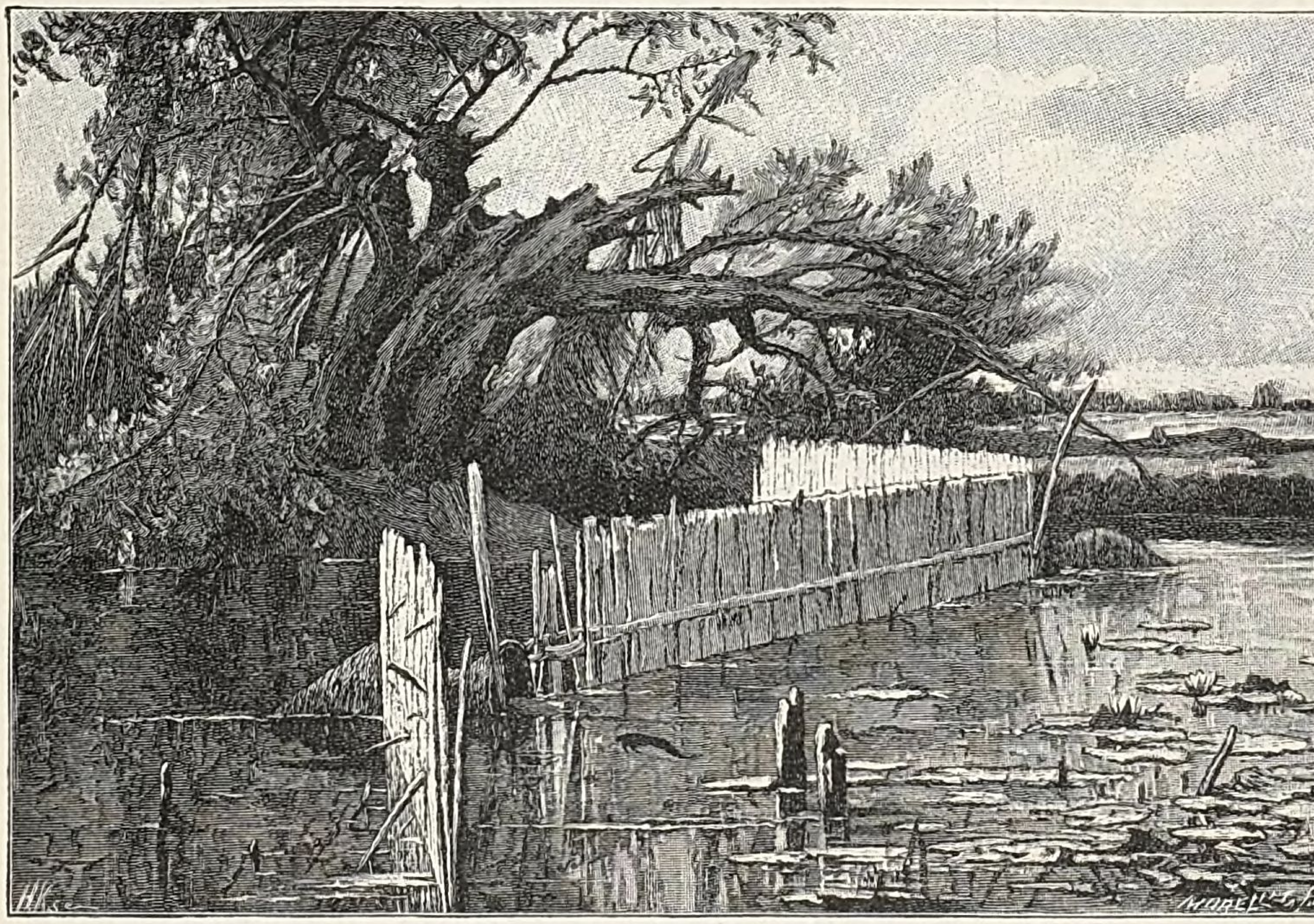
Neben dem geschäftlichen Gebiete spielte Komorn im XVIII. Jahrhundert auch auf dem literarischen eine Rolle. Der dortige reformirte Geistliche Josef Péczeli gab daselbst die wissenschaftliche Zeitschrift: „Mindenes Gyüjtemény" (Miscellensammlung) heraus, und er und seine Genossen bereicherten die ungarische Literatur bloß in den Jahren 1791 bis 1792 um mehr als 20 Bände ihrer Werke.

Die in stetiger Entwicklung begriffene Stadt wurde selbst durch öfters wiederholte Elementarschäden nicht zurückgeworfen. Im Frühling 1809 hatte sie eine Überschwemmung mit Eisgang zu überstehen; 1810 und 1822, sowie in den Dreißiger-Jahren, wurde sie wieder durch Erdbeben beschädigt. Sie erholte sich rasch wieder. Als aber der Beginn der Dampfschiffahrt dem Zugschiffsverkehr ein Ende machte und auch der Getreidehandel sich andere Plätze suchte, da war der Handel Komorns ruinirt, die Ereignisse von 1848 bis 1849 richteten dann die Stadt fast gänzlich zu Grunde.

Am 17. September 1848 brach bei stürmischem Wetter eine Feuersbrunst aus, welche nicht nur die ganze Stadt, sondern auch die auf der Donau liegenden Schiffe einäscherte. Der Schaden belief sich auf 1,119.659 Gulden. Diesem furchtbaren Schlage folgte das Wüthen der Cholera, dann im Frühling 1849 das Bombardement der Stadt, welches 40 Tage währte.

Diese traurigen Ereignisse untergruben den alten Reichthum und die einstige Blüte Komorns. Noch 1847 hatte es über 20.000 Einwohner, 1850 nur noch 11.214. Dabei gingen Handel und Gewerbe, die so hoch gestiegen waren, sozusagen gänzlich ein. In demselben Grade, in dem Komorn sank, hob sich sein Nebenbuhler, das einst verspottete Raab, das nicht nur den Getreidemarkt, sondern den ganzen Handel Komorns an sich riß. Zu alledem kamen noch die Hochwässer von 1876 und 1880, die der vielgeprüften Stadt abermals beträchtlichen Schaden zufügten. Nach der Überschwemmung von 1880 wurde auf Anregung und mit Unterstützung des damals in Komorn wohnenden Erzherzogs Johann Salvator der den Festungsbereich sichernde Donauuferdamm ausgebaut.

Doch die Stadt hörte trotz der Verringerung und Verarmung ihrer Bevölkerung nicht auf, fortzuschreiten und sich zu entwickeln, ja zu vergrößern, denn sie vereinigte sich 1896 mit der am rechten Donauufer gelegenen Gemeinde Uj-Szöny, mit der sie jetzt durch eine prächtige Eisenbrücke verbunden ist. Der längs der Stadt hinziehende kleine Donauarm wird durch den Staat mit großen Kosten zu einem Verkehrs- und Winterhafen ersten Ranges umgestaltet. Die Arbeiten dazu sind schon seit einem Jahre im Gange. Auf der Elisabeth-Insel beginnen jetzt die Vorarbeiten für eine Schiffswerfte größeren Maßstabes.

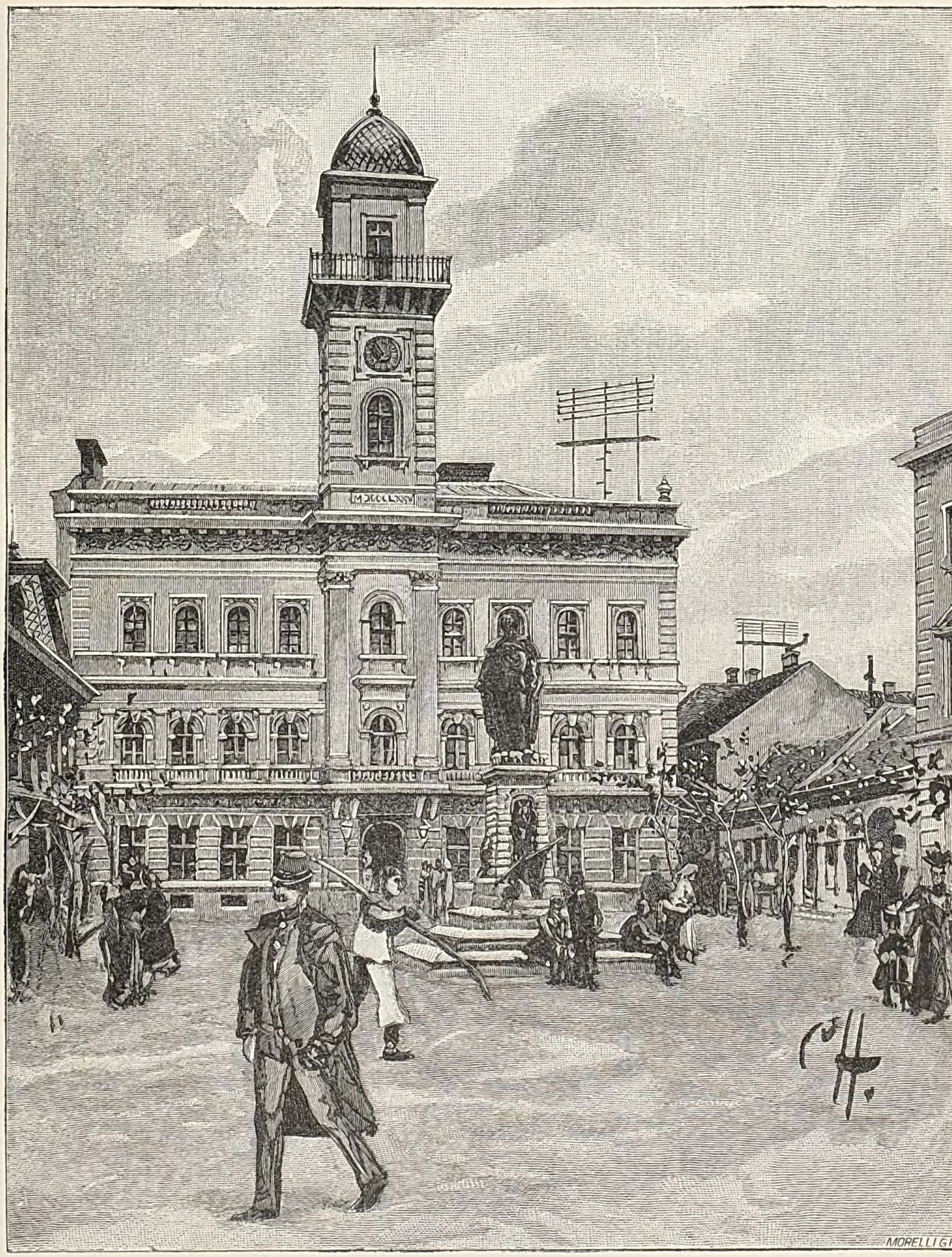


Grundelfang mit Sperre und Reusen.

Mit der im November 1896 eröffneten Eisenbahnlinie Komorn-Duna-Szerdahely, welche die Schütt der Länge nach durchschneidet, hat Komorn schon nach der vierten Hauptrichtung eine directe Verbindung erhalten, in kurzem aber wird ihm noch eine fünfte Eisenbahnlinie zuwachsen, die von hier nach Neuhäusel laufend, dort in die Budapest-Wiener Hauptlinie münden wird. Der Bau dieser Eisenbahn ist bereits beschlossen und so steht der Beginn der Arbeiten für die nächste Zeit in Aussicht. Daneben ist schon die Regulirung und Schiffbarmachung der Waag im Zuge, die der Stadt neben der Donauschiffahrt noch einen zweiten prakticabeln Schiffahrtsweg nach dieser Richtung verschaffen soll. So steht mit Sicherheit zu hoffen, daß in Komorn, als dem Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen und Wasserstraßen, Handel und Gewerbe wieder einen Aufschwung nehmen

werden und der Stadt, die so viel Ungemach überstanden, allein trotzdem in den letzten Jahren auch ein viel vortheilhafteres Äußere gewonnen hat, eine neue Blüte des Wohlstandes bevorsteht. Gegenwärtig weist sie bereits reinliche, gut gepflasterte und mit hübschen Häusern besetzte Plätze und Straßen auf. Komorn ist Sitz des Comitats und dermalen des reformirten Bisthums jenseits der Donau. Es hat einen Gerichtshof, eine Finanzdirection, zwei Sparcassen, eine Volksbank, ein Benedictinergymnasium von gutem Ruf, eine staatliche und eine bürgerliche Gemeindevolksschule, zahlreiche Vereine und acht Kirchen, welche fünf Bekenntnissen angehören. Die schönste unter allen ist die uralte, schon wiederholt neu aufgebaute St. Andreaskirche der Römisch-Katholischen. Sehr schön ist auch die künstlerisch werthvolle Ausstattung der griechisch-nichtunirten Kirche; sie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus der Majker Kirche des durch Kaiser Josef aufgehobenen Camaldulenserordens angekauft durch die größtentheils steinreichen griechischen Kaufleute, die zu Ende des vorigen und zu Beginn des laufenden Jahrhunderts hier in großer Zahl lebten, jetzt freilich nur noch durch ein paar verarmte Nachkommen vertreten sind. Außer diesen Gebäuden sind noch bemerkenswerth: der geräumige Palast des Gerichtshofes, der imposante Officierspavillon, das Rathhaus, das Comitatshaus, der Sparcassenpalast, das alte reformirte Collegium, die staatliche Bürgerschule für Mädchen und die communale Elementarschule. Vor dem Rathhause steht die gelungene Bronzestatue des Generals Georg Klapka, einstigen Vertheidigers von Komorn.

Die Gesammtzahl der Bevölkerung mit Szöny beträgt 14.876, sämmtlich Magyaren. Da die Intelligenz das leitende Element ist, wird sie in Sitten und Tracht durch das Volk treulich nachgeahmt. Jene an das uralte Überwurfsfell erinnernde Tracht, die bis zu den Fünfziger-Jahren den Bewohnern Komorns so eigenthümlich war, ist also im Verschwinden begriffen. Die alte Nationaltracht sammt den zugehörigen Sitten und Gewohnheiten haben blos die Bauern bewahrt, welche „Fahrbauern" (szekeres gazdák) genannt werden. Sie sind die unverfälschten Vertreter der urwüchsigen Komorner Bürgerschaft. Männlicher Ernst und Geradheit sind für sie charakteristisch; Falschheit und Heuchelei kennen sie nicht; ihr Blick ist sanft, doch hat ihr gutes magyarisches Gesicht einen gewissen schwermüthigen Ausdruck. Sie sind stramme Reiter. Bei Festlichkeiten bilden sie ein Banderium und ziehen unter Anführung ihres eigenen Hauptmannes und Fahnenträgers aus. Ihre Kleidung ist dabei sehr malerisch. Die pelzbesetzte „Kucsma", die eine Adler- oder Reiherfeder schmückt, der mit Edelmarder verbrämte, an breiter Silberkette keck über die Schulter geworfene Dolmány, der verschnürte „mándli", die Sammtweste mit Knöpfen aus Silberfiligran, ungarische Hosen und in Falten gezogene Corduanstiefel, dazu Sporen mit großen Rädern und die altererbte Klinge der „fringia": Das gibt eine prächtige Gala. Der ganze Anzug ist aus blauem Tuch. Für gewöhnlich trägt der Fahrbauer



Das Rathhaus in Komorn.

einen mit Silberfiligran-Knöpfen besetzten „Bekecs", die Weste mit Silberknöpfen und die ungarische Hose; Sommer und Winter dieselbe Tracht. Auch die „Supers", Fischer und Flößer tragen sich so, doch tritt an die Stelle der ungarischen Hose ein weiter, am Gürtel

in Falten gezogener Pantalon. Eine eigenthümliche Frauentracht gibt es da nicht mehr; die alte Komorner Mode ist nur noch bei einigen bejahrten Matronen zu finden.

Auch von den einstigen Volkssitten ist nur noch sehr wenig vorhanden. Ein Hochzeitszug nach alter Mode, vom Brautwerber zu Fuße angeführt, ist eine große Seltenheit. Das Herumführen der Braut in der Stadt ist noch nicht ganz aufgegeben.

In seiner ursprünglichen Form und mit der alten Pracht wird in Komorn von den Römisch-Katholischen das Frohnleichnamsfest begangen. Dies ist der größte Feiertag daselbst. Die Wagen der Stadt bringen schon tagsvorher die Pappelzweige, mit denen die Einwohner ohne Religionsunterschied ihre Mauern verzieren, in alle Häuser. Die Straßen, durch welche die „prosseczió" (Procession) zieht, sind mit frischgemähtem, duftigem Gras und Blumen bestreut. Die Innungen tragen ihre mächtigen, mit neun bis elf Stangen versehenen Banner aus der Kirche und stellen sich in bestimmter Reihenfolge auf. Die Fahnenstangen sind mit den schönsten Seidenbändern und Blumensträußen behangen. Der Zug setzt sich unter Musikklängen in Bewegung, wohlgeordnet, die Meister mit den Fahnenstangen über der Schulter. Die dickste Lenkstange des Banners trägt der Herbergsvater, aber nicht auf der Schulter wie die übrigen, sondern in der Hand. Voran sind die Zimmerleute mit Zigeunermusik; vor ihrer rothen Fahne schreiten zwei kräftige Zimmergesellen im Lederschurz, jeder trägt auf der Achsel eine in unzählige Seidenbänder gewickelte Zimmermannsaxt, an deren Rücken eine Orange befestigt ist. Vor den übrigen Fahnen tragen die ehrsamen Meister große, mit Blumensträußen geschmückte Wachskerzen. Die Fahne der Müller ist aschgrau, die der Gärtner grün, die der Maurer weiß, die der Schuster roth. Einst waren dies auch die Farben der Zünfte. Am Nachmittag des Festes machen die beiden Zimmergesellen im Lederschurz, mit ihren buntgeputzten Äxten auf der Schulter, unter Musik die Runde bei den Häusern der Meister; die eben freigesprochenen Zimmergesellen begleiten sie.

Die größte Merkwürdigkeit Komorns ist die die Stadt vollkommen umgebende Festung. Volksüberlieferung und dichterische Einbildungskraft halten diese für völlig uneinnehmbar; sie behaupten, es habe noch kein Feind diese Wälle erstiegen und als Wahrzeichen dessen steht eine kranztragende weibliche Figur aus Stein auf der Höhe einer Bastei, die berühmte „Jungfrau von Komorn", und an ihrem Sockel liest man die Worte: „Nec Arte, nec Marte" (weder durch List, noch durch Gewalt). In Wahrheit aber gehörte die Festung bis zum Anfang dieses Jahrhunderts nicht zu den Anlagen ersten Ranges, und wenn sie einige Belagerungen glücklich bestand, ist dies hauptsächlich ihrer unzugänglichen Lage zuzuschreiben. Ihr ältester und vom geschichtlichen Standpunkte wichtigster Theil erhebt sich an der südöstlichen Seite der Stadt, bei der Mündung der Waag in die Donau.



Komorner Fahrbauern.

Als Festung beginnt Komorn erst im XVI. Jahrhundert zu figuriren. Ferdinand I. riß die Festung von dem anderen König, Johann Zápolya, an sich und begann sie nach den Plänen des Italieners Decius neu aufbauen und befestigen zu lassen. Doch ehe sie fertig war, wurde sie 1529 durch Suleiman auf seinem Marsche zur Belagerung Wiens genommen. Der königliche Feldherr Johann Hardeck nahm sie alsbald wieder und die Bauthätigkeit konnte nun ungestört fortgesetzt werden. Die alten Gebäude wurden meistens abgetragen, nur einen aus Matthias' Zeiten stammenden massiven Gebäudetheil ließ man stehen, und dieser steht in seiner damals erhaltenen Form noch jetzt als mächtiger Flügel der alten Festung. Laut der schön gearbeiteten Inschrift des Festungsthores wurde der Bau 1550 vollendet. Das ganze quadratische Festungswerk, das jetzt alte Festung heißt, ist ohne bedeutendere Änderungen bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Seine altersbraunen Mauern von ungeheurer Dicke zeigen starke Spuren der Zeit. Seine bombensicheren, mit Erde bedeckten Casematten sind mit einem ziemlich breiten und tiefen Graben umgeben. Gegenwärtig wird es als Militär-Bäckerei und Kaserne verwendet. Diese alte Festung, die sowohl vom Schiffe, als von der Eisenbahn aus gut zu sehen ist, hielt 1594 ihre erste Feuerprobe aus. Sinan Pascha belagerte sie, mußte aber mit Schmach abziehen.

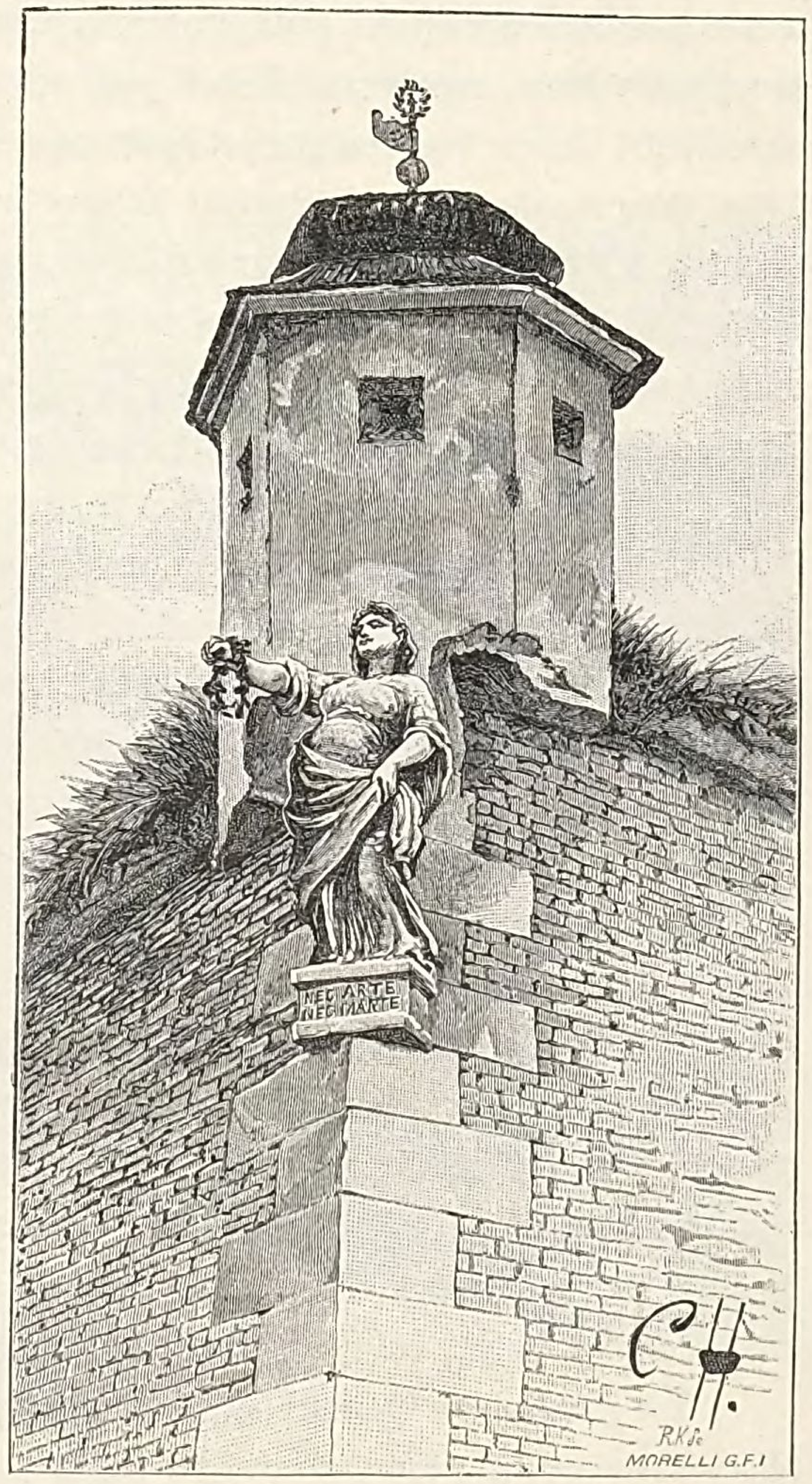
Weit geräumiger als die alte ist die neue Festung, die mit jener durch eine Brücke verbunden ist. Äußerlich ist zwischen beiden kein großer Unterschied, und wenn einer vorhanden war, ist er durch die Unbilden der Zeiten verloren gegangen. Wie die alte Festung, besteht auch die neue aus großen Casematten, die von gewaltigen Erdwerken umgeben sind. Innerhalb der Casematten, im großen Festungshofe, befinden sich die stockhohen Kasernen und Officierswohnungen und die Festungskapelle. Aus der Stadt gelangt man über eine lange Brücke in die neue Festung, hinter deren thurmgeschmücktem, schön ausgeführtem Thore die Geschichte des Festungsbaues in Marmor gemeißelt ist. Nach dieser Inschrift ist der Bau der neuen Festung durch Ferdinand III. begonnen und durch Leopold I. 1673 vollendet. Bauleiter war Franz Wymes, General des Ingenieurcorps.

An der Ostseite der alten und neuen Festung, in dem durch Waag und Donau umschlossenen Raume, befinden sich die technischen Gebäude und Magazine der Artillerie. Die alte und neue Festung liegen außerhalb der Stadt, sie verliehen also der Stadt Komorn selbst keinen ausreichenden Schutz. In den Bethlen'schen, wie in den Rákóczischen Kämpfen blieb die Festung unversehrt, die Stadt aber wurde arg mitgenommen.

Die Erdbeben von 1763 und 1783 beschädigten die Festung so, daß sie unbrauchbar wurde, und Josef II. schenkte sie der Stadt Komorn. So hörte sie denn ganz auf, Festungswerk zu sein, und behielt blos Verwendung als Gefängniß. Die Unfälle der Napoleonischen Feldzüge jedoch lenkten die Aufmerksamkeit wieder auf sie. König Franz befahl ihre Ausbesserung und Erweiterung. Vom östlichen Theile der neuen bis zum

Schanzwerk der alten Festung zog man in der Form eines Dreiecks eine neue, ganz den vorhandenen Bauten ähnliche Befestigungslinie. Unter dem Basteithurm, der die alten und die neuen Bauten trennt, springt aus der Mauer die trotzige Gestalt der schon erwähnten „Kranzjungfrau“ hervor.

Auch die Brückenköpfe an der Donau und Waag wurden zu dieser Zeit befestigt. Als nämlich Palatin Josef am 1. Juli 1809 Komorn besuchte, ließ er dort zur Sicherung der schutzlosen Stadt vom linken Donauufer bis zum rechten Waagufer Erdschanzen aufwerfen und sechs Redouten errichten. Diese Linie, die in ovaler Form die ganze Stadt umzieht, heißt nach ihm Palatinallinie. Wegen Kürze der Zeit waren für dieses Werk Unmassen von Arbeitern herangezogen. Am 14. Juli kamen, den Bau in Augenschein zu nehmen, auch König Franz und seine Gemalin nach Komorn. Der König inspicirte die mit fieberhafter Eile betriebenen Befestigungsarbeiten jeden Tag; am 27. Juli erfolgte unter seinen Augen der großartige Sturmversuch, bei welcher Gelegenheit er den Wunsch ausdrückte, Komorn zum stärksten Platze der ganzen Monarchie zu machen und so auszubauen, daß es selbst einer Armee von 200.000 Mann sichere Zuflucht bieten könne. Im Interesse dieses großartigen Planes wurde jener vornehmste Theil der Stadt, der an die Festung stieß, expropriirt und abgetragen; für diese Ablösungen bezahlte das Aerar über drei Millionen. Die so gewonnenen und nicht bebauten Terrains wurden später in einen englischen Park verwandelt, weshalb sie von den Komornern den Namen „Anglia“ erhielten.



Die „Jungfrau von Komorn“ auf der Festungszinne.

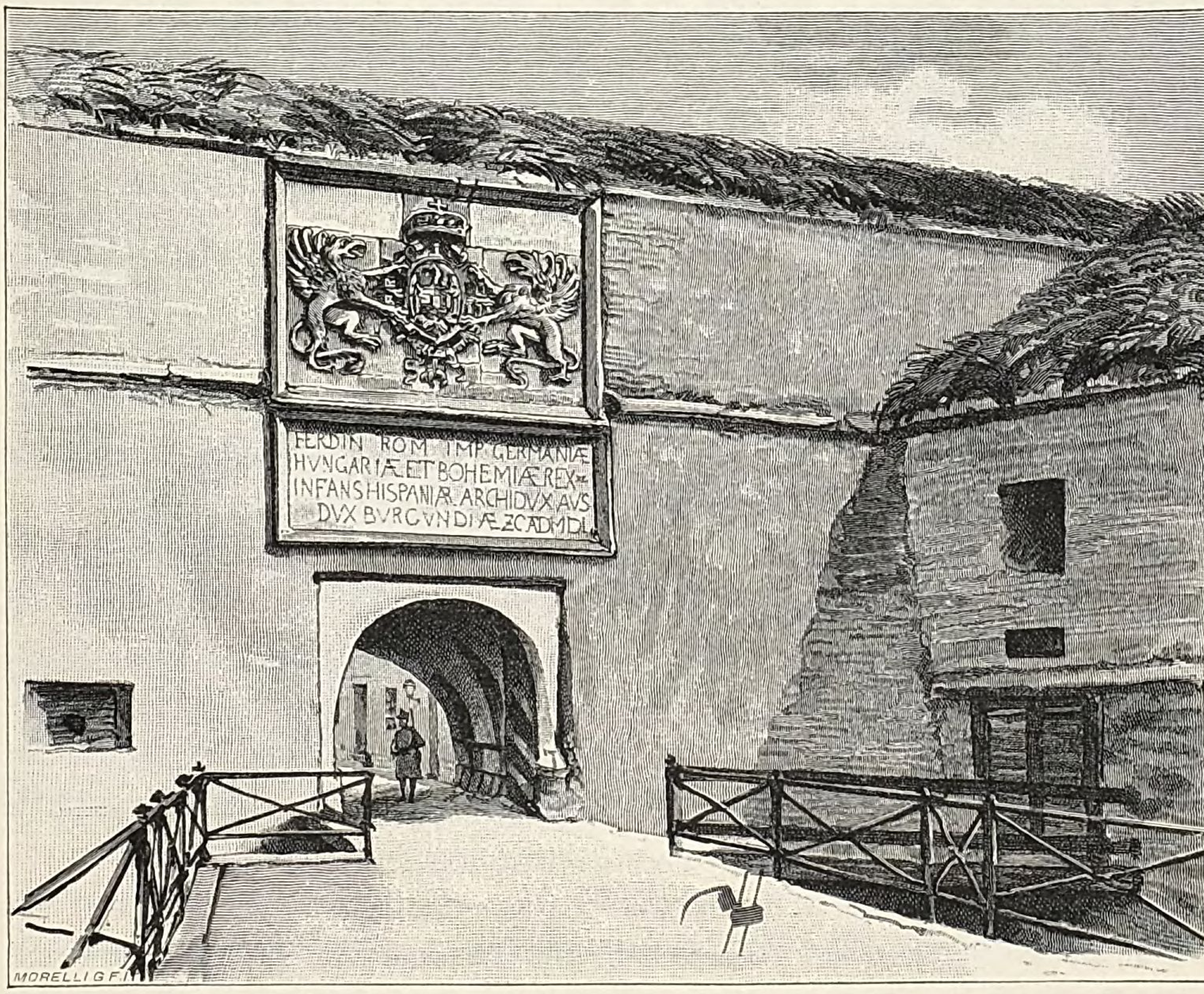
Von den großgeplanten Bauten des Königs Franz wurde es, nachdem die Franzosenwirren vorüber waren, für eine Zeit still, doch unter König Ferdinand V. kam man wieder auf sie zurück. Nach und nach wurde die Palatinallinie ausgebaut, durch welche das Preßburger und das Gútaer Thor nach der Schütt führen. Nach den Kämpfen von 1848—1849 wurde auch das Monostorer Fort auf der Szönyer Seite, gegenüber der äußersten Spitze der Palatinallinie, ausgebaut. Dieses ganz aus Bruchsteinen aufgeführte Fort ist in das ausgehöhlte Innere des Monostorer Sandberges dergestalt hineingebaut, daß seine an sich hohen Mauern nur an der Donauseite sichtbar sind; an den übrigen Seiten erscheint es auch jetzt als kahler Sandhügel, und erst wenn man auf dessen Gipfel steht, erblickt man die schwindlig tiefen Gräben und die Schießscharten. Das Monostorer Fort (Sandberg) macht nach dieser Seite die Donau und einen Theil der Schütt unnahbar. Den nämlichen Dienst leistet das östlich von Monostor gelegene Donaufort am Donauufer. Zwischen diesen beiden liegt abseits des Donauufers versteckt das in neuester Zeit erbaute Igmánder Fort, dieses kleine Meisterstück modernen Festungsbaues. Diese drei Forts vertheidigen Komorn nach der Donauseite, wo die Stadt früher ganz offen war. Um sie auch von der Waagseite her unnahbar zu machen, wurden die dortigen langgestreckten Mauern und Schanzen ausgebaut und mit der Palatinallinie verbunden. Nach ihrer Vollendung in den Siebziger-Jahren war Komorn bereits von allen Seiten eingeschlossen. Nun erst konnte es für eine Festungsanlage ersten Ranges gelten.

Die ungarischen Herrscher weilten, besonders in älterer Zeit, gern in der Komorner Festung. Béla IV., Karl Robert, Sigismund, Elisabeth, Matthias I. und seine Gemalin Beatrix, Maria, die Witwe Ludwigs II. hielten sich da häufig auf. König Ladislaus V. wurde da geboren. Im Sommer 1809, zur Zeit des französischen Krieges, residirte da König Franz mit Familie und dem ganzen Hofstaat durch anderthalb Monate. Ferdinand V. und seine Gemalin, Palatin Josef, Erzherzog Stefan, der letzte Palatin, dann Kronprinz Rudolf, weilten längere oder kürzere Zeit in Komorn. Unser König Franz Joseph I. und Königin Elisabeth haben die Stadt und Festung gleichfalls besucht.

Die Komorner Gegend ist, mit Ausnahme der östlichen hügeligen Gelände, im allgemeinen eine tiefgelegene Ebene, die sich kaum 100 Meter über das Meer erhebt. Die Flüsse irren in diesen flachen Niederungen seit Urzeiten nach ihrer Laune umher, wobei sich ihre Betten und das Angesicht der Gegend fortwährend ändern.

Die unbändige Waag pflegt riesige Gebiete zu überfluten: wenn aber ihr schwellendes Wasser wegen des Eisstandes der Donau nicht abfließen kann, tritt sie aus ihrem Bette, wendet den Lauf und fließt auf ihren Überflutungsterrains stromaufwärts. Ihre Regulirung wurde schon im XVI. Jahrhundert gefordert. 1659 verfügte auch die Gesetzgebung die Regulirung des Theiles bei der Insel Schütt und den Neubau der verdorbenen Dämme.

Dieses Gesetz änderte jedoch an den Launen des Flusses nur wenig. 1687 entsandte der Reichstag eine besondere Commission an die Waag und die Raaber Donau, um zu verfügen, daß das Wasser beider Flüsse anders geleitet werde. Aber auch dieser Plan blieb Plan. 1725 bildete sich ein Privatunternehmen zur Schiffbarmachung der Waag; eine umfassendere Regulirung ließ aber auch diese Gesellschaft nicht vornehmen. Neuestens sind Vereine zum Hochwasserschutz am rechten und am linken Ufer der Waag entstanden, deren Dämme in der Länge von 117.725 Meter die Komorner Gegend schützen.



Thor der alten Festung in Komorn.

Die Donau hat im Kleinen ungarischen Alföld eine rasche Strömung. Ihr Fall beträgt von Preßburg bis Vajka 12 bis 13 Meter, ihre mittlere Geschwindigkeit 1 bis 2 Meter die Secunde. Da das Wasser Massen von Kies, Sand und Schlamm mit sich führt, entstehen unzählige Sandbänke und der Strom ist von Zeit zu Zeit gezwungen, sich ein neues Bett zu wühlen. Seine Richtung ändert sich also immerfort; es entstehen in ihm Inseln und Auen, um mit unglaublicher Schnelligkeit wieder zu verschwinden. Die Schlamm- und Sandbänke überziehen sich in wenigen Jahren mit üppigem Weidicht,

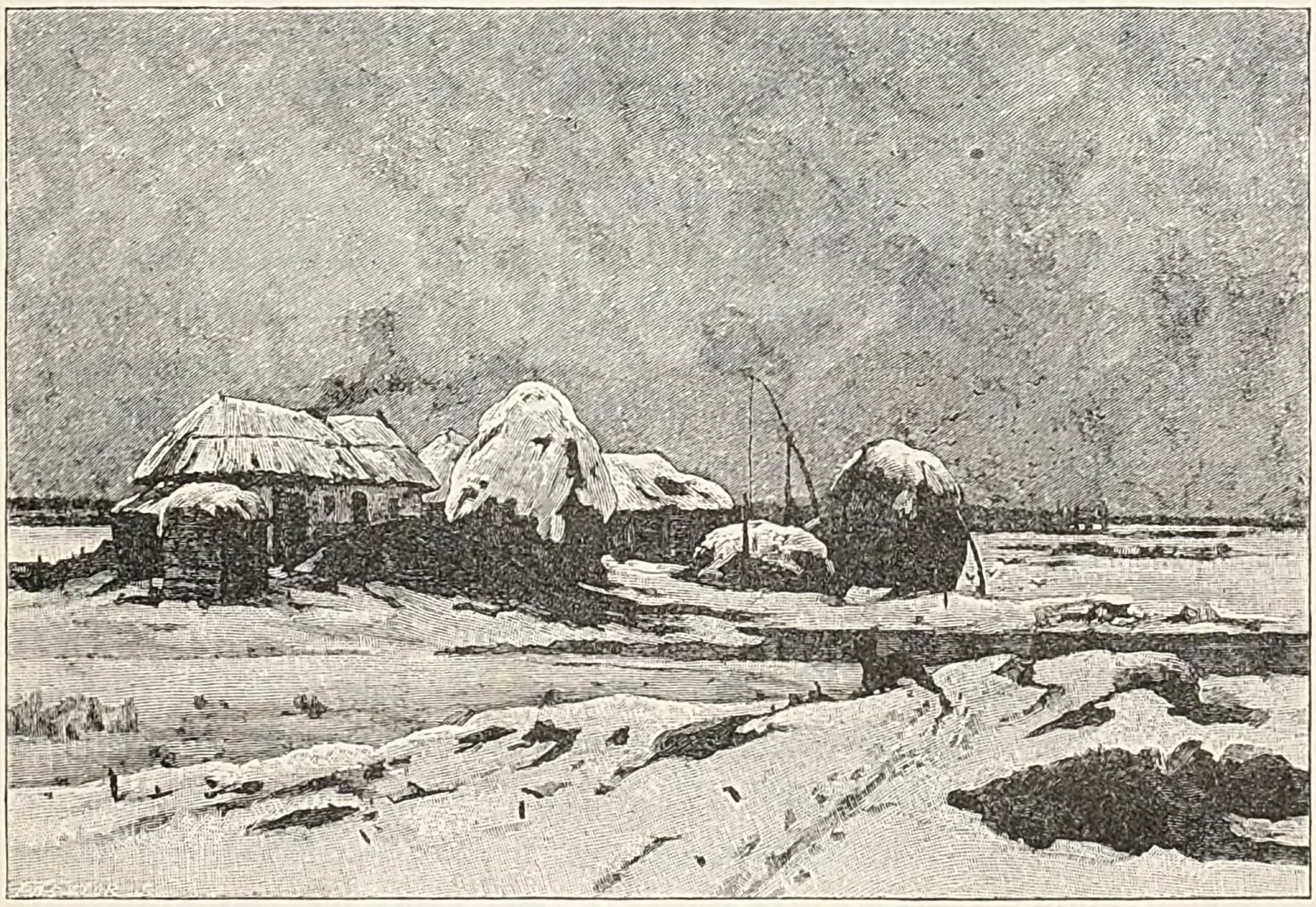
während anderwärts die rasche Fluth ganze Wäldchen hinwegspült. Überhaupt ist die Ufergegend der Donau längs der Schütt sehr interessant gestaltet. Von Komorn bis Preßburg bedecken dichte Weidenbestände und Pappelwälder die unzählbaren Sandbänke und Inseln, sowie die Ufersäume. Die Abzweigungen und Seitenarme der Donau stürzen beim Sinken des Wasserstandes gleich ebenso vielen kleinen Wasserfällen rauschend über die Steinwürfe zurück ins Hauptbett. Längs des langen linken Ufers ist keine Spur menschlichen Lebens; man glaubt einem ausgestorbenen, entvölkerten Gebiet entlang zu fahren; kein Dorf, keine Stadt ist in der Nähe zu sehen, höchstens hie und da eine verlassene Fischerhütte. Das ist die stille, glückliche Heimat der Tausende von Wasservögeln. Weiter innen freilich, jenseits des Inundationsgebiets, hinter den Uferwaldungen, da gibt es schon Leben; da arbeitet das tüchtige Volk der Schütt auf deichgeschützten Feldern.

Die Insel Schütt, die Königin der ungarischen Inseln, ist der westliche Vorposten des Magyarenthums. Ihr ungarischer Name Csallóköz soll von dem ehemaligen Gewässer des Csalló herkommen, von dem heute nicht einmal mehr das Bett zu sehen ist. Einstens Meeresboden, war sie später eine von ungezählten Wasseradern durchspülte Inselgruppe. Zu einem einheitlichen Gebiet ist sie erst vor vier bis fünf Jahrhunderten zusammengewachsen. Ihr Boden ist für Weizenbau geeignete schwarze Erde, aber stellenweise kaum eine Spanne tief, unter der schwarzen Schichte ist er kiesig und schotterig.[1] Von Szerdahely bis Komorn nimmt die Tiefe der Dammerde immer zu. Der obere westliche Theil der Insel ist trockener und sandiger; der untere Theil ist den Überschwemmungen der Waag, Dudvág und Donau mehr ausgesetzt und daher an vielen Stellen sumpfig und moorig. Nach und nach trocknet er aber auch aus und seine „Han", die einst nur Gestrüpp und Riemengras trugen, verwandeln sich in lohnende Wiesen. In den Gemarkungen von Böös und Csicsó, wo noch vor kurzem blos Binsen wuchsen und Wasserfrösche quakten, sieht man jetzt schon prächtige Parks. Übrigens ist die Schütt größtentheils baumlos; mit ihren einförmigen Pußten und ausgedehnten Hutweiden gleicht sie in vielem der großen Alföld-Ebene. Da die Schütt einst reich an Fischen, Wildpret und fetten Weiden, dazu aber auch leicht zu vertheidigen war, fand sie frühzeitig Bewohner. Die Römer kannten sie bereits und die Avaren bewohnten sie sogar. Ihre uralten Erdschanzen, die das Volk „Tatarensitze" nennt, mögen einst Lagerplätze gewesen sein. Bei der Landnahme ließen sich hier Kumanen und Magyaren nieder.

Die Namen der Ortschaften sind alle magyarisch, und namentlich im westlichen Theile liegen die Dörfer so dicht beisammen, daß man kaum fünf Minuten von dem einen

[1] Das Kieslager (atka) besteht aus zusammengestandenem Sand und Kieseln, an manchen Stellen aus zusammengestandenem Sand, Muscheln und kalkiger Erde, was dann fast so hart wie Sandstein ist. Solche Kieslager lassen das Wasser schwer durch und so läuft das Wasser an solchen Stellen entweder zusammen oder es setzt Schlamm ab. Auf solchem Boden Bäume zu pflanzen, ist nur möglich, wenn man erst dieses Lager bis zur darunter befindlichen erdigen Schichte durchschlägt. Die Bewohner der Schütt benützen dieses Material zum Auskleiden von Brunnen, wozu es sich besser eignet, als Backsteine.

zum anderen zu gehen hat. Mit Recht sahen darin Manche das Bild der ursprünglichen magyarischen Landbesetzung, bei der familienweise, in bestimmten Entfernungen von einander, Lager geschlagen wurde. Sehr häufig begegnet man uralten Ortsnamen. Die Namen Villa Árpád, Villa Vitéz, Bálványviz (=Götzenwasser), Pogányszigets (= Heideninsel) und andere kommen schon in unseren ältesten Urkunden vor. Groß ist die Zahl der gleichnamigen Ortschaften, die blos durch ihr Epitheton von einander unterschieden werden. So gibt es auf einem Gebiet von einer Wegstunde Durchmesser zwölf Ortschaften Namens



Eine Tanya im Kleinen ungarischen Alföld zur Winterszeit.

Karcsa. Sehr viele von den einst blühenden Ortschaften sind jedoch zugrunde gegangen. So lagen zur Zeit Bélas IV. in der Komorner (unteren) Schütt 46 Dörfer auf einer Strecke, wo es jetzt kaum 20 gibt.

Zwischen dem Komorner und Preßburger Theile der Insel Schütt liegt die dreieckige Insel Csilizköz eingekeilt, die zum Raaber Comitat gehört. Diese größte Binneninsel der Schütt ist durch das Flüßchen Csiliz umsäumt, das aus den Sümpfen in den Gemarkungen von Böös, Baka und Várkony entspringt und nach einem Laufe von etwa drei Meilen bei Erecsi in die große Donau fließt. Gegenüber dem Csilizköz, am rechten Ufer der Donau, erstreckt sich von der Ragendorfer (Rajkaer) Gegend bis Gönyö die umfangreiche Insel Kleine Schütt oder Szigetköz; sie ist durch die große Donau und die bei Schandorf

(Csuny) aus dieser heraus- und bei Apfldörfl (Vének) wieder in sie zurückfließende Wieselburger oder Kleine Donau gebildet. Da die Donau seit Urzeiten rechts hindrängt, vergrößert sie das Csilizköz zusehends. Aber in dem Verhältniß, in dem dieses wächst, nimmt das Szigetköz ab. Die im Zuge befindliche Regulirung und die dazu gehörigen Quaibauten werden jedoch diesen fortwährenden Veränderungen des Flußbettes ein Ende machen.

Zwischen den Inseln Kleine und Große Schütt, von Ragendorf bis Apfldörfl, bildet der Hauptarm der Donau noch etwa 295 größere und kleinere Inseln und Sandbänke; außerdem der Wieselburger Arm allein 44.

Die große Schütt war einst ein besonderer Bezirk und selbständige „provincia". Die Ortschaften des oberen Theiles (Feltáj) gehörten größtentheils zur Preßburger, die des unteren (Alták) zur Komorner Burg. Der Preßburger Theil wurde einst auch Csallóközer Comitat (Comitatus de Csallóköz) genannt.

Die Mehrzahl der Einwohner gehörte dem Adelstand an. Es gibt noch jetzt Dörfer, wo alle Bewohner adelig sind. Einige der glänzendsten Adelsfamilien, so die Illésházy, Esterházy, Amadé, Kont u. s. w. können die Insel Schütt ihre Wiege nennen.

Nach der Überlieferung begann die hiesige Bevölkerung noch zur Zeit St. Stefans, der hier mehrere Kirchen baute, das Christenthum anzunehmen. Er selbst wohnte der Sage nach auf der Stätte der Ortschaft Vajka und soll daselbst die noch jetzt gedeihenden vielhundertjährigen Cornelkirschenbäume gepflanzt haben. Das Volk bewahrt auch viele sagenhafte Erinnerungen an den öfteren Aufenthalt der Könige Sigismund und Matthias in Csallóköz, wo sie Paläste und Jagden unterhalten hätten. In der That war dies die Blütezeit der Insel Schütt; ihre Kirchen, interessante Baudenkmäler, stammen meist aus dieser Zeit.

An mehreren Punkten befanden sich königliche Jagdschlösser. Die „Terra Vadaskert" (= Wildgarten) ist schon zugrunde gegangen, aber im XVI. Jahrhundert war sie noch vorhanden. In der Gemarkung von Örs heißt eine Stelle noch jetzt Vadasdülö (= Wildacker). Da der feuchte Boden zur Obstzucht sehr geeignet war, wandte sich ein großer Theil der Bevölkerung dieser zu. So wurde denn aus der Insel Schütt ein „Obstparadies", ein „Fruchtgarten". Ihre Producte gelangten zu großem Rufe. Verböczy erwähnt in seinem Gesetzbuch „Tripartitum", daß die auf der Insel Schütt gewachsenen Weintrauben höher geschätzt werden, als alle anderen. Als aber die Abzweigungen der Donau und ihrer Nebenflüsse infolge der Regulirungen auszutrocknen begannen, gingen die Obstgärten ein, die Gärten und fruchtbaren Haine wurden zu öden Sandstätten. Anderwärts wieder verkamen die alten Dämme und die Strömung des Flusses vernichtete den Wohlstand. Die auf der Insel verbreitete Sage erzählt den Niedergang der Schütt folgendermaßen: Einst befand sich hier der Goldene Garten der Feen, wo ewiger Frühling blühte und goldene Früchte wuchsen. Der Wohnsitz der Feen war die mitten in der Kleinen

Donau gelegene Insel Ilkas oder Jókas. Dort wohnte ihre Königin, die zauberschöne Tündér Ilona (Fee Ilona). Die Feen pflegten von der Insel über die Macskarév (Katzenfurt) nach den Wiesen von Mogyorós (Haselwiese) zu gehen, wo sie unter einer hundertjährigen Weide ihren Tisch deckten. An dem Mahle konnte jedermann theilnehmen. Wenn sich die Feen entfernten, fiel Goldstaub aus ihren Haaren und Jeder durfte davon aufheben, soviel er konnte. Es gab auch damals keinen Armen, keinen Bettler auf der ganzen Insel Schütt. Als aber einmal ein gemeiner Mensch, nachdem er sich an der Tafel der Feen satt gegessen, deren Güte mit Rohheit erwiderte, verschwanden die Feen und zeigten sich nie wieder. Der Fährmann von Macskarév fand in seinem Fährboot nach ihnen ein goldenes Hufeisen, das sie als Bezahlung hinterlassen. Seitdem herrscht auf der Insel Noth und Elend, der Goldene Garten wurde zum Csallóköz. Die Insel hat gegenwärtig 150 Ortschaften. Zur Zeit Istvánffys (XVI. Jahrhundert) hatte sie noch 257 volkreiche Gemeinden. Die jetzige Bevölkerung der Schütt befaßt sich lediglich mit Ackerbau und Viehzucht. Der Boden ist nicht übermäßig fruchtbar, gehört aber auch nicht zu den geringeren Classen. In neuerer Zeit wird auch Obst mit gutem Erfolg gezogen. Die Benedictinerherrschaft von Füss versieht die ganze Insel mit vorzüglichen Obstbäumen.

In dem zum Komorner Comitate gehörigen Altáj (untere Gegend) sind die bedeutenderen Ortschaften: der Marktflecken Gúta am Zusammenflusse der Waag und der Kleinen Donau. Er hat 7.088 Einwohner. Seine Gemarkung enthält etwa 26.000 Joch Hutweide, Weidicht, Obstgärten und wenig Ackerland. Er hat eine wässerige, ungesunde Lage und leidet sehr viel von Überschwemmungen. Er bringt massenhaftes Heu, wenn auch nicht von besonderer Güte, und ausgezeichnetes Obst hervor. Seine Viehzucht ist sehr ausgedehnt. Die hier verfertigten Zuggarne sind im ganzen Lande gesucht. Großgrundbesitzer ist hier der Erzbischof von Gran, der gewesene Grundherr.

Südwestlich von Gúta liegt der Marktflecken Nagy-Megyer mit 3.241 Einwohnern, in fruchtbarer, aber durchfeuchteter Gegend. Er kommt schon im XII. Jahrhundert vor; seine Privilegien hat er von König Matthias erhalten. Einst hatte er auch eine Burg, wo die Bevollmächtigten Johann Zápolyas und Ferdinands I. unterhandelten.

Unter den Dörfern sind folgende zu erwähnen: Csicsó, wo die verwitwete Herzogin von Sabran, geborene Gräfin Adele Kálnoky, Schloß und Park mit großer Fasanerie besitzt. Nebenan liegt Füss, Besitzthum der Erzabtei Martinsberg, wo vor 1848 der Erzabt das Recht hatte, Prädial-, das heißt geistliche Edelleute zu ernennen. Der große und schöne Obstgarten ist in der ganzen Schütt wohlbekannt. Apácza-Szakállas war ehemals Besitzthum der Clarissinnen von Preßburg. Jetzt hat es eine schöne und ausgedehnte Landwirthschaft. Nahebei liegen noch drei Dörfer, namens Szakállas. Szimö liegt an der Nordgrenze des Komorner Comitates, an der Waag; sein Kraut ist selbst in fernen Landen beliebt.

Wie diese, so haben auch die übrigen Gemeinden rein magyarische Bevölkerung. Da das Volk der Schütt schon seiner abgeschlossenen Lage zufolge der Kriegsgefahr nicht so ausgesetzt war, wie das des großen Alföld, und weil es sich auch nicht sehr mit fremden Elementen mischte, hat es seine ursprünglichen Eigenschaften weit besser bewahrt. Das Volk von Czallóköz ist der unverfälschte Vertreter des echten Ungarthums in Gestalt, Sitte, Gemüth und Rede. Die Gesichtsfarbe ist braun, der Wuchs mittelgroß, die Haltung ansehnlich; ein offenes, gutgeartetes Herz, ein von jeher wehrhafter Geist und Liebe zum Vaterlande sind weitere Eigenschaften dieses Volkes. Seine Sitten haben ihre alten Züge noch nicht verloren. Es ist mit seiner Lage nicht unzufrieden, es ehrt und achtet seine Obrigkeiten und ist freundlich gegen seine Herren, aber auch gegen seine Sippen. Seine Leidenschaften brechen nur dann heftiger hervor, wenn die Zeit der Wahlen kommt. Da bekommt freilich auch der „Fokos" (Beilstock) zu thun. In neuerer Zeit sind aber auch die Wahlen hier schon ruhiger. Wein wächst nicht viel, daher gibt es auch weniger Lustbarkeit; fangen aber die Leute nur erst an, sich zu unterhalten, so hören sie drei oder vier Tage gar nicht mehr auf. Ihre Sprechweise ist der der Kumanen ähnlich. Sie dehnen die Wörter und häufen die Suffixe (z. B. szarvája, statt szarva); im Innern des Wortes lassen sie die Laute l, ly und gy weg; statt é sagen sie i, statt ó: ú. Sie besitzen eine Unmenge von Wörtern, um feuchte Stellen auszudrücken.

Die östliche Komorner Gegend unterscheidet sich nicht besonders von den Gegenden der Insel Schütt. Auch dort herrscht die Ebene vor. Die Bodenbildung stimmt gleichfalls überein. Die Gewässer der Donau, Waag, Neutra, Zsitva, und zum Theil der Gran befeuchten die niedriger gelegenen Striche. Die Uferbildung der Donau aber ist von der des Csallóközer Theiles vielfach verschieden. Das Überflutungsgebiet ist hier viel kleiner, die Inselbildung seltener, die Zahl der Nebenarme und Sandbänke geringer. Gegen Nordosten ändert sich auch die Gestalt der Oberfläche und der äußere Anblick der Gegend. Im Udvarder Kreise des Komorner, und im Párkányer Kreise des Graner Comitats wechseln hügelige Theile mit niedrigen Berggegenden. Dieser hügelig-bergige Abschnitt zwischen Zsitva und Gran erstreckt sich fast bis zur Donau und gehört zu jenem Theile der Königsberger (Ujbányaer) Gruppe des Großen Tátragebirges, der von Nagy-Salló südwestlich zieht. In die Umgebung von Párkány erstreckt sich, aus dem Barser Comitat daherziehend, die sanfte und niedrige Bergkette des Belkapola hinein. Zwischen Köbölkut und Párkány liegt eine vereinzelte Berggruppe, die mit den erwähnten gar keine Verbindung hat. Die Berge der Gegend von Párkány bestehen hauptsächlich aus Kalk. Die Hügelgegenden von Udvard sind thonig und kiesig. Sowohl der Párkányer, als auch der Udvarder Bezirk haben fruchtbaren Boden, meist thonig oder schwarze Erde mit Sand. Das Klima ist mild, die Luft rein und gesund. Die größeren und kleineren Berge und Hügel,

die Weingärten, Wälder und Äcker, dazu die zahlreichen Bäche, machen die ganze Gegend anmuthig. Die Bevölkerung ist im Udvarder Kreise magyarisch, im Párkányer dagegen gemischt: magyarisch, deutsch und slovakisch, aber auch da überwiegen die Magyaren.

Die bedeutenderen Ortschaften dieses Theiles sind: Udvard, ein uraltes, volkreiches, magyarisches Dorf in überaus fruchtbarer Gegend. Seine Bewohner waren einst königliche Diener und Hofleute. Grundherr war der Fürstprimas, dem auch das in der Nähe von Neuhäusel gelegene Bajcs gehört, die größte und fruchtbarste, jetzt schon eine selbständige Pfarre besitzende Herrschaft des Graner Erzbisthums. Südwestlich von Bajcs liegt Ó-Gyalla, mit 2.362 magyarischen und slovakischen Bewohnern. Es gibt da viele und schöne adelige Curien. Seine Großgrundbesitzer waren die Csúzy, Tajnay, Tajy und Baranyai. Ende des vorigen Jahrhunderts ließen sich auch die Familien Konkoly Thege und Ásvai Jókay nieder; ein treffliches Mitglied der ersteren, Nikolaus, hat hier eine wohlausgerüstete Sternwarte aufgestellt, die während ihres fünfundzwanzigjährigen Bestandes der astronomischen Wissenschaft viele Dienste geleistet hat.

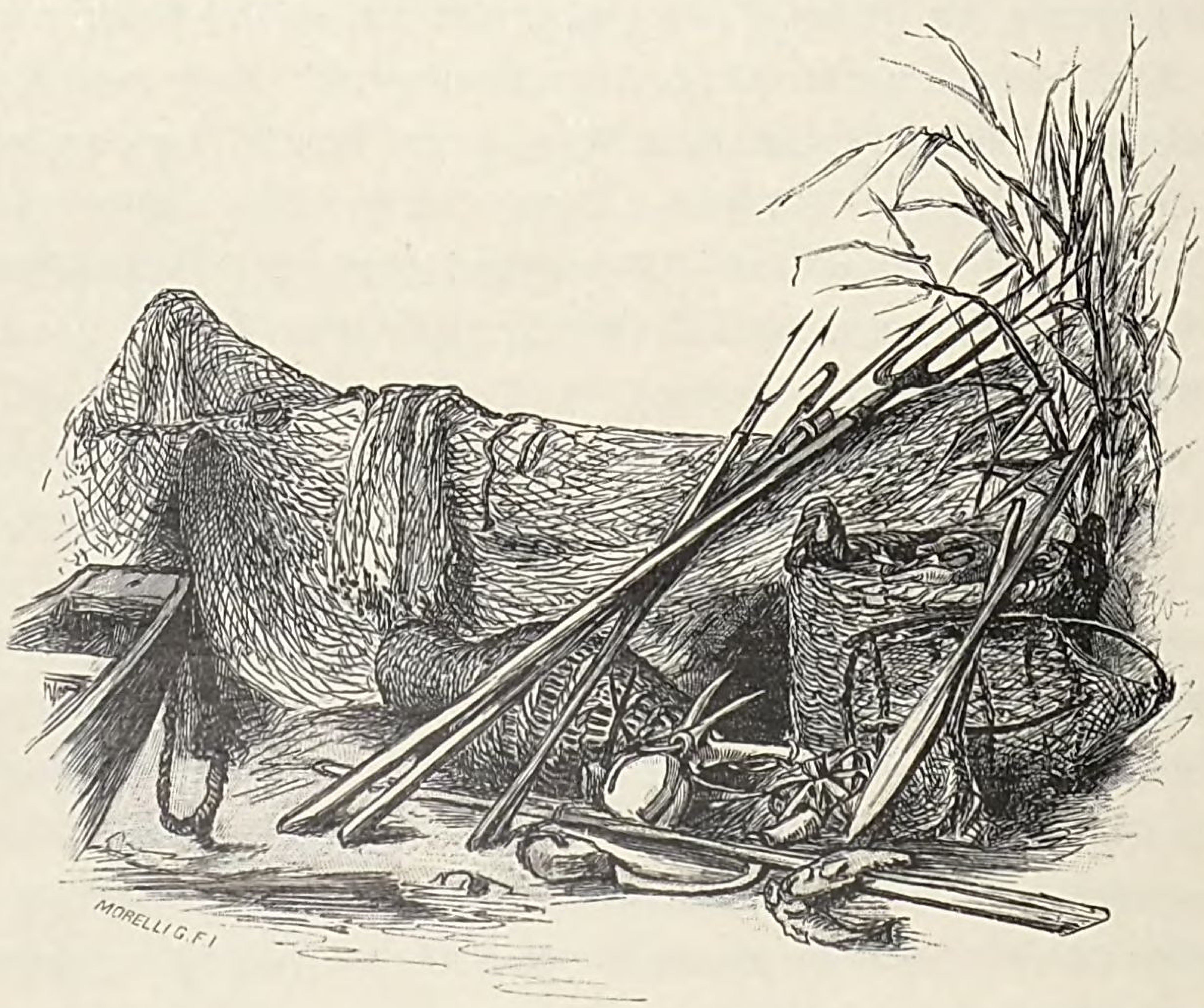
Bajcs, Bagota, Gyalla und die nahebei gelegene Pußta Vék sind vorzügliche Orte für Tabakbau. Der Tabak von Vék ist im ganzen Lande geschätzt.

Östlich von Gyalla liegen an der Eisenbahn Perbete und Kürth, beide berühmt wegen ihrer ausgezeichneten Äcker und ihres Stahlweizens. Südlich von Kürth liegt im Párkányer Kreise der Marktflecken Bátorkeßi, dessen Gemarkung größtentheils den früheren Grundherren, den Fürsten Pálffy gehört. Hier wohnte der unlängst verstorbene Seelsorger Josef Kovács, einer der bedeutendsten Pomologen Ungarns, er besaß hier eine im ganzen Lande berühmte Obstbaumanlage. Nördlich von Bátorkeßi liegen am Rande des Komorner Comitats Magyar- und Német-Szölgyén, und in der Nähe dieser Dörfer Nagy-Ölved, das einst gleichfalls durch Obstzucht berühmt war, so daß König Maximilian 1573 den Graner Primas Anton Verancsics ersuchte, ihm von hier Pfropfreiser von „großkörnigen, schwarzen Ölyveder“ Kirschen, dann von „Durancen oder Kathalan“ und „Pferdepflaumen“ für die königlichen Gärten zu senden. Ihre fruchtbare Hügelgegend erzeugt auch viel Wein. In der Nachbarschaft liegen an der Gran: Kéménd, Kis- und Nagy-Bény.

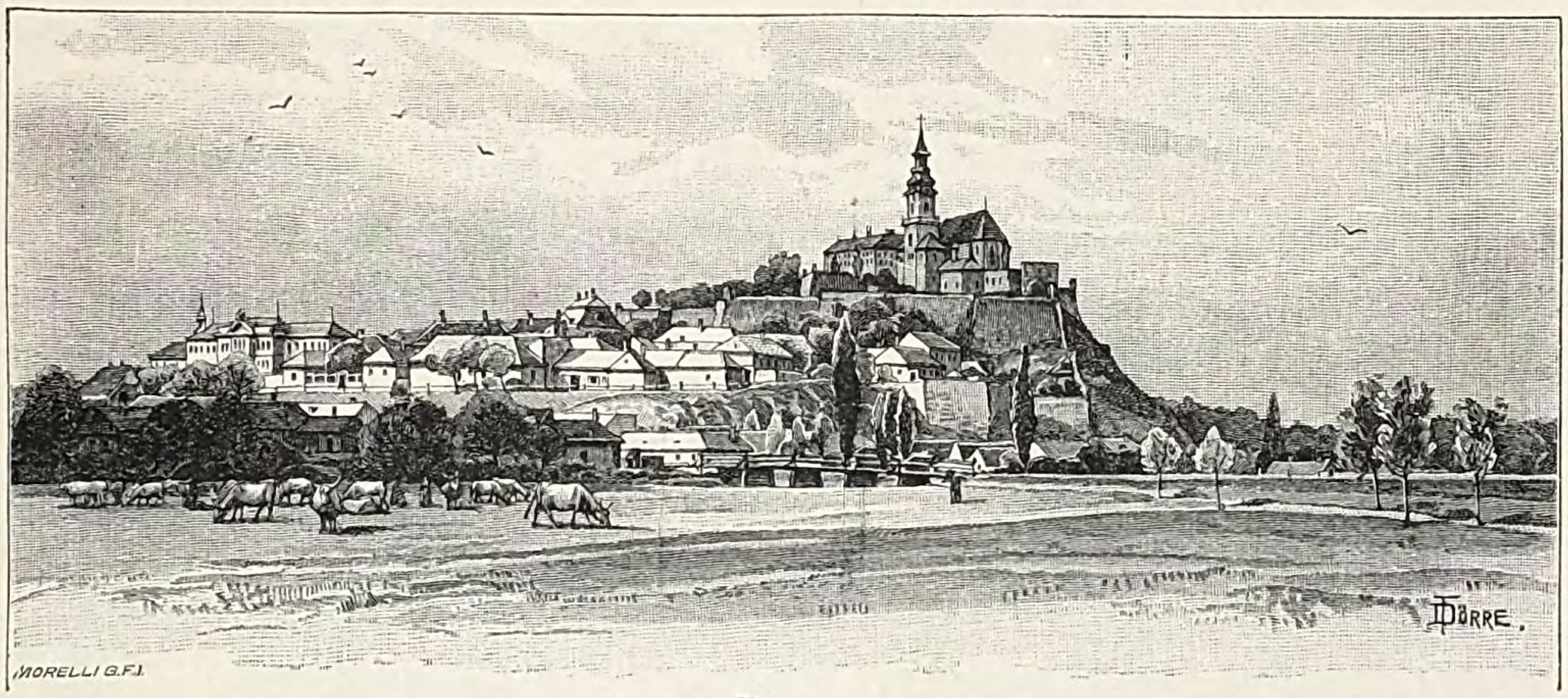
Kis-Bény war einst der Sitz der zum Kloster von (Ipoly-) Ságh gehörigen Prämonstratenser-Propstei. Seine zweithürmige Kirche, angeblich durch den Prinzen Lambert, jüngeren Bruder König Ladislaus’ des Heiligen erbaut, gehört zu unseren bedeutenden Kunstdenkmälern aus der Árpádenzeit. Sie ist einschiffig, hat aber einen dreifachen Chorabschluß; zu ihren interessanten Details gehören die Kapitäle mit Jagdscenen. Die Kirche steht auf ragender Höhe am Ufer des geschlängelten Granflusses, es bietet sich da eine schöne Aussicht über das Thal. Die Gran floß früher dicht am Fuße dieses Hügels vorbei, da aber ihr Wühlen bereits den Bestand der Kirche gefährdete, wurde ihr Bett mit großer

Mühe eine Strecke weiter verlegt. Unter der Türkenherrschaft ging die Probstei Bény ein. Das Kloster wurde zerstört, doch die Kirche diente den Türken als Stall und blieb dadurch verschont, jetzt ist sie Filialkirche von Kéménd, das zu den Besitzungen des Graner Erzbisthums gehört. Kéménd und Bény gehörten einst dem Geschlechte der Hunt-Pázmán, weil aber die Söhne des diesem Geschlechte angehörigen Casimir: Stefan, Lamprecht und Ladislaus das Erzbisthum Raubrittern gleich verheerten und die Reisenden plünderten, judicirte der Richter der königlichen Curie die Besitzungen Kéménd und Bény zum Schadenersatz dem Graner Erzbischof Lodomer zu, der sein Erzbisthum eifrig verwaltete, und Andreas III. bestätigte dies. Außer seiner Kirche hat Bény noch eine andere Merkwürdigkeit, die römischen Schanzen, die aber wohl eher Avarenringe sind und die Ortschaft mit dreifachem Kreiswall umgeben. Diese Schutzwerke sind mehr als tausendjährig; heute braust der Gran-Ipolyságer Eisenbahnzug in fernhin sichtbaren Windungen an diese Schanzen heran und durch ihre Durchschnitte mitten in die Vertheidigungsringe des einst mächtigen, durch Karl den Großen niedergeworfenen Avarenvolkes, dessen märchenhafte Schätze die siegreichen Franken von hier in ihre Heimat mitgenommen haben.

Im Udvarder Bezirke, dort, wo die Zsitva in die Donau fällt, liegt die Pußta Zsitvatö, die zu den Besitzungen der Fürsten Pálffy gehört. Es ist eine geschichtlich denkwürdige Stelle, denn hier wurde 1606 der nach diesem Orte benannte Friede von Zsitvatorok (= Zsitvamündung) geschlossen.



Fischerei-Gegenstände.



Neutra.

Die Comitate des Waagthales.

Das Neutraer Comitat.

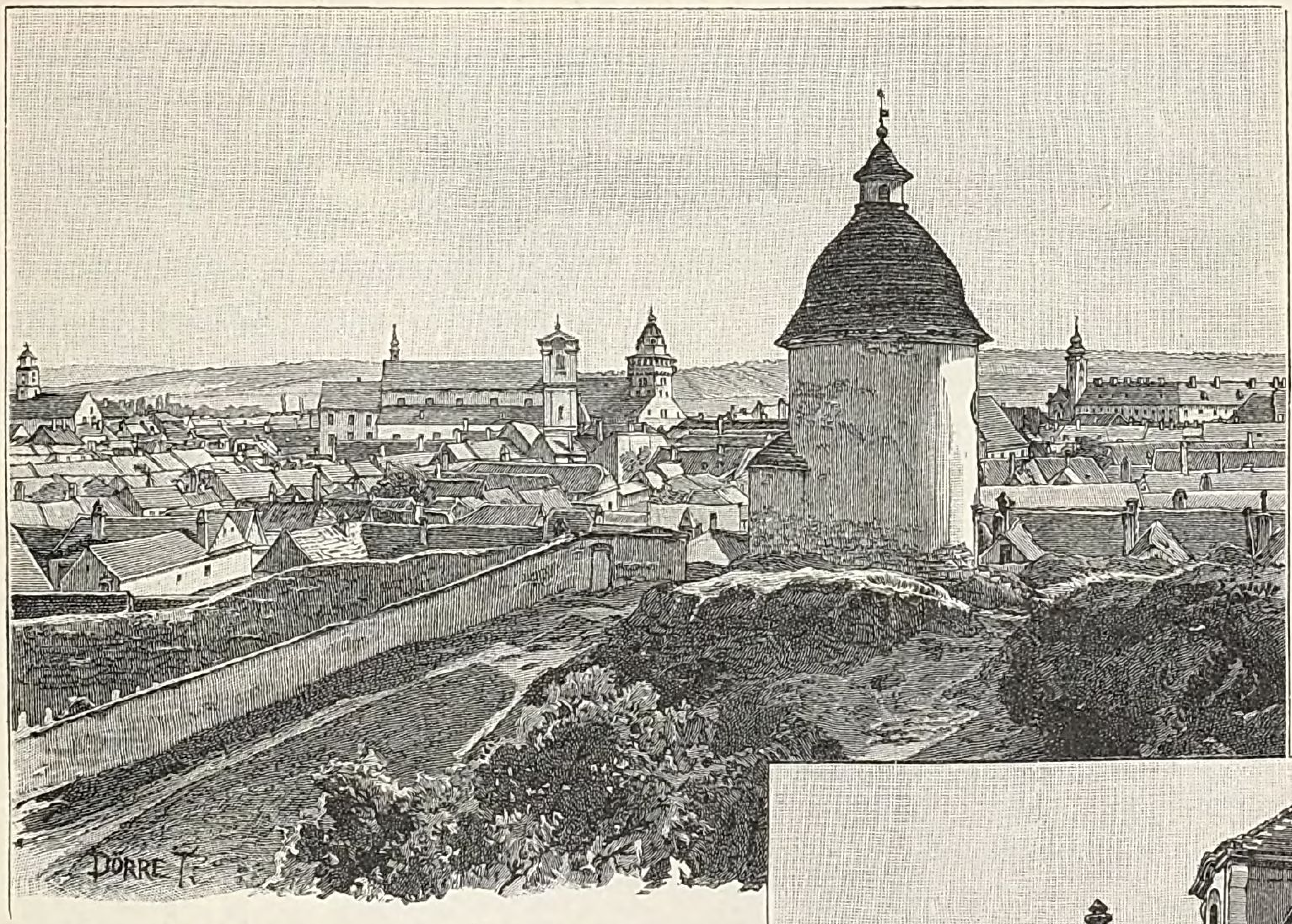
Das Neutraer Comitat bedeckt einen Flächenraum von 5.723 Quadratkilometer zwischen dem Marchflusse und der Großen Fátra. Es ist reich an landschaftlichen Schönheiten; die Verzweigungen der kleinen Karpathen, der kleinen und großen Fátra, die Thäler der Waag und Neutra wechseln ab mit den Ebenen an der March und bei Neuhäusel. Gegen Österreich und Mähren bildet auf einer Strecke von 34 Kilometer die March die Grenze; ihr stilles Wasser ist reich an Welsen und ihre sumpfigen Ufer sind von wilden Gänsen und Enten belebt, ja selbst Biber und Luchse kommen in ihrer Nähe vor. König Franz I. ließ von Holics her mitten durch die Inseln und Sümpfe einen prächtigen Steindamm bis zur starken Gödinger Brücke ziehen; darauf läuft jetzt eine schmalspurige Eisenbahn von Holics bis Göding.

Ein kleinerer Theil des Beckens zwischen dem Marchfluß und den westlichen Abhängen der kleinen Karpathen gehört gleichfalls zum Neutraer Comitat und heißt: „Gegend jenseits des Gebirges“. Die zur March niedersteigende Ebene ist ein mit üppig grünenden Hainen und reinlichen, wohlhabenden Ortschaften bedecktes Gefilde; weiter einwärts ist die Gegend wellig bis hügelig, mit weißem Flugsand bedeckt. Dieser Theil ist weniger fruchtbar, doch zur Viehzucht und Obstcultur geeignet genug. Blos auf dem Humusboden der Holicser Gegend gedeihen Wein, Mais und Rüben gleich gut. Die

Zuckerfabrik von Schloßberg (Sasvár), sowie zahlreiche andere Fabriken, insbesondere für Stärke und Stärkegummi, bezeugen die lebhafte Industrie dieser Gegend, die auch für das Ausland arbeitet. Der mehr hügelige Theil ist von der schönen Nadelwaldung Namens Búr bedeckt, deren Holz durch die Dampfsägemühle bei Schloßberg und die Volksindustrie zu Artikeln jeder Art verarbeitet wird; auch die hier massenhaft vorkommenden Waldblumen, Samen, Rinden, Wurzeln und Heilkräuter werden fleißig für den Handel gesammelt. Dennoch ist der Ackerbau die Lieblingsbeschäftigung des nüchternen und fleißigen Volkes, das sich sogar zum Wohlstand zu erheben weiß. Es ist ein schöner, gesunder Schlag von Slovaken, die aus Mähren hiehergezogen sind, und der čechische Einschlag in ihrer Sprache ist noch jetzt stark zu spüren. Ehemals stand von Skalitz (Szakolcza) bis Kugelhof (Kukló) und Szekula eine lange Reihe von Székler Colonien, die die Grenze zu schützen hatten; doch diese sind im Laufe der Zeiten eingegangen oder mit dem Slovakenthum verschmolzen. Nur ihr Andenken lebt noch in zahlreichen ungarischen Familiennamen. Skalitz, Holics und Schloßberg waren damals die Schutzvesten dieser Gegend.

In der Gegend jenseits des Gebirges ist Skalitz (Szakolcza) ein bedeutender Ort. Es erscheint zuerst Anfangs des XIII. Jahrhunderts noch als unbebautes Land, das der Gespan Thomas, Ahnherr der Grafen von St. Georgen, als Lehen erhält und das seine Söhne besiedeln. Unter Ludwig I. blühte es empor und erhielt Privilegien. König Sigismund ließ es mit Mauern umgeben. Ferdinand I. verpfändete es 1527 dem mährischen Grafen Zierotin, der der Stadt ihre Rechte eines nach dem anderen nahm und der Urheber endlosen Processirens wurde. Zu dieser Zeit war Skalitz eine starke Burg der freien Religionsübung; es nahm die verfolgten „böhmischen Brüder“ auf, und im XVII. Jahrhundert gibt es da schon slovakische und deutsche evangelische und reformirte Gemeinden mit besonderen Seelsorgern. Nun beginnt auch seine Tuchweberei. Das dunkelblaue Tuch von Skalitz war bis nach Serbien hinab beliebt. Im Laufe der Zeit hatte die Stadt manchen Schlag zu verwinden. 1729 brannte sie, mit Ausnahme der Ritterpaßgasse, gänzlich ab. Auch Pest und Erdbeben suchten sie wiederholt heim. Von ihren Kunstdenkmälern ist zunächst die katholische Pfarrkirche zu erwähnen, die durch Johann Pruiß, Bischof von Großwardein, 1471 erbaut wurde. Es befinden sich in ihr zwei Grabdenkmäler: von den Pálffy und den Grafen von St. Georgen. Das Franciscanerkloster ist vom Jahre 1467. Seine Bibliothek enthält viele werthvolle Werke. Das königliche katholische Untergymnasium war einst Jesuiten-, später Paulinerkloster; die ehemalige protestantische Kirche ist jetzt das Haus der Barmherzigen.

Skalitz, in fruchtbarer Ebene am Fuße von Weinbergen gelegen, die einen guten Tropfen geben, ist ein hübsches Städtchen, die kleinste Stadt mit geordnetem Magistrat (vom Charakter einer königlichen Freistadt) im ganzen Lande. Ihre Bevölkerung sind



Burg Skalitz, vom Calvarienberg gesehen.

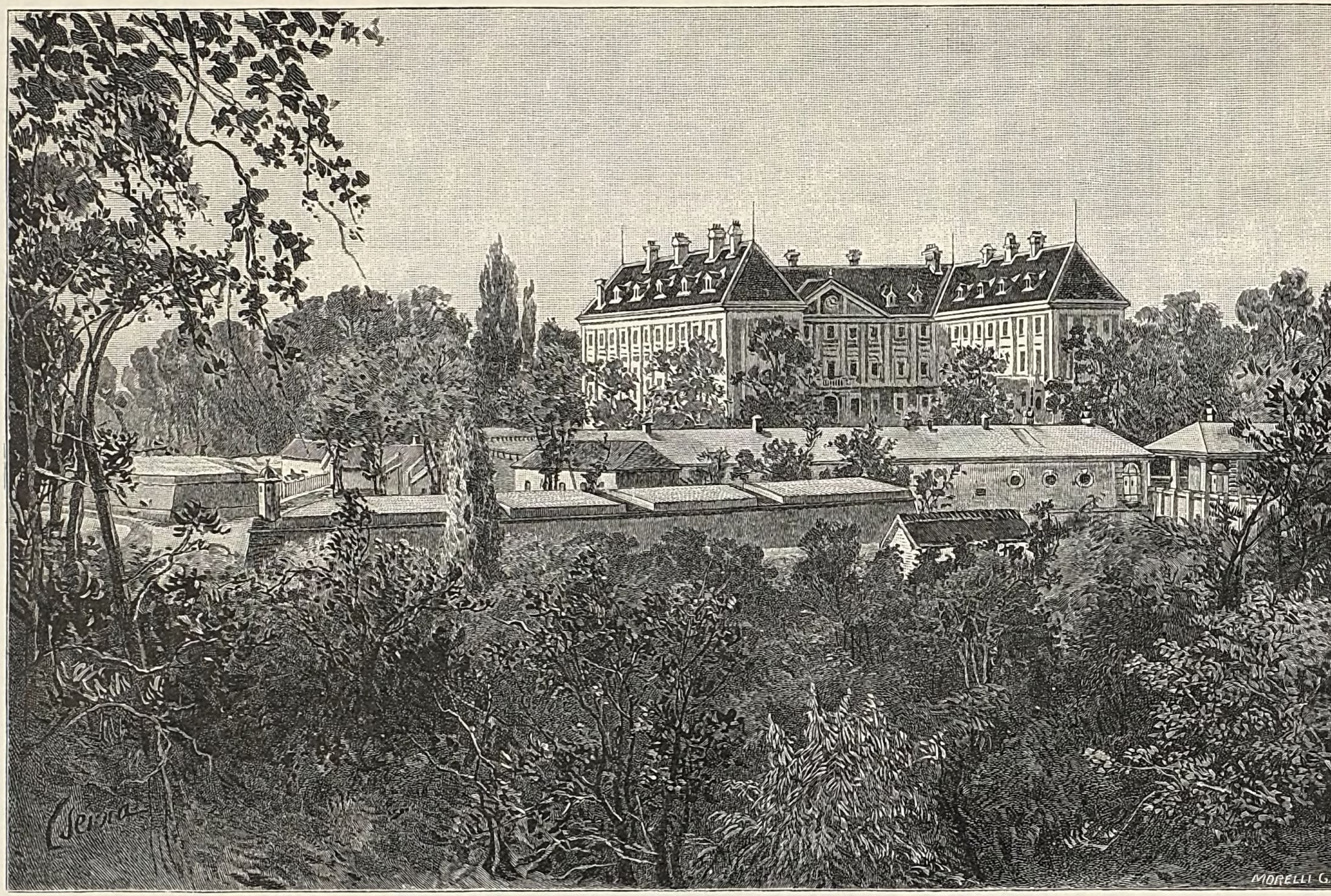


Skalitz: Haus Gvadányis.

größtentheils römisch-katholische, patriotisch gesinnte, für die öffentlichen Angelegenheiten interessirte Slovaken. Sie hat seit fünfzig Jahren ein Casino und ihr Stolz ist, daß Graf Josef Gvadányi, der berühmte Reitergeneral und Dichter im vorigen Jahrhundert, hier gewohnt hat. Sein einstöckiges Haus am Marktplatz wurde 18. August 1887 mit einer Gedenktafel bezeichnet.

Südlich von Skalitz, im fruchtbarsten Theile der Marchebene, liegt Holics, Hauptort der dortigen Herrschaft der königlichen Familie. Es kommt schon in den ersten Jahrhunderten des ungarischen Königthums unter den Namen „Ujvár“, „Alba“, später „Neuhaus“ vor und ist eine Appertinenz der Burg von Neutra. König Sigismund verlieh es dem Wojwoden Stibor, der die Burg erweiterte und befestigte und auch der Gemeinde viel Wohlthaten erwies. Später gehörte es der Familie Czobor. Von dieser erwarb es Franz von Lothringen, Großherzog von

Toscana, späterer deutscher Kaiser und Gemal der Königin Maria Theresia; er machte die Holics, Schloßberg, Egbell und noch 24 Ortschaften umfassende Herrschaft zum Besitzthum der königlichen Familie. Damit begann die Glanzzeit von Holics, das namentlich unter Maria Theresia emporblühte. Sie gründete da 1774 eine Elementarschule und ihr Gemal ein Kapuzinerkloster, das später Pfarre wurde und bis heute geblieben ist. Er begründete da auch 1746 die Majolikafabrik, die in erster Linie für den Hof arbeitete, jedoch ihre Majoliken und feinen Fayencen bald über ganz Europa ausbreitete und auch die zu dieser Zeit in Preußen geschaffene Majolikafabrik mit tüchtigen Arbeitern versorgte. 1825 stellte diese Fabrik die Arbeit ein. In Holics bestand auch eine Baumwollspinnerei; den wohlthätigsten Einfluß aber, und zwar auf das ganze Land, hatten die hier eingebürgerte Merino-Schafzucht, die holländische Milchwirthschaft und das durch Maria Theresia der Domäne Holics angefügte Vollblutgestüt zu Kopcsány. Die großartigen Stallungen sind von den Fundamenten bis zu den Mansardendächern rein aus Ziegeln und Eisen gebaut, dem Feuer unzugänglich stehen sie noch heute fest und dienen 140 Stück prächtigen Pinzgauer Kühen und Stieren als Zuchtstätte. Das bei Holics gelegene Kopcsány hatte noch eine zweite europäische Berühmtheit an dem 1759 angelegten, noch jetzt vorhandenen Ententeich („Vogelkoje") von 3016 Quadratklafter Oberfläche, der sein Wasser aus der March erhält und mitten im Parke einen ausgedehnten Hain umgibt. Der rasenbedeckte Rand des Teiches ist mit einem Rohrzaun umgeben, der an mehreren Stellen Beobachtungsöffnungen und die nöthigen Eingänge hat. Innerhalb des Zaunes sind in holländischer Art vier Fangnetze für Enten angebracht. Die ständigen Bewohner des Teiches sind 50 abgerichtete Wildenten, die als Lockvögel für ihre in der Gegend massenhaft brütenden wilden Genossinnen dienen. Der Fang geschieht mit Hilfe eines gut abgerichteten fuchsrothen Hündchens. Wird Wildpret benöthigt, erscheint der Wärter der Anlage mit dem kleinen Hunde; er nähert sich behutsam und pfeift auf einem Pfeifchen, der kleine Hund geht in den umzäunten Raum, wo ihm die gezähmten Enten mit großem Geschnatter entgegeneilen und die fremden Enten in das Garn locken. Jetzt machen die abgerichteten Enten und der Hund plötzlich kehrt und der Entenfänger kann seine reiche Beute einheimsen. Die Methode des Entenfanges war im vorigen Jahrhundert das Geheimniß einer holländischen Familie. Ein Sohn derselben wurde nach Kopcsány berufen und auch der jetzige Verwalter der Entenkoje ist sein Nachkomme. Im vorigen Jahrhundert wurden jährlich 6000 bis 14.000 Stück gefangen, jetzt ist die Beute geringer, 1894 ergab sie nur 448 Stück. Sie werden nach ihrer Größe um 9 bis 15 Kreuzer verkauft. Diese Entenkoje, die Fasanerie zu Egbell und die Jagden in den großartigen Wildparken versammelten in Holics alljährlich eine vornehme Gesellschaft und zur Zeit der französischen Kriege erschienen daselbst häufig auch fremde Herrscher, hauptsächlich wegen der besonders ergiebigen Hasenjagden. Auch jetzt werden da zeitweise,



Das Schloß zu Holics.

unter der Theilnahme von Erzherzogen, große Jagden auf allerlei Wild abgehalten, das Reitlehrerinstitut aber veranstaltet zur Übung Parforcejagden auf Hirsche.

An Stelle der alten Holicser Burg erstand im XVIII. Jahrhundert ein zweistöckiges Schloß im französischen Geschmack, mit zwei Flügeln, der Ortschaft zugewendeter Façade, 98 Zimmern und einer Kapelle. Die Möbel, die schönen Parkettirungen und Seidentapeten zeigen sämmtlich den Geschmack Maria Theresias. Der interessanteste Raum ist der sogenannte chinesische Saal, in dem nach der Schlacht bei Austerlitz die damaligen Machthaber mit ihren Feldherren zusammenkamen, um den Frieden zu berathen. Die Wände sind mit einer echten chinesischen Tapete bezogen, die in Goldmalerei Scenen aus dem chinesischen Leben zeigt. In der Kellerlocalität, die einst als Kaffeeküche und Conditorei diente, gibt es viel chinesisches Porzellan, Holicser Majolika und Krystallgeschirr. Die in den Nebengebäuden befindlichen 60 Zimmer und separirten Räumlichkeiten dienen gegenwärtig der hier eingerichteten Reitlehrerschule der gemeinsamen Armee als Unterkünfte und Stallungen. Im Sommer verkehren da viele Officiere, die im großen Parke Reitübungen halten; nach Absolvirung derselben finden Parforcejagden auf Hirsche, Probejagden und gewöhnlich auch jedes Jahr Pferderennen statt. In einem Theile der Localitäten der ehemaligen Majolikafabrik sind die bei den Parforcejagden verwendeten Hunde, 75 Stück englische Vollbluthunde in einer Meute, untergebracht. Ein englischer Master wartet sie in besonderen Schlaf-, Fütterungs- und Baderäumen, die im Winter geheizt werden. Die in der Nähe befindliche Marketendergasse ist eine Stiftung Maria Theresias für Invaliden, die da in einzelnen Häuschen Unterkunft erhielten; für ihren Unterhalt sorgte der Hof, in dem in der Hauptgasse befindlichen Wirthshause erhielten sie Wein; es heißt noch jetzt Marketenderwirthshaus.

Holics ist Sitz eines Stuhlrichters; es hat ein schönes Casino, eine gewerbliche Schulwerkstätte und ein Asyl für arme Greise, das 1784 durch den Bürger Juno gegründet wurde. Die Bevölkerung treibt Gewerbe, Handel und Ackerbau; viele, besonders Weiber, gehen nach Göding, um in der Tabak- und Zuckerfabrik zu arbeiten; die Eisenbahn befördert täglich ihrer 500 dahin. Dabei sind sie wohlhabend und lieben schöne Kleider, ja den Luxus. Tracht und Sprache erinnern an die der Mährer.

Der andere Hauptort der hiesigen königlichen Familienherrschaft, die sich auf mehr als 25.000 Joch erstreckt, ist Schloßberg (Sasvár), in der Thalmündung der Miava gelegen. Es wird schon im XIII. Jahrhundert als königliche Burg erwähnt und hatte nebst dem benachbarten Sztrázsa die Aufgabe, die Grenze gegen Mähren hin und das Miavathal zu vertheidigen. Die Burg ist auf einem ehemaligen Seegrunde erbaut und ein großer Theil ihrer Befestigung bestand aus dem ausgedehnten, undurchdringlichen Rohrsumpfe, der sie umgab und von dem der slovakische Namen Schloßbergs: Sastin (= Rohr, Schilf)

herrührt. Was davon noch übrig, ist ein großer See, der in dem Ausweise des herrschaftlichen Gebietes mit über 7000 Joch figurirt, und das ihn umgebende durchfeuchtete, sumpfige Gelände. Kirche und Kloster der Ortschaft, bemerkenswerthe Bauten, stehen noch jetzt auf Pfählen, da der Grund sumpfig ist. Wie Holics, so gehörte auch Schloßberg einst dem Wojwoden Stibor, dann den Grafen Czobor. Maria Theresia und ihr Gemahl Franz erwarben es käuflich vom Grafen Josef Czobor und richteten in dem an die Stelle der Burg erbauten Schlosse eine Kattunfabrik ein, die rasch in die Höhe kam. Die Fabrik ging später an die Freiherren von Puthon über und wurde 1863 aufgelassen. Rudolf von



Wallfahrtsort Schloßberg (Sasvár).

Puthon richtete sie nun als Zuckerfabrik ein, wo die hier im Großen gebauten Rüben zu Rohzucker verarbeitet werden; dieser wird zur Raffinerie nach Mähren geschickt. Das umfangreiche zweistöckige Gebäude unterhalb der Fabrik war einst Paulinenkloster, jetzt enthält es das herrschaftliche Amt und die Pfarre; es gehört sammt der benachbarten Kirche der königlichen Familie. Den Grund zu der Kirche legte Maria Theresia, den Bau führten die Pauliner. Auf dem Hochaltar steht eine Pietà-Gruppe, 1564 durch den Vicepalatin Emerich Czobor, damaligen Burgherrn und seine Gemalin Angela Bakics errichtet; sie ist durch dortige Arbeiter aus einem Stück Birnbaum geschnitzt und wurde später durch Primas Emerich Esterházy zur Gnadenstatue erklärt. Seit 1564 ist dieses Bildwerk das

Ziel sehr belebter Processionen. Wie es heißt, kam in den Jahren ihrer Bedrängniß auch Maria Theresia aus Holics öfters dahin. In der Sacristei und der Schatzkammer der Pfarre werden viele werthvolle Votivgegenstände aufbewahrt. Interessant ist noch das auf der Pfarre befindliche Bild der heiligen Magdalena, 1456 durch den Paulinermönch Frater B. gemalt.

Östlich von der „Gegend jenseits des Gebirges" folgen die inneren Theile des Neutraer Comitats. Es ist dies im Allgemeinen ein bergiges, mit Laubbäumen bedecktes Gebiet, das an der Grenze zwischen Trentschin und Turócz seine höchsten Gipfel hat, ohne aber auch nur mit einem derselben über die Waldgrenze hinauszukommen. Im Süden erscheinen statt der Höhen des Nordens kleine Hügelreihen und, wo die Thäler der Waag und Neutra unterhalb zu einer Ebene verschmelzen, schwinden auch die Hügel durchaus. An den südlicheren, niedrigeren Hängen finden sich Weingärten; in den nördlichen Strichen steigen Ackerland und Wiese bis auf die Berge hinan; wo aber keine Saat aufgeht und kein Baum wächst, sind die fruchtbaren Theile mit guten Weiden begrünt.

Die Thäler der March und Waag, sowie die Gegend südlich zwischen Sándorf und Tellnitz (Vittencz) ist vom Javorina-Gebirge und den nördlichen Ausläufern der aus Karpathen-Sandstein und Kreideformation bestehenden Kleinen Karpathen bedeckt, während in den Bergen der rothe Klippenkalk in malerischen Gruppen hervorbricht. Die Javorina trennt mit ihrem nordwärts ziehenden Hauptgrat das Neutraer Comitat von Mähren, über den Grat zieht eine verkehrsreiche Straße von ungarischem Boden nach Velka in Mähren. Sein höchster Berg ist die 968 Meter hohe Javorina-Kuppe gegenüber von Ó-Tura, an der Grenze zwischen Neutra, Trentschin und Mähren; ihre Südseite ist mit Rothbuchen bestanden, an ihrer Nordseite gedeiht reichlich der Ahorn, von dem sie ihren Namen hat; oberhalb ihrer dichten Waldung dehnen sich Alpenwiesen mit seltenen Pflanzenarten aus, der Gipfel der Kuppe aber bietet eine schöne Aussicht nach Mähren und südlich bis Tyrnau hinab. Die östlichen und westlichen Abhänge des Javorina-Gebirges sind für Weinbau sehr geeignet (in der Gegend von Waag-Neustadtl und Skalitz); an mehreren Punkten werden Bausteine gewonnen und es gehen Mineralquellen auf. Unter diesen erwähnen wir die schon 1617 bekannt gewesenen kalten Schwefelquellen von Szmrdák, die im Winter nicht gefrieren, ferner die jodhältigen Schwefelsalinen besserer Art, die das ganze sumpfige Thal, in dem sie hervorquellen, mit ihrem Mißduft erfüllen, weshalb die Ortschaft Büzös (büz = Mißgeruch) heißt, obgleich ihr ursprünglicher Name Nova-Veß ist. Nordwestlich von hier liegt der Burgberg (Várhegy), ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner von Holics und Szenicz.

Am südlichen Fuße des Gebirges öffnet sich das von üppigen Wiesen und Hutweiden grüne Miavathal nach der mährischen Ebene hin. Dieses Thal war stets der Viehzucht

günstig. In Dojcs ist auch jetzt das schönste Vieh der Gegend. Szenicz hat seinen Namen von dem Heureichthum dieses Thales; es ist ein hübscher Ort und verdankt seinen Wohlstand den bedeutenden Viehmärkten, die sich durch die günstige Lage an zwei vielbefahrenen Landstraßen so gehoben haben. Die eine führt im Verbóczthale nach Velka. Sie berührt die Ortschaft Szobotißt, die einst zur Burg Bana, später zur Burg Berencs gehörte und im XVI. Jahrhundert durch die hier ansässig gewordenen Habaner zu Ruf gelangte. Sie wurde der Hauptort der von Mähren her nach Brocko, Holics, Schloßberg, Guttenstein (Jókö) und Tellnitz (Bittencz) gekommenen Wiedertäufer-Colonien. Die Gütergemeinschaft und communale Sonderstellung, in der sie einst lebten, hat aufgehört, sie wurden zur katholischen Religion bekehrt und verschmolzen mit der slovakischen Bevölkerung. Untereinander sprechen sie noch jetzt deutsch, wie ehedem, denn die Habaner von Szobotißt halten sich für Nachkommen von Herrenhutern aus Hannover. Zahlreiche Wörter sind nur ihnen eigenthümlich, so: „Adla" (Adler), „Oltl" (Alter, Vater), „Basa" (Tante), „Kakerle" (Ei), „Örterle" (Wohnstätte), „Stuberle" (Schlafraum) u. s. w. Wer den von Habanern bewohnten Theil von Szobotißt betritt, sieht eine sonderbare Welt um sich. In langen Reihen stehen da ebenerdige Häuser von eigenthümlichem Bau, in denen Reinlichkeit und eine ernsthafte Ordnung herrscht. Über dem zum Wohnen und Arbeiten eingerichteten Erdgeschoß erhebt sich ein zwei-, ja dreistöckiger Dachboden, der in kleinere Abschnitte getheilt, die habanischen Schlafkammern („Örterle" oder „Stuberle") enthält, welche übrigens jetzt größtentheils als Getreidespeicher dienen. Den festen und sauberen, sorgfältig mit Lehm verstrichenen Bau bedeckt das berühmte „habanische Dach". Dieses besteht aus zwei- bis dreifach übereinander liegenden, mit Lehm durchkneteten Strohschichten, zwischen denen sich dünne Lehmlagen befinden, während die Innenseite mit einem gypsartigen Mörtel befestigt ist. Dieses Dach ist außerordentlich dauerhaft, Feuer kann ihm nichts anhaben, dem Sturm widersteht es trefflich, so daß die Regierung es im vorigen Jahrhundert wiederholt zur Verwendung für das ganze Land empfohlen hat.

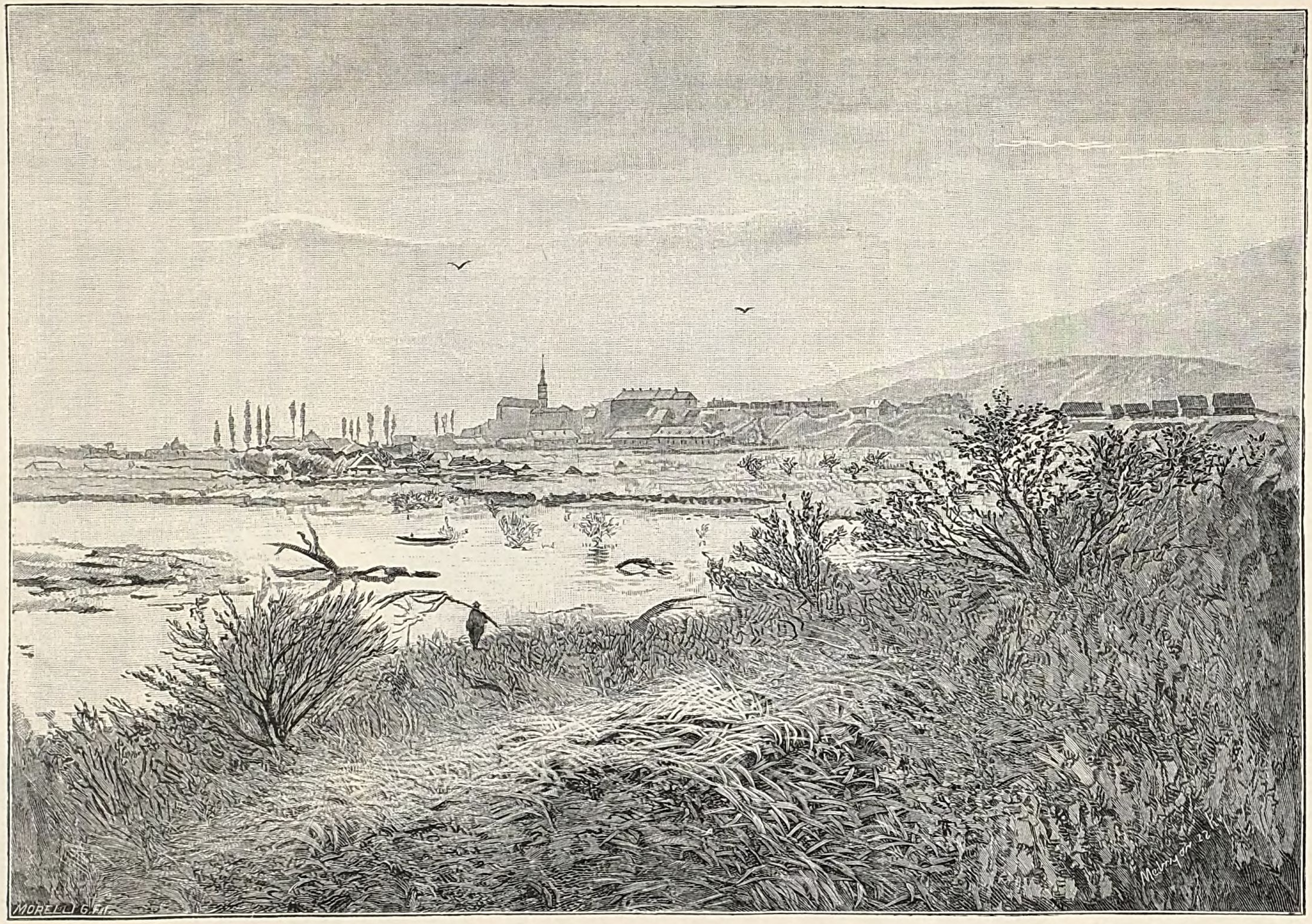
Der Verbóczer Straße schließt sich an der ungarisch-mährischen Grenze eine zweite Straße an, die vom Fuße der Javorina her durch Gegenden, welche für Schaf- und Rindviehzucht geeignet sind (Miava, Ó-Tura, Botfalu) nach Waag-Neustadtl im Waagthal führt. Miava ist die größte und volkreichste Ortschaft des Neutraer Comitats; sein Gebiet beträgt 14.321 Joch mit 10.000 Einwohnern, wovon jedoch nur 3.000 im Orte wohnen, während die übrigen im Gebirge des Gebiets auf über 100 colonisirten Rodungen leben. Die Ortschaft zieht sich mit ihren zerstreuten Häusern, Äckern, Gärten und Hutweiden über zwei Wegstunden hin, und der Wanderer in der Richtung von Ó-Tura weiß kaum zu sagen, wo er das Ende der einen Ortschaft verlassen und das Gebiet der anderen betreten hat, so dicht stoßen ihre Rodungen zusammen. In dieser vorzüglichen Gebirgsluft lebt ein gesunder,

hochgewachsener, schöner Menschenschlag, der sich von der Bewohnerschaft anderer Rodungen wesentlich unterscheidet. Er legt viel Werth auf Reinlichkeit und Behaglichkeit, was schon die Größe, sowie innere und äußere Ausstattung seiner aus Holz gefügten Häuser beweist. Seine Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, daneben werden seit wohl einem halben Jahrhundert eine große Anzahl von Findlingen verpflegt und aufgezogen, die aus Wien hieher geschickt werden. Es gibt kaum eine Rodung, wo kein solches Kind zu sehen wäre. Nach amtlichem Ausweise wurden hier im Jahre 1895 541 solche Findlinge erzogen. Die Bewohner des Intravillans hatten einst ein einträgliches Gewerbe, das Weben von Mühlbeuteln, allein sie betreiben es nur noch nebenbei und ziehen vor, sich mit dem Weben eines flanellartigen Kleiderstoffes zu beschäftigen.

Zwischen den Rodungen von Miava führt in gewaltigen Windungen eine Bergstraße nach der Ortschaft Ó-Tura, deren ganze Umgebung aus großen Waldungen, prächtigen Alpenweiden und grasreichen Thälern besteht. Ó-Tura ist eine große Rodungsgemeinde mit 6.120 Einwohnern. Es hat starke Viehzucht und auch sein Name (tur = Ochse) rührt daher. Käse und Butter versendet es weithin, selbst nach Deutschland. Über 200 Drechsler verarbeiten das Holz der Buchen, Linden, Eschen, Birn- und Kirschbäume der Gegend zu landwirthschaftlichem und Hausgeräth. In Ó-Tura, nebst den Nachbargemeinden Lubina, Botfalu und Hrussó verfertigen insgesammt 800 Familien jährlich 100.000 bis 200.000 Stück Holzgeräth im Werthe von 65.000 Gulden, das selbst nach Bosnien, Serbien, Bulgarien und Rumänien ausgeführt wird. Nahe bei Ó-Tura entspringt der Dudvág, und etwas weiterhin in anmuthigem Thale eine ziemlich mächtige Mineralquelle, die an Geschmack und Wirkung dem Biliner Wasser nahekommt.

Bei Sándorf schließt sich dem Hügelgelände das Weiße Gebirge an, so benannt nach der grauen Farbe seines kahlen, buckligen Grates. Sein Kalkgestein wird in großen Massen gebrochen und der daraus gebrannte Kalk, jährlich 10.000 Centner, auch nach Österreich und Mähren verschickt. Die Gegend von Hradist bestreitet den größten Theil des Kalkbedarfes unserer westlichen Comitate. Ein Gipfel des Gebirges trägt die Burgruine Korláthkö. Diese Burg war im XIII. und XIV. Jahrhundert eine starke Schutzwehr der Gegend. Ursprünglich Stammnest des Geschlechts der Korláthköi, fiel sie später der Reihe nach an Matthäus Csák, den Wojwoden Stibor und schließlich die Familie Bánffy. Weiterhin liegt Jabloncza, wo Graf Apponyi ein schönes Schloß in großem Parke, mit berühmter Schweizerei und Schafzucht besitzt. Historisch denkwürdig ist der Sieg, den hier die Truppen Franz Rákóczis II. (1704) über General Ricsán erkämpften.

Vom Weißen Gebirge zieht gegen Nordost das waldige Massiv des Brezovógebirges, ein Conglomerat von Dolomit und Leithakalk, durch tief eingehöhlte Mulden und Thäler,



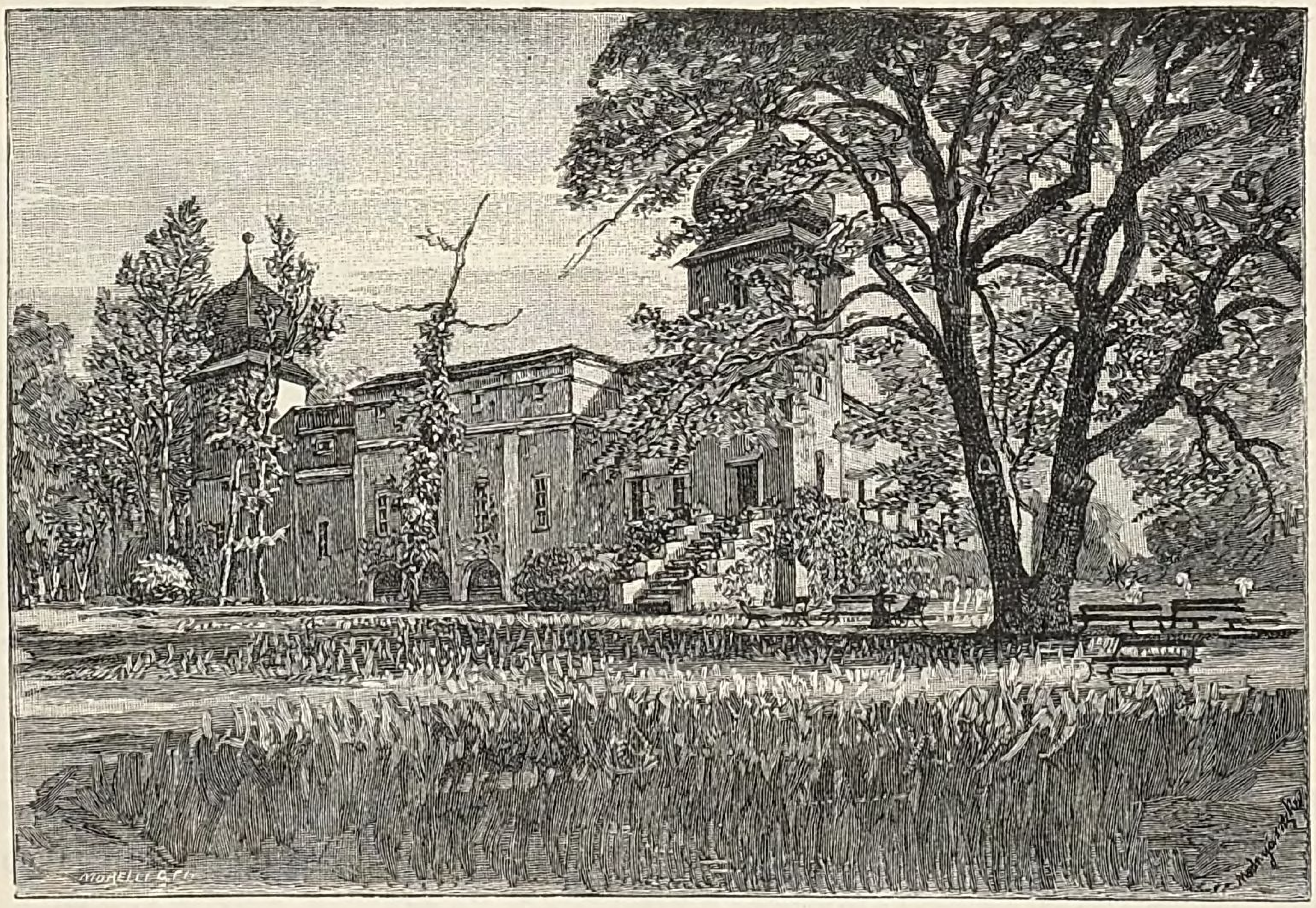
Waag-Neustadtl.

in denen steile Wege emporklimmen, in mehrere Abschnitte getheilt. Bei Bukvecz wurden im Thon dieses Gebirges die Zähne und morschen Knochentheile eines Urelephanten gefunden. Sein höchster Berg ist der Bradló (544 Meter); er besteht aus sehr festem, kleinkörnigem Kalkconglomerat, das zu Steinmetzarbeiten dient. Am Fuße dieses Berges, fast in der Mitte des Gebirges, liegt an der Straße nach Verbó und Miava der Ort Brezova, die drittgrößte Gemeinde des Comitats, mit 5.600 Einwohnern, meist Gewerbetreibenden. Die dortigen Gerber verarbeiten für den Budapester Markt Häute im Werthe von jährlichen 30.000 Gulden. Vier Wollwäschereien versenden ihre gewaschene Wolle nach Schlesien, Böhmen, Mähren und Deutschland. Auch wird mit Vieh, Geflügel, Eiern und anderen Nahrungsmitteln Handel getrieben.

Unter den südlichen Spitzen des Brezovógebirges ist der Jókö erwähnenswerth. An seiner Nordseite sieht man eine geräumige Höhle und darin, in Fels gehauen, Altar, Sitzbank und Feuerherd, das Werk eines Einsiedlers im vorigen Jahrhundert. Den Gipfel krönen die Trümmer der Burg Jókö, einst Eigenthum des Michael Orßágh, später des Geschlechtes Czobor und der Grafen Erdödy; in ihren festen Verließen saßen die Gefangenen der Herrschaft. Eine halbe Stunde von der Burg liegt in tiefem Thalgrund, von Felsgebirg und wildreichen Forsten umgeben, die Ortschaft Jókö. Ihre Merkwürdigkeit ist der Kalkfelsen, auf dem die alte Kirche steht und an dessen Fuße aus mehreren Quellen das berühmte Jóköer Wasser entspringt. Eine der Quellen bricht mit armdickem Strahle mächtig hervor, um sich nach kurzem Lauf mit den übrigen in einem Bassin zu vereinigen. Dieses Wasser friert nie zu, gewährt aber selbst bei der größten Hitze einen frischen, labenden Trunk. Es quillt so reichlich, daß es gleich an seinem Ursprung eine Mühle zu treiben vermag, und eilt schließlich als Blávabach der Waag zu. Oberhalb der Quelle ist ein Steinbruch für Bau- und Grabsteine. Im Nachbarorte Vittencz (Tellnitz) besitzt Graf Josef Pálffy ein großes Schloß mit Park und eine Stunde davon ein Jagdschloß in schönem Wildschweingehege. Die Herrschaft Vittencz ist eine richtige Musterwirthschaft.

Der nordwestliche Theil des Brezovógebirges enthält malerische Felsreihen, deren grellrothe, der Juraformation angehörige Hornsteinmassen sich bis Turoluka erstrecken und das Material für die vorzügliche Straße liefern. Weiterhin erregt der an versteinerten Aptychen und Ammoniten reiche Mergelberg unsere Aufmerksamkeit. Er trägt die Burg Berencs, die, zum Schutze der nach Mähren führenden Straßen, schon 1297 bestand. Unter ihren Besitzern finden wir die Geschlechter Hunt-Pázmán, Stibor, Pongrácz; zuletzt fiel sie den Nyáry zu. Die vor den Preßburger Gerichtstag von 1674 citirten protestantischen Geistlichen waren zumeist im Kerker dieser Burg eingeschlossen, ehe sie auf die Galeere geschleppt wurden.

Die nordöstliche Fortsetzung des Brezovó ist das Nedzogebirge, das sich bis zum Waagthal erstreckt, wo es zwischen Neustadtl (Ujhely) und Csejte eine massive Bergwand bildet. Nördlich von Csejte streckt es einen völlig kahlen Ast aus, der trichterförmige, mit einer Thonschichte bedeckte Vertiefungen aufweist und ein richtiges Karstbild darbietet. Burg Csejte steht auf einem der unteren Kreideformation angehörigen Dolomitfelsen; im XIII. Jahrhundert erbaut, war sie im XV. ein bedeutendes Bollwerk des Waagthales. Später fiel sie der Familie Orßágh zu, deren letzter Sproß Nikolaus in der Ortskirche ruht. König Maximilian I. gab sie der Ursula Kanizsai, im Tausch für die



Das Schloß zu Brunócz.

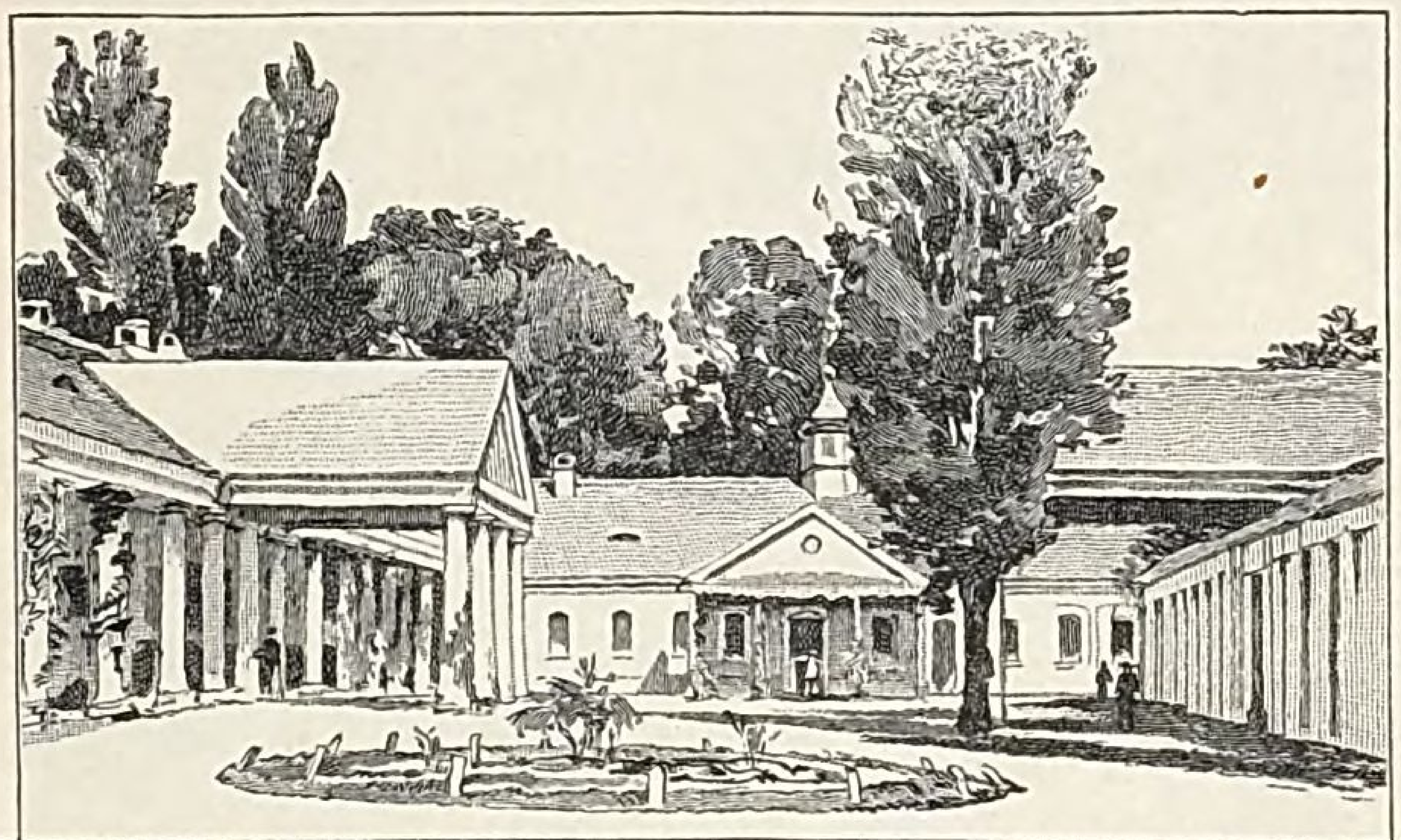
Veste Kanizsa. Ihr Sohn war Franz Nádasdy, dessen Gemalin, Elisabeth Báthory, die Burg zum Schauplatz der nur zu berüchtigt gebliebenen Greuel machte, die sie an Mädchen und jungen Frauen verübte. Der Vormund ihres Sohnes, Emerich Megyeri, machte den Palatin Georg Thurzó auf diese gräßlichen Unthaten aufmerksam, worauf der Palatin am 29. December 1610 plötzlich in Csejte erschien und die Unholdin auf der That ertappte; sie wurde eingekerkert und starb in der Haft, 1614. Die Herrschaft, welche 15 Gemeinden umfaßte, kam an die Homonnay, dann an die Erdödy; jetzt gehört sie zum Theil dem Baron Gustav Springer, zum Theil aber der Gräfin Eleonore Grävenitz, geborene Zay.

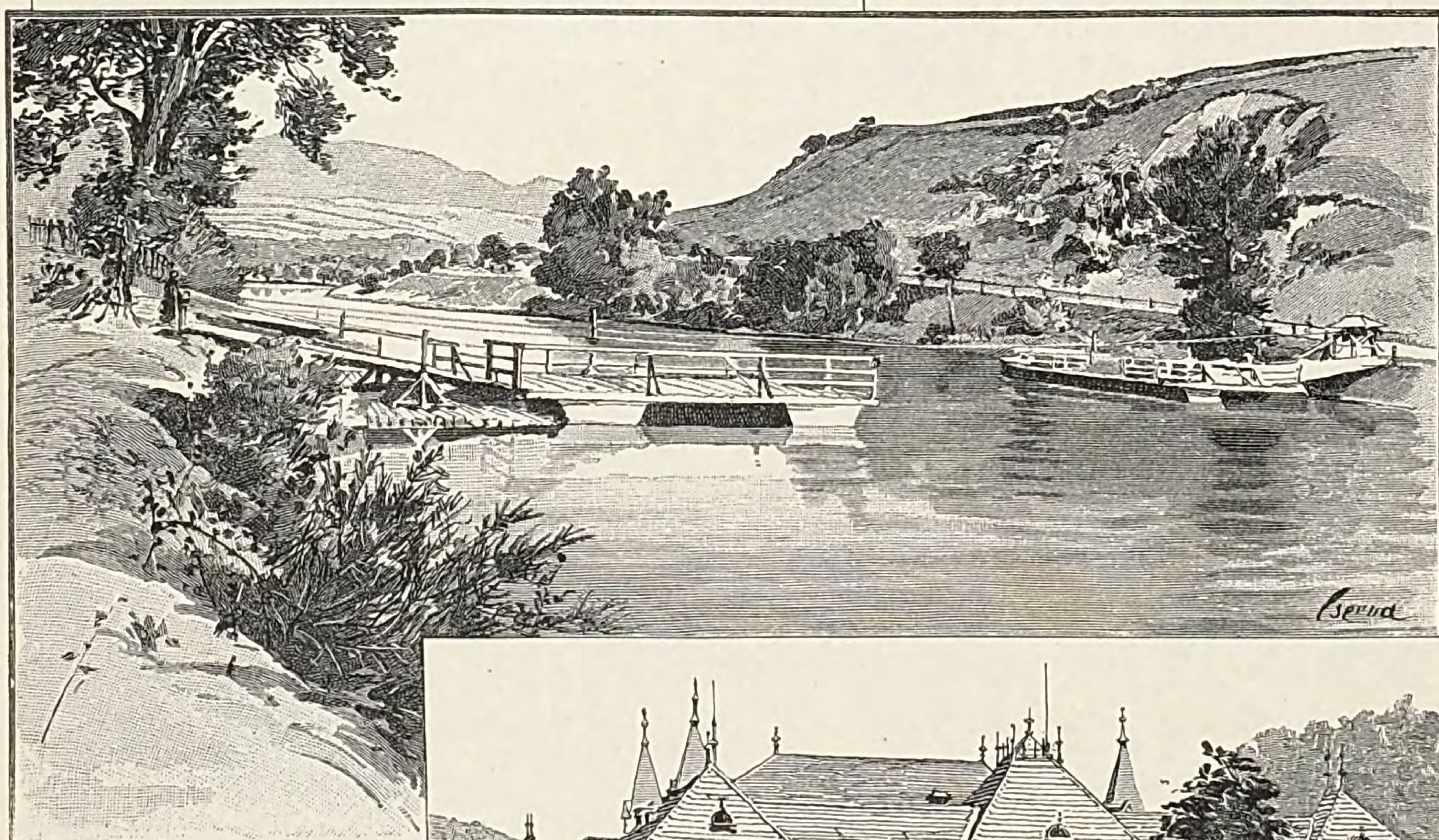
Südlich von Csejte thut sich vor dem Auge des Beschauers, auf eine Länge von 50 Kilometer, der schöne und fruchtbare Theil des Waagthals auf. Dieser Thalabschnitt ist im Norden kaum zehn Kilometer breit, wird nach Süden hin immer weiter und verschmilzt endlich unterhalb von Nagy-Koßtolány mit der Ebene des kleinen ungarischen Alföld. Er ist seiner ganzen Länge nach mit einer mächtigen, dem Überfluthungsgebiet der Waag anschließenden Lößschichte bedeckt, die stellenweise eine Tiefe von mehreren Klaftern erreicht; sie ist zur Hervorbringung aller landwirthschaftlichen Pflanzen geeignet und gewährt bei jeder Witterung einen sicheren und verhältnißmäßig großen Ertrag. Daher die dichte Reihe von Gemeinden, die auf diesem Grunde erblüht sind, und der lebhafte Verkehr auf zwei vorzüglichen Landstraßen und der 48 Kilometer langen Waagthalbahn. Die rasch strömende Waag folgt dem östlichen Rande dieses Thales in mancherlei Krümmungen und Verästlungen, welche Inseln, Sandbänke und Untiefen bilden. Das durchschnittlich eineinhalb Meter tiefe und 95 Meter breite Bett vermag ihre Fluthen nicht immer zu fassen, sie tritt oft aus, gefährdet Ortschaften und man sieht sie seit Jahrhunderten ihren Lauf immer wieder ändern. Zur Zeit Matthias' I. zog der Dudvág-Kanal zwischen ihren geschlängelten Armen hin und zwang einen Theil der Bevölkerung von Szered, in geschützterer Lage den Ort Ujváros zu gründen. Szered stand einst am linken Ufer der Waag. Jetzt ist das rechte Waagufer in der Länge von 32 Kilometer regulirt.

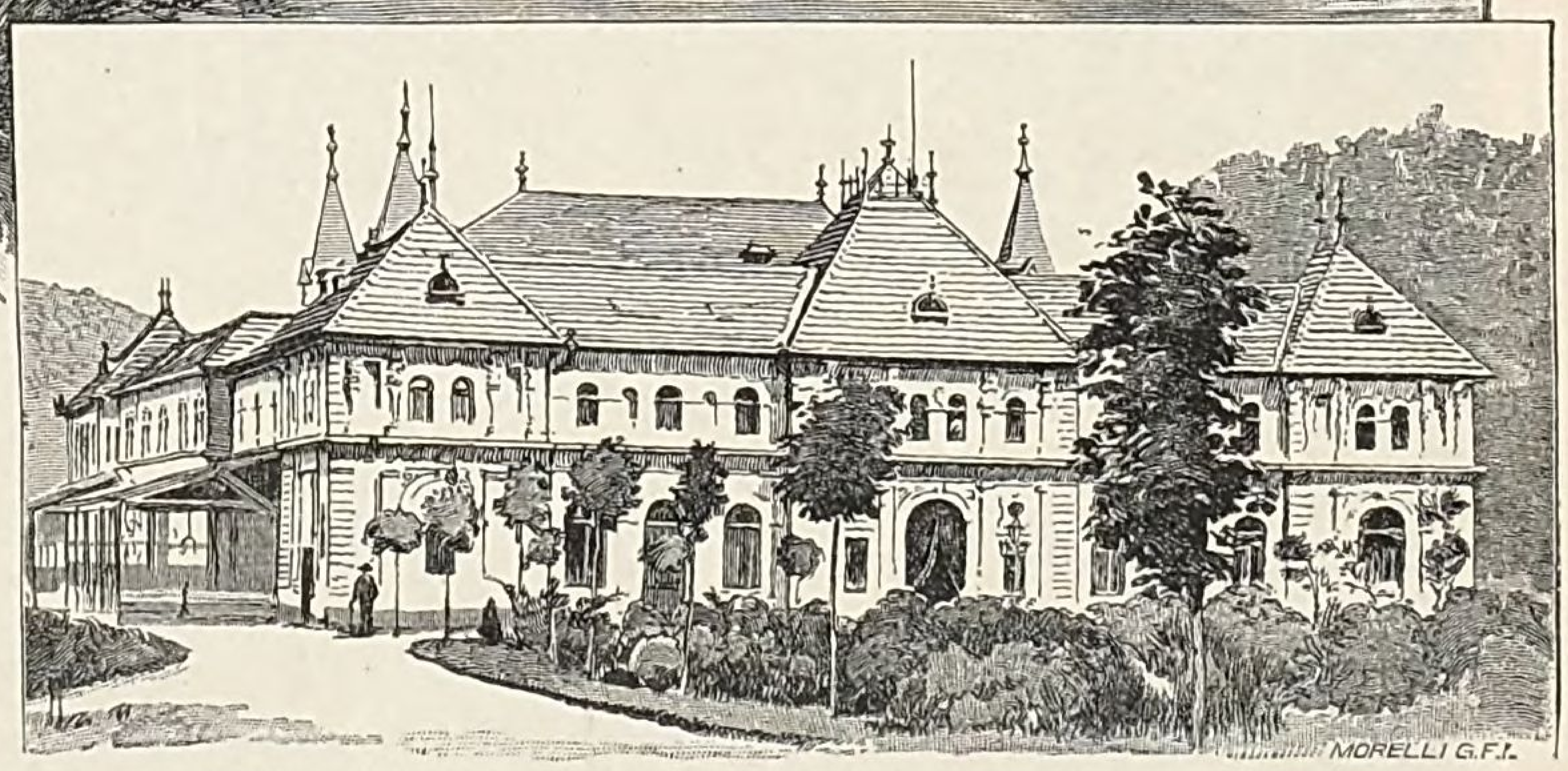
Eine der ersten und bedeutendsten Ortschaften des Thales ist Waag-Neustadtl (Vág-Ujhely). Unter seinen Besitzern finden wir die Benediktiner von Martinsberg, Matthäus Csák, den Palatin Kont, den Wojwoden Stibor. Letzterer benannte es „Ujváros" (= Neustadt), umzog es mit einem Graben und gründete da 1423 eine reiche Propstei. Der Propst von Waag-Neustadtl wird noch jetzt von den Mitgliedern der Familien Pongrácz, Révay, Zay &c., als Abkömmlingen des Wojwoden Stibor in weiblicher Linie gewählt. Diese Gründung ist durch einen gleichzeitigen Stein verewigt, der sich noch über dem Eingange der mit vergoldetem Zierrat fast im Übermaße geschmückten Kirche befindet. Der Ort hat ein Bezirksgericht, ein Stuhlrichteramt, eine Unterrealschule und eine israelitische Bürgerschule für Mädchen. Die Eisenbahnstation ist wichtig, der Handel mit Bauholz und Holzgeräth bedeutend; auch eine Fabrik von Spazierstöcken ist vorhanden.

In südlicher Richtung gelangen wir nach dem alterthümlichen Schloß Brunócz, einst Besitzthum des Kurutzengenerals Nikolaus Bercsényi. Jetzt gehört es der verwitweten Baronin Agathe Mednyánßky, die im Jahre 1887 das ganze Gebäude sammt Einrichtung für Kriegsfälle dem Verein des Rothen Kreuzes zur Verfügung gestellt hat. Das interessante alte Schloß enthält eine Menge sehenswerthe Alterthümer. Jenseits der Waag, beinahe Brunócz gegenüber, liegt die Ortschaft Ó-Moraván, mit einem Schloß, das einst Jesuitenkloster war und dem Cardinal Kollonics öfters als Sommeraufenthalt diente.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts gehörte es der Familie Motesiczky, die es umgestaltete; gegenwärtig ist es Eigenthum und Wohnsitz der gräflichen Familie Zedtwitz, die auf der zugehörigen Herrschaft eine Musterwirthschaft unterhält. Weiterhin liegt am Waagufer Pistyan (Pöstyén). Der Überlieferung zufolge war es einst im Besitz der Tempelherren; sein Ruf beruht auf den angeblich schon den Römern bekannten Thermen. Die Beschreibungen derselben reichen bis







Pistyan: Badehäuser auf der Insel — Der Inselsteg — Der neue Cursalon.

ins XVII. Jahrhundert zurück und die vornehme Welt Ungarns erschien da häufig zur Cur. Gegenwärtig befinden sich die Baderäume und Quellen auf einer angeschwemmten Insel von zwanzig Joch Flächeninhalt, die durch eine Brücke mit dem Park verbunden ist, doch setzen sich die Quellen auch unter dem Bette der Waag fort, welches überdies das heilkräftige, heiße Moor liefert, dem der Curort seinen europäischen Ruf verdankt. Das Wasser ist so heiß (46 bis 50 Grad Réaumur), daß es

eingetauchtes Geflügel sofort kahl brüht; auch bleibt in der Umgebung der Therme kein Schnee liegen und die Waag friert niemals zu. Benützt wird das Wasser in der Form von Spiegel-, Wannen- und Schlammbädern; es bewährt sich ausgezeichnet bei Gicht, Rheumatismus, Hautausschlägen, Lähmungen und Knochenbrüchen. In den letzten Jahren ist das Bad schön ausgebaut worden und weist nun zahlreiche Behelfe des Comforts und der Zerstreuung auf. Es besitzt 62 Wannen-, fünf Spiegel- und drei Schlammbäder, in vier Anstalts- und 170 Privathäusern stehen den Heilungsuchenden mehr als 1.200 Wohnungen zu Gebote; die Zahl der Curgäste beträgt jährlich an 4.000, wovon zwei Drittel Ausländer. Pistyan gehört jetzt den Grafen Franz Erdödy.

Weiter südlich liegt die Ortschaft Szokolócz, deren Gebiet als das fruchtbarste im Waagthale gilt. In Veßele besteht noch jetzt das hübsche Parkschloß des Barons Alois Mednyánßky, der zu Beginn dieses Jahrhunderts die Waaggegend in einem schön geschriebenen Buche romantisch geschildert hat. Jenseits Veszeles folgt Nagy-Koßtolány, das als Wachtthurm an der Waag noch zur Zeit Matthias' I. Wichtigkeit hatte. An der Landstraße liegen Lipótvár und Ujvároska. Jenes wurde nach dem Falle Neuhäusels im Sinne des Eisenburger (Vasvárer) Friedens, nach dem Vorbild von Palma Nuova in Italien, zum Schutze der Waaggegend erbaut, doch nahmen die Türken nie viel Notiz davon. Jetzt ist es staatliche Strafanstalt. Ujvároska (= Neustadtl) wurde durch die nach Beendigung des Baues von Lipótvár dort verbliebenen Handwerker nächst dem oberen Burgthor erbaut. An der Comitatsgrenze treffen wir noch die beiden Bucsány, einst in Zay'schem Besitz, mit schönem Schloß und großartigem Park, den der Blávabach durchströmt. Hier befindet sich das bedeutende Vollblutgestüt, das als Rennstall des Barons Springer bekannt ist.

Wenden wir uns dem Landstrich am linken Waagufer zu, so finden wir zwischen den Flüssen Waag und Neutra die südwärts laufenden Theile der kleinen Tátra, insbesondere das Inoveczgebirge, dessen höchster Gipfel (1.064 Meter) als nördlicher Grenzstein des Comitats dient. Die der Waag zugewandten Steilberge von Temetvény wirken mit ihren zerrissenen Felsgruppen höchst malerisch; einer dieser Felsgruppen, dem Saskö (= Adlerstein) zu Füßen steht, weithin sichtbar, auf niedrigerem Berge die Ruine der Burg Temetvény. Die Burg bestand schon 1270 und gehörte zu dem hier begründeten System der Székler Wartburgen; das Nämliche gilt von Sztrázsa, Pistyan gegenüber, dem Sitze der staatlichen Grenzwächter. Temetvény gelangte während des XIV. Jahrhunderts nebst Moraván und Banka in Privathände; Besitzer waren Palatin Kont, Nikolaus Ujlaki, die Thurzó, dann Nikolaus Bercsényi, der sich von hier nach Polen flüchtete.

Zwischen den östlichen Ästen des Inovecz eilen zahlreiche Bäche zur Neutra hinab; unter ihnen die Livina, aus deren gelbem Thon im XIV. Jahrhundert Gold gewaschen



Burg Temetvény.

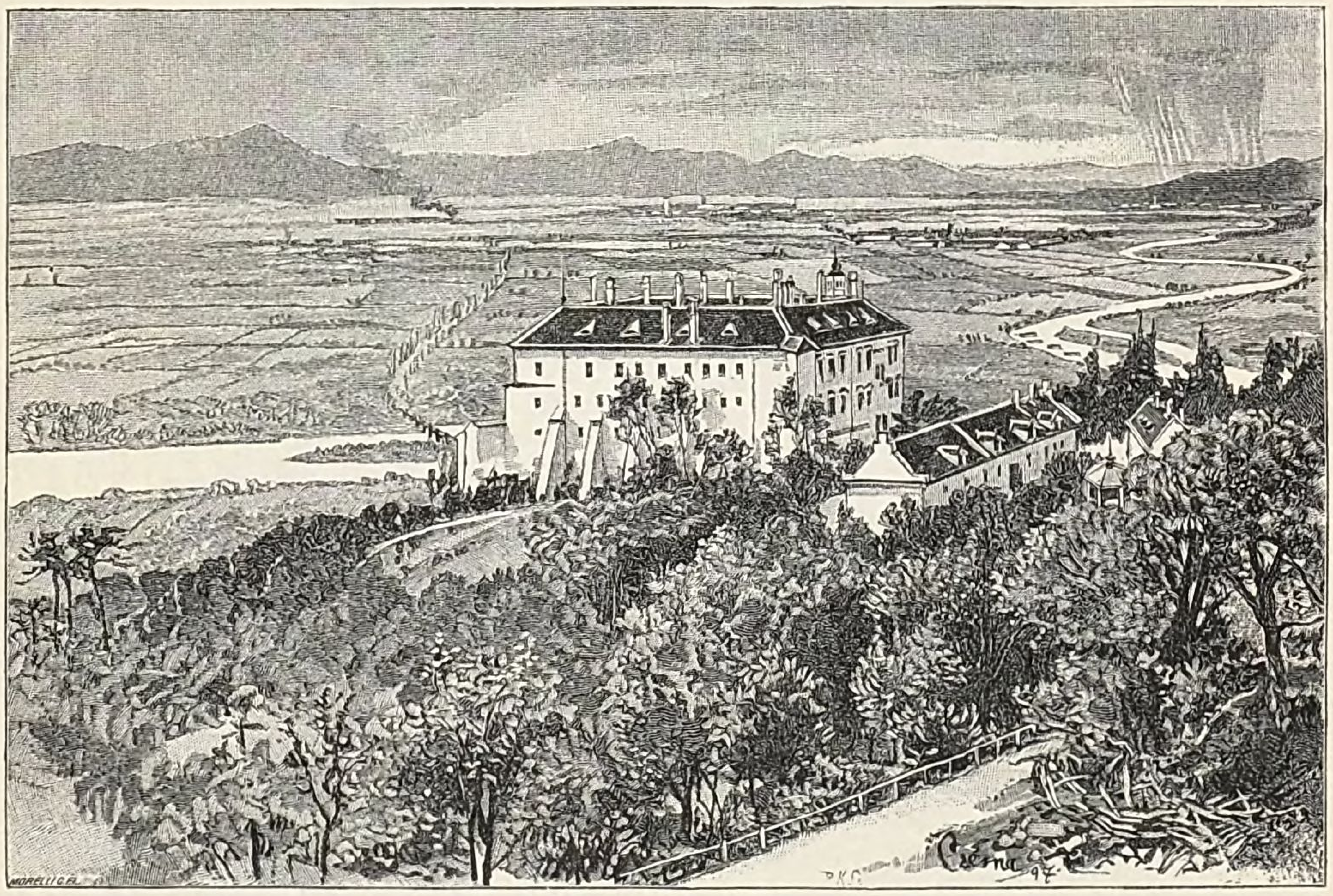
wurde. Jetzt sind in dieser Gegend die Glasfabrik von Kulhány und der Wachholderbranntwein von Libichova zu erwähnen. Im Gebirge von Temetvény hausen mächtige Wildschweine, und ein Schatz von Buchenholz wird durch viele Hundert Hände zu häuslichem und landwirthschaftlichem Geräth verarbeitet, das auch auf den Märkten von Budapest und Wien erscheint. Größere Gemeinden finden sich in dem ausgedehnten und schwer zugänglichen, dabei aber wein- und fruchtreichen Gebirge nur wenig. Radosna, mit schönem Kastanienwald und stattlichem Parkschloß, gehört dem Bisthum Neutra; Bajna dem Grafen Franz Erdödy. Südlich von hier ist der letzte höhere Berg im südlichen Theile des Waagthales, der 297 Meter hohe Gábor, oberhalb Freistadtls (Galgócz). An seiner Südseite stand eine uralte Königsburg; jetzt steht an der Stelle das schöne Schloß des Grafen Franz Erdödy mit 64 Zimmern, einer Terrasse mit prachtvoller Aussicht nach Norden und einem großartigen Park von 150 Joch. Das Schloß enthält auch viele Kostbarkeiten und werthvolle Alterthümer, darunter den Hausaltar des Erzbischofs Thomas Bakócz und die golddurchwirkte, mit dem Rabenwappen geschmückte Throntapete Matthias' I. In der Hauskapelle sieht man eine Statuengruppe, die, aus einem Stück Birnholz geschnitzt, die Geburt Christi darstellt; sie gehörte einst König Matthias I., der sie Bakócz schenkte.

Freistadtl (Galgócz) ist eine hübsche Stadt in anmuthiger Lage, links des Waagflusses. Zur Zeit der Reformation wurden hier Böhmen, Mährer und Kroaten angesiedelt, deren Einfluß die bis dahin ungarische Gemeinde slovakisirte. Die alten Gebäude sind durch häufige Brände zerstört. Das gothische Portal der Kirche, die Erdödy'sche Gruft und das große Franziskanerkloster sind sehenswerth. In neuerer Zeit wird übrigens viel gebaut. Die Weintrauben gehen von hier bis nach Rußland und Deutschland, auch das Brot ist berühmt und die hiesigen Pferdemärkte sind sehr bedeutend. Über die Waag führt eine 500 Schritt lange, feste Brücke. Die Direction der ungarischen Staatseisenbahnen läßt jetzt eine eiserne Brücke bauen, die dem Verkehr von Neutra nach Tyrnau und Preßburg, sowie nach Trentschin und Sillein dienen wird.

Die unterhalb folgende Hügelgegend ist mit Wäldern, fruchtbaren Äckern und Weingärten bedeckt. Die Weine von Schintau, Báb und Ó-Csermány sind besonders beliebt. Schintau (Sempte) ist eine ehemalige Wartburg und treibt jetzt lebhaften Holzhandel. An der Neutraer Straße liegt Ujlak, einst Besitz des Deutschen Ritterordens, der die Kirche gründete. Die Ujlaker waren ursprünglich Magyaren und Protestanten, doch wurde der Ort nach einer Pestseuche mit Mährern besiedelt und slovakisirte sich. Weiterhin folgt Mocsonok, Eigenthum des Bischofs von Neutra, mit alter katholischer Kirche, schönem Schlosse und Park. Dann Tornócz, an der Eisenbahn, die sein flaches und fruchtbares Gebiet völlig durchschneidet. Weiter oben ist Ürmény, Besitzung des

Grafen Emerich Hunyady, ein bedeutenderer Ort. Die gräfliche Musterwirthschaft verlegt sich besonders auf die Zucht einer reinen Rinderrasse und unterhält in Pörös eine als Rennstall eingerichtete Zucht von Vollblutpferden. Auch das schöne Hunyady'sche Schloß mit großem Park und Fasanerie ist erwähnenswerth.

Der ärmste und rauhste Theil des Neutraer Komitats ist das zwischen die Comitate Trentschin und Bars eingekeilte, beinahe isolirte Wald- und Berggebiet im Nordosten. Hier erheben sich die südwestlichen, aus krystallinischem Schiefer und Granit bestehenden



Das Schloß zu Freistadtl (Galgócz) mit dem Waagthale.

Höhen des Kis-Magura und Zsgyárberges, sowie der nordwestliche Trachytabhang des 976 Meter hohen Ptacsnikberges, zwischen welche sich zwei Verzweigungen des Neutrathales, das Belenka- und das Handlova-Thal emporschieben. Diese Gebirgsgegend war einst mit gewaltigen Eichenwäldern bedeckt, jetzt steht an ihrer Stelle Buchen- und Tannenwald, und zwar von so vorzüglicher Beschaffenheit des Holzes, daß es kaum irgendwo im Lande übertroffen wird. Auch mehren sich die in den Wald eingreifenden Rodungen, besonders im Rudnóthale, wo die Gebrüder Thonet zu Lomnicza eine Dampfsäge aufgestellt haben, in der hauptsächlich Buchenholz verarbeitet wird. Im benachbarten Alsó-Veßtenicz arbeitet eine Fabrik Sonnen- und Regenschirmstiele für den Export. Die ausgedehnten Bergweiden und das viele Waldgethier (Rehe, Hirsche, Wildschweine,

Bären) werden mit Nutzen verwerthet. Das Rudnóergebirge enthält bei Szucsán schwarzen und farbig geäderten Marmor, der auch nach Budapest und Wien geht. In diesem Gebirge entspringen an der Grenze von Trentschin die Belanka-Bäche, sie vereinigen sich bei Valaßka-Béla, einer in der Länge von 17 und der Breite von 8 Kilometer verstreuten Rodungsgemeinde, der größten Waldeignerin unter den Gemeinden, die aber kein Ackerland besitzt, weshalb ein großer Theil der 3.000 Köpfe starken Bevölkerung im In- und Auslande mit Glas hausirt.

Der zwischen den Orten Rudnó und Veßtenicz gelegene Theil des Belankathales beschäftigt sich mit der Obstzucht; Pflaumen, Birnen und Äpfel gedeihen hier am reichlichsten. Den Verkauf des Obstes in die Fremde besorgen hauptsächlich die Bewohner von Veßtenicz. Auch eine staatliche Baumschule ist hier vorhanden. Das Thal bietet noch ein weiteres Interesse durch die darin enthaltenen urzeitlichen Grabhügel und Urnenfelder, sowie die Ausgrabung eines vollständigen Mastodon-Skeletes; ferner steht bei Divék eine Kirche, die nach der Überlieferung das erste christliche Gotteshaus der Gegend war; ihre ganz erhaltene Seitenthüre gehört dem XIV. Jahrhundert an.

Zwischen dem Bélabach und dem Neutrafluß liegt, bis Szkacsán hin, das mit Eichen und Buchen bestandene Gebirge Kis-Magura, und auf einem seiner Felsen von Süßwasserkalk steht die Burg Bajmócz (Bojnic). Gegründet ist sie wahrscheinlich durch Matthäus Csák; Karl I. gab sie dem Palatin Gileth; spätere Besitzer waren Ladislaus von Oppeln und Leustach von Ilosva. Die Hussiten eroberten sie, allein Matthias I. nahm sie ihnen wieder ab und sie kam alsbald an Onofrius de Nifor, Grafen von Bajmócz. Dieser stiftete die daselbst noch jetzt bestehende reiche Propstei, wobei er den Burgherren das Recht der Ernennung vorbehielt. Eine prachtvoll gearbeitete gothische Monstranz von 1·22 Meter Höhe, in der Kirche zu Bajmócz, ist sein Geschenk. Nach dem Aussterben seiner Familie kam die Burg an Johann Corvin, dann an Johann Zápolya. Ferdinand I. gab sie dem Alexius Thurzó, bei dessen Hause sie bis zum Erlöschen desselben verblieb; dann gab sie Ferdinand II., nachdem sie von Türken und Aufständischen wiederholt belagert worden, dem Hause Pálffy. Die Burg besteht aus einer alten und einer neuen Burg; jene bildet ein unregelmäßiges Vieleck und in ihrem inneren Hofe erhebt sich in fünf Geschoßen der jüngere Bau. Im äußeren Hofe steht die berühmte alte Linde, in deren Schatten Franz Rákóczi II. Versammlungen hielt. Der jetzige Besitzer, Graf Johann Pálffy, hat die Burg wieder herstellen lassen. Ihre vergoldeten Kuppeln und schlanken Thürme erregen schon von Ferne die Aufmerksamkeit des Reisenden. Die Burg enthält unschätzbare Sammlungen, die sie zu einem wahren Museum machen. Hier sieht man Johann Capistrans rothes Banner mit dem Landeswappen und dem Kreuz, das gleichzeitige Bildniß Ludwigs II., viele werthvolle Gemälde, Möbel und sonstige Kostbarkeiten.



Hölzerner Altar in der Kapelle zu Freistadtl.

An der Südseite der Burg entspringen in tiefem Thalkessel warme, alaun- und schwefelhältige Quellen von vorzüglicher Wirkung, doch meist nur von dem umwohnenden Volke benützt; das alte Bad wird jetzt neu eingerichtet, was ohne Zweifel den Zuspruch erhöhen wird.

Nördlich vom Maguragebirge ragt das Bergmassiv von Facskó empor, Dolomit aus der Trias- und Kreideperiode, mit dem gewaltigen, kahlen Orrkö (= Nasenstein) an der Comitatsgrenze, wo eine Straße ins Thal von Rajecz führt. Seitwärts dieses Weges

entspringt die Neutra, in Gestalt dreier kleiner Quellen in der Flanke des Hubergs. An zwei Seiten dieser Bergmasse wurde ehemals Bergbau und Goldwäscherei betrieben. Westlich, in der Gemarkung von Csávoj, steht der alte Schacht noch jetzt offen, allein das Volk lebt nur noch vom Hausiren mit Holz- und Kurzwaaren und anderem Kleinzeug. Um die Gegend in ihrer Handfertigkeit für Holzarbeiten zu fördern, hat der oberungarische Culturverein in der Ortschaft Chvojnicza eine Schnitzschule errichtet. Östlich, an den Ufern der Bäche Chvojnicza und Czach erinnern ein ungeheures Steinfeld, eine lange Flucht von Kieswürfen und die Wasserleitung noch jetzt an die einstmalige Goldwäscherei. Es waren deutsche Ansiedler aus den Bergstädten, die hier der Goldgewinnung oblagen, und ihre Nachkommen, „Handerburcz“ genannt, wohnen noch jetzt neben einander in sieben Gemeinden, den sogenannten „Haj“, deren etliche schon hoch zwischen den Verästlungen der Großen Fátra liegen. So Handlova, dessen Bevölkerung in großen, von Berg zu Thal erbauten, meist ein- bis zweistöckigen Steinhäusern wohnen, sich trefflich auf die Fabrikation von Schindeln, Gewehrkolben und Sattelhölzern verstehen, aber auch wegen der Dürftigkeit des heimischen Bodens nach südlicheren Gegenden ziehen, um Feldarbeit zu suchen. Das Interessanteste in der Ortschaft ist die römisch-katholische Kirche, deren Thurm mit einem Erker geschmückt ist. In der Gemarkung von Handlova gibt es reiche, dem Oligocän angehörige Steinkohlenlager von guter Qualität, die aber bisher nur flau ausgenützt werden. Südwestlich von Handlova, auf einem Gipfel des wildromantischen Ptacsnik-Massivs, steht über dem Thale von Novák die blitzerschütterte Burg Kesselökö, das Stammnest der Majthényi. Im oberen engen Thal der Neutra liegt längs der Landstraße Gajdel, die Häuser sämmtlich von Obstgärten umgeben. Seine berühmten Pflaumen gehen gedörrt in die Ferne; eine besondere, zum Dörren vortrefflich geeignete Gattung heißt sogar „Gajdlanki“ (Gajdeler Pflaumen); kürzlich ist ein französisches Darrhaus erbaut worden. Weiter im Süden, wo das Thal sich entfaltet, steht auf dessen flacher Sohle Deutsch-Proben (Német-Próna), die erste der dortigen Colonien, auch deren Hauptort in geistiger und materieller Hinsicht, die reichste Ortschaft des Bezirks, mit umfangreichem Marktplatz, Wasserleitung, und schöner alter Kirche. Die Häuser sind fast alle stockhoch; der Oberstock dient als Schlafraum. Die Einwohner sind seit alten Zeiten Tuchhändler; 1883 gründeten sie eine Actiengesellschaft und verfertigen nun in gemeinsamer Fabrik Loden-, Filz- und mittelfeine Tuche, sowie diagonal und streifig gewebte Stoffe, die meist auf Märkten verkauft werden.

Bajmócz gegenüber finden wir Privigye. Seine Bewohner waren stets eifrige Gewerbsleute und bauten nebst Wein auch Safran, den sie als Safranhändler verkauften. Seine Tuchweber bildeten 1883 eine Actiengesellschaft und verfertigen auch Militärdecken für das Ärar. Auch eine Garnfabrik ist vorhanden. Erwähnenswerth sind ferner ein





Lipótvár — Das Thor von Lipótvár — Hauptplatz in Freistadtl.

ungarischer Leseclub, ein Feuerwehrverein und ein vierclassiges Gymnasium von Piaristen, die durch die Gemalin des Grafen Paul Pálffy an Stelle der Jesuiten hier angesiedelt wurden. Ihr großes zweistöckiges Haus ist 1676 erbaut; ihre schöne, freskengeschmückte Kirche wurde durch den Piaristen-Baumeister Johann Boyad vollendet, zeigt aber jetzt infolge von Erdbeben starke Sprünge. Privigye ist Bezirkssitz für die nordöstlichen Theile. Dieser Bezirk unterscheidet sich in wirthschaftlicher Hinsicht von den südlicheren Theilen des Comitats. Oft schneit es da schon im September und der Schnee kann bis zum Mai liegen bleiben; die Temperatur steigt im Sommer nicht selten auf 30 Grad Réaumur, im Winter sinkt sie bis 18 Grad Réaumur. Auch in den breiteren Thälern sind Wetterumschläge häufig; der Boden ist mager, an Wildwässern reich, kiesig, daher die Landwirthschaft so wenig lohnend, daß der Bauer oft nicht einmal sein Saatkorn zurückgewinnt; vollends kann kein Jahr so ergiebig sein, daß der Bedarf der Bevölkerung gedeckt wäre. Nur in der Gegend des Mergelthons, bei Divék und an beiden

Ufern der Neutra, ist die Landwirthschaft nutzbringender und systematischer zu betreiben; hier gedeihen Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Kleearten, am reichlichsten aber Kartoffeln und Futterrüben. Mehr als fünf- bis sechsfaches Korn gibt jedoch keine Art Getreide; Vieh und Pferde sind klein und struppig. Diesen wirthschaftlichen Verhältnissen entspricht auch der Vermögensstand; elf Gemeinden haben weder beweglichen, noch unbeweglichen Besitz. Daher geht ein großer Theil des Volkes, um das Leben zu fristen, hausiren, oder wandert mit Beginn des Frühlings aus, um sich in Arbeit zu verdingen und erst im November heimzukehren; die daheim gebliebenen Alten und Kinder sorgen für die auf dem Felde wachsende Nahrung. Diese besteht hauptsächlich aus Kartoffeln, Kraut und Hülsenfrüchten. Die Eisenbahn verbindet diese Gegend über Neutra bei Tót-Megyer mit dem Verkehr der Budapest-Wiener Hauptlinie.

Im südlicheren Gelände der Neutra streicht links das granitige Gebirge des Tribecs und Zobor entlang. Der erstere ist mit dichtem Buchen- und Eichenwald bedeckt. Bei Kolos liefert er Kalkstein und dunkelfarbigen Marmor, der auch in Wien bei dem Bau des Rathhauses und der Universität in großer Menge verwendet wurde; bei den Budapester Bauten findet er gleichfalls Absatz. Am Nordabhang des Krencser Berges steht die Kirche der Gemeinde Szádok, eine der ältesten im Comitat; in ihrem Schiffe fällt der Grabstein der Familie Bacskady auf, unter dem sich eine große Gruft befindet. Im südöstlichen Theile des Gebirges, bei Kolon, ruht im Schooße dichter Waldung vorzüglicher Kalkstein, aus dem die Einwohner von Kolon jährlich an die 10.000 Metercentner Kalk brennen. Im Mittelglied des Gebirges steht an der Comitatsgrenze der waldige Kegel des 829 Meter hohen Tribecs; der alte Steinwall um seine Leibesmitte ist der Rest eines Hussitenlagers. Südlich vom Thale Klein-Bethlehem erscheint der Hangyásberg und an seinem Abhange die Ruine der Burg Appony. Diese Burg ist seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts Stammsitz der Apponyi. An ihrem Fuße liegen die beiden Gemeinden Appony, deren eine das in weitläufigem und schönem Park gelegene Schloß des Grafen Ludwig Apponyi aufzuweisen hat; hier befindet sich eine durch Graf Anton Apponyi gegründete Bibliothek, die ursprünglich 40.000 Bände zählte, seither aber um die Hälfte verringert ist, da zahlreiche werthvolle Unica, Incunabeln, Autogramme u. s. w. nach England gingen; indeß ist auch die noch bestehende Sammlung musterhaft geordnet und enthält viele Werke von Werth.

Im Winkel des zwischen Nagy-Szikla, Dizse und Mocsár eingesenkten Thales liegt das schon 1173 erwähnte Elefánt, wo 1353 zu Ehren des heiligen Johannes eine Kirche erbaut und den Paulinern überwiesen wurde. Später stiftete die Familie Elefánti als Grundbesitzerin für diesen ungarischen Orden auch ein Kloster, dessen Güter zu einer ganzen Domäne anwuchsen. Nach Aufhebung des Ordens ging diese an den Religions-



Burg Bajmócz und die uralte Linde daselbst.

und Studienfonds über, wurde dann aber verkauft und wechselte mehrmals den Herrn. Jetzt gehört sie dem Baron Leopold von Edelsheim-Gyulay, der das einstige Kloster als stattlichen Herrensitz erneuern ließ. Unter den 60 Sälen des ausgedehnten Palastes erregt das meiste Interesse die mit dem Gebäude verbundene ehemalige Kapelle

der Pauliner; ihr Schiff ist jetzt in eine Treppenhalle, das der Höhe nach entzwei getheilte Chor aber in einen Speisesaal verwandelt. Das Gewölbe der Treppenhalle wie des Speisesaales ist mit wohl erhaltenen Fresken aus dem vorigen Jahrhundert geschmückt, die mit dem Namen des geachteten niederösterreichischen Malers Johann Bergl bezeichnet sind.

Am Ostabhang des Blißkaberges, auf dem letzten Gipfel des Tribecs, steht Burg Ghymes. Sie ist durch Andreas Ivánka gegründet, den Lebensretter Bélas IV. in der Mohischlacht; der Landstrich Ghym war sein Lohn. Dieser Ivánka ist Ahnherr der gräflichen Familie Forgách, die noch jetzt Burg und Herrschaft inne hat. Hussiten, Türken, Insurgenten haben sie oft belagert, ja verwüstet, doch immer wieder erstand die Burg und blieb bis in unserne Zeit bewohnbar. Graf Paul Forgách, Bischof von Rosenau, baute in ihr eine hübsche Kapelle, unter der sich die Gruft der alten Forgách befindet. Gegenwärtig blicken nur noch morsche Mauern auf den unten hingebreiteten Kastanienwald nieder. Die einst in der Burg befindlichen Schränke, Stühle und Tische, zum Theil Erzeugnisse der einheimischen Industrie im XV. Jahrhundert, gelangten in das (1720 erbaute) Schloß zu Ghymes-Dorf. Dieses enthält auch die Bildergalerie der Familie und viele andere interessante Gemälde, zum Theil von berühmten Künstlern des Auslandes. Eine reiche Geweihsammlung ist ein weiterer Schmuck der Säle. Im Jagdrevier am Piliskeberg wird als seltene Merkwürdigkeit auch der Muflon gehegt, von dem der jetzige Besitzer, der berühmte Weidmann Graf Karl Forgách, im Jahre 1868 neun Stück in ein eigenes Gehege setzen ließ, um ihn vielleicht heimisch zu machen. Als im Jahre 1883 die Zäune niedergerissen wurden, waren bereits 150 Muflons vorhanden und jetzt kommen sie schon zu Hunderten in den Wäldern von Elefánt, Appony, Kovarcz, Szolcsány, Velcsicz und Zlatnó vor.

Das Zoborgebirge hat einen kahlen Grat, sein Fuß aber ist dicht begrünt und die Südabhänge umkränzt die Rebe. Unter seinen Gipfeln fällt in der Gratrichtung der Zsibricza auf, mit einem sieben Meter breiten Graben und Wall, worin Bruchstücke von urzeitlichen Gefäßen und Steingeräthen gefunden wurden; dieses Schanzwerk wird für das einstige Lager der römischen legio fulminatrix gehalten. Nördlich von Neutra erhebt sich mit zwei kahlen Gipfeln der malerische Berg Zobor, dessen Mitte und Fuß von Weingärten bedeckt ist; durch seine Lage schützt er die Stadt und ihren Umkreis gegen Nordwinde. Sein Wald war vor dem Einzug der Magyaren von Einsiedlern bewohnt; unter diesen hätte nach der Überlieferung Svatopluk sein Dasein beschlossen. Am Südabhang des Berges wurde unterhalb des Gipfels ein Kloster für die Benediktiner erbaut. Der Name des Berges erinnert der Überlieferung nach an Svatopluks Feldherrn Zobor, den die magyarischen Eroberer auf dieser Bergkuppe hingerichtet haben sollen. Nach anderer Meinung wäre in dem Namen dieses hohen und steilen Gipfels das slovakische

Wort „Obor" (Riese) oder „Bór" (Tanne) zu suchen. Das erwähnte Benediktinerkloster ging zur Zeit Matthias' I. ein und wurde später verwüstet. Ein hübsches, schattiges Thal führt von ihm zu der Höhle, in deren kleinem, noch wohlerhaltenem, kapellenförmigem Raume der Einsiedler Zoërard sein Leben beschloß. Am Westabhang steht ein durch Bischof Jaklin Elefánti erbautes Camaldulenserkloster, dessen noch bewohnbare Theile durch Neutraer Bürger gepachtet und in ein Gasthaus umgestaltet sind. Denn der Zoborberg ist, dank seiner frischen Luft, seinem ausgezeichneten Wasser und den vielen hübschen Landhäusern



Hauptplatz zu Handlova.

der beliebteste Ausflugsort der Neutraer, und um ihn noch angenehmer auszustatten, besteht sogar ein „Zobor-Komlóvölgyer Verschönerungsverein".

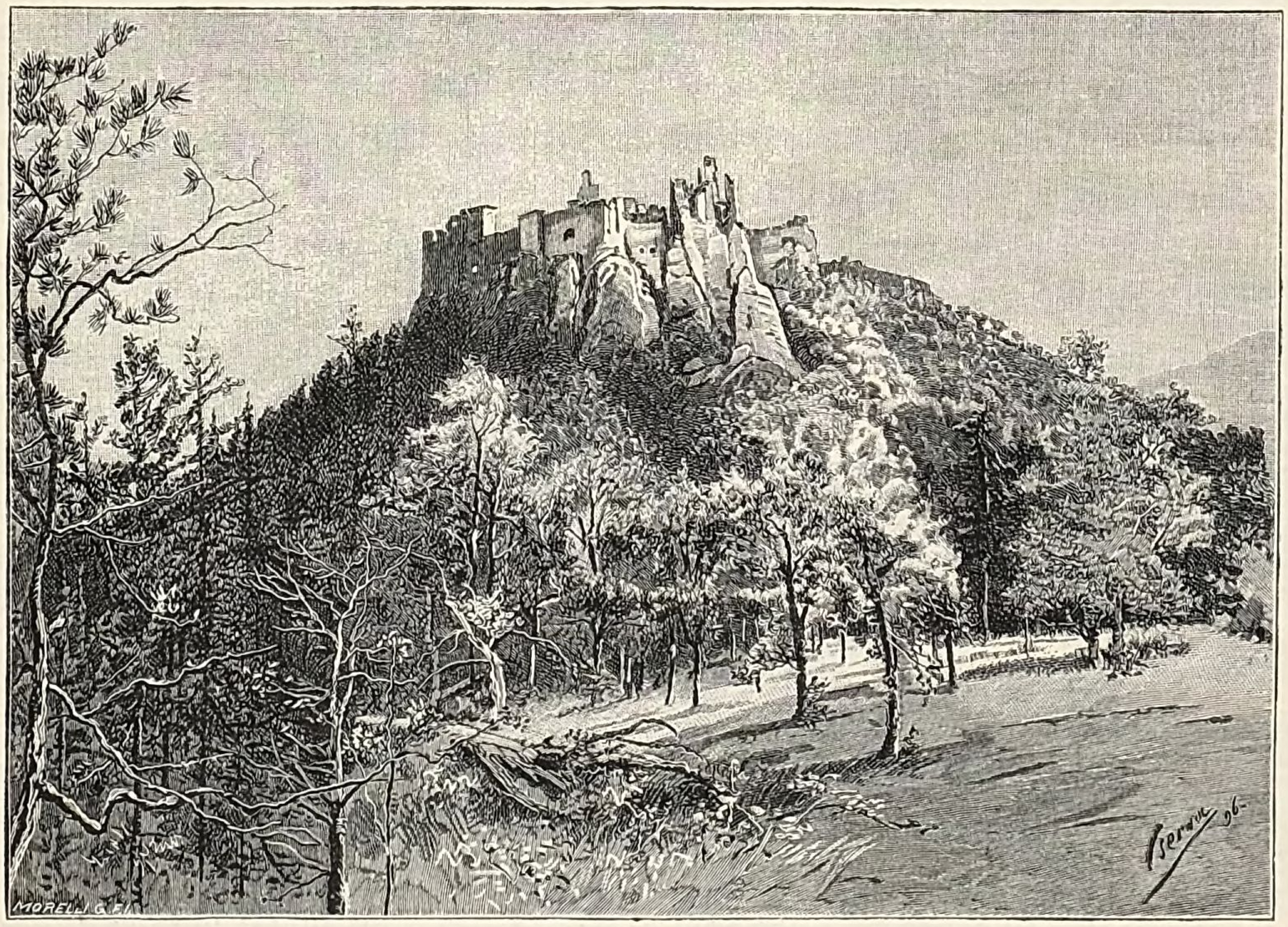
Südöstlich vom Berge, bei der Stadt Neutra, befindet sich seit den Manövern von 1887, wo auch der König daselbst residirte, das Zeltlager oder Barakenlager, das einer kleinen Stadt ähnlich, vor Erbauung der Kaserne den Honvéds als ständige Unterkunft diente und in erster Reihe dem Bischof Roskoványi und dem Kapitel seine Entstehung verdankt. Auf der steilen Felsenstirne des Zobor wurde kürzlich eines der sieben Denkmäler aufgestellt, durch die der Staat die tausendste Jahreswende der Landnahme verewigt hat; er stellt sich als gewaltiger, weithin sichtbarer Obelisk dar.

Das Hügelland zwischen Emöke und Alsó-Szöllös ist der letzte Ausläufer der Großen Fátra, die vom Neutra-Flusse ihrer ganzen Länge nach begleitet wird. Bei Privigye tritt die Neutra schon in ein weites Thal, und bei dem als Schwefelbad bekannten Bélicz beginnt ihr beruhigter Unterlauf. Ihr trübes Wasser treibt hier Mühlen und nährt besonders Karpfen und Welse; für die Flößerei ist es zu seicht. Tritt es während der Heumahd aus, so richtet sein Schlamm im Heu oft großen Schaden an; andere Verheerungen fallen ihm nicht zur Last, die Anrainer freuen sich im Gegentheil der im Frühjahr und Herbst eintretenden Überfluthungen, deren Schlamm ihren Feldern ein ebenso befruchtender Dünger wird, wie der des Nil für Egypten. Das mit Recht als reich und fruchtbar gepriesene Thal wird von der Neutra in ihrem nordsüdlichen Laufe fast genau in der Mitte durchschnitten; da ist denn jeder Winkel und Zipfel unter Cultur und der Verkehr wird durch die bis Privigye ausgebaute Eisenbahn belebt. Wer vom Darázser Erdrücken, oder von Schloß Koros, oder von der Neutraer Burg aus das 90 Kilometer lange und bei Bélicz vier, in seiner weitesten Ausbuchtung aber 25 Kilometer breite Thal bis nach Komját hinab überblickt, gewinnt das Bild eines gewaltigen Complexes von Anpflanzungen, dessen erhöhter Außenrand mit Gipfeln und Burgruinen besetzt ist, während im Binnengebiete sich aus wogendem Saatgefilde Schloß auf Schloß und Ortschaft nach Ortschaft hebt. Die erwähnenswertheren Gemeinden sind:

Bossány an der Neutra, alter Stammsitz der Familie Bossányi; die beiden noch bestehenden Flügel des einst ausgedehnten Schlosses gehören jetzt der Firma „Schmitt's Erben", die im Orte eine bedeutende Lederfabrik besitzt. Diese Fabrik liefert der Armee Backantschen, Husarenstiefel, Tornister und Sattelausrüstungen; sie verarbeitet jährlich 20.000 Stück Rindshäute und ihre Maschinen-Treibriemen sind eine Specialität. Südlicher folgt Nagy-Tapolcsány, vor Einführung der Eisenbahn ein Hauptort für den Handel der nördlichen Nachbarcomitate, wo besonders die Getreidemärkte Wichtigkeit hatten. Die berühmte Gerste des Neutrathals wird zum großen Theil noch jetzt von Tapolcsányer Händlern zusammengekauft. Seit 1854 ist Tapolcsány ein besuchter Wallfahrtsort. Im benachbarten Tavarnok, einst Niederlassung königlicher Tavernici, steht in großartigem Park das herrliche Schloß des Barons August Stummer; seine Zuckerfabrik verarbeitet den Rübenertrag (40.000 Metercentner) der Umgegend zu Rohzucker; er besitzt übrigens auch eine Zuckerraffinerie.

Der schönste und wichtigste Ort des Neutrathals ist aber Neutra, der Comitatssitz, eine Stadt mit geordnetem Magistrat und zugleich Sitz des Bisthums. Letzteres wurde noch von König Ladislaus dem Heiligen gegründet. Das bischöfliche Schloß liegt, nebst mehreren Kapitelgebäuden, auf felsiger Höhe am Saume der Stadt. Schon vor dem Einzug der Magyaren bestand hier eine Veste, als Schutzwerk der mährischen Slaven.

Von den Magyaren erobert, wurde sie eine Grenzveste von besonderer Wichtigkeit. Hier wurde, nach der Überlieferung, Prinz Vazul (Basilius) gefangen gehalten. Zu Füßen der Burg entstand alsbald eine Ortschaft. Als Béla IV. vor den Tataren floh, kam er hier durch und brach mit einer Bedeckung von Neutraern nach Mähren auf; dafür machte er Neutra im Jahre 1248 zur Freistadt, mit dem Rechte des freien Handels, communaler Selbstverwaltung und Steuerfreiheit, nach dem Muster anderer Städte. Ladislaus IV. gab Neutra im Jahre 1288 dem Bischof; damit hatte die städtische Freiheit ein Ende und



Burg Ghymes.

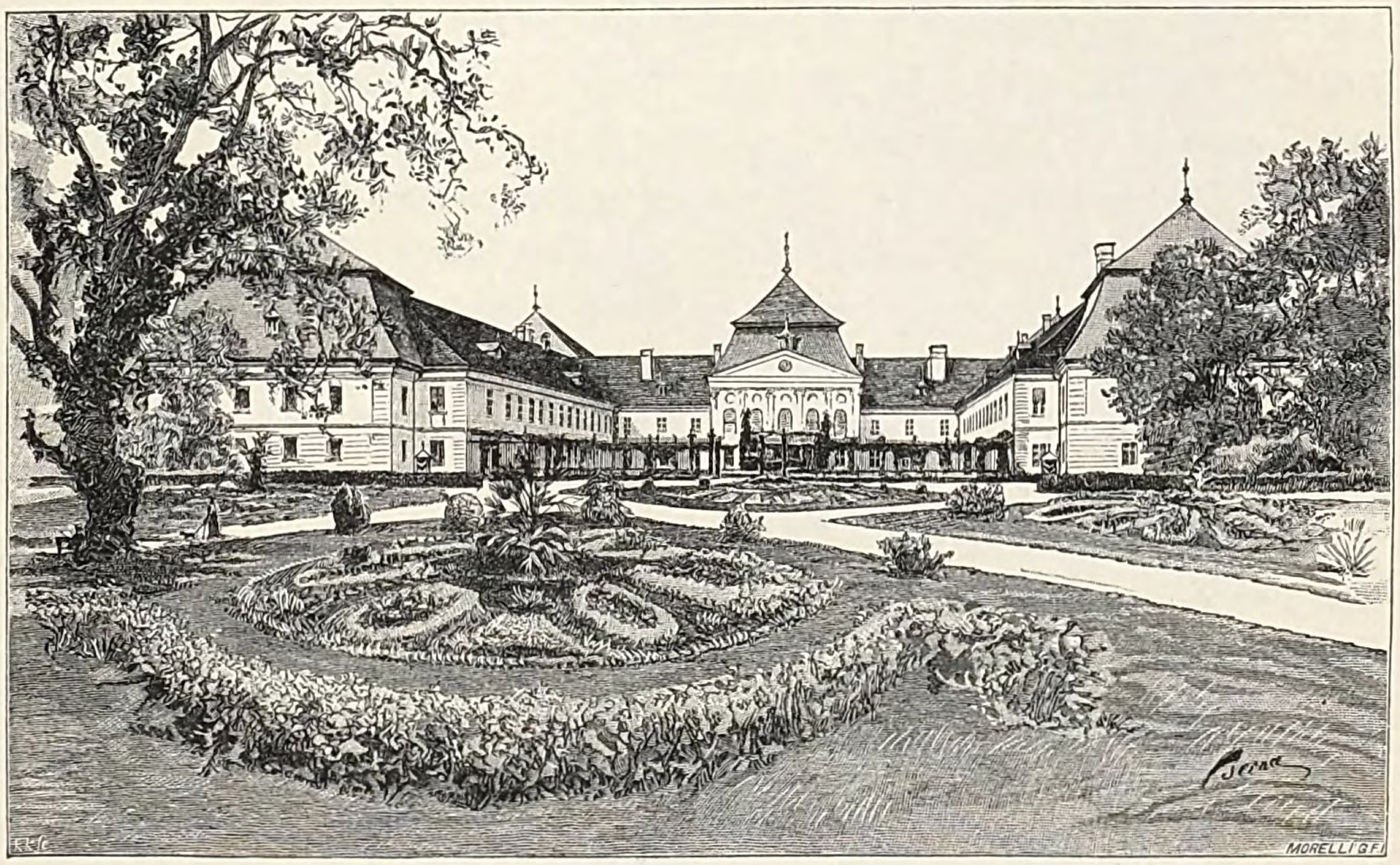
noch im vorigen Jahrhundert processirte die Stadt mit dem Bischof vergeblich wegen ihres Rechtes der Steuerfreiheit und Autonomie. Ihre Lage wurde durch oftmalige Verheerung noch schlimmer. Matthäus Csák überfiel den Bischof, nahm die Burg und steckte die Stadt in Brand. Zu den Parteikämpfen unter Sigismund kam noch der Angriff der Hussiten, welche Neutra besetzten; König Matthias I. nahm es ihnen endlich wieder ab, und erwarb es später auch vom Polen Kasimir zurück, dem es durch Johann Vitéz, Erzbischof von Gran, den einstigen Inhaber des Neutraer Bisthums, überliefert worden. Matthias bestätigte auch die Freiheiten der Stadt und stellte an die Spitze des Comitats Kinizsy, der hier auch ein Haus erwarb. Schon Karl I. hatte die Erbobergespanswürde des

Comitats dem Bischof verliehen, doch blieb diese Würde auch nachher von Weltlichen bekleidet, so daß die Bischöfe der Stadt erst unter Wladislaus II. Obergespane wurden; von da an aber hatten sie dieses Amt bis zu Gußtényis Tode inne, der im Jahre 1766 Bischof von Neutra wurde. Eine Zeitlang hielten auch die Truppen Bocskays und Bethlens die Stadt besetzt und im Jahre 1663, nach dem Falle Neuhäusels, fiel sie sammt der Burg durch Verrath in die Hände einer türkischen Truppe von 6000 Mann. Der Bischof flüchtete vor den Türken, die ein Jahr lang in der Stadt blieben und an der Bürgerschaft große Grausamkeiten verübten. Das Befreiungsheer unter Souches wurde also freudig begrüßt, und unter tapferer Mitwirkung der Bürgerschaft gelang es ihm im Frühjahr 1664 den Feind aus der Stadt zu werfen. Das „Türkenthor" an der Neutra erinnerte dann noch lange an diese Besetzung. Im Jahre 1705 nahmen die Truppen Franz Rákóczis II. die Stadt und behaupteten sie bis zum Ende des Krieges; hier empfieng Rákóczy seine Gemahlin, die als Friedenswerberin an ihn entsendet war.

Diese vielen Schicksalsschläge trafen am herbsten die alte magyarische Bevölkerung, die auch größtentheils zu Grunde ging. An ihrer Stelle ließen sich Slovaken, Deutsche, Raizen nieder. Nach und nach erstarkte jedoch das magyarische Element wieder, denn in den Alten, die übrig geblieben waren, lebte der patriotische Geist, und heute ist Neutra eine der magyarischesten Städte in den oberen Comitaten, der Brennpunkt magyarischer Interessen im Oberland. Der starke Verkehr, die schönen, theils gepflasterten, theils asphaltirten und mit Gas beleuchteten Straßen, das prächtige Stadthaus, das große Comitatshaus, das Theater, eine ganze Reihe schöner neuer Gebäude und die lebhaft andauernde Bauthätigkeit, das Alles stellt Neutra mit voran unter den hübscheren Provinzstädten Ungarns. Das geistige Leben der gebildeten Bürgerschaft entwickelt sich immer mehr; im Winter wirken die öffentlichen Vorträge anregend, literarische und philanthropische Vereine thun ein Gleiches, auch die durch Bischof Roskoványi gegründete und 1885 in einem eigenen zweistöckigen Gebäude untergebrachte öffentliche Bibliothek von 42.000 Bänden trägt dazu bei. Überdies ist Neutra Sitz des oberungarischen Culturvereins. Ein römisch-katholisches Obergymnasium und theologisches Institut, eine Bürgerschule und mehrere Klöster kommen hinzu. Die Fortschritte von Handel und Industrie bekunden sich durch eine große Dampfmühle, eine Malzfabrik und Bierbrauerei, eine Handels- und Creditanstalt. Neuestens hat das Comitat auch ein neues, gut eingerichtetes Krankenhaus erbaut. Überhaupt bildet die Stadt ein buntes Gemisch von Alt und Neu; neben 300- bis 400jährigen Häusern ragen stolze Neubauten empor. Unter den alten Bauwerken steht die Festung voran, und in ihr die Kathedralkirche. Diese besteht aus zwei Theilen. Der obere, größere bewahrt die Gebeine des Eremiten Zoërard, die einst in silbernem Sarge lagen. Matthäus Csák ließ diesen fortbringen und er gelangte erst nach

Csáks Tode hieher zurück, allein vor der Schlacht bei Mohács überließ ihn der bedrängte königliche Schatz mit päpstlicher Bewilligung dem Michael Podmaniczky für dessen Forderung von 10.000 Gulden. Das kleinere und tiefer gelegene Schiff der Kirche wurde nach der Überlieferung durch Königin Gisela gegründet; von hier führen mehrere Stufen in das höher gelegene Hauptschiff empor. Neben der Kirche steht die alterthümliche Bischofsresidenz und in der unteren Festung eine Reihe von Kapitelhäusern, hie und da auch ein Brocken alter Basteimauer.

Wenige Städte sind so anmuthig gelegen wie Neutra. Von Norden her steigt der Fuß des Zobor mit seinen Rebenpflanzungen, Gärten und Vergnügungsorten zu ihm



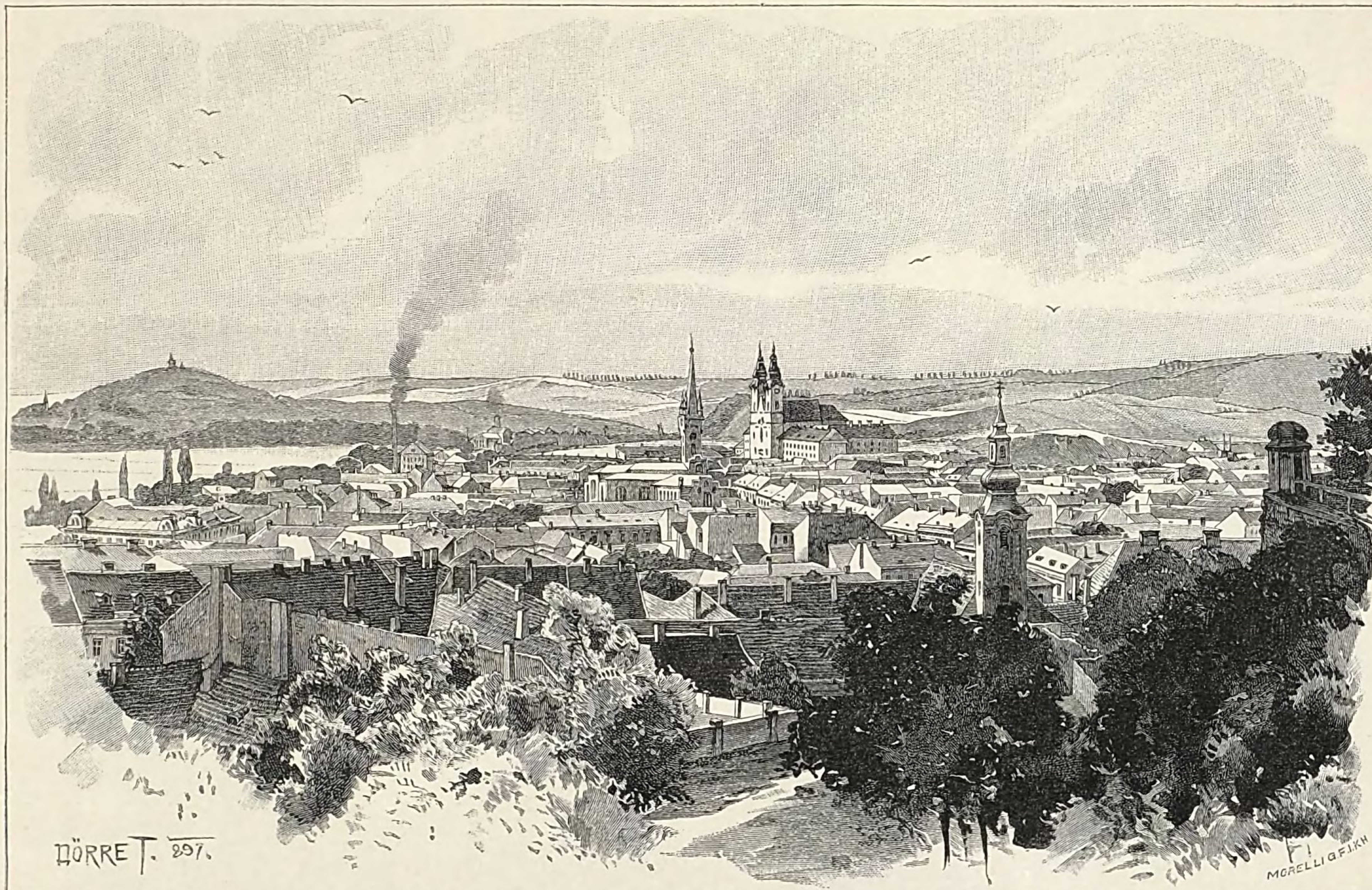
Das Schloß zu Tavarnok.

nieder; im Westen und Süden wechseln Hügel mit flachem Ackerlande; im Südosten thut sich Ebene auf, weit bis zur Donau hinab. In dieser Umgebung lagert die Stadt auf zwei Hügeln, an beiden Ufern der Neutra, eineinhalb Stunden im Umfange; es ist eine überraschend ähnliche Lage, wie sie Veßprim hat, besonders von Süden gesehen.

Unterhalb der Stadt wird das Thal immer breiter; die letzten Zweige der rechts und links mitziehenden großen und kleinen Fátra verflachen vollends hinter den Hügeln von Özdög und Alsó-Jattó, und es beginnt durch die Vereinigung des Waag- und des Neutrathals jene schier unabsehbare Ebene, die bei Neuhäusel bereits in das kleine ungarische Alföld übergeht. Im Sommer hausen da zahllose weiße und schwarze Störche, ganze

Schwärme von Kranichen, und zur Erntezeit sind die Stoppelfelder mit Scharen von Wandervögeln bedeckt; das verleiht der schönen Ebene ganz den Charakter des Alföld. Mitten hindurch fließt die Waag, in vielen Windungen, mit geräumigem Überflutungsgebiet und schwachem Gefäll. Ihr Bett wird an 150 Klafter breit, ihre Wassermenge beträgt bei dem geringsten Wasserstande 2.200 Quadratklafter die Secunde, ihre Tiefe (fünf Fuß) genügt, um selbst Schiffe bis Farkasd hinaufgelangen zu lassen. Allein schon bei mittlerem Wasserstande füllt sich ihr Bett bis an den Rand, der höchste Stand aber erreicht ein bis zwölf Fuß über dem Ufersaum; und da in der Gegend der Waagmündung auch der Fall und Wasserstand der Donau den der Waag übertrifft, so wirkt die Fluth der Donau bis nach Farkasd zurück, und bei dem höchsten Wasserstand der Donau würde das Waagbett Wasser haben, auch wenn die Waag selbst und ihre Nebenflüsse keinen Tropfen beizutragen hätten. Diese Hochwasser rufen in der Gegend die zahlreichen Wildwasser, Sümpfe und Tümpel hervor; ihretwegen hört die Bevölkerung immer mit Schrecken, daß das Wasser zu steigen beginnt, denn da es gegen die Neutra hin keine Wasserscheide gibt, können die Fluten beider Flüsse sich leicht vereinigen und förmlich ein kleines Meer bilden. Und dieses Übel ist umso schlimmer, je größer die landwirthschaftliche Wichtigkeit des Bodens, der aus vorzüglichem Thon und schwarzem Humus besteht und den reichsten Ertrag an Getreide und Heu gewährt. Günstiger steht es um das Überflutungsgebiet der Flüsse Neutra und Zsitva; da nämlich die Neutra nur einen schwachen Fall und geringe Wassermengen hat, kann sie keine außergewöhnlichen Schäden verursachen, das gemeinsame Überschwemmungsgebiet aber liegt so hoch, daß es selbst für das höchste Hochwasser der Donau unerreichbar bleibt.

Die erste Gemeinde der wir im nördlichen Theile dieser Ebene begegnen, ist Vág-Sellye. Es erscheint schon zur Zeit Stefans des Heiligen unter dem Namen Sala; später verlieh Béla IV. die Brücken- und Überfuhrmauth des wichtigen Übersetzungspunktes den Prämonstratensern von Turócz. Nachmals fiel es den Jesuiten zu, die hier ein Gymnasium errichteten und ein Colleg erbauten, allein die Scharen der Türken und der Insurgenten zwangen sie 1615 sich nach Tyrnau zurückzuziehen. Jetzt gehört es der Budapester Universität. Eine Brücke und Eisenbahn führt über die Waag nach dem wichtigen Eisenbahn-Stapelplatz Tornócz. Ringsum steht die Landwirthschaft in hoher Blüte; ehemals freilich stand die Viehzucht voran. Der wasserreiche Boden begünstigte die Schweinezucht, und Szelöcze war einst der Hauptort der königlichen Schweinehirten. Auf den südlicher gelegenen herrlichen Wiesen weideten Gestüte, und die Puszta Akolmány bezeichnet noch heute den Ort, wo die königlichen Roßhirten ihre Ställe (akol) hatten. Später gelangte die Schafzucht zur Blüte. Jetzt aber ist diese Gegend der Hauptbezirk der Gemüsecultur im Neutraer Comitat. Sellye, Vecse, Hosszufalu, Tornócz, besonders aber

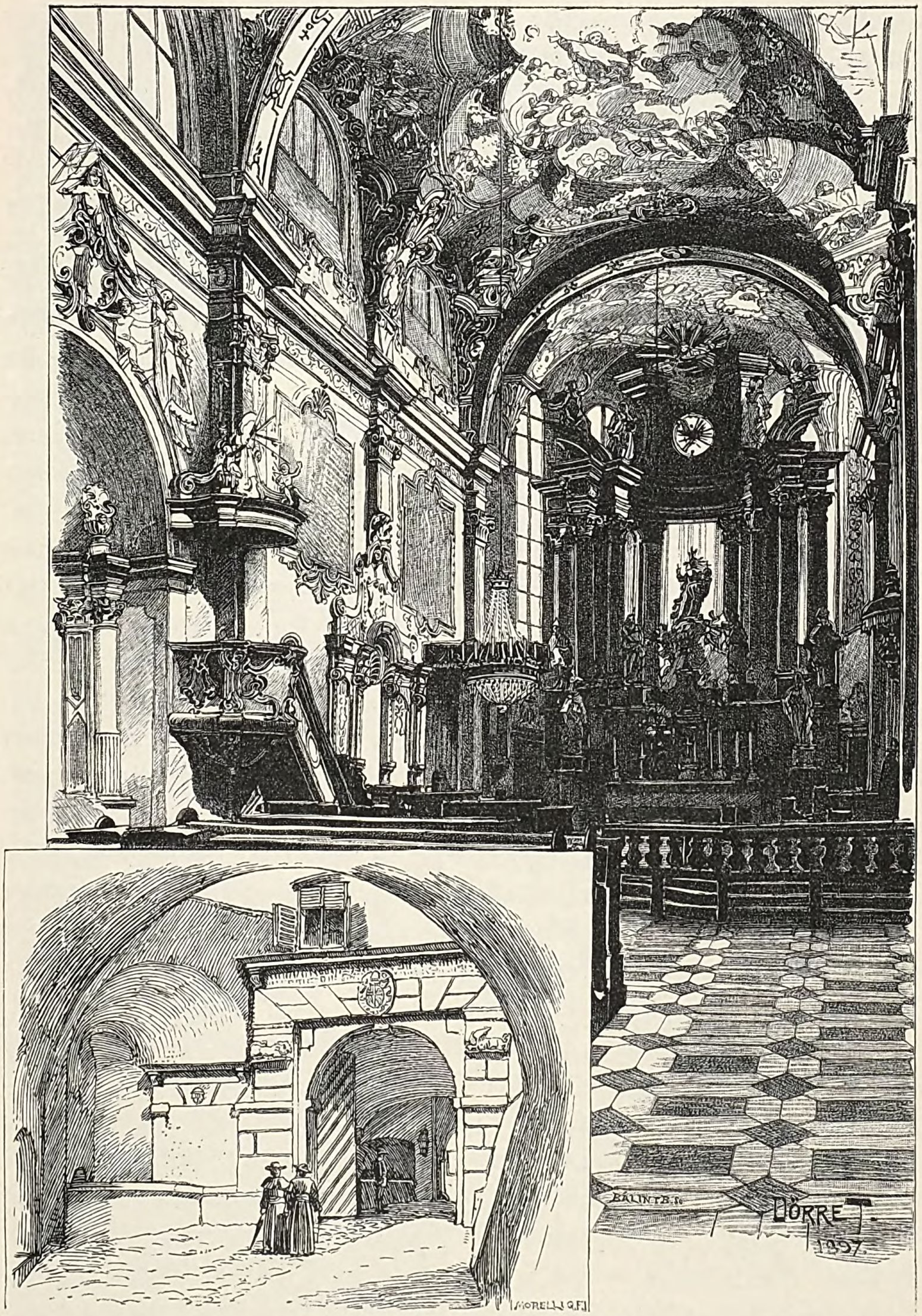


Die Stadt Neutra.

Farkasd und Negyed ziehen ausgezeichnetes Kraut, die beiden letzteren aber auch gelbe Rüben, Petersilie und Zwiebeln in solcher Menge, daß ihre Nachbarn sie „Zwiebelleute" nennen. Aus diesen Gründen ist der Boden hier werthvoll; für ein Joch Krautfeld bezahlt man bis zu 150 Gulden jährlich Pacht, denn der Pächter kann davon selbst bei mittlerem Ertrag nicht blos seine Familie erhalten, sondern noch etwas erübrigen.

Im Gelände der Neutra sind Komjáth und Nagy-Surány zu erwähnen. Jenes war einst Besitz der Hunt-Pázmán und später eines Zweiges dieses Geschlechts, nämlich der Familie Forgách. Zur Zeit der Türkenherrschaft diente es sammt Surány als Grenzveste der Gegend und war auch eine starke Burg des protestantischen Magyarenthums. Um 1600 wurden viele katholisch und verzogen großentheils nach der Gegend von Raab und Csány, die reformirte Kirche ging ganz zu Grunde, der damalige Besitzer von Komjáth ersetzte den Verlust durch Slovaken und die ganze Gemeinde slovakisirte sich. Grassalkovich ließ hier ein schönes Schloß erbauen, das noch besteht. Nagy-Surány war einst als königlicher Besitz ein Hauptort der Kumanen. Damals, und im XV. Jahrhundert wieder, blühte hier die Mühlenindustrie dermaßen auf, daß der Ort amtlich den Namen Malmos (Molnos) erhielt. Im Jahre 1835 wurde hier die erste Dampfmühle Ungarns errichtet. Jetzt ist Surány bedeutend durch seine Zuckerfabrik, die größte des Landes. Sie erzeugt jährlich aus 500.000 bis 600.000 Metercentnern Zuckerrüben 96.000 Metercentner Zucker und raffinirt auch das Rohproduct anderer Fabriken. Der größte Theil des Zuckers wird im Lande consumirt, doch findet er auch in Serbien, Rumänien und der Türkei starken Absatz. Die acht Kilometer lange Flügelbahn Surány-Megyer ist durch diese Fabrik angelegt.

Ziemlich in der Mitte der Neutraer Ebene liegt Tardoskedd, nach Neutra die größte Gemeinde des Comitats, mit 4.577 Einwohnern. Einstens Besitz des Klosters von Heiligenkreuz in Österreich, erhielt es daraufhin das Recht, Dienstagsmärkte abzuhalten; daher auch sein Name (Kedd = Dienstag). Südlich von hier liegt das gleichfalls alte Tót-Megyer mit fruchtbarem Gebiet, das Landwirthschaft und Viehzucht begünstigt. Es gehört seit dem vorigen Jahrhundert den Grafen Károlyi. Graf Ludwig begründete Mitte dieses Jahrhunderts eine Zucht von Merinoschafen, wie sie sich dazumal selten fand, nebst Gestüt und einer Musterwirthschaft, die alle Geräthe des damals herrschenden landwirthschaftlichen Systems einbürgerte und auch eine Spiritusbrennerei nach englischer Methode umfaßte. Daneben aber gab er seinen Hörigen auch Winterbeschäftigung, indem er sie zur Verfertigung der damals in England und Deutschland gebräuchlichen Holzartikel anleiten ließ; an der Handfertigkeit der Bevölkerung von Megyer erkennt man noch die Nachwirkung. Der jetzigen Musterwirthschaft schließen sich die Herde zu Lajoshalma, von rein ungarischer Race, und das Gestüt zu Keresztúr, welches zu landwirthschaftlichen Zwecken normännisches



Neutra: Das obere Schiff der bischöflichen Kathedrale und das innere Festungsthor.

und Norfolk-Halbblut züchtet, würdig an. Lebhaftes Interesse erregen auch die 90 Säle des gräflichen Schlosses, der sehr ausgedehnte Park und die Gärtnerei.

Fast an der Südgrenze des Comitats liegt Neuhäusel (Érsek-Ujvár), ehemals eine starke und wichtige Veste. Ursprünglich lag es nicht so nahe dem Neutra-Ufer, benützte aber das Wasser des Flusses für große Überflutungswerke und Gräben, auf denen die Stärke der Festung beruhte. Zehn Belagerungen hielt diese aus. Bocskay und Bethlen nahmen sie und als Bucquoi sie zurückerobern wollte, fiel er vor den Mauern. Die Türken gewannen sie 1663, nachdem die Besatzung sich gegen den Commandanten Adam Forgách empört hatte. Nach langem Kampfe wurde sie 1685 wiedererobert. 1703 fiel sie in die Hände Franz Rákóczis II., dem sie Heister erst 1709 wieder abnahm. 1724 wurde sie auf königlichen Befehl so gründlich geschleift, daß keine Spur von Festung mehr vorhanden ist; auf den ausgefüllten Gräben stehen jetzt Häuser. Neuhäusel ist eine Stadt mit geordnetem Magistrat und hat schöne gerade Straßen, sowie einen viereckigen Marktplatz. Die bedeutenderen Gebäude sind die Pázmány'sche Kirche, das Primatialpalais, das Franciscanerkloster und das Stadthaus, wo ein angeblicher Streitkolben Franz Rákóczis II. verwahrt wird. Dieser wurde einst bei Richterwahlen durch den Sprecher dem Rathe vorangetragen. Außerhalb der Stadt befindet sich in einem schönen Garten das allgemeine Krankenhaus, das größte im Comitat nach dem neuen Comitatsspital zu Neutra; es dankt seinen Ursprung öffentlichen Spenden, die den Sammeleifer des königlichen Rathes Franz Kapisztóry belohnten. Unter den Schulen steht das Untergymnasium voran. In älterer Zeit war hier das herrschende Element magyarisch, jetzt sind die Slovaken in Mehrheit. Neuhäusel war einst ein Getreidemarkt erster Classe und auch der Ruf seiner Vieh- und Pferdeherden ging durch das ganze Land; seither ist von diesem Rufe schon viel verloren gegangen, doch ist die Stadt noch immer einer der bedeutenderen Verkehrspunkte des Comitats. Umso wichtiger ist die Eisenbahnstation, wo ein großer Theil des Handelsverkehrs im Neutra-, Waag- und Donauthale zusammentrifft; für den Güterverkehr ist sie eine Station ersten Ranges.

Blickt man von Neuhäusel aus in die Runde, so thut sich ein gewaltiger Seegrund auf, in dessen nördlichem Theile die Thäler der Waag und Neutra zwei Buchten bilden. Auf diesem Seegrunde beruht die landwirthschaftliche Bedeutung des Neutraer Comitats; hier liegen die meisten und besten Äcker, Wiesen und Weiden dieses Theiles des Oberlandes beisammen; der thonige, humusreiche Boden der südlichen Ebene wetteifert an Fruchtbarkeit mit dem Flachland der unteren Donau. Im Ufergelände der Flüsse wachsen Futterkräuter in Fülle. Für Zuckerrübe ist das Neutraer Comitat das erste im Lande; der Zuckerrübenanbau bedeckt 14.409 Hektar und jeder Hektar liefert einen Ertrag von 189 Metercentnern, was einem Erlös von 175 Gulden entspricht. In den nördlichen Theilen des



Slovakische Wallfahrer in Nagy-Tapolcsány

Comitats sind Hafer und Gerste, in den mittleren Roggen, in den südlichen Weizen die herrschenden Halmfrüchte. Weizen steht an Menge voran und liefert sechs bis zehn Körner; Tardoskedd, Szenicz und die ungarischen Gemeinden sind besonders weizenberühmt. Dann folgt die Gerste, die in den Bierbrauereien und Malzfabriken des Auslandes als sogenannte „slovakische Gerste" starken Absatz findet und sogar bessere Preise erzielt als der Weizen. Auch die Hülsenfrüchte des Comitats sind vorzüglich. Die Kartoffel ist allgemein verbreitet. Endlich ist der Hanf von Búr zu erwähnen, der in Búr selbst zu Leinwand verwebt und dann durch die Einwohner hausirend im ganzen Lande verkauft wird.

Die Methoden des Ackerbaues sind verschieden. Im mittleren Waag- und Neutrathal arbeitet der Bauer mit drei- bis vierjähriger Brache; unter beständiger Cultur findet man den Boden größtentheils nur beim Großgrundbesitz, wo das Brachland meist die grüne Brache aufweist. Geackert wird sorgfältig und tief; man zieht mit Vorliebe breite Furchen, die Egge wird weniger angewendet. Der Slovake drischt, der Magyare läßt treten, auf den großen Herrschaften wird mit Maschinen gearbeitet. Der Zuzug von Schnittern, auf Antheil, erfolgt aus den oberen Gegenden, dem Trentschiner und Turóczer Comitat; der Antheil besteht bei Schnittern in $^1/_{10}$ bis $^1/_{12}$, bei Dreschern in $^1/_{12}$ des Korns. In manchen Gegenden bleibt die männliche Bevölkerung längere Zeit abwesend, was bei der Landwirthschaft, namentlich auf großen Herrschaften, einen Mangel an Arbeitskräften bedingt.

Von dem fruchtbaren Boden sind 210.508 Joch Waldgebiet, wovon 36 Procent Eichen, 52 Procent Buchen und andere Laubbäume, 11 Procent Nadelholz, und zwar im Allgemeinen jüngerer Wald. Die Eiche liebt meist die geringeren Höhen, die Buche die nördlichen Theile der kleinen Fátra, die Fichte das obere Neutrathal und die Miavagegend, wo sie im Bezirke Szenicz zur Bindung des Sandes dient. Auch Birke, Silberpappel, Esche, Ahorn, Erle, Espe und Weide sind sehr verbreitet. Die Nutzung der Wälder geschieht zumeist in Gestalt von Brennholzproduction, doch wird das Holz auch zu gewerblichen Zwecken verwendet; man verfertigt landwirthschaftliche Geräthe, Wagenkörbe, Wachholderöl und Wachholderbranntwein, Wagenschmiere und Pottasche; Eichenrinde und Eicheln gehen auch nach Österreich und Deutschland. Das Neutraer Waldgebiet ist auch wildreich; in manchem Jahre übersteigt der Werth des erlegten Wildes 80.000 Gulden.

Eine nennenswerthe Obstzucht kommt, außer im Bezirke von Privigye, kaum vor. Die Rebe gedeiht zwischen Waag-Neustadtl und Freistadtl, sowie im Hügelgelände rechts und links des Neutrathales ziemlich gut; die weißen Tischweine von Zabor, Czetény und Csornok sind geschätzt. Auch Obstwein wird in diesen Gegenden bereitet.

Die Viehzucht des Neutraer Comitats ist stärker als in den übrigen nördlichen Comitaten, da die vielen guten Wiesen und der üppige Graswuchs der die Flüsse begleitenden Hutweiden die Grundlage dazu bietet. In den gebirgigen nördlichen Theilen ist

zwar das Vieh klein und struppig, auch verkommt es in Folge der schlechten Winterfütterung und frühen Deckung; auf der Ebene jedoch und in den breiten Thälern weiden Viehherden, die denen des Alföld gleichkommen. Die Herrschaften Holics, Ürmény und Bucsány wenden große Sorgfalt an die Erzielung reiner Racen; in neuerer Zeit haben sie statt des bisher benützten holländischen Schlages den bunten Schweizer und Tiroler Schlag heimisch gemacht. An der Zsitva gibt es auch Büffel. Die Herrschaften Vittencz, Ürmény, Bucsány und Bodok treiben starke Pferdezucht, die letzten drei halten auch Rennställe und die Bodoker Herrschaft züchtet blos Pferde von reinem Schlage; trotzdem hat das Comitat weit weniger Pferde als Hornvieh aufzuweisen. Und dabei liebt auch dieses Volk das Pferd. Pferdezucht wird in Neuhäusel gewerbemäßig betrieben; gute ungarische Pferde erzielt die ungarische Bevölkerung von Farkasd, Negyed, Királyi, Hosszufalu und Megyer, dann Tardoskedd und Mocsonok; mit größerer Sorgfalt behandeln ihre Pferdezucht Vicsap-Apáti, Tornócz und Freistadtl. Auch die Qualität der Pferde im Marchthal gilt für gut. Die Schafzucht geht im Allgemeinen zurück; Herden kommen noch auf der Primatialherrschaft zu Neuhäusel, dann auf den Herrschaften zu Bucsány, Korlátkö, Bajmócz und Komját vor.

Auch durch seine Industrie ist das Neutraer Comitat hervorragend. Vor allem blüht die Zuckerfabrication mit drei Fabriken, die jährlich 1,537.000 Metercentner Zucker liefern. Dann ist die Mühlenindustrie bedeutend. Außer den Dampf- und Kunstmühlen zu Neutra, Alsó-Köröskény, Freistadtl, Szenicz, Surány und Neuhäusel gibt es 2.045 Wasser-, Trocken- und Windmühlen. Unter den häuslichen Gewerbezweigen sind die Hanfzurichtung und das Spinnen für den Hausgebrauch am verbreitetsten. Für die Stickereien, deren Charakter magyarisch ist, zeichnen die Frauen die Muster selbst und nähen sie mit Seide oder Wolle von verschiedener Farbe (weiß, roth, blau, gelb) aus. Diese Stickereien dienen meist zur Verzierung der Wäsche; besonders wird das Ärmelhemd (opleczko) an Brust, Rücken und Ärmeln reich verziert, aber auch der Gürtel, ja selbst der Kleiderrock, und bei dem Männerhemde Brusttheil und Ärmel. In der Gegend von Freistadtl und Pistyan sticken die Frauen auch auf Bestellung Vorhänge, Decken und Einsätze, die viel gekauft werden. Auch in den Bezirken Waag-Neustadtl, Pistyan und Sellye sind die Frauen der längs der Waag gelegenen Ortschaften fleißige Stickerinnen, desgleichen in einzelnen Gemeinden der Bezirke Privigye und Szenicz; diese genau und mit originellem Geschmack gearbeiteten Artikel fanden 1889 auf der Pariser Weltausstellung wohlverdiente Anerkennung. In einigen Gemeinden der Bezirke Waag-Neustadtl, Freistadtl, Sellye und Neutra befassen sich die Frauen auch mit Spitzenklöppelei. In den letzten Jahren hat sich eine „Commission zur Förderung des häuslichen Gewerbes" gebildet, die auch Ausstellungen von verschiedenen Arbeiten veranstaltet.

Der Förderung des Handels dienen 1.018 Kilometer vorzüglicher Chausséen, 209 Kilometer Eisenbahnen und 22 Geldinstitute. Der Getreidehandel ist in den Händen

einiger Kaufleute von Tapolcsány, Neuhäusel und Neutra vereinigt. Die Hauptplätze des Vieh- und Pferdehandels sind Neuhäusel, Neutra und Freistadtl, wo jährlich etwa 17.000 Stück Vieh zum Verkauf gelangen und viel auch auf die Märkte von Budapest, Preßburg und Wien getrieben wird; Holics und Szenicz sind gleichfalls zu den Hauptplätzen zu rechnen. Brezova und Deutsch-Proben (Német Próna) haben starken Leder- und Wollhandel; für die Wolle ist Groß-Tapolcsány der Hauptplatz. Als Ausfuhrartikel ist die Gerste wichtig. Starker Verkehr herrscht ferner in Branntwein und Wachholderöl; aus Botfalu und Waag-Neustadtl gehen davon ziemlich große Mengen nach Deutschland, Frankreich, England und Bosnien.

Das Neutraer Comitat hat auf einem Flächenraum von 5723·39 Quadratkilometer 396.559 Einwohner, so daß auf einen Quadratkilometer 78·82 Seelen kommen. Am dichtesten bewohnt sind der nordöstliche und nördliche Theil, also der, wo das Leben am schwierigsten ist. Dies treibt die Leute in die Fremde. Sie wandern zeitweilig zu Tausenden in ferne Länder, im Osten bis nach Rumänien; selbst nach Amerika gehen viele; ständig abwesend (in Budapest oder Österreich) sind acht Procent der Bevölkerung. Auch von den 440 Ortschaften der zwölf Bezirke, aus denen das Comitat besteht, fallen die meisten auf die drei oberen Bezirke. Im Waag- und Neutrathal liegen sie so dicht, daß man fast jede Viertelstunde eine trifft, während in den südlichen, flachen Theilen die Niederlassungen mehr aus umfangreichen Pußten und Meierhöfen bestehen. Im Bezirke von Sellye sitzt die Bevölkerung am dichtesten, zehn Gemeinden haben da 32.000 Seelen. Neben den drei Städten mit geordnetem Magistrat: Neutra, Skalitz und Neuhäusel, gibt es 37 Großgemeinden, alles Übrige sind Kleingemeinden.

Der Nationalität nach sind 72·82 Procent dieser Bevölkerung Slovaken, 17·52 Procent Magyaren, 9·05 Procent Deutsche. Die Magyaren sind gegenwärtig besonders am unteren Waaglaufe, im südlichen Theile der Waag- und Neutraebene verbreitet und greifen im Neutrathale empor, über die Stadt Neutra hinaus, dem Fuße der ostwärts niedergehenden Rebenhänge des Zoborgebirges entlang, wo das Volk von Pográny, Bodok, Geßte, Gerencsén, Csitár, Ghymes, Kolon, Zsére, Béd und Menyhe sich nach Körperbau, Tracht, Mundart, Sitte und Lebensweise merklich von den übrigen Magyaren des Neutraer Comitats unterscheidet. Ein gesundes, abgehärtetes Volk, das die Weingartenarbeit liebt und ausgezeichnete Soldaten gibt, auch Infanteristen, obgleich sein eigentliches Element der Reiterdienst ist, da es sozusagen zu Pferde und mit den Pferden aufwächst. In Tanz und Kurzweil hat es sich viele alte Sitten bewahrt. Für die benachbarten Berge hat es eigene Namen. Der Pilis ist ihm der Szent Király Hegye (Berg des heiligen Königs), der Zsibricza heißt bei ihm Ibricze, die übrigen aber Kőszikla (Felsen), Vaskapu (eisernes Thor), Zobor Mezeje (Zoborfeld), kleiner und großer Kurutnya,

Brisinye, Hosszuhegy (langer Berg), Hegygombja (Bergesknopf), Tekenyös (Mulde), Hegyessas (spitzer Adler), Harancsa, Hosszuparlag (langes Trieschfeld) u. s. w. Auch die Tracht ist eigenthümlich. Der Mann trägt Rock und Hose aus Blautuch. Der ledige Bursche trägt einen breitkrämpigen Hut mit purpurrothem Band, ein gewöhnliches Leinenhemd mit gestickten Ärmeln, einen blumig gestickten, mit rothem Tuch eingefaßten Loden-Dolmány, eine grünseidene Weste und eine befranste schwarzseidene Halsbinde; die dunkle Tuchhose ist mit reicher Verschnürung geziert; schwarze Stiefel mit Sporen und dem unfehlbaren Pfeifenstummel im Schafte vervollständigen die Kleidung. Das Mädchen trägt einen gefältelten Musselinrock, kornblumenblaue Schürze, ein flitterbesetztes, gefalbeltes Seidentüchlein in mehreren brillanten Farben, ein grünseidenes, mit rothen, silbernen und goldenen Rosen verziertes Leibchen (goldgeflecktes „Prußlik"), ein mit breiter Falbel besetztes Halbhemd aus Musselin und gelbe Stiefel; in den niederhängenden Zopf ist oben und unten ein Band geflochten. Ist sie Frau geworden, so setzt sie eine mit schwarzer Seide ausgenähte, mit Goldspitzen eingefaßte und überdies kraus bebänderte Haube auf, mit schneeweißem Schleier darüber her; den Hals schmückt eine Perlenschnur, die Füße stecken in zierlichen schwarzen Stiefeln, die Hand hält ein rothgestreiftes Tüchlein, und wenn sie zur Kirche geht, ein Gebetbuch. An vielen Orten ist das magyarische Element jetzt schon mit slovakischem und deutschem vermischt; ja selbst die Reihe der rein magyarischen Gemeinden ist hie und da durch eine slovakische unterbrochen, deren Name jedoch, sowie die Namen vieler Einwohner, beweist, daß der Ort einst ganz magyarisch war. Patta, Köpösd, Pußta-Kürth, Sempte, Komjáth, Botfalu waren noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts magyarisch.

Die deutsche Bevölkerung besteht aus den Handerburczen und Habanern, zu denen besonders im vorigen Jahrhundert noch Schwaben und Hannoveraner gekommen sind. Die unter Maria Theresia in Ürmény und Umgebung angesiedelten Schwaben sind schon sämmtlich mit der magyarischen oder slovakischen Bevölkerung verschmolzen. Die in einzelnen Gemeinden des Neutraer und Tapolcsányer Bezirkes ansässigen, ackerbautreibenden Hannoveraner sind an Zahl sehr gering. Wo immer man ihm aber begegne, überall ist der Deutsche ruhig, ernst, religiös, arbeitsam und mäßig, dabei eher Handwerker als Bauer, da er schon durch seine Abstammung und die Natur seines Wohnsitzes mehr darauf verwiesen ist.

Das magyarische Element ist durch das in großer Mehrheit befindliche slovakische wie durch einen Ring umschlossen. Die Sprache des letzteren ist in den westlichen Theilen die mährisch-czechische Mundart, mit vielfachem Lautwechsel und harter Aussprache; in den mittleren Theilen klingt die Aussprache weicher. Übrigens hat der Neutraer Slovake seinen magyarischen und deutschen Nachbarn viele Wörter und Redensarten entlehnt.

Die Tracht ist sehr verschieden; an vielen Orten ist sie sehr schön. Im Allgemeinen herrscht, selbst bei den Slovaken, der ungarische Schnitt vor, mit enger Hose und anliegender,

kurzer Jacke, im Winter mit einem kurzen Ködmön (Lederwamms) oder der langen Bunda (Schafpelz) als Oberkleid, oder auch mit einem Szür (Mantel) aus Tuch oder Haartuch, dessen Farbe, Verzierung und Länge verschieden ist. Gegen die Mitte des Neutrathales hin und in den östlichen Strichen desselben trägt das ärmere Volk auch im Winter blos eine Leinenhose (Gatya). Das Tuchgewand ist meist dunkelblau oder schwarz, mit hell- oder dunkelblauer Verschnürung. Der Magyare zieht dunkelblaues Tuch vor, der Slovake benützt für Rock und Szür das grobe Halenagewebe, für die Hose und das Feierkleid hellblaues Tuch. Der Hut des Slovaken in der oberen Neutragegend ist zuckerhutförmig und sehr spitz, mit kaum zwei Finger breiter Krämpe und buntem Bänderschmuck, dem die Burschen noch eine Hahnenfeder beizustecken pflegen. Der Magyare im mittleren Theile des Neutraer Bezirkes trägt den Hut niedrig, rund, breitkrämpig, und zwar an manchen Orten mit flacher, anderwärts mit aufgebogener Krämpe. Der Magyare des Waaggeländes trägt den kleinen runden, ungarischen Hut, mit schwarzem Band gesäumt, die Krämpe breit. Die im Bezirke von Privigye gebräuchlichen Stiefel aus Filztuch liebt auch der Slovake des Miavaer Bezirkes; sonst sind die Stiefel meist aus starkem Leder gefertigt. In der weiblichen Kleidung herrscht die dunkle Farbe vor. In einzelnen slovakischen Gegenden sind die Kleiderröcke der Frauen aus farbigem Stoff gemacht, während die Frauen im Rudnóthale und Miavaer Bezirke sich in hausgewebte Leinwand kleiden. Die Stiefel der Frauen sind aus Kuhhaut gemacht, doch zieht, wer es vermag, an Sonn- und Feiertagen gelbe oder rothe Corduanstiefel an. Auf Wäsche hält der Magyare mehr als der Slovake; doch geht man auch in mancher slovakischen Gegend bei der Auswahl und Verzierung des Stoffes, namentlich für Weißwäsche, bis zum Luxus und die Kunst des Wäschestickens erreicht in mancher Gegend eine erstaunliche Vollkommenheit. Interessant sind die reich gestickten Frauentrachten von Valaßka-Béla, Olzsin und Szecs; die von Pistyan, Holicz, Miava, Elefánt sind ebenso prächtig als elegant; selbst die Burschen tragen sich reich gestickt und bebändert und den Hut umzieht ein gewaltiger Blumenkranz.

Der Bildungsgrad der niederen Volksclassen ist im Allgemeinen noch gering. Schulen gibt es 523, Gymnasien hat das Comitat 4, dessen Intelligenz übrigens ziemlich zahlreich ist; der Schulbesuch ist befriedigend, denn es besuchen 89 Procent der Schulpflichtigen die Schule. Trotzdem sind blos 58·6 Procent des Lesens und Schreibens kundig.

Der Religion nach ist die große Mehrheit (283.386 Seelen) römisch-katholisch; unter den Protestanten sind die Evangelischen A. C. in der Mehrzahl (56.000); die Zahl der Israeliten ist ansehnlich. Die deutschen Niederlassungen, das Waag- und Neutrathal, die Gegend jenseits des Gebirges und ein Theil der Magyaren sind katholisch, das slovakische Volk des Weißen Gebirges und der Brezova-Gegend ist evangelisch A. C., der größte Theil der Magyaren ist reformirt.

Das Trentschiner Comitat.

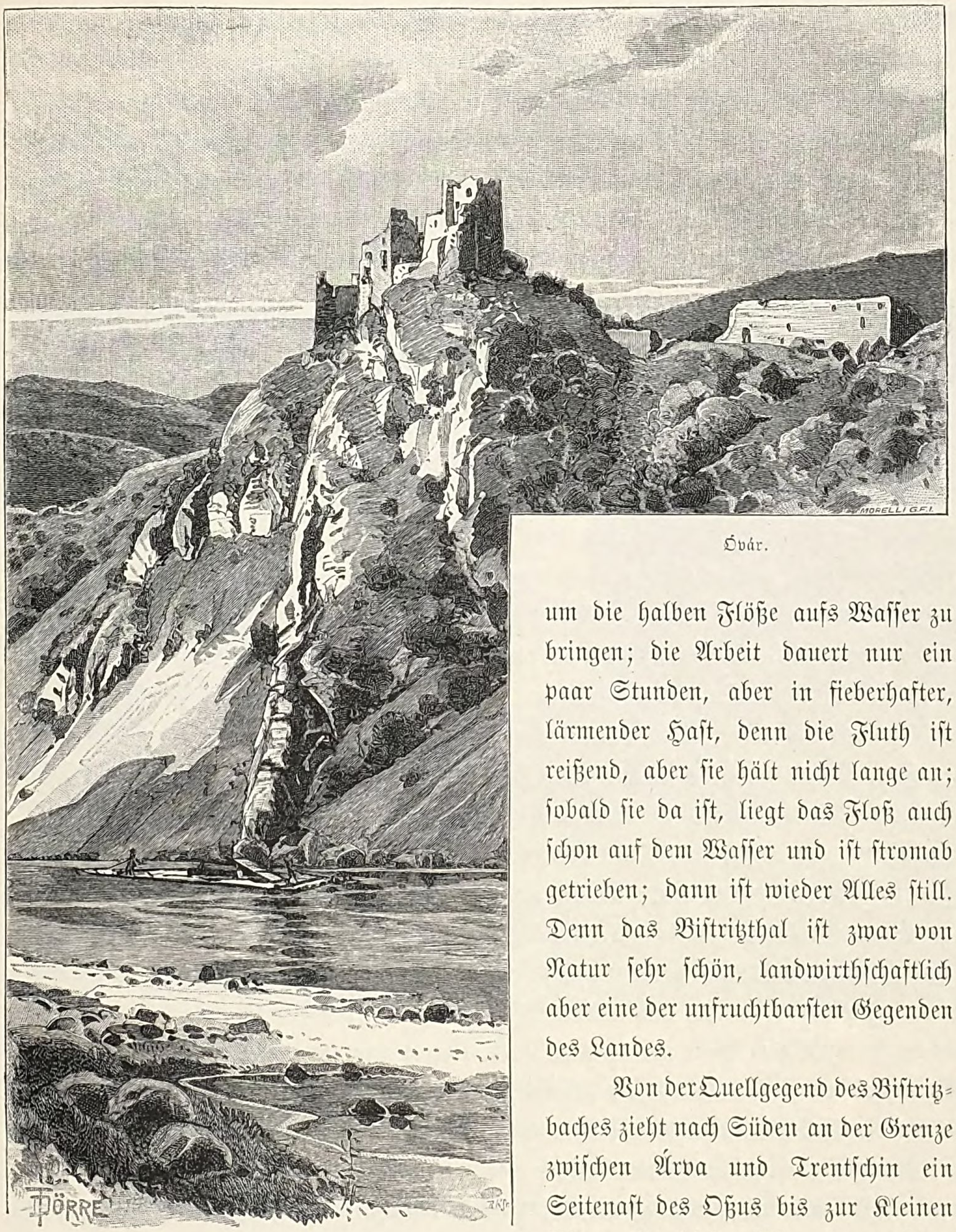
Dort, wo die Waag bereits ansehnlich gewachsen, aus der Sztrecsnóer Enge heraustritt und erst nach Südwest, dann nach Süden abbiegt, thut sich eine Gegend auf, die hier an der gebirgigen Landesgrenze Alles, was die Natur Erhabenes und Malerisches zu schaffen vermag, zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt. Diese Gegend ist ein Stück Geschichte: die einstige Heimat des Matthäus Csák, der Pongrácz, Balassa, Thurzó, Illésházy, Podmaniczky. So weit das Auge reicht, allüberall stehen auf den Gipfeln die Denkmäler dieser Träger einer großen Vergangenheit. Hier bescheint die Morgensonne Berge, deren Häupter tief in zwei Länder hineinlugen, und hat Mühe, das Dickicht der Urwälder zu durchbrechen; dort entlockt sie dem fruchtbaren Erdenschoße üppiges Pflanzengrün; und hier wieder spiegelt sie sich bald in träge umherfluthenden, aber auch plötzlich ausschweifenden Gewässern, bald in den gekräuselten Wellen des zwischen hohen Ufern einherrauschenden Bergstromes. Gegen Süden weitet sich das liebliche Engthal stellenweise zu Thalbecken aus und die Ackertafeln, die bisher die parallel streichenden Berglehnen hinansteigen mußten, schmiegen sich nun abwärts bis an das Bett der tausendfach geschlängelten Waag. Den Nadelwald drängt der Buchwald zurück, an die Stelle der Kartoffel und des Hafers treten Weizen, Roggen, Gerste, und an etlichen ungemein wirksamen Heilquellen vorbei erreicht man bei Waag-Neustadtl die nördliche Bucht des Preßburger Beckens.

Dieses von Natur aus recht einheitliche Gebiet bildet politisch ein Comitat: Trentschin, und verdankt seine rechteckige Gestalt zwei parallelen Bergketten, welche die beiden Waagufer weithin begleiten und das Thal einfassen. Die nördliche Grenzlinie des Comitats ist das Javornik-Beskid-Oßus-Gebirge, dessen Hauptgrat sich auf der ungarisch-mährisch-schlesisch-galizischen Grenze erhebt; hier ragen auch seine höchsten Gipfel auf, der Javornik (1.017 Meter), der Polom (1.067 Meter) und der Bednarov (1.067 Meter) an der Grenze von Trentschin, Árva und Galizien. Dieses Gebirge ist fast gänzlich Karpathen-Sandstein aus der Kreideperiode und seine Höhen sind breite kuppenförmig abschließende Berge, mit ziemlich steilen, aber nicht felsigen Flanken. Von seinem Südfuße, dem Kisucza-Thale aus führen mehrere Wege über das Gebirge hinüber in die Nachbarschaft: von Makov her in das Becsva-Thal, von Turzófalva nach Friedland, und von Csacza zieht die Kaschau-Oderberger Eisenbahn über den Jablunkapaß nach Teschen. Von dieser Bahn zweigt oberhalb Csácza eine andere ab, die über Szkalite nach Galizien, in der Richtung auf Saybusch, läuft. Auf der Höhe dieses Passes (550 Meter) steht am Saume eines schönen Waldes der Grenzpfahl mit der Aufschrift: „Magyarország“ — „Schlesien“. Von Csácza her dient noch eine Landstraße an der südlichen Seite des Rachovjecz der

Verbindung mit Galizien. Gewaltige Forste bedecken dieses Gebirge, und die Waldungen des Hauptgrates haben an vielen Stellen Urwaldcharakter; die Grenze der Zwergtanne liegt stellenweise in 1.200, durchschnittlich aber in 1.454 Meter Meereshöhe; im Beskid besonders herrscht die Tanne vor. Auch die Bergkuppen sind mit der gewöhnlichen und der Weißtanne bestanden, nur die unteren Striche weisen hie und da auch Buchen und andere Laubbäume auf; die Flanken und Grate sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Dies ist der Grund, warum auf der ungarischen Seite in den Engthälern noch in bedeutender Höhe Ortschaften, ja selbst auf den Graten verstreut einzelne Wohnstätten vorkommen. Denn menschliche Ansiedlungen sind in dieser unwirthlichen Gegend, wo die Kälte das Obst nur selten reifen läßt, der magere Boden aber fast nur Kartoffeln und Hafer hervorbringt, an die Ausnutzung der Bergweiden und Wälder geknüpft. Nachdem die unteren Wälder ausgerodet waren, ließen die Colonien Schwärme auf die Rodungen los, wo sie sich familienweise zusammenthaten und einzelne Häusergruppen bauten, in größeren und geringeren Abständen von einander, je nachdem der magere Boden und die Weide sich vertheilen ließen.

So entstanden in diesen Gegenden die vielen Rodungsgemeinden, die dem Walde in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehrere Quadratmeilen Bodens abgewannen und die Colonien ihrer Gemarkung einverleibten. So entstand am Oberlaufe der Kisucza Turzófalva, das im XVII. Jahrhundert durch die Holzfäller der Herrschaft Bittse gegründet wurde; jetzt ist es die größte Ortschaft des Comitats, mit einem Gebiet von 16.370 Joch, 1.116 Wohnhäusern und 105 Häusergruppen in den Rodungen; seine Bevölkerung von über 12.000 Seelen ist so arm, daß ein Drittel davon ständig nach Máramaros, Siebenbürgen und ins Alföld geht, um sich dort durch landwirthschaftliche und andere Arbeit zu ernähren. Noch weiter wandern von hier aus die Drahtbinder, sie werden bis nach Amerika und Asien verschlagen. Wer daheim bleibt, sucht sich und die Seinen durch Schindelschneiden kärglich zu erhalten. Die benachbarte Großgemeinde Csácza wurde nach der Katastrophe von Mohács durch einen gewissen Johann aus Budetin angelegt. Jetzt erstreckt sich diese Ortschaft in sechs Thäler, ist Bezirkssitz und zugleich Hauptplatz des Schindel- und Bretterhandels, sowie der Flößerei.

Weiter südöstlich sind die beiden Bistritz (Beßtercze) gleichfalls Rodungsgemeinden; ihre Häuser sind längs des Bistritzbaches über flachere Berggipfel, Abhänge und die benachbarten Thäler verstreut. Der Bach ist reißend, er hat auf 32 Kilometer Lauf 332 Meter Gefälle; in Zeiten der Dürre geht man trockenen Fußes durch sein Bett, Regenwetter jedoch füllt ihn mit Wasserwirbeln von zerstörender Wucht; zur Beförderung von Flößen ist er besonders geeignet. Die Flößer stehen in Partien von 10 bis 15 Mann, mit Äxten und Stangen bewaffnet, am Ufer neben ihren Flößen und erwarten die kommende Fluth,



Óvár.

um die halben Flöße aufs Wasser zu bringen; die Arbeit dauert nur ein paar Stunden, aber in fieberhafter, lärmender Hast, denn die Fluth ist reißend, aber sie hält nicht lange an; sobald sie da ist, liegt das Floß auch schon auf dem Wasser und ist stromab getrieben; dann ist wieder Alles still. Denn das Bistritzthal ist zwar von Natur sehr schön, landwirthschaftlich aber eine der unfruchtbarsten Gegenden des Landes.

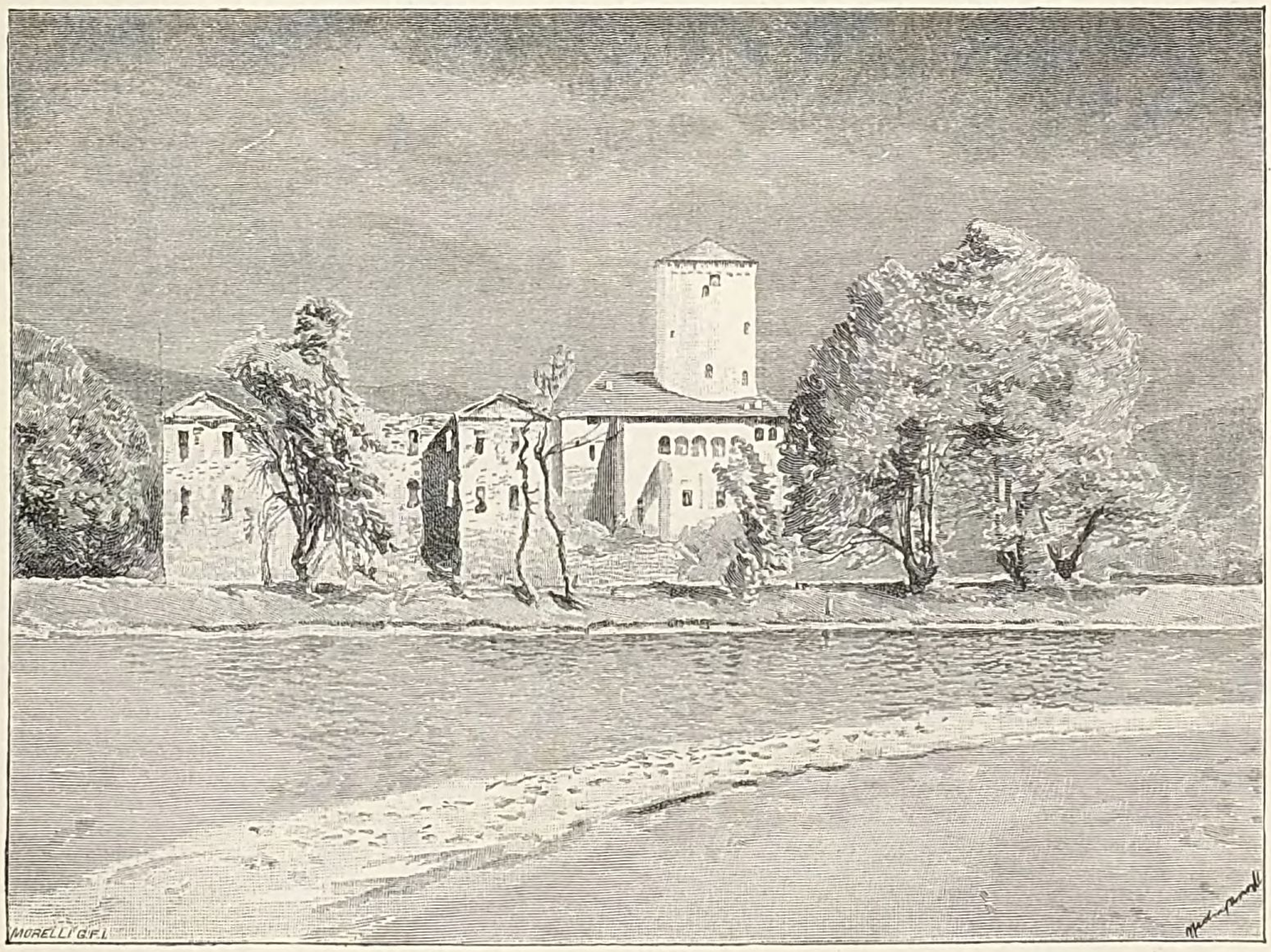
Von der Quellgegend des Bistritzbaches zieht nach Süden an der Grenze zwischen Árva und Trentschin ein Seitenast des Oßzus bis zur Kleinen Fátra. Von diesem Aste gehen zwischen dem Bistritz- und Kisuczathal in ostwestlicher Richtung Seitenzweige ab. Ein solcher ist die ziemlich gut cultivirte Berggegend von Flassova an der Grenze zwischen Árva und Trentschin. Weiterhin folgen der Vojene bei Lutisa und die kahle Berggegend der Ladonhora bei Vadicsö. Südlich folgt, gegen Varinka abfallend, die mit hundertjährigen

Bäumen bestandene Velhora. Zwischen der Bistritz und der Kisucza erheben sich steile Berge: die Havjarka mit aufgelassenen Bergwerken und dem dazu gehörigen Gebäude. Kikulka, im anmuthigen Szkriszelnathal ist ein Vergnügungsort für die Alt-Bistritzer. Südwestlich von Alt-Bistritz erhebt sich mit fünf Gipfeln der aussichtsreiche Csernatin und südlich von Kisucza-Ujhely die Brodnianka, deren ein Kilometer langer Rücken sich zur Kisucza hinabsenkt. Der südlichste Seitenzweig ist der sieben Kilometer lange Bergrücken Duben am rechten Waagufer, zwischen Teplicska und Budatin. An seinem Fuße, wo der gegenüberliegende Chumeczberg eine Enge bildet, tritt aus dieser in kiesigem Bette die wasserarme Kisucza hervor, um sich in den selbst bei niedrigem Wasserstande fortwährend kreisenden Strudel der Waag zu stürzen, die selbst die geschicktesten Flößer vor eine schwere Probe stellt. Wie der Bistritzbach, ist auch die Kisucza nur bei dem Frühlingswasserstand und nach sommerlichen Platzregen zum Flößen geeignet. Ein plötzlicher Regenguß läßt die Kisucza oft um ein Meter anschwellen, während der Wasserstand der Waag niedrig bleibt. Durch das ganze Thal zieht, dem Jablunkapaß zu, die Kaschau-Oderberger Eisenbahn an Kisucza-Ujhely und Csácza vorbei. Weiterhin liegt am rechten Ufer Branje, dessen Pflaumen für die besten im Comitat gelten.

Malerisch schöner ist das bis in den letzten Winkel wohl cultivirte Varinka-Thal längs des südlichen Fußes der Velhora; Wälder decken die Abhänge, Fruchtbäume den Thalgrund, die Felder sind gute Weiden und Hafersaat, hie und da auch Gerste und Roggen. Die vortreffliche Straße nach Árva ist dem Frachtverkehr förderlich, sie führt unterhalb der malerischen Felsreihen Boboti und Szokolje nach der Rodungsgemeinde Tyerchova. Sie besteht aus Häusergruppen, die über die Bergflanken verstreut zum Theil fünf bis sechs Stunden von einander abliegen. Graf Georg Majláth hat im Orte eine Forellenzucht. Soweit das Auge reicht, lauter Sand- und Kalkstein, dem die Gegend ihre landschaftliche Schönheit verdankt. Im engen Eingang des Vratnaer Thales, am Fuße steiler Felswände, rauscht und schäumt der Vratnabach, als Vereinigung beider Gebirgsbäche, in wirbligem Bette von Fels zu Fels, stark genug um eine Sägemühle zu treiben. Oben auf den steilen Felsgipfeln zeigen sich dem Beschauer sonderbare Gestaltungen, in denen die Volksphantasie allerlei Männer-, Frauen-, Kinder-, Thiergestalten erkennt und mit den absonderlichsten Namen belegt.

Tritt man aus der Enge heraus, so steht man in einem geschlossenen Kessel, dessen Rahmen östlich aus dem Kleinen und dem dreigipfligen Großen Roßubecz, südlich aus dem imposanten Kleinen Kriván besteht; zwei Bäche schlängeln sich gemächlich hindurch, der eine kommt aus dem Felsen des Roßubecz, der andere vom Kriván her. Am Fuße des letzteren befindet sich ein Meierhof, und hinter diesem eine buchenbedeckte Bergflanke, in deren Fuß der Besitzer, Graf Majláth, zum Zweck der Herbstjagden einen Serpentinenweg

von zehn Kilometer Länge bis zum Saume des Tannenwaldes aushauen ließ; oben aber, bei dem Kriván ließ der Touristenverein ein Schutzhaus erbauen, um dem Wanderer die Reize der dortigen Aussicht zu eröffnen. Aus der Tannenregion gelangt man auf Hirten- und Heerdenpfaden, an Quellen und Bächen, Viehweiden und Tränken vorbei, zur Alpenzone; da mischt sich langhalmiges Gras mit den am Boden hinkriechenden Stämmen der Zwergtanne, die so durcheinander gewachsen sind, daß selbst das Wild hier nur im Falle der Verfolgung unterzuschlüpfen wagt. Auf den Lichtungen dieser Dickichte wachsen rothe



Budatin.

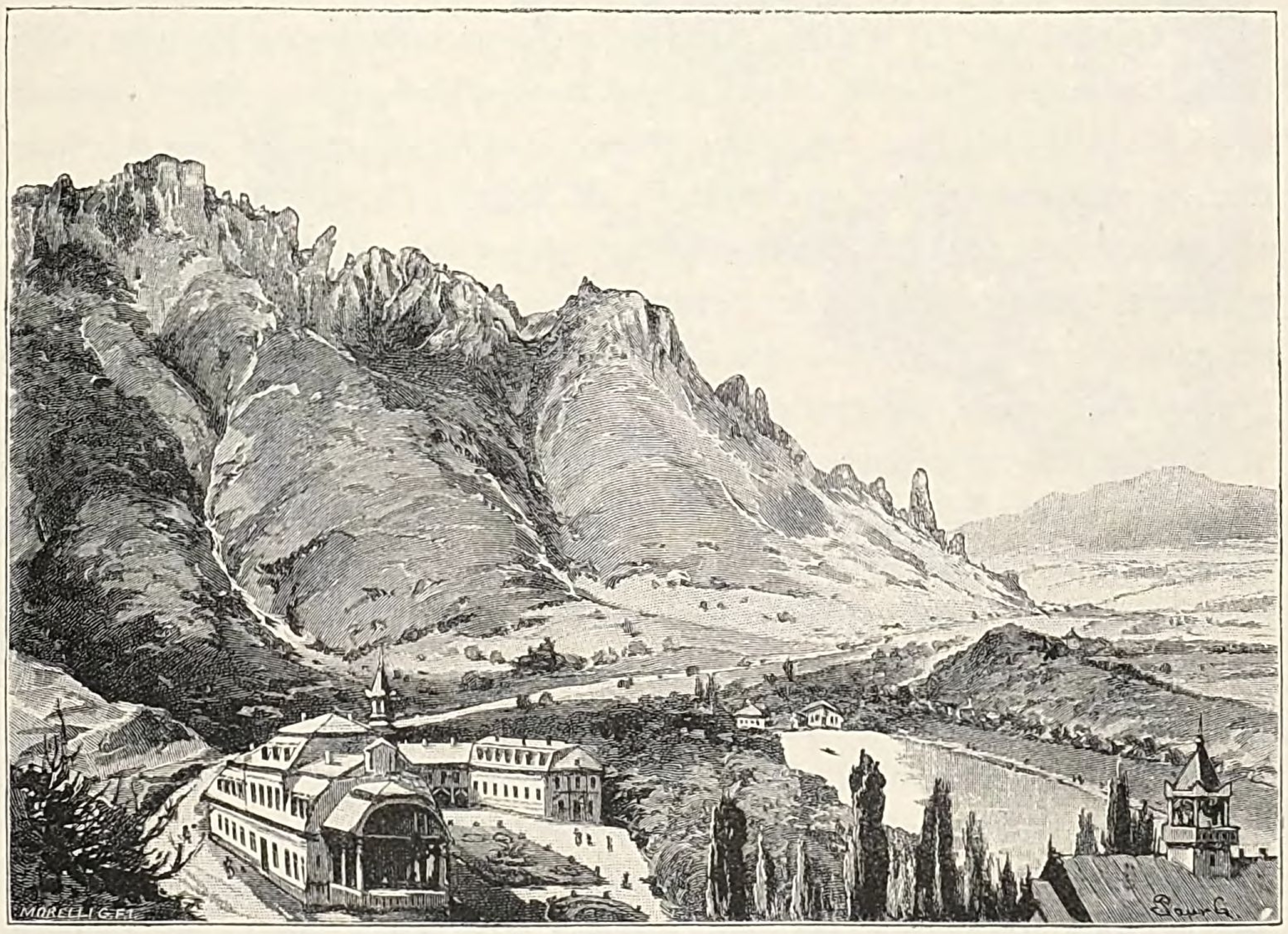
und schwarze Heidelbeeren. Dann folgt die Gipfelregion, ein breites, leicht erreichbares Plateau. Die Aussicht von hier umfaßt die Liptauer und Árvaer Alpen, die niedere und hohe Tátra, die Beskiden, die Veterna Hola, die Berge von Freistadtl, sie taucht ins Kisuczathal hinab und folgt der Waag in ihrem geschlängelten Lauf durch das Silleiner Becken.

Die östliche Mündung dieses Beckens ist mit den Burgruinen Óvár und Sztrecsnó geschmückt. Beide sind alten Ursprungs. Óvár gelangte zur Zeit Ladislaus' IV. in den Besitz des Hauses Csák, nach Matthäus' Tode aber in königliche Hand. Im Jahre 1446 wurde es sammt Sztrecsnó dem Pongrácz von Szentmiklós verliehen, als Entgelt für

dessen Aufwand bei der Vertheidigung von Skalitz. Unter Ladislaus V. mußte es den Hussiten die Thore öffnen; diese wurden dann von König Matthias besiegt, der die Familie Pongrácz im Besitze beider Burgen bestätigte. Später wurden sie von Zápolyai, und weiter durch die Parteigänger Tökölys und Rákóczys besetzt, bis sie durch häufigen Besitzwechsel und Vernachlässigung zugrunde gingen. Sztrecsnó fiel nach Matthäus Csáks Tode dem königlichen Fiscus zu, wurde aber bald dem Judex Curiae Nikolaus Széchy und nach ihm dem Dominik Macska von Veßprim, für dessen Dienste im italienischen Feldzuge, zugetheilt. Dann besaß es kurze Zeit der Tavernicus Stanislaus Dersffi; später wurde Giskra Besitzer, doch kam es nochmals an die Pongrácz. Nach der Schlacht bei Mohács nahm es Zápolyai an sich, und in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts Franz Wesselényi. Nach dem Tode Wesselényis ging es auf den Fürsten Esterházy und dessen Nachkommen über, und zuletzt auf den Baron Sina, dessen Erben es noch jetzt besitzen. Leopold I. ließ die Burg mit anderen Burgen des Waagthales abtragen, nachdem sie schon früher durch Tököly'sches Kriegsvolk verheert worden. In der zerstörten Kapelle wurde der Leichnam der Sophie Bosnyák, Gemalin Franz Wesselényis, wohlerhalten aufgefunden und 1698 nach dem benachbarten, zur Herrschaft Sztrecsnó gehörigen Teplicska geschafft, wo er in der durch Graf Johann Löwenburg 1729 neben der Kirche erbauten Kapelle noch jetzt in einfachem Holzsarge zu sehen ist und mit dem darüber hängenden lebensgetreuen Bildniß verglichen werden kann. Die 1569 erbaute Kirche zu Teplicska bewahrt noch jetzt ein Meßgewand, dessen gestickter Einsatz eine Handarbeit der Sophie Bosnyák ist. Im Oberstock des gewaltigen dreithürmigen Schlosses legen venezianische Spiegel, Luster, herrliche Tapeten und prachtvolle Öfen, Muster der einst hier blühenden Ofenindustrie, noch heute ihr Zeugniß ab, daß hier einst große Herren ein glänzendes Leben geführt haben.

Jenseits von Teplicska, wo die Waag und Kisucza zusammenströmen, steht von Bergen umschlossen Burg Budatin. Sie war schon zu Beginn des XIV. Jahrhunderts eine Veste, zu deren Einkünften die durch Flößer und Kaufleute bezahlte Mauth gehörte. 1321 ist es königlicher Steuereinhebungsort. Dann erhielt es Nikolaus Széchy; dann die Söhne Pósas, Nikolaus und Stephan. 1395 wurde es vom Polenkönig Wladislaus I. besetzt; zurück erworben, blieb es königlicher Besitz bis zum Hussiteneinfall, als König Sigismund die Burg ihrem bisherigen Commandanten Pan schenkte, als Belohnung seiner bei der Belagerung bewährten Tapferkeit. Pan starb kinderlos, worauf Budatin dem Hatna zufiel, gleichfalls für tapfere Führung; es gehörten damals 13 Besitzungen hinzu. Nach dem Aussterben dieser Familie kam es an den Fiscus und später als Geschenk des Königs Matthias an dessen Getreuen, den tapferen Kaspar Szunyogh. Zeitweilig durch die Hussiten und Podmaniczkys besetzt, gelangte es doch wieder an die Szunyogh zurück,

nach deren Aussterben es im Wege der weiblichen Linie an die Familie Csáky überging; im Jahre 1849 wurde es durch die Scharen Hurbáns verwüstet. Ihr stark verfallener Mittelthurm ist von alterthümlichem Charakter, er trägt an einer seiner Mauern das Csáky'sche Wappen. An der Seite, die er der Waag zukehrt, erblickt die Überlieferung in einer Nische des halbverfallenen Stiegenhauses den Ort, wo Kaspar Szunyogh seine Tochter Katharina, weil sie ihrem Galan Franz Forgách geheime Zusammenkünfte gewährt hatte, zur Strafe einmauern ließ. Diese schreckliche Begebenheit hat auch Johann Arany



Bad Rajecz-Teplitz.

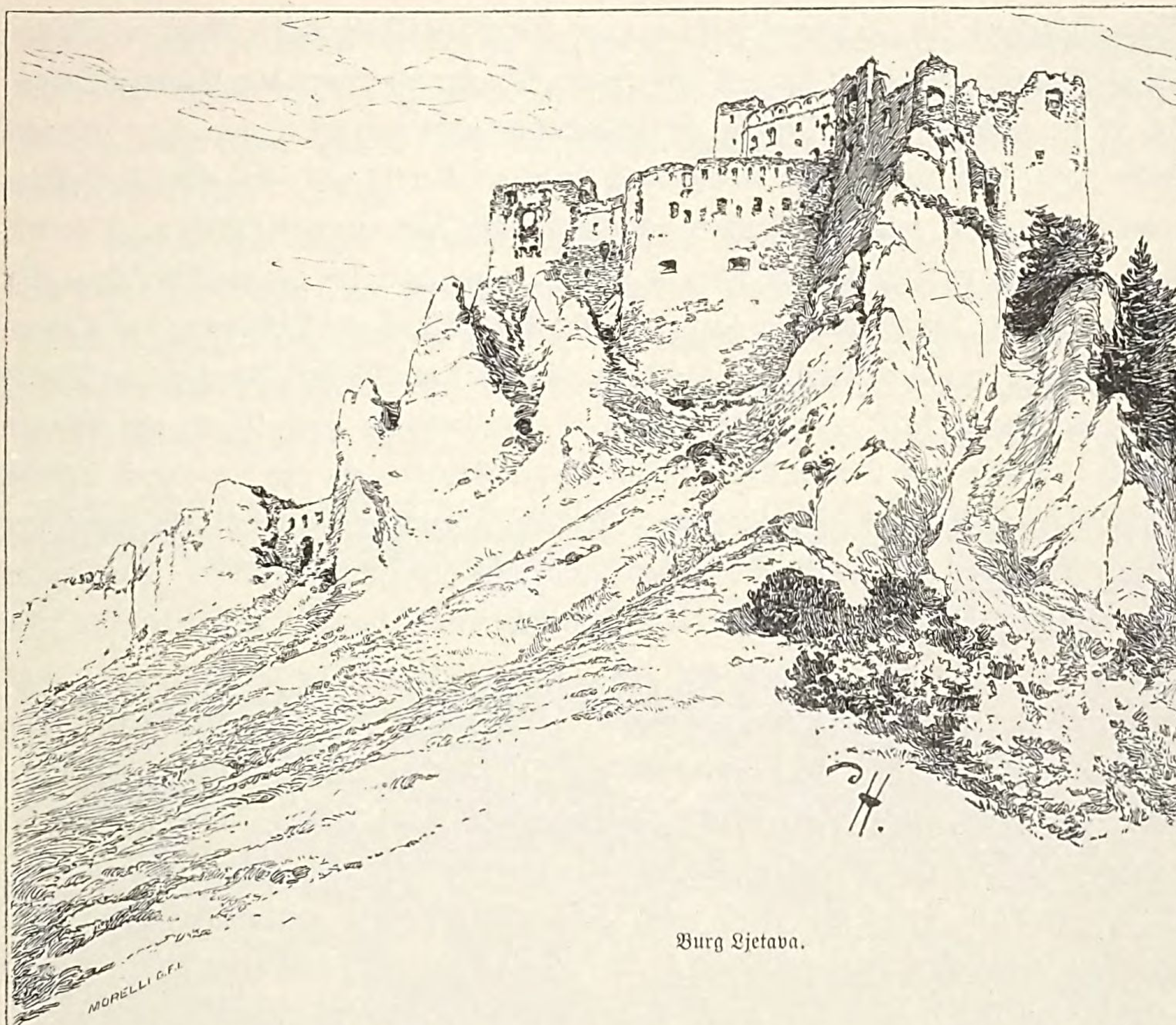
in seiner poetischen Erzählung „Katalin" bearbeitet. Budatin ist die einzige flachländische Burg in diesem Theile des Waagthals.

Der Kisucza-Mündung fast gerade gegenüber fließt die Rajcsanka in die Waag. Sie kommt in der Gegend von Csicsmán vom Sztrázsó herab und strömt vielfach gewunden zwischen dem südlichen Theil der Kleinen Fátra und dem nördlichen Theil des Freistadtler Gebirges der Waag zu. Ihr Thal ist ein belebter Verkehrsweg zwischen Trentschin und Neutra, an der Westseite des 1344 Meter hohen Klakberges, zwischen den Facskóer Bergen, deren Tannen- und Buchenwälder die Gegend reichlich mit Brennholz versehen, während ihre Hutweiden die Käserei und Schäferei von Csicsmán mit Grasfutter

versorgen. Die ganze Umgebung ist Kalkgebilde, die besonders in der Fátra steilwandige Schluchten aufweist, z. B. das Thal von Roßzina und den von Kalkwänden gebildeten Engpaß Ivonczi-Djeli, der sich nach dem im Thale von Turó-Tridvori gelegenen Wallfahrtsorte Visnyó öffnet. Mehrfach kommen auch hübsche Wasserfälle vor. Das Rajcsanka-Thal selbst gleicht, von Porubka angefangen, irgend einem verwüsteten Burgensystem, denn aus der Sandsteinbasis dringen längs der ganzen Thalwand lauter riesige Jurakalkfelsen empor, ein auffallender Gegensatz zu den gegenüberliegenden Tannenwäldern und als Alpentriften erscheinenden Lichtungen. Der Anblick ist überaus malerisch. Solche Bilder begleiten uns bis Rajecz, diesem immer mehr aufblühenden Badeorte, dessen eisenhältige warme Alaunquellen kaum ihresgleichen im Lande haben. Ihre Temperatur ist 35 bis 29 Grad Celsius, das Wasser ist rein, durchsichtig, geruchlos, und steht seiner Wirkung nach zwischen dem von Wildbad und Gastein. In 420 Meter Meereshöhe am Südfuße des aussichtsreichen Szalkiberges gelegen und von diesem gegen Norden vollkommen geschützt, stellt sich der Badeort sehr anmuthig dar; der Schnee bleibt auf seinem Gebiete nicht liegen. Das Bad ist alt, aber man baut und es wächst; es gewährt Heilung, Komfort und Zerstreuung; die schöne Umgebung eignet sich für Ausflüge. Einst war der Ort Lieblingsaufenthalt der Christine Nyáry de Bedegh, Gemalin eines Palatins Thurzó. Eine halbe Stunde weiter liegt die Gemeinde Rajecz, die eine durch den Palatin Thurzó erbaute evangelische Kirche hat. Der Ruf der Rajeczer Leinwanddrucker und Leinwandhändler ist weithin verbreitet, sie beziehen mit ihrer Ware die entferntesten Märkte.

Rajecz war Hauptort der 21 Gemeinden umfassenden Domäne Ljetava, so benannt nach der gleichnamigen Burg, die den Thalweg nach Süden zu bewachen hatte. Sie wurde 1360 auf Geheiß König Ludwigs I. (des Großen) erbaut und bot durch ihre hohe Lage von 664 Meter in unruhigen Zeiten der Landbevölkerung Zuflucht. Ihr erster Besitzer war Bebek, von diesem erhielt sie Emerich Zápolya, Gatte Ursula Bebeks, als Lohn für seinen erfolgreichen schlesischen Feldzug. Sein Bruder Stefan gab die Herrschaft an Michael Koßtka von Sedletz weiter, für dessen Vermittlung der Heirath zwischen Barbara Zápolya und dem Polenkönig Sigismund. Koßtkas Tochter wurde die Gattin Franz Thurzós, einstigen Bischofs von Neutra, der alsbald ein mächtiger Hort und Verbreiter des Protestantismus in dieser Gegend geworden war. Von ihm ging die Burg auf die Erben in weiblicher Linie über. Jetzt ist sie Ruine; an ihren Mauern sind hie und da noch Spuren alter Malerei sichtbar, auch ein tief in den Fels gehöhlter Brunnen wird gezeigt. Nahe bei Ljetava liegt die Gemeinde Vicsicza, mit mehreren Herrensitzen, unter denen das Baron Popper'sche Schloß hervorragt.

Zwischen den Thalmündungen der Varinka, Kisucza und Rajcsanka bildet das Waagthal ein eirundes Becken von 17 Kilometer Länge bei 5 Kilometer größter Breite.



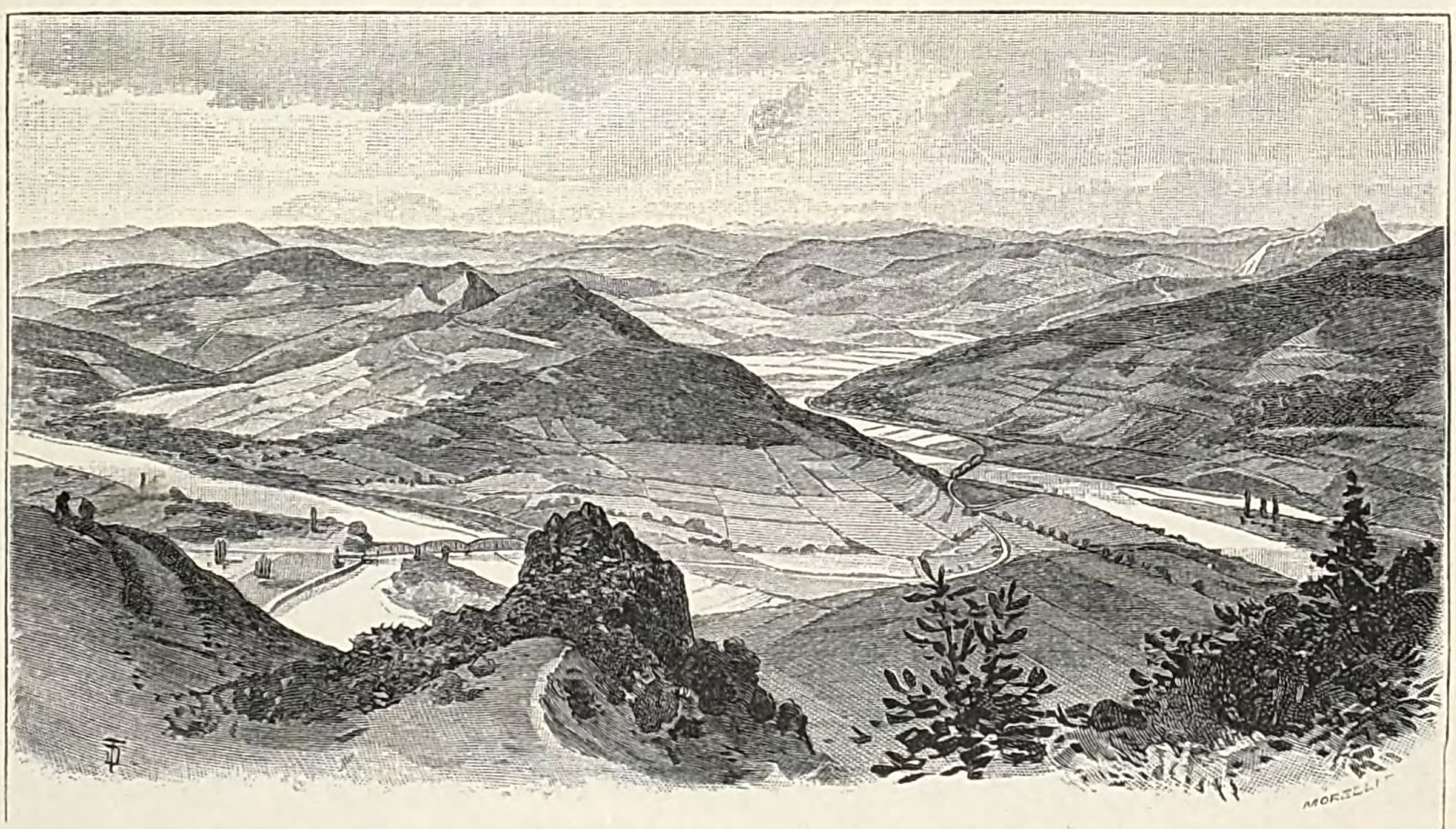
Burg Ljetava.

Dieses Becken spielte schon in Urzeiten eine wichtige Rolle. Nördlich von Teplicska stehen auf dem Berge Zaßtranje Trümmer einer Burg, die den Tempelherren zugeeignet wird; die Hochebene zwischen dem Duben und Zaßtranje zeigt, gleich den Bergen Divina und Hradißkó, Formen alter Erdburgen; rechts vom Sztrecsnóer Burgberg aber wurden an einem Hügelabhange urzeitliche Gefäße, mit Graphit gemischte Thonscherben, auch ein Gebiß, eine Messerklinge und Glasperlen gefunden. Die Eisenbahn geht ziemlich durch die Mitte des Überfluthungsgebiets nach Sillein (Zsolna), dem Hauptorte des Beckens. Diese Stadt ist ursprünglich näher an der Rajcsanka, Záwodje gegenüber, bei jener Kapelle von uralter Erscheinung entstanden, die durch die Überlieferung dem heiligen Stefan zugeschrieben wird; erst später verzog sie sich in die jetzige höhere Lage. Nach Matthias Bél stand im XIV. Jahrhundert dicht bei der Stadt eine Burg Zylina. Ihr erstes Privileg erhielt sie 1338 von König Karl Robert. 1384 verleiht ihr Königin Maria alle Rechte der übrigen königlichen Freistädte. 1430 verfügt Sigismund ihre Umgestaltung in eine Veste und eximirt sie schon 1407 von jeder Appellationsbehörde einer anderen Stadt.

Dennoch gehörte sie Jahrhunderte lang zur Herrschaft Sztrecsnó; Wojwode Stibor, Elisabeth Szilágyi und das Haus Dersffi waren ihre Herren. Unter dem Namen „Solna" kommt sie zuerst in einer Urkunde Ladislaus Hunyadis von 1457 vor. Die schon im Jahre 1400 bestandene Kirche wurde durch Nikolaus Dersffi und seine Gattin Barbara erneuert, die auch den Protestanten gestatteten, sich hier einen Geistlichen zu halten. Auch Bocskay und Bethlen besaßen die Stadt, dann kam sie an die Esterházy. Ein Esterházy baute den Jesuiten ein Haus; sie versahen hier bis zur Aufhebung des Ordens auch die Seelsorge und eröffneten 1671 ein Gymnasium. Bischof Vurum von Neutra kaufte ihr Haus 1833 und stiftete darin ein Waisenhaus; jetzt ist es von Nonnen bewohnt. Sillein war Comitatssitz, als die Brüder Podmaniczky aus den oberen Theilen Trentschins ein Comitat Zsolna bildeten. Im XVII. Jahrhundert ist Sillein unter dem Schutz Illésházys und des Palatins Thurzó Hauptsitz des Protestantismus. Die Papiere der 1610 hier abgehaltenen Synode der Evangelischen A. C. liegen noch jetzt im städtischen Archiv. Zu dieser Zeit entstand auch die Druckerei, die der ungarischen Reformation wichtige Dienste leistete. Doch gewannen die Jesuiten und die 1704 hier angesiedelten Franziskaner der alten Kirche bald die Mehrheit zurück. Die Stadt macht mit ihren einen viereckigen Platz umgebenden Arkadenhäusern einen angenehmen Eindruck. Neuestens wurde ein schönes zeitgemäß eingerichtetes Stadthaus erbaut, und auch die übrigen Häuser, die häufig durch Feuer und 1858 durch ein starkes Erdbeben gelitten haben, erneuern sich rasch und im heutigen Geschmack. Der gewerbliche und kaufmännische Sinn der Bevölkerung hat Wohlstand hervorgerufen, wozu außer der Landwirthschaft noch der Umstand beiträgt, daß die Kaschau-Oderberger Eisenbahn hier mit der ungarischen Staatsbahn zusammentrifft. Sillein ist Großgemeinde und Sitz des gleichnamigen Bezirks, mit Steueramt, Bezirksgericht, Gymnasium und Geldinstituten; der Aufschwung während der letzten Jahrzehnte hat es zur zweiten Stadt nach dem Comitatssitz gemacht. Auch ist es Fabriksstadt und entwickelt sich als solche, besonders längs der Waag und der Eisenbahnlinie, ungemein rasch fort. Dort ist Neu-Sillein (Uj-Zsolna) entstanden, mit einem Heizhause und 17 Pavillons für Eisenbahnbedienstete; soeben erst ist ihm eine ganze neue Gasse zugewachsen. Auch das vortrefflich eingerichtete, großartige Etablissement der Löw'schen Tuchfabrik befindet sich da; es fabricirt nicht nur Militärtuche für die Armee, sondern auch Modestoffe, die nach Rumänien, Serbien, Bulgarien, Ostindien, Egypten, der Schweiz und Deutschland ausgeführt werden. Dazu kommen noch die Schwefelsäure- und Kunstdüngerfabrik „Hungaria", die elektrotechnische Actiengesellschaft „Helios", in dem nahen Sztrazó liefert ein großes Dampfsäge-Etablissement Latten und Bauholz, während die Silleiner Ofenindustrie für die Umgebung, aber auch für den Export, alle Arten von Thon- und Terracotta-Ornamenten hervorbringt. Endlich gibt es in Sillein

eine mit zehn Maschinen arbeitende mechanische Strickwerkstätte und eine Maschinen-, Eisen- und Blechfabrik, die besonders für Schlesien, Mähren und Polen Dreschmaschinen, Pflüge, Putzmühlen, Häcksel- und Rübenschneidemaschinen, Eichenbrecher, Malz- und Wachholderpressen verfertigt.

Jenseits von Sillein nimmt die Waag ihren Lauf nach Süden; ihr Thal ist im Osten von dem Freistadtler Gebirge, im Westen von dem mährisch-ungarischen Grenzgebirge eingefaßt. Das nördliche Glied des Grenzgebietes ist der Javornik, zwischen den Gewässern Lißa oder Bjela Voda, Waag und Kisucza; der höchste Gipfel dieses Gebirges ist der Javornikgipfel (1.058 Meter). Weiterhin liegt am nordöstlichen Fuße des



Die Krümmung der Waag bei Milochó und Roszicz.

Csemerka (1.058 Meter), der am oberen Rande des Thales von Petrovicz aufsteigt, die hochgelegene Rodungsgemeinde Makov. Die einst schönen Wälder des viereckigen Plateaus sind jetzt größtentheils ausgerodet. Es ist von zahlreichen Thälern durchschnitten, in denen die Ortschaften ziemlich dicht bei einander liegen. Sie liefern die meisten Drahtbinder, besonders Zakopcse, Podvitzoka, Olesna, Rakova und Kolarovicz. Neuestens ist im Interesse der Drahtbinder und Blechwaarenmacher die Errichtung von gewerblichen Unternehmungen in Aussicht genommen worden. Ihre eigentliche Heimat aber sind die beiden Nachbarortschaften Dlhopole und Rovne, wo das ganze Jahr hindurch kaum ein Mann zu sehen ist; die ganze männliche Bevölkerung wandert im Lande und Auslande umher, um in der Regel, mit gutem Gewinne heimgekehrt, gleich wieder das Weite zu suchen. So sind Rovne und Dlhopole, obgleich ihr magerer Boden außer Hafer

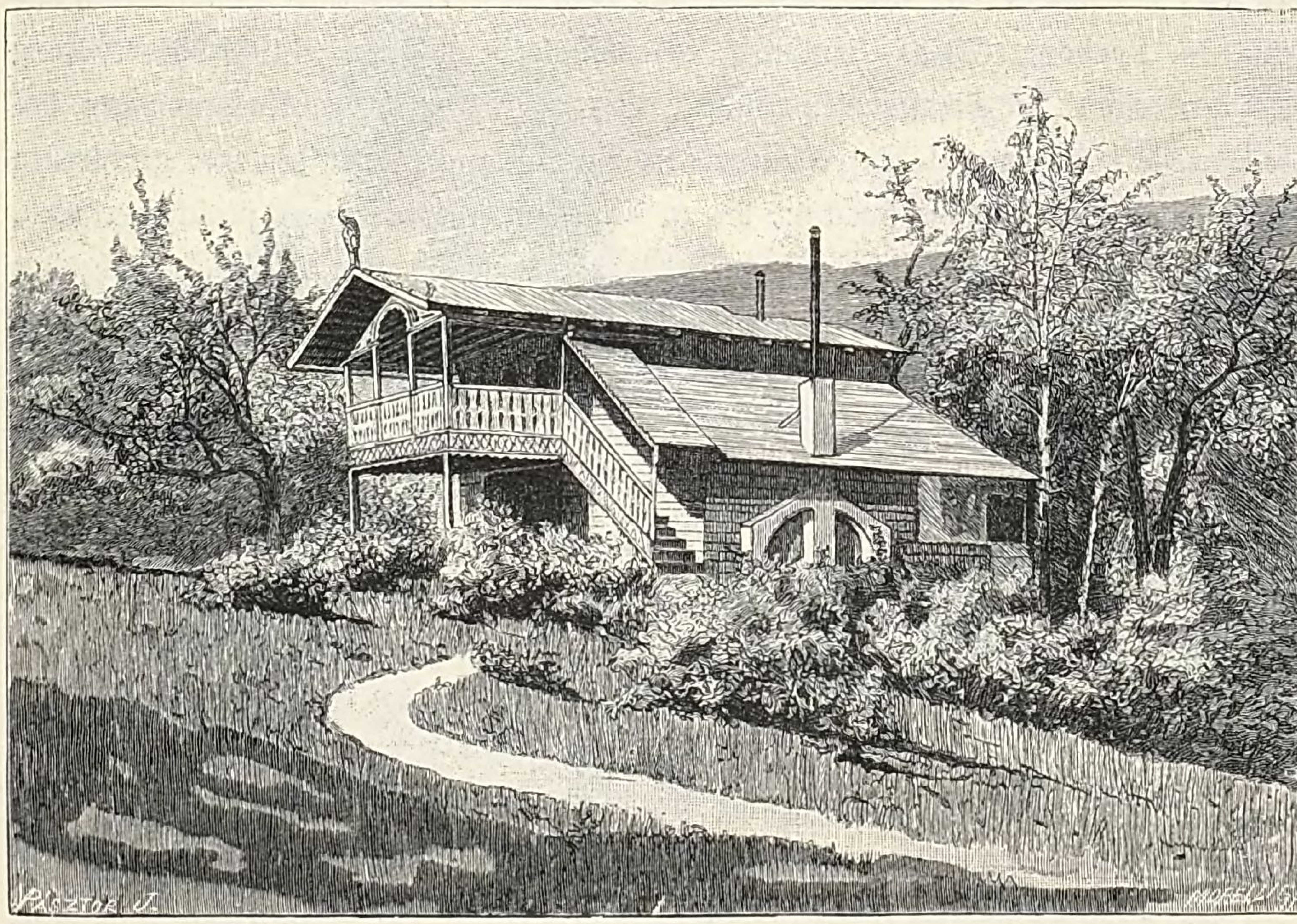
und Kartoffeln nur noch mittelmäßiges Kraut erzeugt, dennoch die reichsten Gemeinden des Comitats; ihre Männer sprechen auch meistens mehrere Sprachen.

Im Thale von Rovne zieht der Weg nach dem Kisuczathal und südwärts nach Bittse. Der Javornik senkt hier seine kürzesten Zweige gegen die Waag hinab, so daß in ihrem Thale Raum für ein kleineres Becken bleibt. In der Mitte desselben liegt Nagy-Bittse. Es ist zum erstenmal im Jahre 1248 erwähnt, als Béla IV. es nebst Jeszenicza dem Banus Füle schenkt. Dann ist es eine Zeitlang Besitzthum des Bisthums Neutra. Als Blasius Podmaniczky sich bei Tyrnau im Kampfe mit den Böhmen auszeichnete, belohnte ihn König Matthias 1469 durch Überlassung von Bittse und Hricsó. 1536 erhielten es wieder die Brüder Podmaniczky von König Johann und behielten es auch unter Ferdinand I. Nach dem Tode Raphael Podmaniczkys legte zwar der königliche Fiscus die Hand darauf, doch erhielt Podmaniczkys Witwe Bittse als Witthum. 1560 ist bereits Franz Thurzó Besitzer von Bittse; eine Inschrift am Hauptthore der Burg besagt, daß er an Stelle der alten, mit Wallgraben umgebenen Flachlandburg eine stattlichere erbaut hat. Unter seinem Sohne, dem Palatin Georg, war Bittse Versammlungsort der ungarischen Hochadelsfamilien, und dieser Glanz dauerte ein halbes Jahrhundert. Hier fanden die glänzenden Hochzeiten der Thurzó'schen Töchter statt, unter Theilnahme zahlreicher Notabilitäten des In- und Auslandes, ja selbst so mancher Fürstlichkeiten. Nach dem Tode Emerichs, des Sohnes des Georg Thurzó, im Jahre 1621, fiel Bittse sammt Hricsó an der Hand seiner Witwe, Christine Nyári, deren zweitem Gatten Nikolaus Esterházy zu. Einer seiner Nachkommen, Fürst Anton Paul Esterházy, verkaufte es schließlich an Leopold Popper. Mit dem einstigen Glanze Bittses schwand auch das dortige berühmte Gymnasium, und es hat jetzt bloß eine private Bürgerschule. Der einst berühmte und prächtige Hochzeitssaal der Burg ist zum Bezirksgericht umgestaltet, seine herrlichen Arabesken sind nun übermörtelt und zerstört; in der Burg sind der Stuhlrichter und die Gendarmerie untergebracht. Bittse hat jetzt zwei namhafte Zündwarenfabriken, deren Product größtentheils nach den benachbarten österreichischen Provinzen geht; eine Lederfabrik versendet Ober- und Sohlenleder für Stiefel und militärische Ausrüstung, auch nach Serbien und Bulgarien. Überdies ist eine Bierbrauerei zu erwähnen. Die Einwohner sind geschickte Holzarbeiter, die große Mengen von Holzgeschirr, Besenstielen, Schindeln, Trögen u. s. w. herstellen.

Durch die Nachbarthäler von Styavnik und Papradno führt ein Weg ins Becsvathal. Die Bevölkerung der dortigen Dörfer Papradno und Marikova gilt für das ärmste des Comitats; sein Boden ist sehr mager, eine Industrie gibt es nicht. Am Fuße des Javornik liegt die Ortschaft Orlove, mit einer Dampfsäge. Die Bevölkerung benützt ihren Überfluß an Weidenbäumen für Korbflechterei, ist aber auch im Gartenbau erfahren

und schafft ihr Obst, meist Äpfel, sogar nach der Hauptstadt, oder hausirt mit Dörrobst. Von einem Hügel, der zur Waag niederblickt, schimmert mit weißen Mauern weithin das ausgedehnte Schloß Zsigmondháza, durch Sigismund Balassa erbaut, mit 52 Zimmern und 365 Fenstern. Die Säle darin sind mit Porträts der Balassa geschmückt, die Kapelle mit Fahnen und Kriegsgeräth, die an Türkensiege erinnern. Der jetzige Besitzer ist Fürst Hohenlohe.

Weiterhin folgt bei Milochó und Roszicz der Durchbruch der Waag; die auf einander losrückenden Gebirgsrippen machen aus ihm ein Thal voll wildromantischer



Die Pflaumendarre zu Medne.

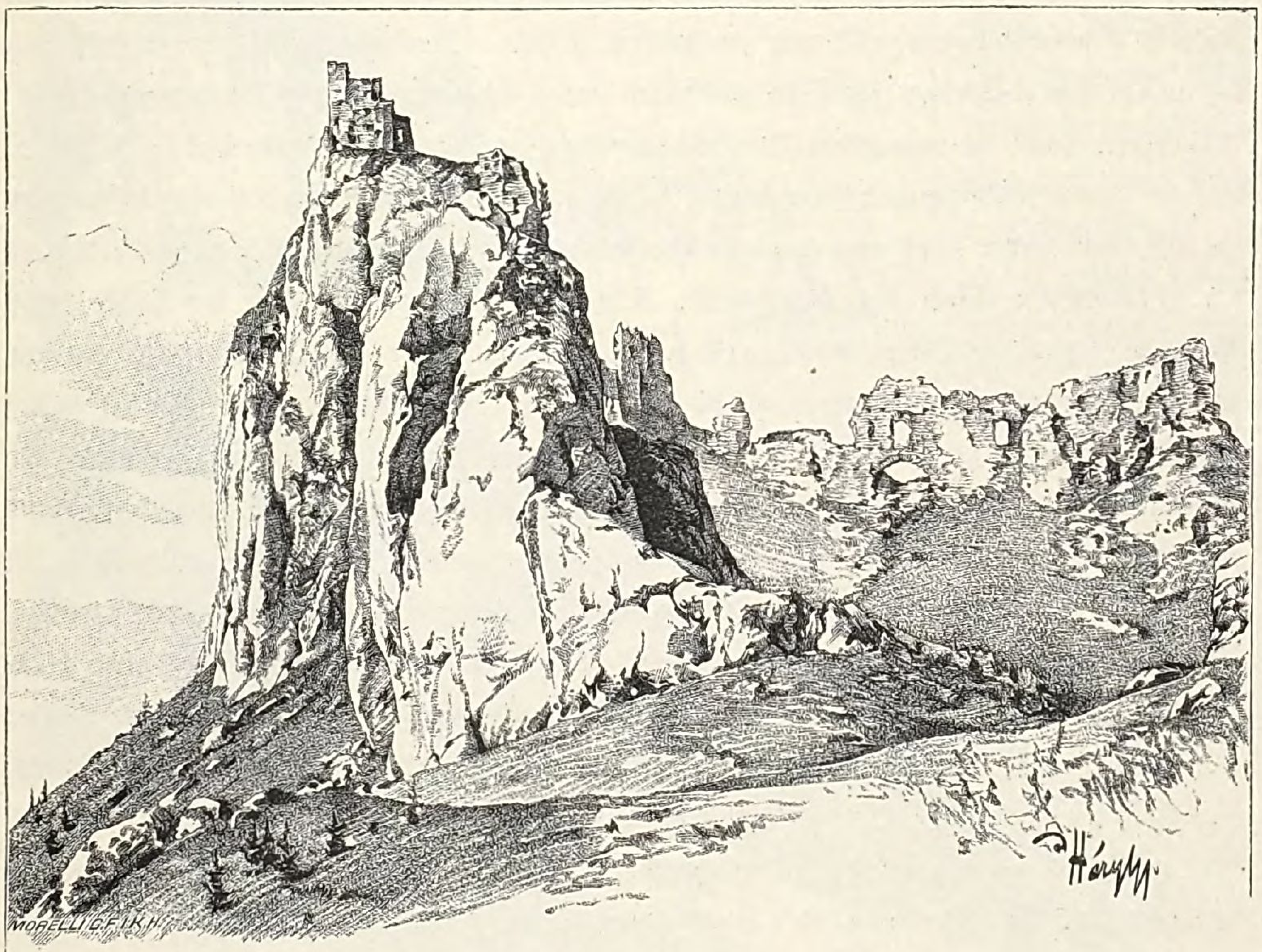
Naturscenerie und zwingen zugleich den Fluß, mehrere kühne Krümmungen zu machen. Der Ausgang, dessen Felsbildungen an Ruinen eines riesigen Triumphbogens gemahnen, führt auf Puchó zu. Als die Schlacht am Weißen Berge 30.000 protestantische Familien Mährens heimatlos machte, wurden viele von ihnen durch Georg Rákóczy I., damals Besitzer der Herrschaft Lednicz, in Puchó aufgenommen; er siedelte sie in dem sogenannten mährischen Viertel an, das sich aus einem einzigen Gäßchen in Folge der durch die Herrschaft gewährten Vergünstigungen bald zu einer besonderen Gemeinde, mit eigenem Richter und Magistrat, sowie protestantischer Kirche und Druckerei, entwickelte. Da die Einwanderer ohne Ausnahme mährische Tuchweber waren, wurde Puchó durch diese

Industrie bald bis weit über die Landesgrenze hinaus berühmt. Gegenwärtig hat die Großindustrie diesen Gewerbezweig erdrückt, doch bewahrt die Gemeinde noch immer die Urkunde über die zwischen ihr und Rákóczy 1646 vereinbarten Urbarial-Ablösungen, das von 1600 bis 1849 reichende Zunftbuch der Tuchweber und einige Marktbefugnisse. Puchó hat noch jetzt einen bedeutenden Viehmarkt und ist Hauptsitz des Getreideverkehres aus dem Waagthal nach Mähren. Ungefähr ein Kilometer von Puchó steht im Thale von Dohnány, von rothem Felskalk umgeben, 200 Meter über der Sohle des Waagthals, der weiße Kalksteinfelsen Veska, durch den eine 1·8 Meter breite Scharte geht. Der Fels war schon in der Urzeit befestigt und noch im XIV. Jahrhundert stand oben das „castrum Pychov". Seine Umgebung, die auffallend an die urzeitliche Niederlassung „Schweizersbild" bei Schaffhausen erinnert, ist neuestens durch die Ausgrabungen des Freiherrn von Hoenning O'Caroll zu großem Rufe gelangt. Unter den hier gefundenen Gegenständen sind fast alle Epochen, bis zu den Resten der Steinzeit zurück, vertreten.

Über Puchó hinaus liegt am Fuße des von Lißa bis zum Vlarapaß reichenden Okrlißkó-Gebirges, an beiden Waagufern, das Becken von Illava. Die inselartige felsige Kalksteinformation des nordwestlichen Grenzgebirges erscheint in dieser Gruppe am charakteristischesten in der Gegend von Prußka und Lednicz bis nach Puchó hin, wo nicht nur die Jurakalkfelsen des Oroßlánkö (Podhrágy) und Vöröskö (Rottenstein), sondern auch die inmitten liegenden, burgruinenähnlichen Felsmassen sehr malerische Bildungen sind. Hie und da stehen auch die den Schichten des Karpathen-Sandsteines angehörigen Felsen zu Tage, über denen der, der mittleren Kreidezeit angehörige, sogenannte Puchóer Mergel lagert. Von den dortigen Thalhängen eilen zahlreiche Bäche nieder; auch kommen Bergrutsche häufig vor, denn durch die schief aufgelagerten Schichten dringt das Wasser ein und weicht den Mergel auf, worauf das auf diesem ruhende Erdreich in erst langsames, dann immer schnelleres Rutschen geräth.

Unter den Ortschaften längs des Weges fällt Medne auf. Das dortige Schloß ist Stammsitz der Mednyánßky und birgt eine reiche Geweihsammlung. Die Umgebung ist ein förmlicher Wald von Obstbäumen, da Alexander Mednyánßky ausgedehnte Pflaumengärten angelegt hat, deren Ertrag theils durch Branntweinbrennerei, theils durch sorgfältiges Dörren in einem vortrefflich eingerichteten Darrhause verwerthet wird. Sein Beispiel hat das Volk der Gegend zu gleicher Thätigkeit angespornt, besonders im Puchóer Bezirk, wo das Dörren von Pflaumen und anderem Obst als wichtiger Erwerbszweig betrieben wird und einen bedeutenden Export ermöglicht. Die Ortschaft Zubák hat mageren Boden, der nur Hafer hervorbringt. 1894 wurde hier eine Lehrwerkstätte für Filzschuhe errichtet, um der Bevölkerung einen Erwerb zu bieten. Weiterhin liegt in einem Engthale, von schönem Eschen-, Buchen- und Tannenwald überragt, die Ortschaft Lednicz.

Sie bildet eine einzige Gasse und südöstlich von ihr steht auf den Steilfelsen des Kobulinecz die einst überaus starke Felsenburg. Ihre erste Erwähnung fällt in die Zeit des Böhmerkönigs Podiebrad; er verlieh als Gutsherr der Gemeinde Privilegien, denen dann König Mathias 1465 das Marktrecht hinzufügte. Später fiel die Burg den Podmaniczky zu, noch später dem Fiscus. Ferdinand I. gab sie seinem Getreuen Emerich Telekessy, und damals gehörte ihr schon eine Herrschaft zu, die aus Puchó und Lednicz nebst 24 Gemeinden



Oroßláńkö.

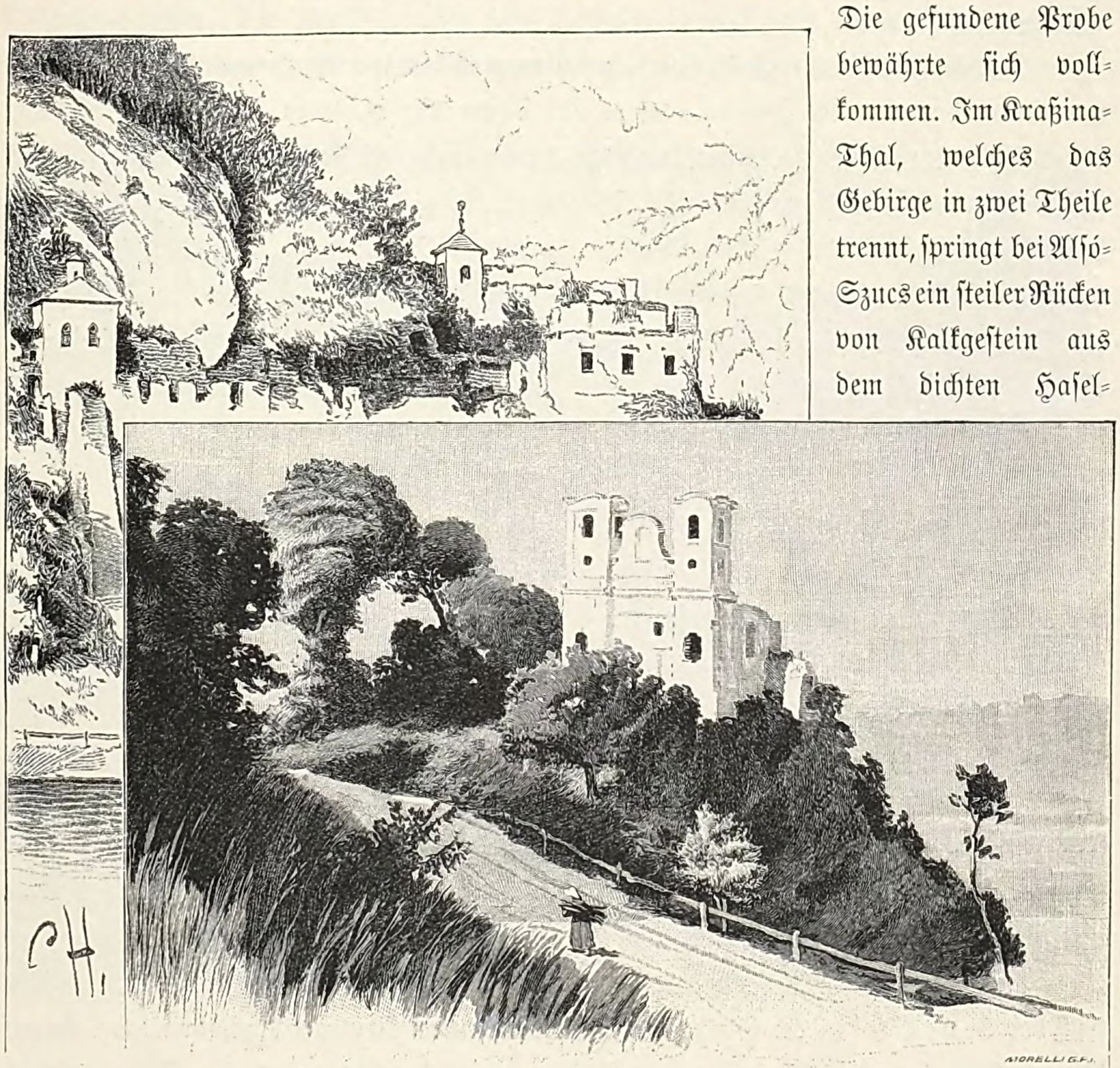
bestand. Telekessys Enkel Michael, der seine Nachbarn fortwährend durch Räubereien beunruhigte, ja selbst die Fuhrwerke mit kostbaren Geschenken für König Rudolf plünderte, wurde in Acht erklärt und seiner Güter beraubt. Aus dem Kerker, in den er geworfen war, brachte man ihn nach Preßburg, wo er auf Verfügung des Reichstages 1601 hingerichtet wurde. Die Burg kam dann noch an die Familien d'Aspremont und Erdödy. Architektonisch ist sie ein seltener Typus. Da sie sich über beide Seiten eines steilen Felsens erstreckt, wurde zur Erleichterung des Verkehrs ein etwa fünf Meter langer unterirdischer Gang durch den Felsen geschlagen und dieser bildet den Haupteingang der oberen Burg; zu der Hauptbastei aber, die den Namen Sztraka führt, stieg man über 80 in den Felsen gehauene

Stufen empor. Von dieser Treppe aus hat man, obgleich Burg und Ortschaft in einem Versteck liegen, eine herrliche Aussicht nach allen Seiten.

In Rovne befindet sich der größte Park des Comitats; seine hundert Linden sind laut Überlieferung durch Georg Rákóczy nach dem Vorbilde des „sub centum tiliis" zu Zboró gepflanzt. Neuerdings wurde im Orte eine große Glasfabrik errichtet. Am Eingange des tiefen Podhrágyer Thales liegt Prußka, eine der hübschesten Ortschaften des Waagthals. Fast in der Mitte des Ortes steht in einem Parke das Königsegg'sche Schloß mit schönen Gewächshäusern und wohlgeordnetem Archiv. Oberhalb des Ortes erblickt man die an der Landesgrenze stehenden Kalkfelsen von Oroßlánkö. Am Bergabhange liegt, 700 Meter hoch, in regellosem Durcheinander gebaut, der Ort Oroßlánkö-Váralja, und an seinem südwestlichen Ende steht die Burgruine. Sie erhebt sich auf dem niedrigeren Haupte (805 Meter) des zweigipfligen Felsberges und bietet einen schönen Niederblick in die schwindelnde Tiefe des Waagthals. Die Geschichte erzählt, daß im Jahre 1353 Nikolaus Kont die Burg besaß und das benachbarte Vöröskö (Rottenstein) erbaute. Während der böhmischen Wirren war sie von Hussiten besetzt. Nach der Schlacht bei Illava (9. November 1431) gehörte sie der Königin Barbara, dann der Königin Elisabeth. In den Kriegen zwischen Matthias und Podiebrad war Matthias Halapa Burghauptmann und dann Burgherr. 1576 erhielt Franz Jakusicz von Orbona acht Gemeinden der Herrschaft. Zur Zeit Tökölys fiel die Burg an die Krone zurück und wurde auf Leopold I. Geheiß nebst mehreren anderen Burgen geschleift, die Besitzung aber im Jahre 1695 um 56.000 Gulden an den Grafen Breuner verkauft. Von diesem erbten sie die Grafen Königsegg, die ihm in weiblicher Linie verwandt waren. Vor kurzem ließ Graf Königsegg aus Anlaß des Besuches, den Maurus Jókai dieser Gegend abstattete, eine Straße durch den dichten Buchen- und Haselwald anlegen. Auf dieser Straße erreicht man den aus den Felsen von Oroßlánkö aufragenden Komlóhegy (= Hopfenberg, 926 Meter). Von seinem kahlen, geröllbedeckten Gipfel, an dessen bemoosten Nordabhang der Touristenclub ein Schutzhaus errichtet hat, genießt man eine schöne Aussicht, die sich bis zu dem Kleinen Kriván, dem Beskid, dem mährischen Brumov und Tyrnau erstreckt. Weiter südwestlich, gerade an der Grenze, liegt die seit langer Zeit in Betrieb stehende Glashütte Szent Szidónia. Dem Fuß des Gebirges entlang, zieht im 283 Meter hohen Engthal der Vláre die neue Vláraer Eisenbahn gegen Mähren.

Gegen Mähren erstrecken sich einerseits die Thäler der Vlara und Drjetoma, anderseits zwischen den Engpässen von Vlara und Hrozenko (347 Meter) das Bergmassiv von Lukov, dessen höchster Gipfel, der Javornik, nicht über 750 Meter hinausreicht. Seine Flanke gegen Vlara hin bietet bei Felsö-Szrnye prächtiges Material für Kalkbrenner und Steinmetze; der betreffende Werkplatz liefert, meist nach Mähren hinaus, Kalk, Bausteine,

behauene Steine und Steinplatten. Auf der Waagseite enthält er weißen Quarz, auf den in den Bergen von Zlatócz, Orechó und Ißtebnik eifrig geschürft wird, um die benachbarten Glasfabriken, die diesen für die Glasfabrikation wichtigen und kostspieligen Stoff bisher aus Thüringen und Sachsen bezogen, vom Auslande unabhängig zu machen. Die gefundene Probe bewährte sich vollkommen. Im Kraßina-Thal, welches das Gebirge in zwei Theile trennt, springt bei Alsó-Szucs ein steiler Rücken von Kalkgestein aus dem dichten Hasel-



Die Abtei Szkalla.

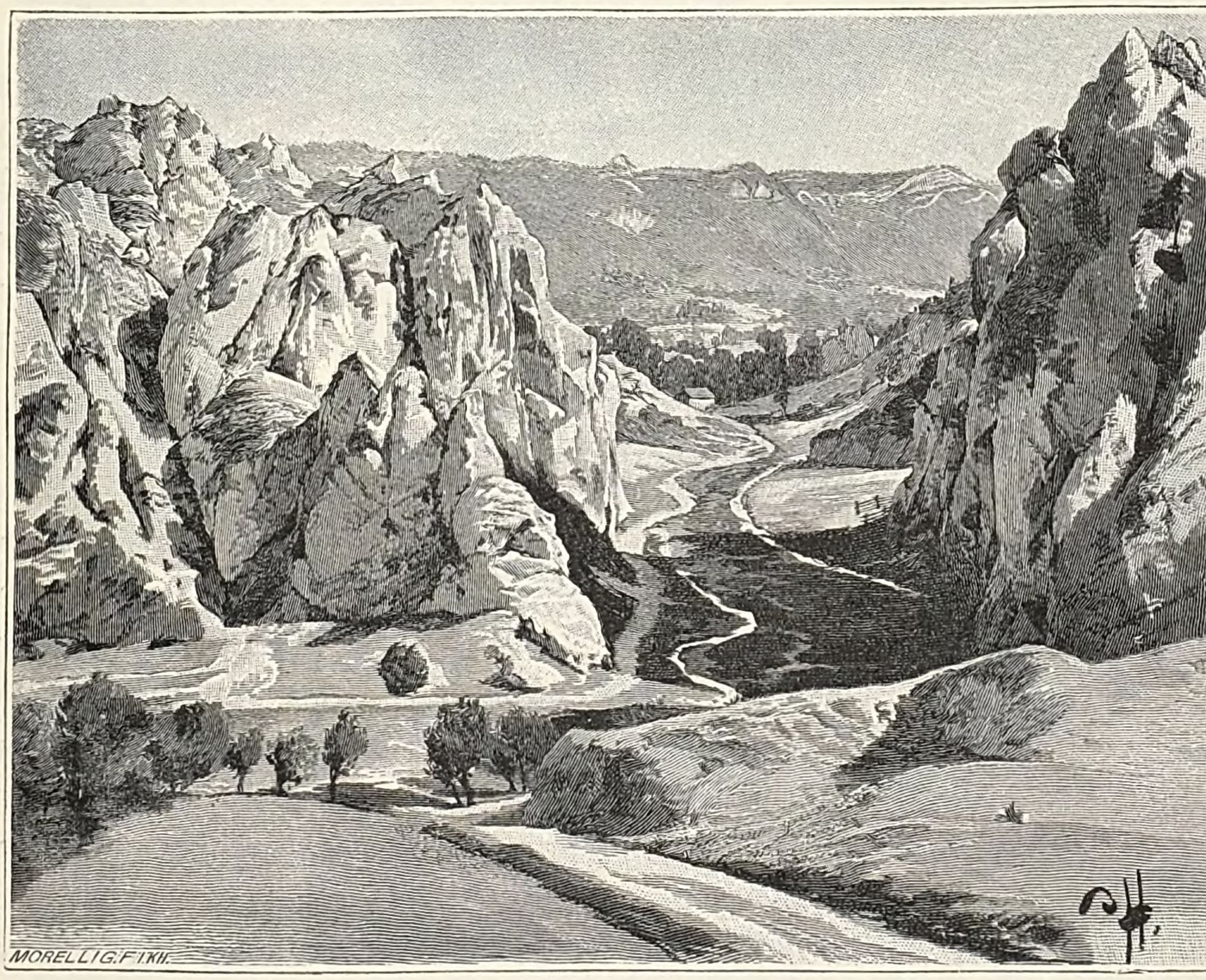
gesträuch auf, das den südlichen Rand des Baches bekränzt. Auf seinem Gipfel stand einst eine Burg, von der nur noch Trümmer vorhanden sind; auf den Feldern ringsum werden oft steinerne Waffen und Geräthe ausgegraben. Die der Waag zugekehrten sanften Abhänge des Lukovi hatten früher Wein; jetzt kommt dieser nur noch in Zlatócz und Ißtebnik vor. Hier erreicht das Gebirge seine größte Breite; sein Ende steigt mit den steilen Felswänden des Szkala-Berges bis hart an das Waagufer hinab und zwingt den Fluß, im Bogen auszuweichen. Zum Gedächtniß des Einsiedlers Benedict,

der zur Zeit Stefans des Heiligen hier lebte und starb, wurde in der Flanke dieses Berges das Abteikloster und auf dem Gipfel des Szkala die Kirche erbaut. Das Benedictinerkloster ist 1224 durch Jakob, Bischof von Neutra, gegründet, mit einer zwischen Ujezd, Ujfalu und Klucsov längs der Waag gelegenen Gemarkung, der sich später die von Apátfalva angliederte.

Das Kloster hatte viele Unbill zu erfahren, und kam mit der Zeit an das Erzbisthum von Gran, dann an die Jesuiten, die es als Sommersitz benutzten. Nach der Aufhebung dieses Ordens wurden die Güter der Abtei 1780 durch die Kammer zum Studienfonds geschlagen, der sie noch jetzt verwaltet. Die zweithürmige Kirche ist gegenwärtig im Verfall begriffen. Am Fuße des Szkala-Berges, wo jetzt die Waag fließt, breitete sich einst ein herrlicher Obstgarten aus. Der ehemalige Meierhof der Abtei, am Fuße des Felsens, ist jetzt Försterwohnung. Er hatte einen geschlossenen Treppengang von 180 Stufen, der zu einem in den Felsen gehauenen Thor führte, nun aber mit Gerümpel und Unkraut erfüllt ist. An zwei Seiten seines abschüssigen Hofes stehen Trümmer von zwei Geschossen der auf den Felsrücken gebauten Abtei, mit ausgehöhlten Felsenkellern für Wein und Obst; in seinem Thürmchen erklingt das Glöcklein noch jetzt alle Tage. An der Nordseite des Klosters befindet sich, nur mittelst einer Leiter erreichbar, ein doppelter Felsenspalt von 1/½ Meter Weite, mit einem Hohlweg durch die Felsen der Bergflanke. Im Erdgeschoß der Abtei sieht man einen ebenso großen, 5 Meter langen Felsengang, an dessen Ende eine muffige, gegen Osten vermauerte Grotte zur Altarkapelle umgestaltet ist; abwärts führt eine Treppe in die mit einem Altar ausgestattete Gruft, wo angeblich mit dem Ordenszeichen der Templer versehene Särge gefunden wurden. In der rechten Ecke führt ein enger Gang im Inneren des Felsens weiter; an seinem Ende erblickt man die sitzende Statue des Einsiedlers Benedikt, Gefährten des heiligen Zoërard. Sein Kranz- und Blumenschmuck zeigt, daß hier noch jetzt gewallfahrtet wird.

An Zábl at, mit Rosengarten und Musterwirthschaft, vorbei, gelangt man an den Fuß des Lopenik, den die Strány-Schlucht von seinem Neutraer Nachbar trennt. Gegen Norden liegt ihm eine schöne Ebene zu Füßen, bis an die Waag hin; im Süden tritt er ganz an die Waag heran. Daher befinden sich die meisten Ortschaften auf seiner nördlichen Schleppe; sein Inneres ist, mit Ausnahme des Thales von Bosácz, unbewohnt. Drjetowa, das aus drei ursprünglich gesonderten Gemeinden, Hradek, Rosau und Kralován, besteht, ist ein hübscher und wohlhabender Ort; er dankt dies hauptsächlich seiner Lage an der Straße nach Hrozenkó. Dafür zeigt er, besonders in Sprache und Tracht, am meisten den Einfluß Mährens; der Verkehr mit diesem hat die Mundart stark geändert. Kis-Chocholna ist durch seine Fabrikation gebogener Möbel bemerkenswerth; sie wird mit 100 Arbeitern betrieben, deren ausgezeichnetes Erzeugniß besonders in Frankreich

starken Absatz findet. Das Material dazu liefert zum Theil der schöne Wald des fruchtbaren Kochanócz. Es kommen da auch andere Merkwürdigkeiten vor, z. B. ein mehrhundertjähriger Zwergahorn, dessen Stamm 6½ Meter Umfang hat und dessen Schatten einen Umkreis von 250 Fuß bedeckt. Weiter nach Süden liegt Nemes-Ließkó, mit riesigen Kastanienbäumen. Die nun der Reihe nach folgenden Ortschaften waren früher adelige Niederlassungen, sogenannte „Sieben-Zwetschkencurien", aber voll Privilegiumsstolz.



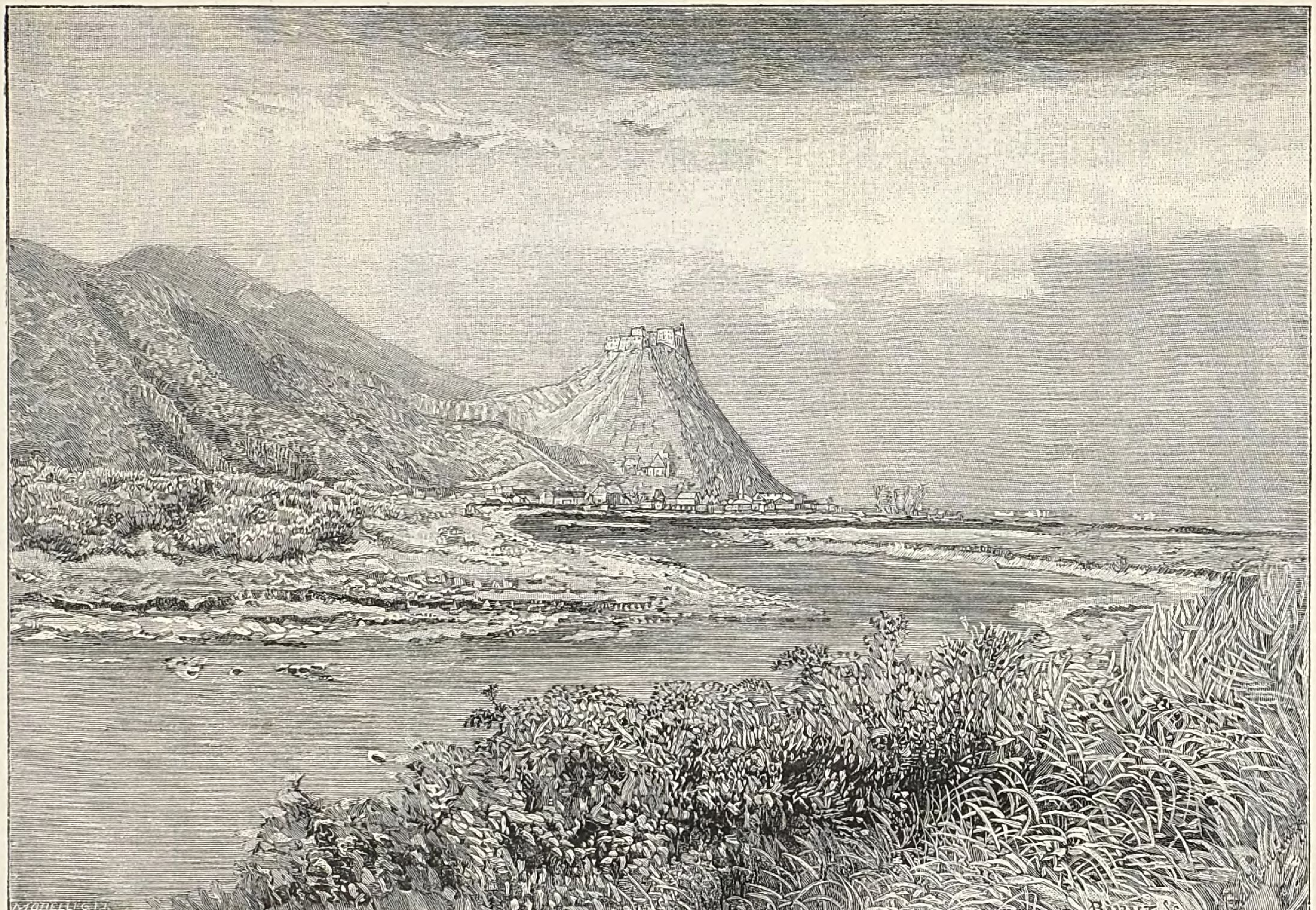
Das Szúlyóer-Thal.

Bohuslawicz ist wegen seines herrlichen Parkes zu erwähnen. Es besitzt guten Boden, der aber von der Waag stark zu leiden hat; der Mais gedeiht vorzüglich und die Umgegend ist überreich an schwarzen Johannisbeeren (ribes nigrum). Weiterhin liegt die Ortschaft Bosácz im gleichnamigen Thale, mit berühmtem Wachholderbranntwein (Borovicska), mit dem die Einwohner weithin hausiren gehen; in neuerer Zeit freilich verkaufen sie auch „Benedictiner"-Liqueur. Die Daheimgebliebenen leben vom Ausroden des Waldes; Äcker werden nur im Umkreise der Häuser ständig bebaut, während das übrige Feld zwei bis drei Jahre lang brach bleibt und im dritten Jahre mit Hafer oder Frühjahrsweizen

bestellt wird. Im Bosáczer Walde haben sich Spuren urzeitlichen Kupferbergbaues erhalten. Westlich von Nemes-Podhrágy befinden sich Reste ausgedehnter Befestigungen, die das Volk Hradisko nennt; in diesen findet man Bronzesicheln, Thonspindeln, Nadeln, Pfeile, Messer, Äxte, Bronzeringe und aus freier Hand gemachte Thongefäße in Scherben. Grabungen haben viele Knochen von Hirschen, Rehen und Wildschweinen zu Tage gefördert; auch der Auerochse kam ehemals hier vor, wofür als Beweis gelten mag, daß das Volk einen Theil des Lopenik-Waldes noch heute Zuberky (Auerochsenwald) nennt.

Wenden wir uns nun den östlichen Gegenden der Waag zu, wo der schmale Grat des Freistadtler Gebirges dem ganzen Flußlaufe folgt. Beinahe in seiner Mitte erhebt sich der Sztrázsó, längs dessen die Comitatsgrenze gegen Neutra hin verläuft. Sein nördlicher Theil zieht sich zwischen dem Waag-Bistritzer Thal und Sillein, zwischen der Rajcsanka und der Waag hin, welch letztere dadurch zum Abschwenken nach Süden gezwungen wird. Eine seiner Höhen ist der westlich von Zbinyó aufsteigende Zsibrit (868 Meter); zwei von diesem abgehende Äste fassen das schöne, zur Rajcsanka hinabziehende Szvinaer Thal zwischen sich. Ein anderer Knoten des Gebirges, der Csakov, entsendet im Nordosten Äste zur Waag hin, in der Richtung auf Sillein und das Precsiner Thal. Beide zusammen führen den Namen Zsibrit-Gebirge. Das Land am Fuße desselben ist dicht bevölkert und von der Landstraße, sowie von der Eisenbahn durchzogen, die mittelst schöner Windungen bei Predmér an das bis Waag-Bistritz reichende Manin-Gebirge herantritt. Dies ist der schönste Theil des an Naturschönheiten so reichen Waagthals. Bald steigen ruinengekrönte Hügel über dem Flußufer auf und verengen das Thal zur Schlucht, bald ziehen im ausgeweiteten Becken lange Reihen wild zerrissener Felsrücken dahin, und bald wieder bergen sich am Fuße von waldigen Kuppen und kahlen Graten wundersame Bildungen der Natur, die den Beschauer lange Zeit beschäftigen.

Da stehen gleich am Beginn, der Rovne-Mündung gegenüber, einige Trümmer der alten Burg Hricsó. Auf der Straße über den Oblazov-Berg gelangt man nach Predmér, wo sie mit der über Bittse kommenden schlesischen Straße zusammentrifft. Hier ist eine Goldrahmenfabrik, und die Weberei ist im Aufschwung begriffen. Hier bildete sich 1894 der erste Creditverband im Comitat. Südwestlich aber von Predmér thut sich eine ganz erstaunliche Steinwelt auf, die unvergleichliche Schlucht des kleinen Szulyóer Baches. Jenseits von Jablonofalva steht man an der Thalmündung. Gewaltige Kalkfelsen marschiren auf oder thürmen sich übereinander, zu beiden Seiten der Schlucht, die sie dermaßen einzwängen, daß man kaum noch durchzuschlüpfen hofft. Nach einer Reihe von Windungen hat man die Mitte der Schlucht erreicht, wo aus einem Kalkfelsen krystallklares, kaltes Wasser in starkem Strahle hervorbricht. Dann weitet sich plötzlich das



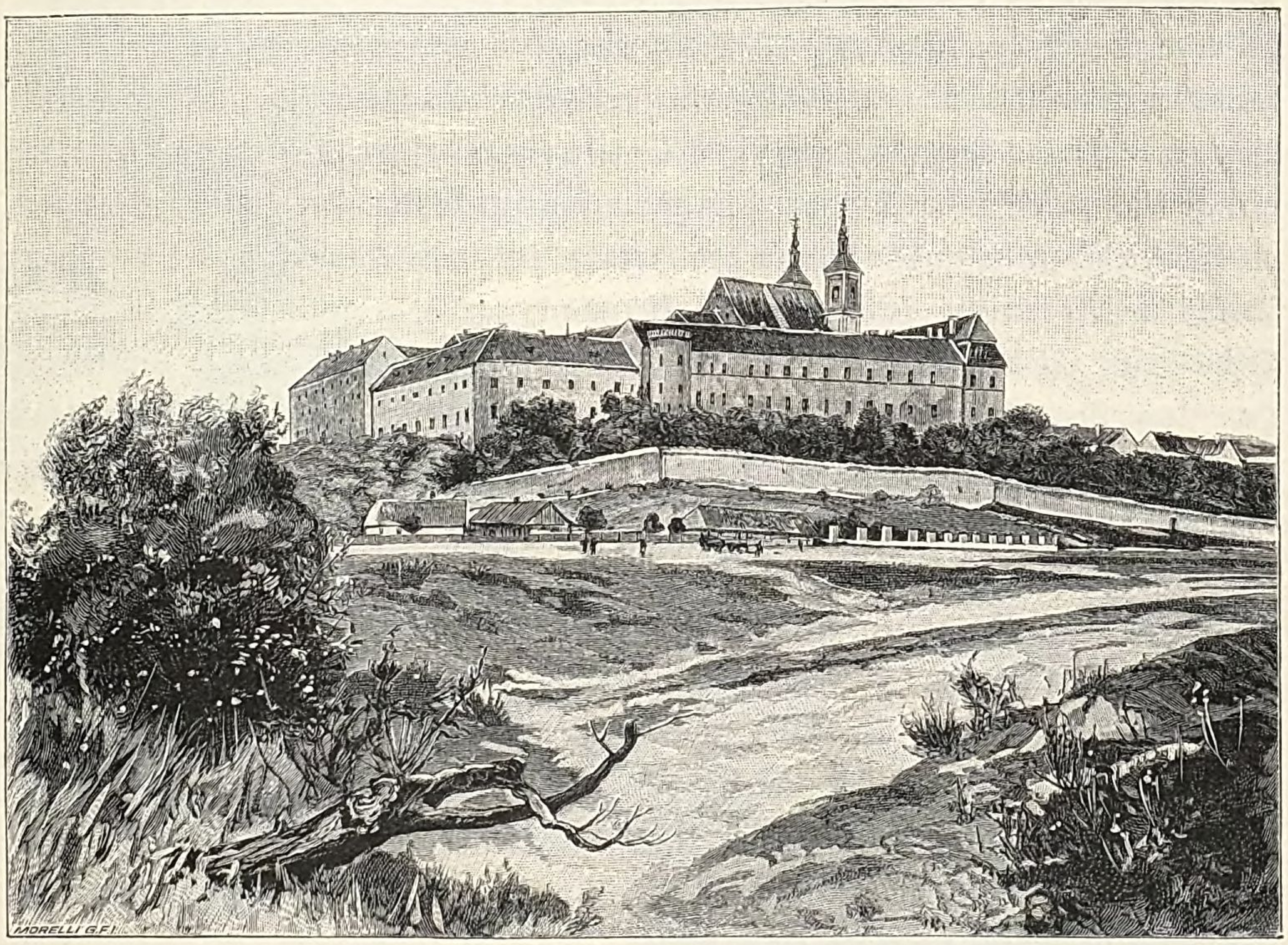
Podhrágy.

Thal und man erblickt eine versteinerte Welt, voll interessanter, seltsamer Felsgebilde. Über diesen steigt mit drei Hörnern der Rohács-Berg (779 Meter) auf, von dessen Gipfel man den ganzen Felsgrat, wie er aus dem umliegenden dichten Wald emporstarrt, überschauen kann. Man steht gerade über dem innersten Kessel dieses Gebirges und erblickt 655 Meter tief unter sich die Trümmer der Burg Szulyó. Diese Burg wurde durch Ferdinand I. dem Sebastian von Syrmien geschenkt, der die Familie Szulyovßky begründete. Seine Nachkommen stiegen später in das Thaldörfchen hinab, wo ihr schönes, jedoch verwahrlostes Schloß noch besteht. Hier ist die einzige evangelische Kirche des nördlichen Gebiets von Trentschin. Der obere Theil des Szulyó-Thales führt von Hradna über den Patuch-Sattel des Zsibrit Gebirges, an dem kelchförmigen Felsen Buzogány vorbei, in das schöne Szvinnaer Thal hinab und von da weiter nach dem anmuthigen Badeorte Rajecz.

Aus dem Szúlyóer-Thale führt ein Touristenweg südwärts über Koßtelecz in das Zäßkal-Thal. In seinem üppigen Wiesengrunde stehen Meierhöfe und Wirthschaftsgebäude. Jenseits derselben verengt es sich plötzlich, von einem tief ausgehöhlten Felsblock fällt eine kleine Cascade über die senkrechte Wand eines Beckens, der enge Thalgrund ist mit mächtigen Felsbrocken bedeckt, über die der Bach hinunterhüpft; rechts gegen die Mündung hin öffnet sich eine geräumige Felshöhle, und in ihrer Nähe eine Grotte, über deren Wände ewiger Thau niederrieselt. Dem Steilhang oberhalb des Baches schlängelt sich ein Pfad entlang und führt in das freundliche Flachthal hinaus, wo das Dorf Zäßkal liegt. Die Abhänge sind mit saftigem Rasen bedeckt, der Bach hüpft in steinigem Bette dahin, zwischen mächtigen Felstrümmern. Das Thalende ist durch eine hohe, rauhe Gebirgskette geschlossen; rechts wölbt sich ein gewaltiger kuppelförmiger Berg, links steigt mit senkrechten Wänden ein Kegel auf, und in der Mitte schießt eine schlanke Felsnadel empor. Umgeht man den Bergkegel, so steht man vor einer Klamm mit 150 Meter hohen, schroffen Felswänden, zwischen denen die kaum 2 bis 3 Meter breite Thalsohle gänzlich vom Bach eingenommen ist, so daß man nur von Felsstück zu Felsstück schreitend vordringen kann. Bald neigen sich die Felsen über dem Haupt des Wanderes zusammen, so daß der Himmel schwindet; die anderthalb Kilometer lange Klamm ist nur noch zwei Schritt breit. Dann, etwa 200 Schritt vom Thalausgang, erweitert sich die Klamm; die Felswände werden niedriger; links sind die Abhänge mit üppigem Gras bedeckt, während rechts die Felsenmassen zerrissener und öder niederstarren; endlich tritt man zwischen zwei gewaltigen Felswänden aus dem Thale hinaus. Man steht an einem Waldsaum, wo auf mäßiger Höhe, bei einer Mühle, eine eisenhaltige Quelle sprudelt, das rechte Labsal im Sommer; dabei ein Schutzhaus für Touristen, Bänke, Tische. Es ist schön ringsum; in mehrfach verzweigtem Bette, über Kiesbänke weg, schießt die Waag schäumend thalab;

ihr Überfluthungsgebiet ist in diesem Engthal nur ein schmaler Streifen, denn sie wird rechts durch den Javornik, links durch das Manin-Gebirge bedrängt. Riesengroß steigt aus dieser Gruppe der breitrückige, dicht bewaldete Große Manin (891 Meter) auf; ihm zur Seite steht links der felsige Kleine Manin (810 Meter); und zwischen ihnen schneidet die schon beschriebene Manin-Klamm ein.

Gegenüber am anderen Waagufer steht auf steilem Sandsteinkegel die Burgruine Waag-Podhrágy. Die Burg war einst das Stammnest der Podmanin oder Podmaniczky,



Das Illavaer Gefangenhaus.

die von hier aus die Hälfte des Trentschiner Comitats in ihre Gewalt brachten; nach ihrem Aussterben fielen ihre Güter dem königlichen Fiscus, dann dem Kaspar Serédy zu. Später waren sie gemeinsamer Besitz der Balassa und Szápáry. Das schöne Schloß am Fuße der Burg ist von einem Szápáry erbaut. Von der Burg stehen kaum mehr ein paar Mauern fest; 1543 wurde sie durch Feuersbrunst zerstört.

Zur Herrschaft Podhrágy gehörten in Podmaniczky'scher Zeit 27 Gemeinden; ihr Hauptort war Bistritz (Beßtercze) am jenseitigen Waagufer. In der gothischen Kirche der dortigen Katholiken sieht man einen aus Burg Podhrágy heruntergeholten Altarstein, mit Reliefiguren mehrerer Mitglieder der Familie Szápáry. Die hübsche und wohlhabende

Ortschaft hat von den Fluthen der Waag viel zu leiden, es sind ihnen schon zwei Gassen zum Opfer gefallen. Die Einwohner sind geschickte Töpfer, Kalkbrenner und Ziegelformer; viele haben deutsch und auf ihren Wanderungen im Alföld auch ungarisch gelernt.

Die Gebirgsmasse südlich vom Facskó-Paß, zwischen den Thälern des Waag-Bistritzer und Szvinnaer Baches, wird gewöhnlich Sztrázsó genannt. Sie steht an der Grenze gegen das Neutraer Gebiet und folgt vielfach verzweigt dem linken Waagufer. Zwischen seinen nördlichen und südlichen Ästen liegen breite, flache, gut bevölkerte Thäler. Die Gipfel sind meist kahl, bei Szádecsne aber noch sozusagen mit Urwald bedeckt; hier liefert das Gestein auch vorzüglichen Kalk. Die Gegend ist reich an Krammetsvögeln. Weiter südlich erstreckt sich zwischen den Thälern von Bellus und Podhrágy eine Berggegend, die nach ihrem 909 Meter hohen Gipfel Rohatin heißt; ihr Hauptmassiv liegt gegen die Grenze hin, wobei für das Waagthal ein ziemlich weites Becken übrig bleibt. Gleichsam als Mittelglied zwischen dem Manin und Rohatin steht in der Gemarkung des Pruzsinaer Thales die Malenicza-Osztrá; sie ist größtentheils von Buchenwald bedeckt, in dem der Luchs haust. Pruzsina ist Geburtsort Gabriel Baross', des gewesenen ungarischen Handelsministers, der eine so durchgreifende Thätigkeit ausgeübt hat; sein Geburtshaus wurde 1895 mit einer Gedenktafel bezeichnet. Südöstlich von hier enthält das Gebirge eine sehenswerte Tropfsteingrotte, wo der naturwissenschaftliche Verein des Trentschiner Comitats Ausgrabungen vornehmen ließ und viele versteinerte Knochen des Höhlenbären fand. Am nordwestlichen Fuße des Rohatin-Gebirges liegt Bellus; es zieht gutes Obst, seine Gemarkung gilt als die fruchtbarste im Comitat. 1894 wurde hier eine Lehrwerkstätte für Korbflechterei errichtet. Eine halbe Stunde einwärts im Gebirge sprudeln drei Quellen, deren Wasser theils Salz und Schwefel, theils Eisen, Glaubersalz und Schwefel enthält. Bei diesen wirksamen, aber lange verwahrlost gewesenen Thermen ließ die Gemeinde kürzlich ein Badehaus errichten. Hinter den Quellen zieht die Vráta-Klamm aufwärts, eine der Sehenswürdigkeiten des Comitats.

Unterhalb von Bellus liegt Lédecz, wo Portland-Cement bereitet wird. Dann folgt die kleine Ortschaft Kassza, deren drei Viertelstunden entfernte Burg, heute Ruine, mit einer bis Csicsmán und Zljechó reichenden Gemarkung schon 1272 vorkommt. Im XVII. Jahrhundert wurde die Burg durch Heister gänzlich zerstört. Längs des Hlozsaer Thales folgen die Ortschaften Mojtin, Rovne, Zljechó und Csicsmán, über die man in das Thal des Rajecz gelangt. Unterhalb Mojtins ist man bereits im Thale eines reißenden Wildbaches und nähert sich zwischen felsigen Bergwänden dem sehr hoch gelegenen Orte. Bei Rovne sieht man lauter hohe Berge. Die mageren Äcker sind bis Zljechó und Csicsmán schwer zu bebauen, sie lohnen die Arbeit kaum. Deshalb wendet sich das Volk der Vieh- und Schafzucht, der Käsebereitung zu, doch kann auch dies ihre Lebensbedürfnisse

nicht decken. In Zljechó wurde eine Glasfabrik errichtet, für die das Volk der Gegend als Verschleißer und Hausirer arbeitet. Die slovakischen Hausirer mit Fensterglas, die Flaschenhändler von Csicsmán, die Glas- und Porzellanverkäufer von Rovne sieht man überall umherstreifen. Den ganzen Sommer ist in den Ortschaften niemand zu Hause, als die Weiber, die kleinen Kinder und die Richter. Die Weiber von Csicsmán haben mit ihren geklöppelten Spitzen und schönen Stickereien auf mehreren großen Ausstellungen viel Beifall gefunden. Zwischen Zljechó und Csicsmán steht der 1.214 Meter hohe Sztrázsóberg, der Mittelpunkt des Gebirges; er ist mit Buchen, Espen, Ahorn und Tannen bewaldet, den Gipfel bildet eine vielfach gespaltene, bogenförmig nach außen überhängende Felswand, von der sich eine schöne Aussicht bis zum Gipfel der Kleinen Fátra hin eröffnet.

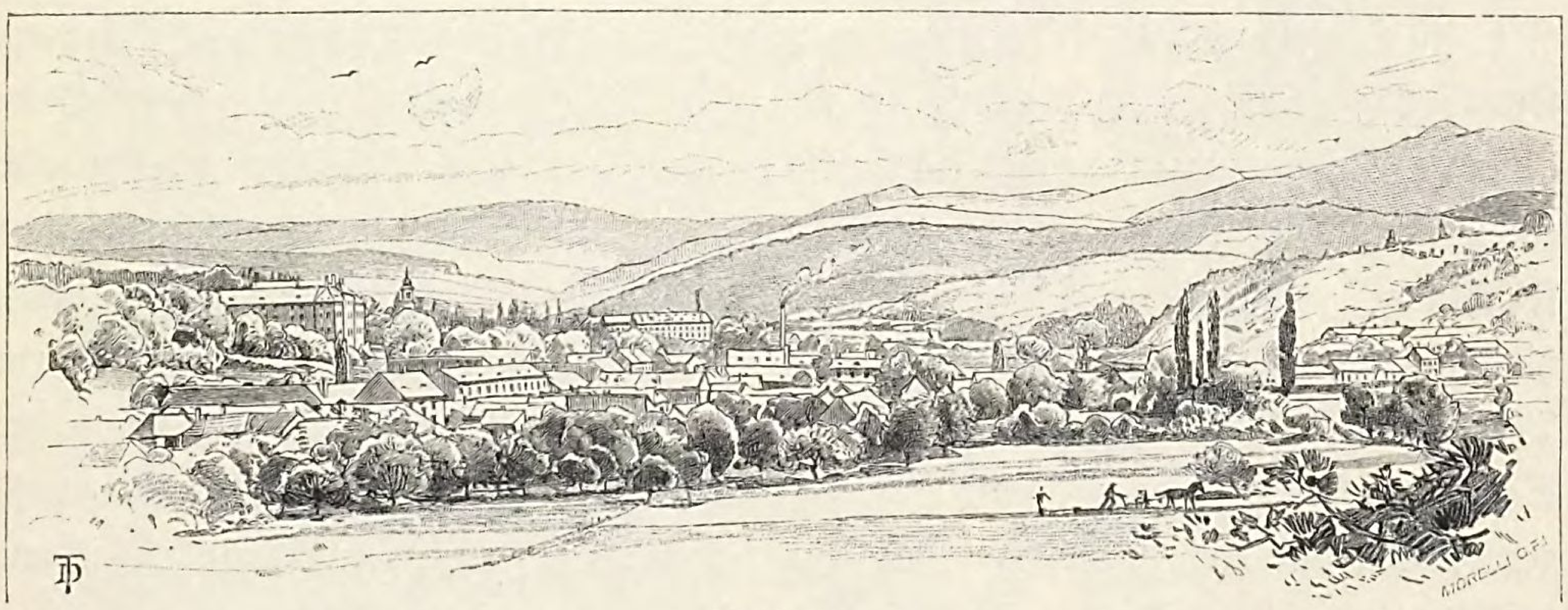


Trentschin-Teplitz.

Die vom Sztrázsó ausgehenden Bergzüge gruppiren sich in der südlichen Ecke des Trentschiner Comitats. Ihr höchster Berg ist der Vápecz (956 Meter), der zwischen Felsö-Poruba und Kopecz an der Trentschin-Neutraer Grenze ganz vereinzelt aus Wiesen und Feldern emporragt. Unten ist er mit Wachholdergesträuch und magerer Weide, oben mit dünnem Buchenwald bedeckt, unterhalb des Gipfels

sind mächtige Felsbrocken verstreut. Auch der Gipfel ist Fels, mit einer kleinen Höhle im nördlichen Abhang. Am Fuße des Berges springen kühle Quellen aus dem Gesteine hervor und laufen zum Theil in den krebsreichen Porubaer Bach ab, der in vielen Windungen gegen Illava zieht. Diese Ortschaft hieß ursprünglich Leva und erhielt von Karl Robert verschiedene Privilegien. 1339 gehörte sie dem Wojwoden Thomas, später Paul Kinizsi. Dann fiel sie den Oßtrosich zu, und als der Letzte dieses Hauses, Michael, verbannt ward, wurden seine Güter durch den Fiscus um 80.000 Gulden dem Grafen Breuner verkauft. Dieser richtete den unteren Theil der Burg als Wohnstätte ein, aus dem oberen Theile machte er ein Kloster, in dem sich 1692 Trinitarier niederließen. An der Stelle des Grabens zwischen dem oberen und dem unteren Theile der Burg wurde 1719 eine Kirche erbaut. In neuester Zeit wurden die Localitäten der Burg, sammt der Trinitarierkirche, zu einer staatlichen Strafanstalt umgestaltet und noch durch einen Zubau erweitert, so daß die Anstalt, die nur Verbrecher mit mehr als zehnjähriger Strafzeit aufnimmt, Raum für mehr als 1200 Sträflinge hat. Die Ortschaft Illava gehört jetzt den Grafen Königsegg-Aulendorf, ist Bezirkssitz und hat stark besuchte Jahrmärkte; die Umgebung ist hügelig und fruchtbar, auch eine Bierbrauerei ist vorhanden. An der Eisenbahnstation befindet sich eine Dolomit-Mahlmühle, wie sie die Sodawasserfabrikation erfordert; das vorzügliche Erzeugniß derselben wird nach Österreich, Mähren, Galizien und Rumänien ausgeführt. Die Ortschaft macht mit ihren hübschen Straßen einen ganz städtischen Eindruck. In den kriegerischen Wirren der Rákóczy-Zeit hat sie viel gelitten, so daß ein Theil der Einwohner die Muttergemeinde verließ und sich eine Stunde weiter in der Vápecz-Schlucht ansiedelte, wo der Ort Illavka entstand. Weiter südlich erblickt man, Klobusicz gegenüber, in erhöhter Lage das kuppelgekrönte Mausoleum, das im Jahre 1893 mittelst freiwilliger Beiträge für die Asche Gabriel Baross' errichtet wurde. Dann wird Dubnicz erreicht, berühmt durch die in der dortigen Illésházy'schen Bibliothek entdeckte Dubniczer Chronik. Auch das Schloß, obgleich verwahrlost, enthält noch mancherlei Sehenswürdigkeiten. Es wurde 1637 durch Kaspar Illésházy gegründet und erhielt 1719 von Nikolaus Illésházy eine stattliche Façade. 1835 ging das Schloß nebst der dazu gehörigen schönen Herrschaft für drei Millionen Gulden an den Baron Sina über. Das Schloß hat einen prächtigen Park, und die Vorhalle des Gewächshauses ist mit hundertjährigen Citronen-, Orangen- und blutrothblühenden Granatapfelbäumen geschmückt. Die Kirche wird von vielen Wallfahrern aus der Gegend besucht. Sie enthält ein vorzügliches Kunstwerk, und zwar eine silberne Monstranz, 18 Pfund schwer, mit 16 Emailbildern, 15 Stück echten Perlen und mehreren Hundert Diamanten, Saphiren, Opalen und anderen Edelsteinen; das Ciborium ist mit Perlen und verschiedenartigen Edelsteinen geschmückt. Es sind dies Geschenke Johann Illésházys und seiner Gemalin.

Tepla liegt am südwestlichen Fuße des Vápecz-Berges. Sein Bach, der die beiden Häuserreihen mitten durchschneidet, trennt zugleich den Vápecz vom Trentschiner Gebirge, dessen mit waldigen Lehnen anhebende Äste einen auffälligen Gegensatz zu den kahlen, mergelrothen Abhängen des Vápecz bilden. Eine prachtvolle, angeblich noch von Illésházy angelegte Straße führt zwischen Eschenreihen in das Teplicska-Thal, das sich nach Osten öffnet und die „Perle der Karpathen", Trentschin-Teplitz (Trencsén-Teplicz) enthält. Die ausgezeichneten Thermen sind 1551 zuerst erwähnt. Unter Illésházy nahm das Bad einen Aufschwung und durch die freigebige Fürsorge des Barons Sina gedieh es zu europäischem Ruf. Es liegt in wiesengrünem Thalgrund umfangreich hingebreitet, mit vielen elegant eingerichteten, allen Anforderungen entsprechenden Gebäuden. Den Rahmen dieser Lage bilden rechts der bewaldete, mit einem Aussichtspavillon gekrönte

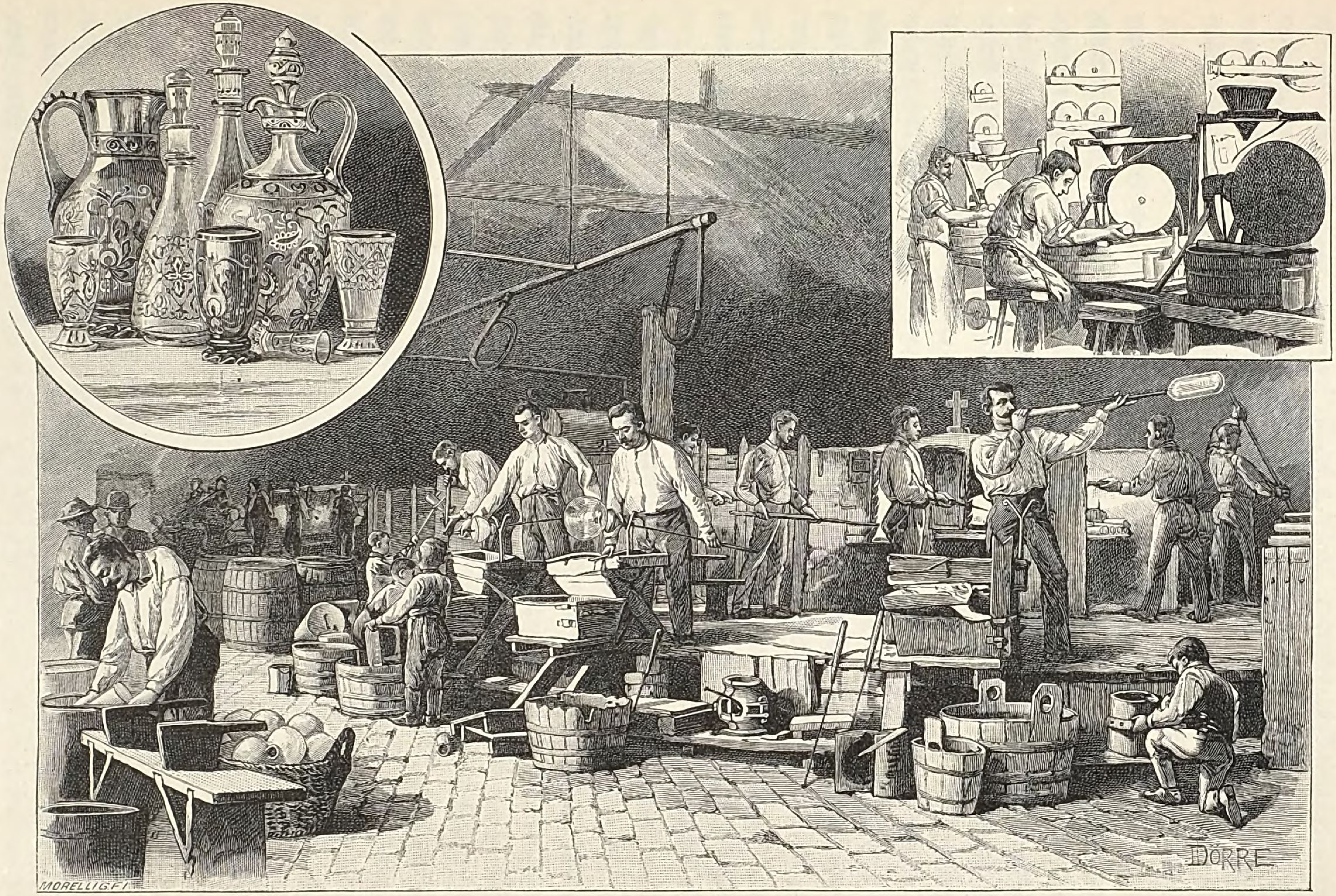


Zay-Ugrócz.

Klepács (574 Meter), links der kahle Dedovecz, im Hintergrunde (Osten) der Csalánhegy (952 Meter) mit seinen Nachbarn, sämmtlich Kalkstein. Auf dem Hauptplatz ist ein Bereich von etwa 200 Quadratklafter, worin fünf Schwefelquellen von 29 bis 32 Grad Réaumur aufgehen; ebenda entspringt auch die Therme. Alle Quellen ergießen ihr Wasser in Bassins, von 3000 Cubikfuß Gehalt; doch gibt es auch Extrabäder. Die Heilkraft bewährt sich bei den mannigfachen gichtischen, rheumatischen, paralytischen und nervösen Leiden, bei Skropheln und Quecksilbervergiftung u. s. w. Dabei fehlt es nicht an Comfort und Zerstreuung, es gibt Musik, Konzerte, Theater und Ausflüge. Wasser und Luft sind ausgezeichnet, das Klima günstig und die Grenze nahe. So konnte es nicht fehlen, daſs dem Orte die Kranken aus Mähren, Schlesien, Galizien und Preußen, ja aus Polen und Rußland, alsbald zu Tausenden zuströmten.

An der hübschen neuen Gendarmeriekaserne von Teplitz vorbei, steigt man zwischen bewaldeten Rücken 440 Meter hoch zum steilen Machnács-Paß empor. Gegen Südwest

erheben sich die Trentschiner Berge, bis zur Senkung von Jaßtrabje, und über diese hinaus die den nördlichen Theil des Inovecz umgebenden Berge; gegen Osten strahlen von den Bergen Zaparka und Cserni her die den Banowitzer (Báner) Bezirk erfüllenden Berge des Rokos aus. In dem trennenden Thale geht vom Paß aus eine prächtige Straße nach Motesicz, Bobót und Banowitz. Motesicz war einst Sitz eines Herrengeschlechtes; das schöne, mit einem Graben umzogene Schloß stammt aus dem XVI. Jahrhundert. Es hat eine Fabrik von Zündholzschachteln. In Bobót besteht eine Fabrik für gewöhnliches Pack- und Cartonpapier, die aber seit ihrer Neueinrichtung auch feinere Papiersorten herstellt. Überhaupt ist im Banowitzer Bezirke die Industrie sehr entwickelt. Zahlreiche Spiritusbrennereien sind in der Gegend thätig, in mehreren Gemeinden wird Wachholderbranntwein und Slivovitz gebrannt. Links von der Bobót-Banowitzer Straße liegt das Szlatina-Thal, in dessen Bach die Forelle häufig ist. In Podluzsán haben die Grafen Zay, in Hornyán Graf D'Harcourt modern betriebene Landwirthschaften. Besondere Erwähnung verdient Zay-Ugrócz, in anmuthiger Gebirgsgegend, eine zu hoher Blüte gelangte Anlage für ungarische kunstgewerbliche Holzarbeiten. Zay-Ugrócz besitzt alte Industrien. Die Tuchweberei wurde hier, wie in Puchó, durch böhmisch-mährische Flüchtlinge protestantischer Religion eingeführt. Die Familie Zay hat fünf Generationen hindurch gearbeitet, um die Industrie heimisch zu machen. Schon Peter Zay unter Maria Theresia errichtete in Szlatina eine Papierfabrik, die noch jetzt besteht. Die Erzeugnisse der Schnitzereischule: Zigarrenspitzen, Schreibgeräthe, Zierrahmen, Nippsachen und Luxusgegenstände, sind auch in der Hauptstadt wohlbekannt. Die Fabrik von Spazierstöcken, mit 620 Arbeitern, ist musterhaft eingerichtet und geleitet, sie versendet Millionen von langen Spazierstöcken nach China, ihre Sonnen- und Regenschirmstiele aber sind über die ganze Welt verbreitet. Die an Stelle der einstigen Tuchfabrik entstandene Glasfabrik ist eine der größten in der Monarchie; ihre Technik bedient sich aller Errungenschaften der Zeit und die feinen Glaswaaren gehen bis nach Ägypten, Ostindien, Japan und den Vereinigten Staaten. Ugrócz ist Hauptort der aus 19 Gemeinden bestehenden Zay'schen Herrschaft. Seine einstigen Herren waren Matthäus Csák, Wojwode Stibor, die Dersffi, die Szilágyi von Ugrócz; nach dem Tode des letzten Szilágyi (Peter) fiel es an die Krone. Ferdinand I. gab es 1547 seinem Parteigänger Franz Zay, dem Mitgesandten Verancsics' bei der hohen Pforte und Commandanten von Kaschau. Dieser erbaute in der Nähe des an der Comitatsgrenze stehenden Rokos (1010 Meter) die Burg Ugrócz, mit Wartthurm und Kapelle. Jetzt ist sie Ruine. Aus ihren Wirthschaftsgebäuden entstand Váralja. Die Familie stieg mit der Zeit ins Thal hinab, in das ausgedehnte dreistöckige Schloß, dessen Kapelle zur Zeit der Verfolgungen den protestantischen Gläubigen als Bethaus diente; die Familie war nämlich seit dem Tode ihres Begründers Franz Zay immer eifrig evangelisch. In den



Die Glasfabrik in Zay-Ugrócz. — Die Glashütte — Glasgefäße mit ungarischen Verzierungen — Detail aus der Schleiferei.

Sälen ist viel Sehenswerthes. Da sind die Waffen Franz Zay's, seine Kanone, sein Mörser (von 1560), seine Fahnen und auch die Ketten, welche Lorenz Zay als Gefangener der Türken in Stambul trug, dann Bildnisse von Herrschern aus vielen Jahrhunderten, von berühmten Männern und Mitgliedern der Familie Zay; die reiche Bibliothek enthält viele werthvolle Werke.

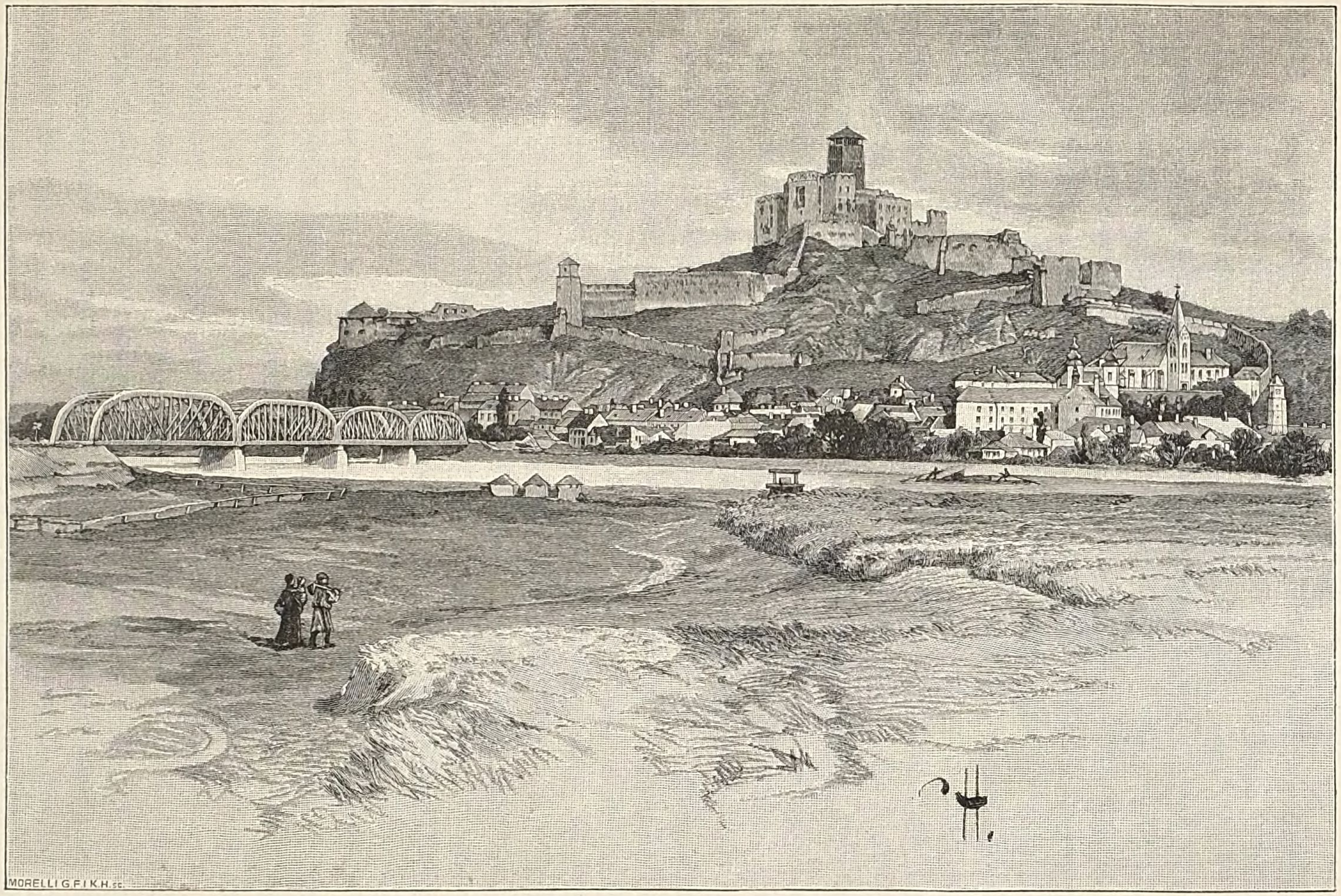
Banowitz (Bán) ist Bezirkssitz. Die gräflich D'Harcourt'sche Herrschaft erzeugt vortrefflichen Käse. Die Schweizerei findet hier besonders guten Boden, denn Banowitz liegt in der nördlichen Ecke jener schönen grasreichen Fläche, die sich von Ozor (wegen seines Schlosses aus Lehmziegeln bemerkenswerth) längs der Bebrava 6 Kilometer weit im Trentschiner Comitat hinzieht und die Viehzucht sehr begünstigt. Die größte Breite (3 Kilometer) erreicht diese Fläche unterhalb von Ribény, einer Ortschaft, die aus eigener Kraft eine Kunstmühle errichtet hat. Im Norden, Osten und Westen von Banowitz erscheint die Gebirgsgegend nur als mäßiges Hügelland, das, der Cultur sehr zugänglich, starke Landwirthschaft und viel Wohlstand aufweist. Von Trebichava gegen Ugrócz und Miticz hin wird Dolomit gegraben und in Barát-Lehota für die Sodawasserfabriken gemahlen. Dubodjel, am südlichen Rande des Comitats, liegt schon am Fuße des Inovecz (1042 Meter); die dortigen, einst mächtigen Eichenwälder sind in Folge ihrer starken Ausbeutung für Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen bedeutend zurückgegangen.

Nördlich vom Inovecz erhebt sich jenseits der Einsenkung bei Jaßtrabje der schwach begrünte Grat des Trentschiner Gebirges; im Bogen gekrümmt, bildet es den Ostrand des Waagthals und tritt dann, mit einer neuen Krümmung auf Turna zu, weiter zurück, um einem Thalkessel Raum zu geben. Seinen mittleren Bergvorsprung bildet der als 379 Meter hohe Dolomitwand hervortretende Trentschiner Burgberg, mit seiner historisch berühmten, jetzt größtentheils in Trümmern liegenden Burg. Jahrhunderte und Jahrtausende haben diesem Berg ihre Erinnerungen aufgeprägt, bis in die Tage der Quaden und Markomannen zurück. Der weithin schauende viereckige Wartthurm, jetzt unter Dach befindlich, wurde zur Zeit des Matthäus Csák erbaut und heißt darum auch Matthäus Csák-Thurm. Um ihn her stehen im inneren und äußeren Hofe spätere Gebäude. Die beiden Höfe sind längs des sachten Bergabhanges durch lange Basteimauern von einander getrennt. Die äußere Basteimauer auf dem der Waag zugekehrten Felsen ist mit einem kleineren alten Thurm versehen und zieht von diesem abwärts entlang der Ostseite des Berges, bis sie auf dem Abhange dem anderen Ende der Mauer begegnet und sich dem das Festungswerk schließenden Thore anfügt. So nimmt die Burg den ganzen Berg ein. An ihrer zugänglichen Seite im Osten hat sie Matthäus Csák mit dreifachem Basteienschutz und einem tiefen Graben versehen, was sie sozusagen uneinnehmbar machte. Unter dem nördlichen Thurm befindet sich ein 79 Meter tiefer

Brunnen, der auf Grund einer Sage „Brunnen der Liebe“ heißt. Im Inneren standen der Hungerthurm, der Palast der Königin Barbara, der Rittersaal und die Burgkapelle. Die Burg, die dem Comitat seinen Namen gegeben, war während der ganzen Árpádenzeit königlicher Besitz. Der Name Csák kommt unter ihren Gespanen zum erstenmal im Jahre 1272 vor, und zwar ist Stephan, Sohn des Dominik, Gespan der Burg und des Comitats. Die Dienste Matthäus Csák's wurden durch König Wenzel mit Überlassung der Burg belohnt, und bald war Csák Herr der Waaggegend, des nach ihm benannten „Matthäuslandes“ (Mátyus Földe). Er war förmlich ein kleiner Fürst, der in seiner befestigten Burg glänzend Hof hielt, einen Palatin, einen Schatzmeister anstellte, ein Heer organisirte und Kriege führte, gegen seinen König, wie gegen benachbarte Fürsten, auch auf dem Reichstage durch Abgesandte vertreten war und das Recht über Leben und Tod ausübte. Er starb 1321 und die Burg fiel der Krone anheim. Sie sah später noch oft glänzende Tage. Hier unterschrieben Johann, König von Böhmen, und Kasimir, König von Polen, das durch Karl Robert angebahnte Übereinkommen. Hier sammelte Ludwig der Große seine Truppen und empfing den päpstlichen Gesandten, als er gegen den deutschen Kaiser Karl IV. rüstete. Er gab die Burg 1375 dem Tavernicus Georg Bebek, Sigismund aber übertrug sie dem Wojwoden Stibor, der sich sofort „Graf von Trentschin“ und „Herr der Waag“ schrieb, wie einst Matthäus Csák. Später war eine Zeit lang Giskra ihr Herr, König Matthias jedoch erwarb sie von ihm zurück, weilte dort häufig und empfing dort auch seine Braut Katharina. Dann vergab er sie an Stephan Zápolya, dessen Schwester Barbara daselbst dem Polenkönig Sigismund verlobt wurde. Stephan und Johann Zápolya erweiterten sie um prächtige Neubauten und Festungswerke, auch legten sie an der Ostseite einen schönen, durch zwei Steinmauern geschützten Garten an. Sie blieb auch König Johanns Hauptfeste längs der Waag, bis sie durch Katzianer niedergebrannt wurde. 1535 erhielt sie Alexius Thurzó von Ferdinand I., und aus dieser Zeit haben sich in zwei Fenstern Theile des al fresco gemalten Thurzó'schen Wappens erhalten. Von den Erben Alexius Thurzós ging sie auf Emerich Forgách, dann auf Stephan Illésházy über; Letzterer war zugleich Obergespan des Comitats. Zu dieser Zeit wurde auch die Krone hier aufbewahrt. Illésházy baute und verbesserte viel an der Burg, an ihrem Thore sieht man noch jetzt das Pálffy-Illésházy'sche Wappen. Einmal wurde sie vergeblich von einem türkischen Corps belagert, später durch Heister und Pálffy erfolgreich gegen die Schaaren Rákóczys vertheidigt. Auch nachher noch hielten hier die Illésházy als Erbobergespane des Comitats eine Zeit lang glänzenden Hof; später war sie nur noch von einem Burghauptmann und ein paar Gefangenen bewohnt; dann wurde sie Kaserne, und jetzt hütet ein Wächter die Ruine, die zum Besitze der Gräfin D'Harcourt, als Sina'scher Erbin, gehört.

Der schönste Theil der Stadt Trentschin (Trencsén) dehnt sich mit zwei Straßen am Abhange des Burgberges aus. Aber noch jetzt sieht man Spuren der Basteimauern, welche die alte Stadt umgaben, sowie zahlreicher Gräben und Grundmauern, eines unterirdischen Ganges und des Stadtthors; nur die 200jährige Pfarrkirche steht völlig wohlerhalten und birgt eine Menge werthvolle Alterthümer. In ihrer durch ein Eisengitter abgeschlossenen, kleinen Kapelle befand sich die Gruft der Illésházy; sie wurde zur Zeit Josephs II. zerwühlt und die Schmucksachen nach Dubnicz gebracht. In der linksseitigen Nische aus schwarzem Marmor steht die lebensgroße Alabasterstatue Kaspar Illésházys, dem Altar gegenüber die Bronzebüste Joseph Illésházys. Sehr alt ist der aus einem Steinblock gehauene Taufbrunnen (vier Engelköpfe, von einem Löwen gehalten). Im Kirchenschatz befindet sich eine neun Pfund schwere silberne Monstranz, die von Ludwig dem Großen 1362 geschenkt ist und von Kunstkennern auf 30.000 Gulden geschätzt wurde. Unter den vielen Kelchen sind drei gothische bemerkenswerth. Auch die zweithürmige Piaristenkirche enthält viel Kostbarkeiten, ja die Kirche selbst ist mit ihren Marmorwänden und dem schönen, auf zehn Säulen von hellrothem Marmor ruhenden Gewölbe sehr sehenswerth. Das an die Kirche stoßende Obergymnasium hat eine reiche Bibliothek. In dem Stadttheile am Fuße der Burg befinden sich noch das hübsche Comitatshaus, das Stadthaus, das älteste Gebäude mit einem Wartthurme, das Illésházy'sche Haus und das Casino. Am nördlichen Fuße des Burgberges zieht sich ein hübscher städtischer Park hin, in der Nähe desselben steht eine neue Kaserne und eine ganze Reihe eleganter neuer Häuser. Durch das südliche Stadtthor und die Kossuthgasse entlang geht man zur evangelischen Kirche und der hübschen neuen Schule; im Süden schließt die Zeile mit den Häuschen und Obstgärten der Vorstadt Humna. Trentschin ist eine kleine Stadt, aber die schönste längs der Waag; seine Gassen sind, obgleich reinlich, wegen der durch die Waag geschaffenen Hindernisse nicht recht geregelt. Es hat blos 5100 Einwohner, darunter aber viel Intelligenz und Adel. Außer dem Obergymnasium besitzt es eine höhere Töchterschule und einen naturwissenschaftlichen Verein; es ist Sitz der Comitatsbehörde, des Gerichtshofes und Bezirksgerichts, der Finanzverwaltung, und auch das Comitats-Krankenhaus befindet sich hier. Trentschin ist eine Stadt mit geordnetem Magistrate und führt den Titel königliche Freistadt. Es treibt Landwirthschaft und Gewerbe; der Boden ist gut, der Obstreichthum (namentlich Äpfel und Pflaumen) groß, mitunter reift selbst die Traube. Die Öfen- und Kochgeschirr-Industrie hat es schon zum Export gebracht, der Handel ist entwickelt, der Verkehr ansehnlich.

Eine Stunde von Trentschin liegen Turna und Hámry, in deren Gemarkung Rákóczy 1708 die letzte große Schlacht gegen Heister verlor, worauf er sich auf Kaschau zurückziehen



Stadt und Burg Trentschin.

mußte. Das Volk glaubt, Rákóczy habe sein Schwert tief im Boden der Turnaer Gemarkung verborgen, und wer es finde, der werde das Land wirklich frei und glücklich machen.

Die gegen die Waag abgedachten Flanken des Inovecz-Berges sind meist steil, ihre Felsen mitunter malerisch. Gegen die Waag hin öffnen sich kurze Seitenthäler, die wenig Wasser haben. Quellen sind selten; eine geht auf dem zuckerhutförmigen Lasitberg auf, aber auch diese versiegt schon im Juni, während die Thalbäche meist schon im Mai kein Wasser haben oder höchstens vereinzelte kleine Tümpel aufweisen. Die schönste Sehenswürdigkeit des Waaggeländes ist hier herum der einsam und senkrecht aus dem Thalgrund aufsteigende Kalkfelsen von Beczkó. Der Sage nach hat auf seiner Spitze König Matthias, oder Wojwode Stibor eine Burg erbaut. Dem Felsen gegenüber liegt Beczkó, das unter dem Namen Blundus, das heißt Bolondócz, schon bei dem Anonymus Notarius vorkommt. Urkundlich ist es 1228 zuerst erwähnt. Später gehört es Matthäus Csák; 1379 erhält es Nikolaus Bánffy vom König Ludwig. Dann fällt es dem Wojwoden Stibor zu, der es mit Schanzen und dreifacher Steinmauer umgibt und höhere Thürme errichtet. 1437 ist es Eigenthum Paul Bánffys, Gemals der Katharina Stibor, bei dessen Familie es bis 1649 verbleibt. Dann theilen sich Verwandte aus weiblicher Linie darein, und einer von ihnen, Mednyánßky, besitzt es noch jetzt. Zur Herrschaft Beczkó gehörten 14 Gemeinden. Die Großgemeinde Beczkó selbst, am Fuße der Burg, entstand aus deren Zugehörigkeiten — Beamtenwohnungen — und dehnte sich später nach Norden und Süden aus. Die katholische Kirche ist ein gothisches Baudenkmal von 1517; auch das Spital ist alt. Das Kloster der durch Stibor (1430) angesiedelten Pauliner ist Ruine geworden. Der Neutraer Bischof Jakob Haskó brachte (1691) Franziskaner her. Der Boden von Beczkó gehört zu dem besten im Comitat; der rothe Thon der Cservena Hora wird für Majolika- und Pfeifenfabriken gesucht; das Vieh ist schön, die Pflaumen vorzüglich, der Wein freilich war allezeit sauer.

An Kocsócz, mit Musterwirthschaft und Palmenhaus, und Neudorf an der Waag (Vág-Ujfalu) vorbei, wird die Südgrenze des Comitats erreicht und unsere Wanderung durch den ins Trentschiner Comitat fallenden Theil des Waagthals mit seinen 22 malerischen Ruinen ist zu Ende.

Der Flächeninhalt des Trentschiner Comitats beträgt 4619·82 Quadratkilometer. Fast die Hälfte davon ist Waldgebiet (152.209 Katastraljoch); in den nördlichen Theilen herrscht die Tanne, in den südlichen die Buche, die stellenweise bis zu den Äckern hinabdringt. Der breitrückige Manin ist mit Buchenwald, der Inovecz mit Eichenwald bedeckt; auch die Zerreiche, Birke und Espe fehlt nicht, und längs der Gewässer gedeiht die Weide reichlich. Im Norden gibt es mitunter selbst Urwald. Jetzt sind hier die herrschaftlichen Wälder die

schönsten und bei manchen ist auch für Vermehrung gesorgt; so ließ Graf D'Harcourt in der öden, durch Wasser verheerten Gemarkung von Teplicska 2854 Katastraljoch mit Erlen- und Fichten-Setzlingen bepflanzen. An steilen Hängen mit dünner Erdschichte kann sich oft kein Baumwuchs entwickeln, weil man dort das Vieh weiden läßt. Was davon vorhanden ist, bildet auch jetzt große Werthe; das Abstocken, Aufbrechen, Schlagen, Befördern, Flößen, Verkaufen und die blühende Holzindustrie geben Arbeit für viele Hände. Stellenweise ist die Verwerthung durch schlechte (Gemeinde-) Straßen, hohe Brückenmauthen und Mangel an Eisenbahnen behindert, aber auch so gelangt das Trentschiner Holz nach Österreich, Böhmen, Mähren und den südlichen Donaugebieten. Eichenrinde geht in Menge nach Deutschland, desgleichen Waggonladungen von Haselstöcken und geschälten Weidenruthen.

Aus dieser Gebirgsgegend laufen 55 selbständige Flüßchen zur Waag hinab, die mit diesem Vorrath ihren 218 Kilometer langen Lauf beginnt. Bis Sillein ist ihre Richtung westlich, weiterhin südlich. Längs des ganzen Mittellaufes ist die Entfernung zwischen Fluß und Gebirg beiderseits im Durchschnitt je 900 Klafter, wovon je 500 auf den gewöhnlichen Überfluthungsraum kommen. In diesem irrt die launenhafte Waag seit Jahrhunderten umher und ändert fortwährend ihr Bett. Bei Sillein floß sie ursprünglich, 190 Klafter von ihrem jetzigen Bett, hart an der Stadt; bei Trentschin am Felsenfuße des Burgberges; bei Csütörtök bespülte sie noch bis zu Ende des XVIII. Jahrhunderts den Fuß des ziemlich entlegenen Kalkhügels Hajnicza, was am steilen Abhang der Lößwand noch jetzt zu erkennen ist. Der mittlere Theil des Waagthals weist jetzt drei Erweiterungen auf: die Becken von Sillein, Bittse und Illava, denen sich jenseits Trentschins die nördliche Bucht des kleinen ungarischen Alföld anschließt. Sie waren einst sämmtlich Becken von stehenden Binnengewässern, deren Abschluß die Querhöhen bei Sillein, Podhrágy-Bistritz und Trentschin-Szkalka bewirkten. Diese durchbrach das Wasser und floß ab, bis auf ein schmales Band, die Waag, die nach Belieben am Fuße jener Felsen hin und her schweifte. Stellenweise nimmt sie die ganze Sohle des engen Thales in Anspruch, bedeckt ihren Überfluthungsstreifen mit dem von oben heruntergespülten Kies und entzieht Acker und Weide der Cultur. In den geräumigeren Becken dehnt sie sich aus, spaltet sich zwischen niedrigen Ufern in zwei bis drei Arme, bildet Sand- und Kiesinseln und Bänke. In ihrem Bette zieht mitunter eine Kiesbank dahin, über die das Wasser hinwegbraust und die der Flößer ängstlich meidet. Hie und da hat die Fluth auch Fruchtboden erobert; diesen trotzt ihr der Mensch wieder ab, er ackert ihn auf und besät ihn, und da sieht der Wanderer mitten im Bette Inseln mit wogender Saat. Anderwärts fließen die seichten Flußarme über den Sandbänken zusammen und man glaubt eine Donau zu sehen; die Ufer mit Schilf und Weiden bedeckt, die Sümpfe von

Stelzvögeln und Wildenten belebt, hoch oben in der Luft ein Geier, der auf Beute lauernd seine Kreise zieht. Die Ufer sind an manchen Stellen 65 bis 100, ja 150 Centimeter hoch, an vielen anderen dagegen (bei Sillein, Trentschin) fließt der Strom fast ohne Ufer. Die Breite wechselt sehr; schon der obere Lauf, gegen Trentschin hin, weist 48 bis 66, ja 70 Meter; bei Sillein hat er 130 Meter. Bei Trentschin führt eine 240 Meter lange Brücke hinüber; Eisenbahnbrücken gibt es mehrere. Die Tiefe schwankt zwischen 30 Centimeter und vier Meter; die Geschwindigkeit beträgt bei der Kisucza-Mündung $1^1/_2$ Meter die Secunde, weiterhin durchschnittlich $2^1/_2$ Schritt. Unterhalb Trentschin ist die Waag seicht und fließt langsam; bis an die Comitatsgrenze sind die Ufer vielfach durchsickert; zwischen Csütörtök und Bohußlavicz treten in der Umgebung Sümpfe auf, deren Gras nur als Streu benützt wird; an vielen Stellen gibt es darin tiefe Wasserlöcher, die hier Meeraugen (morszké oko) heißen.

Bei gewöhnlichem Wasserstande ist die Waag wegen ihrer Seichtheit auf diesem ganzen Striche nur zur Flößerei geeignet. Einzelne Stellen sind gefährlich, allein der Flößer kennt das Bett genau, er vermeidet geschickt die Stellen, wo Bänke und Felsen drohen, und treibt mit dem ihm anvertrauten Holze, mit Brettern, Latten, Schindeln, Weinpfählen, aber auch mit Lebensmitteln, sicher der unteren Gegend zu. In Sillein, Puchó, Trentschin macht er Halt, um sich mit Mundvorrath zu versehen, in Puchó gutes Sohlenleder für seine Bundschuhe zu kaufen, dann steuert er hinab gen Komorn. Auch durch ihr Schlammführen macht die Waag sich nützlich. Das Jahresmittel ihrer Wassermenge beträgt über 435 Cubikmeter die Secunde, wobei nach den angestellten Beobachtungen ein Dreihundertstel Schlamm mitgeht; die jährliche Schlammmenge also, die sie in Bewegung setzt, ist gleich 7175 Katastraljoch Fruchtbodens erster Classe. Im Laufe von 112 Jahren schleppt sie von den benachbarten Bergen, Thälern und Äckern so viel werthvolles Material weg, daß man damit das ganze Trentschiner Comitat einen Fuß hoch mit fruchtbarem Erdreich bedecken könnte. Aber auch Schaden richtet sie viel an. Im Jahre 1662 richtete ihr Hochwasser einen großen Theil des Comitats zugrunde; dann folgten die verheerenden Hochwasser von 1683 und 1725. Am 26. August 1813 stieg die Waag um $4^1/_2$ Meter über ihren gewöhnlichen Stand, ihrem dreitägigen Wüthen fielen damals 286 Menschenleben zum Opfer, der Verlust an Vieh, Gebäuden und Nahrungsmitteln betrug mehr als viereinhalb Millionen Gulden und die Felder waren bis an den Fuß der Berge 15 Centimeter bis fünf Meter hoch überfluthet. Das Hochwasser von 1841 erreichte sogar noch in Liptó-Ujvár 65 Centimeter, in Sillein aber 2·8 und in Trentschin drei Meter. Damit verglichen war die Überschwemmung von 1892 nur gering. Solche Katastrophen, mit drei bis vier Meter hohen Überfluthungen, sind außergewöhnlich. Wohl aber kommt es häufig vor, daß im April und im Herbst, also bei Schneeschmelze und schweren Regen-

güssen, wenn die Nebenflüsse plötzlich große Wassermengen einströmen lassen, die sonst seichte Waag plötzlich um zwei Meter steigt. Die Landstrecken längs der niedrigeren Ufer kommen dann unter Wasser. Die Einwohner flüchten sich auf die höheren Punkte, Äcker und Felder werden mit schlammigem Wasser und Kiesschichten bedeckt. Viele Äcker verwandeln sich dadurch in kiesbedeckte Fluthterrains oder bestenfalls in Hutweiden; ja es kommt oft vor, daß nach größeren Überfluthungen die Strömung des Flusses sich ändert und bisheriges Ackerland in ein neues Waagbett verwandelt, während das alte zu Tümpeln, Morast und todten Armen versumpft. Deshalb liegen die Äcker am rechten Waagufer meistens auf Hügeln und Berghängen verstreut. Im Thale von Lutisa sieht man selbst an Berghängen von mehr als 50 Grad Steigung Haferfelder, die man auch nicht mit dem Pflug ackern kann, sondern mit der Haue aufbrechen und mit Menschenhand eggen muß.

Vom Fruchtboden nehmen die Äcker 152.454, die Wiesen 20.354, die Weiden 89.864, die Gärten 4650, die Weingärten 132, das Röhricht 210 und die gar keiner Steuer unterliegenden Flächen 271·76 Katastraljoch ein. Man wirthschaftet zumeist mittelst Frühjahrssaat, die 85 Procent der ganzen Production ausmacht, die Herbstsaat beträgt nur 14 Procent.

Verschiedenheiten des Klimas und Bodens bewirken einen großen Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Theilen des Comitats. Längs der ganzen Kisucza und an ihren beiden Ufern ist das Klima trocken und kalt, der Boden mager. Der Frühling bringt, bei nordöstlichen und nordwestlichen Winden, plötzliche Umschläge der Temperatur; während des kurzen Sommers bringt nur der Südwind Regen; für den Herbst sind lange Regenzeiten charakteristisch, auf welche Schnee folgt; der feuchte, nebelige Winter weist oft Kältegrade von unter 24 Grad Réaumur auf. In so mancher Thalecke gibt es fast gar keine Übergänge der Jahreszeiten. In Sznazsnicza dauert der Winter ein halbes Jahr, das andere Halbjahr ist milder, aber veränderlich. Da können denn die Hauptgewächse nur Kartoffeln, Hafer und Hanf (für die Bekleidung) sein; außerdem wächst noch etwas Gerste und Heidekorn. Die Kartoffel ist die Hauptnahrung. Auch die Viehzucht trägt etwas bei, doch ist hier auch das Vieh kümmerlich. Südlich von Sillein ist der Boden besser und das Klima gleicht mehr dem mitteleuropäischen. Erwähnenswerth sind die Musterwirthschaften zu Teplicska, Kocsócz und Záblat, sowie das berühmte Kraut von Závodje und Sillein. Aus dem Bosaczer Thale wird jährlich eine Menge Heu verfrachtet.

Die Viehzucht darf längs der ganzen Waag als blühend bezeichnet werden. Obst ist viel und gut, besonders Pflaumen, Äpfel, Birnen und Haselnüsse. Bei Podluzsán, Motesicz, Zay-Ugrócz und anderwärts sind die Äcker mit Obstbäumen eingefaßt. In den südlicheren

Strichen gibt es viel Himbeeren, Erdbeeren und Wachholder, aus dem in Rajecz, Domanizs und anderwärts Öl und Branntwein bereitet wird; diese Producte werden auch nach Deutschland, Frankreich, England und Bosnien ausgeführt. Das Bosaczthal hat noch als Specialität schwarze Johannisbeeren. Aus Äpfeln wird Fruchtwein bereitet und auch gedörrtes Obst wird viel verkauft. Die Wälder und Gewässer dieser Gegenden haben eine reiche Thierwelt. In manchen Gegenden kommen Bär, Luchs, Wolf, Wildschwein, Reh, Adler, ja auch der Auerhahn vor; die Bäche bei Waag-Bistritz und der Lopenik-Gegend sind forellenreich; dasselbe gilt von Zborove; in Kolacsin hat Paul Andaházy eine über neun Teiche ausgedehnte Fischzucht zu Handelszwecken, wobei in jedem Teich eine andere Fischgattung (besonders Lachse, Hechte, Forellen und Karpfen) gezogen wird. Ähnlich ist auch die Anlage zu Zay-Ugrócz eingerichtet.

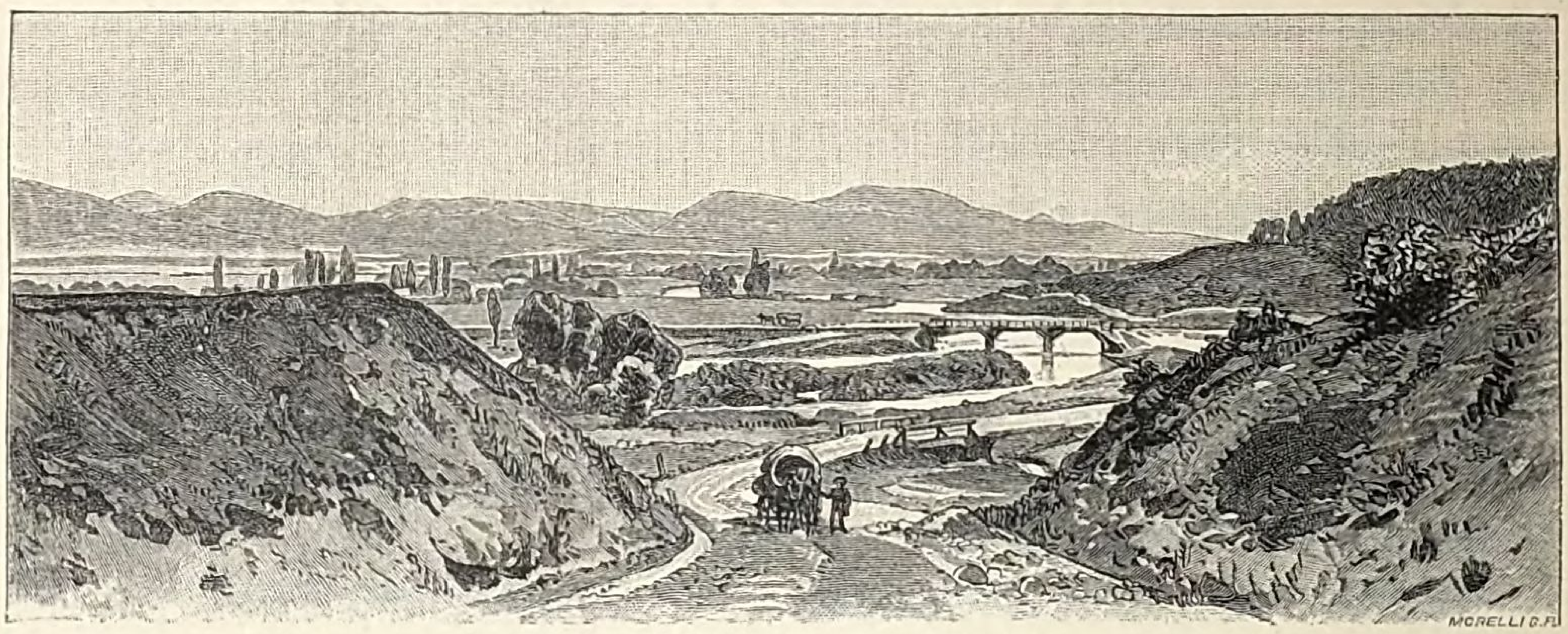
Zwischen Sztrecsnó und Waag-Neustadtl gibt es längs der Waag, namentlich in der Gegend von Bratna, Ließkó, Lednicz und Orlove, Steinkohlenlager; bei Vöröskö, Rovne, Szulyó, Motesicz und Lednicz finden sich Marmor und Pyrit, vorzüglicher, zum Brennen und zur Bearbeitung tauglicher Stein, mehrere ausgezeichnete Thermen und sehr viele Sauerwasserquellen. Auch Gewerbe und Handel der Gegend zeigen einen Aufschwung, der durch sieben im Comitate befindliche Geldinstitute, die dem ganzen Laufe der Waag folgende Waagthalbahn, die vorzüglichen Chausseen an beiden Seiten der Waag, endlich durch mehrere gute Straßen der hinausführenden Pässe wesentlich gefördert wird. Das Kleingewerbe dient zumeist nur dem localen Bedarf, und sowohl die Industrie, als auch der Kleinhandel verwerthen blos die Gaben der Natur; so beschäftigen sich die meisten Industriellen mit der Verarbeitung des Holzes (Tischler, Böttcher, Binder, Wagner, Zimmerleute), und dieser Artikel spielt auch bei den Verkehrsunternehmungen die Hauptrolle; Bauholzhändler gibt es 131. Allein das Trentschiner Comitat besitzt auch eine stark entwickelte und nach allen Richtungen der Welt arbeitende Fabriksindustrie. Außerdem erzeugt es, wie schon erwähnt, in je zwei Fabriken Essig und Bier, Csacza und Alt-Bistritz versenden gesägte Holzartikel nach Deutschland und den Ländern der unteren Donau, Rajecz erscheint mit seinen Lederwaaren auch auf ausländischen Märkten, Várna, Tyerhova und Csicsmán bereiten Käse.

Die Bevölkerung des Comitats ist im Allgemeinen friedfertig, sanft und genügsam, größerentheils arm. Der Religion nach ist jetzt die Mehrzahl (258.846) römisch-katholisch. Einst aber herrschte hier unter Thurzóschem Schutze der Protestantismus; seine Hauptnester waren Sillein, Bittse, Illava und Trentschin. Heute hat die evangelische Kirche 22.000 Mitglieder. Der Nationalität nach ist die große Mehrheit des Volkes (93 Procent) slovakisch; 3·9 Procent sind Deutsche, 1·9 Procent Ungarn; ungarisch Sprechende gibt es 2·8 Procent. Ehedem stand es auch in dieser Hinsicht anders, und nicht nur die nach

dem Muster der Székler organisirten Colonien der Grenzwache, deren Spuren man bis nach Sillein hinauf verfolgen kann, sondern auch ein großer Theil der Civilbevölkerung war magyarisch. Allein das Hussitenthum, die czechischen und mährischen, ja polnischen Colonien erdrückten die Magyaren und auch die wenigen Deutschen, ja sie vermischten sogar die locale slovakische Sprache mit fremden Elementen, was die Mundart von Csácza, Predmér, Puchó, Lednicz u. s. w. erkennen läßt. „Hornyaken" nennt man gewöhnlich die Trentschiner Slovaken der Bezirke Kisucza, Sillein, Bittse und Predmér; sie bewohnen im Gebirge verstreute Dörfer, die sich meist aus Rodungen gebildet haben. Diese sehr ausgedehnte Gegend ist die bestbevölkerte des Comitats.

Die Gemeinden längs der Waag sind dichter beisammen, aber weniger volkreich; die meisten haben 200 bis 600 Einwohner, so daß mehr als die Hälfte der 404 im Comitat vorhandenen Ortschaften Kleingemeinden sind, von denen 10, 12, 15 auf ein Kreisnotariat gehen. Nur der Comitatssitz ist eine Stadt mit geordnetem Magistrat; Sillein ist Großgemeinde mit 4117 Einwohnern, Csácza hat 4360, Waag-Bistritz 2387, Banowitz 2929, Rajecz 2634, Puchó 1420, Bosácz 3115 Einwohner. Es gibt aber auch welche mit nicht einmal 100 Köpfen.

Die Volkstracht ist sehr einfach, ohne besondere Züge. In der oberen Gegend ein breitrandiger Hut, ein Szür aus daheim gemachtem, grauem Grobtuch, Hosen von ungarischem Schnitt mit Riemen und der Bocskor (Bundschuh). In der Dubniczer Gegend ein langer Szür, Csizmen und Kucsma (Mütze); in der Gegend von Banowicz trägt man spitzige hanakische Hüte. Die Frauen tragen grobleinene Röcke, die unter den Achseln gebunden werden, blaue Schürzen, Hemden mit langen Ärmeln und ohne Kragen, dazu Bundschuh oder Stiefel. Übrigens trägt man sich in jedem Thal anders. Bart und Schnurrbart sind nicht üblich; dafür fettet sich der Mann sein langes Haar sorgfältig ein, nur der Hausierer trägt es kurz geschoren. Das rauhe Klima und der magere Boden machen den Ackerbau im größten Theil des Comitats wenig lohnend; die Leute weiden lieber ihr Vieh, machen Schindeln, treiben Flößerei, schälen Eichen, brennen Kalk, verfrachten Langholz und Bretter. Als Drahtbinder und Blechschmiede durchwandern sie die halbe Welt, mit Fensterglas, Hüten und als Lumpensammler das ganze Land, bis weit ins Ausland hinaus. Sie gehen in ferne Gegenden, als Schnitter oder Fabriksarbeiter, oder als Taglöhner bei den Maurern; sie hausieren mit Obst, mit gedörrten Pflaumen; sie verdingen sich als Hausmeisterknechte, oder durchstreifen die belebteren Straßen der Hauptstadt als Wildprethändler mit Wildenten, Fasanen, Krammetsvögeln. Aber wo immer sie sind, sie sehnen sich immer nach Hause. Den mühsam ergatterten Verdienst sparen sie getreulich zusammen und schicken oder bringen ihn ihrer Familie, der sie sich durch die längsten Wanderungen nicht entfremden.



Das untere Thal des Turóczflusses und die Fátra.

Das Turóczer Comitat.

In der östlichen Nachbarschaft des Trentschiner Comitats liegt zwischen der Kleinen und Großen Fátra ein nicht gerade ausgedehntes, jedoch sehr liebliches Thalbecken von ovaler Form. Ziemlich in der Mitte wird es von dem nicht unansehnlichen Turóczflüßchen durchströmt, das, von Süden herkommend, der Waag zueilt, wie sie in ostwestlicher Richtung den nördlichen Theil des Beckens bogenförmig durchschneidet. Hohe Wald- und Felsberge umsäumen das Becken ringsum und senken sich staffelförmig zum Turóczfluß hinab, dessen Ufer bis an seine Mündung von immer breiter werdenden Niederungen begleitet sind, während von den Seiten her blos schmale Thäler einmünden. Dieses an landschaftlichen Schönheiten reiche Becken ist nicht nur eine besondere geographische Einheit, sondern auch politisch ein Sondergebiet. Es bildet, mit blos 1150·35 Quadratkilometer Ausdehnung, das Turóczer Comitat, dessen administrative Grenzen überall mit der Gratlinie seines Gebirgsrahmens zusammenfallen, der nur durch vier Ausgänge durchbrochen ist: im Osten durch die Suttó-Kralovåner Enge, im Westen durch die Sztrecsnóer Enge und weiter unten von Znió-Váralja gegen Privigye hin, im Süden über den Thurzer (Turcseker) Paß. Die beiden ersten sind zwei Pforten des Waagthales.

Die Ostgrenze des Comitats ist die Große Fátra. Sie begleitet sie der ganzen Länge nach, 45 Kilometer weit, von Thurz bis zu dem Kopaberg, der 1181 Meter hoch über dem Dorfe Krpelán aufsteigt. Sie ist eines der umfangreichsten Kalkgebirge Ungarns und durch das Lubochnathal der Länge nach durchschnitten. Auf ihren südlichen Höhen trifft die Grenze des Sohler Comitats und oberhalb dieser, im Norden des Felsmassivs Krizsna (1575 Meter), die Grenze des Liptauer Comitats mit der von Turócz zusammen. Hie und da kommt auch Gneis und Granit vor, doch bestehen die meisten Berge und Gipfel aus Dolomiten der

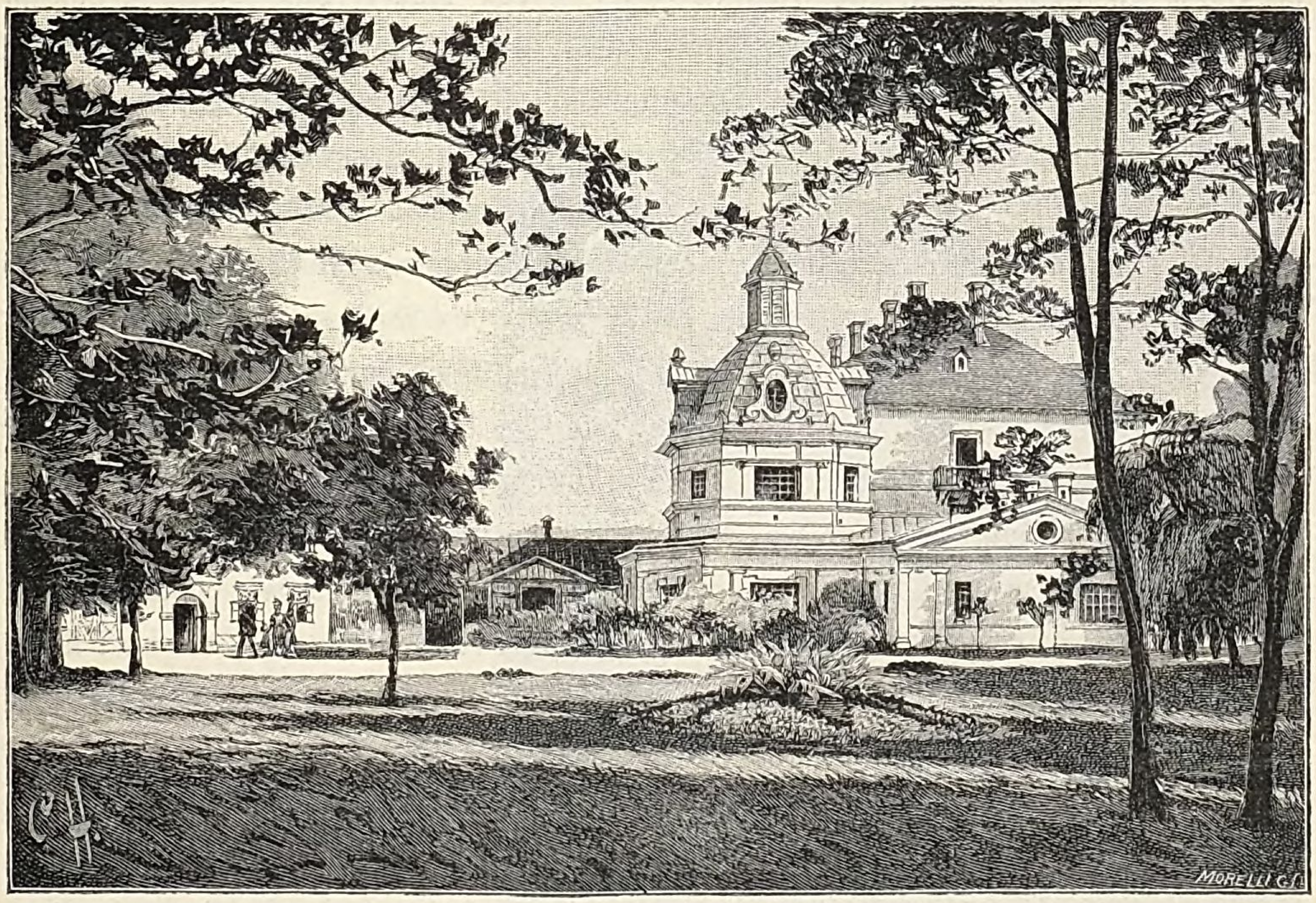
Trias- und Kreideperiode, was auch ihre malerische Gestaltung bedingt. Die bedeutenderen Gipfel der Fátra sind, von Süden nach Norden, die Krizsna (1575 Meter), Ploszka (1533 Meter), Jarabina (1314 Meter), Klallo (1395 Meter), Magura (1061 Meter) und Kopa (1181 Meter). Auch enthält dieser Gebirgsstock mehrere ausgedehnte Höhlen. Diese rauhe Bergwelt, deren unwirthliche und unbewohnte Binnenthäler zur Winterszeit vom Donner verheerender Lawinenstürze wiederhallen, entsendet nur abschüssige Seitenäste gegen das Turóczthal hinab, wo ihr Fuß schon mit zahlreichen Ortschaften besetzt ist, obgleich der magere Boden und die rauhe Witterung, die den größten Theil des Jahres anhält, den Ertrag sehr beschränken. Im Sommer freilich prangt Alles in herrlichem Grün; üppiges Wiesenheu, Roggen, Gerste und Hafer, soweit das Auge reicht; dazwischen in bunter Folge Kartoffel- und Krautfelder und Tafeln von Hülsenfrüchten.

Das Turóczer Becken war, wie aus den geologischen Daten hervorgeht, einst durch ein Binnenmeer bedeckt, nach dessen Abfließen viele tiefere Stellen noch lange Zeit Seen bildeten. Der Quadenkönig Tuder, dessen Namen Einige im Namen des Comitats erkennen wollen, soll auch derartige Striche urbar gemacht haben; es heißt, er habe den Margitafelsen durchbrochen und dadurch die Flächen von alluvialer Bildung, auf denen die Landwirthschaft des Comitats noch heute beruht, vom Wasser befreit. Es ist Alles zusammen nicht viel, denn das 44½ Kilometer lange und 23 bis 29 Kilometer breite Thal ist nicht durchaus Ebene. Die Seitenrippen des Gebirgsrahmens greifen beiderseits tief in die Thalmulde ein, deren Längsachse sogar von einem niedrigen Erdrücken begleitet ist. Dieser Hügelrücken besteht im Nordosten von Nolcsó bis Neczpál aus eocänem Sandstein und Mergelschiefer, anderwärts birgt er Mergel und Conglomerat von neogener Bildung, hie und da auch Kohlenlager; bei Mosócz, Bela und Folkusfalva haben sich Niederschläge von Quellen als Kalktuffe eingelagert. Quaternäre und alluviale Kies- und Thonschichten finden sich blos auf den wenig ausgedehnten Flachstellen, in den geräumigern Thälern der Flüsse Waag und Turócz, sowie der Bäche Neczpál und Blatnicza. In diesen und in ihrer Nähe liegen die 97 Ortschaften. Das längste und fruchtbarste ist das Thal des Turóczflusses. Dieser entspringt im Zsgyárgebirge, wo die Comitate Bars und Turócz sich berühren, und betritt, nachdem er mehrere Quellbäche zusammengerafft, als Gebirgsbach das Turóczer Gebiet, das er in geschlängeltem, jedoch ziemlich raschem Laufe, denn sein Gefäll beträgt etwa 25 Meter auf den Kilometer, in einer Länge von 74 Kilometer beinahe mitten durchschneidet. Im Sommer ist sein alluviumreiches Bett seicht und führt kaum genug Wasser für die Flößerei; im Frühling jedoch schwillt er durch große Regengüsse plötzlich an und tritt sehr häufig aus. Er nimmt rechts 17, links 20 größere Bäche auf. Sein Oberlauf umzieht mit einem Bogen in der Richtung von Budis (beliebtes Sauerwasser) die Hochebene von Stuben (Stubnya), dann gelangt er in ebenes Land.

Die Ortschaften sind meist klein und reihen sich dicht zusammen, namentlich im Flachland und am Fuß der Berge. Kommt man von Süden her auf der Eisenbahn, die das Gelände des Turóczflusses durchzieht, so tauchen immer mehr interessante Punkte auf. So Stuben (Stubnya) wo die Hermaneczer Straße in das Tepliczathal einlenkt. Dieser kleine Ort hat ein 518 Meter hoch am Tannenwalde gelegenes Bad, das kräftig gedeiht. Es ist alten Ursprungs und gehörte einst zu der Herrschaft Háj; 1423 hatte es König Sigismund nebst Gefolge zu Gaste. Später kam es an die Stadt Kremnitz, die (1549 bis 1552) das „neue Bad" erbaute. Von da an erscheinen immer häufiger auch vornehmere Gäste; 1573 ist König Maximilian darunter. 1593 bis 1594 wird das noch jetzt bestehende „steinerne Haus" erbaut, theils als Schutzwehr, theils um die Wohnräume zu vermehren. Später wird es verpfändet und sinkt, doch fällt es 1726 wieder an Kremnitz und genießt die steigende Fürsorge dieser Stadt. Die jetzigen zeitgemäßen Gebäude und die zweckmäßige Einrichtung verdankt es den letzten zwei Jahrzehnten. Die sechs Hauptquellen sind sämmtlich reine erdige Thermen, deren Temperatur sich zwischen 42 und 48 Grad Celsius bewegt. Mehrere Bassins und zahlreiche Wannenbäder dienen zum Baden, auch ein Volksbad und eine Schwimmschule sind vorhanden. Südlich von der Anstalt befindet sich eine schöne und ausgedehnte Parkanlage und an ihrer Vorderseite der zum Trinken benützte Stephaniebrunnen von 46·2 Grad Celsius.

Weiterhin, am Mosóczer Bach, liegt Mosócz, eine der größten und wohlhabendsten Ortschaften des Comitats. Die Häuser haben breite Dachvorsprünge und keine Rauchfänge. Die slovakischen Bewohner, welche Landwirthschaft, Handel und besonders Weberei treiben, sind stolz darauf, daß der hervorragende slavische Schriftsteller Johann Kollár in ihrem Dorfe geboren ist. Die Sehenswürdigkeit des Dorfes ist das schöne Schloß des Barons Franz Révay, mit interessanten alten Sammlungen; ein herrlicher Park schließt sich daran. Die römisch-katholische Kirche ist ein alter gothischer Bau. Mosócz war Hauptort der benachbarten Herrschaft Blatnicza, der auch Szebeßló, Bela (einst königlicher Freibesitz), Diánfalva, Laßkár und Kis-Falu zugehörten. Die Trümmer der Ritterburg Blatnicza schauen von einem Nebenhügel des Tlßtáberges trübselig in das schöne Thal von Gagyer hinab, die einzige Stelle im Comitate, wo Amarant wächst. Eine richtige Alpenlandschaft! Hohe, steile Felsen mit terrassenförmig vorspringenden Gesimsen, die mit schlanken Tannen bestanden sind; dazwischen das Thal stellenweise so eng, daß kaum noch die Straße neben dem Bache hindurchschlüpfen kann. Solche Stellen kommen in der Dedesovaer Abzweigung des Gagyerthales nicht nur am Eingange, sondern auch weiter innen häufig vor, in der linken Abzweigung aber ist das sogenannte „Höllenthor" eine der schönsten Naturerscheinungen. Auffallend schön ist das 1195 Meter hohe Felsgebilde Kozje Szkali. Das Seitenthal Hubna ist nicht minder reich an Naturschönheiten. Zu seinem Schutze wurde

Burg Blatnicza erbaut, eine halbe Stunde von der durch ihre kalten Schwefelquellen bekannten Ortschaft. Weiter oben im Thale des Szebeßlóbaches ragt 1391 Meter hoch ein weißer Felsen auf, an dessen Füßen ein wahrer Urwald beginnt. In hartem Kampfe mit dem verworrenen Dickicht, in das sich nur hie und da ein Strahl des Tageslichts einschleichen kann, dringt man hier vorwärts, man überklettert Barrikaden von riesigen Fichtenstämmen, die der Sturm oder Blitz gefällt hat. So erreicht man endlich den Gebirgssattel zwischen der Ploßka und Klßka und hat einen schönen Niederblick ins Thal von Neczpál. Dann tauchen



Bad Stuben.

nacheinander Gipfel auf: der Kracskov, der große Rakitov (1568 Meter), der breite Rücken der Ploßka (1537 Meter) mit seiner herrlichen Alpenflora, die zur Hälfte aus Ruhrkraut (gnaphalium) besteht, dann im Hintergrunde des schluchtenreichen Lubochnathales der Felsberg Cserni Kamen, dessen Fuß mit Zwergfichten bedeckt ist.

Vom Thale des Turóczflusses aus hat man einen herrlichen Blick auf die Große Fátra. Von Mosócz her, längs des Gagyerthales, erhebt sich eine Reihe weißlicher, zerklüfteter Berge mit Dolomithäuptern aus der Kreidezeit: der Drjenok, Tlßtá und Oßtra. Der Tlßtá (1466 Meter) ist der höchste Berg der Gegend. Sein gewaltiger unterer Umfang ist mit Waldung, die obere Zone mit riesigen Felsen bedeckt, ganz oben ist flache Grashalde, wo ein Quell aufgeht und ein weiter Ausblick nach Südwesten sich aufthut. Die der Burg

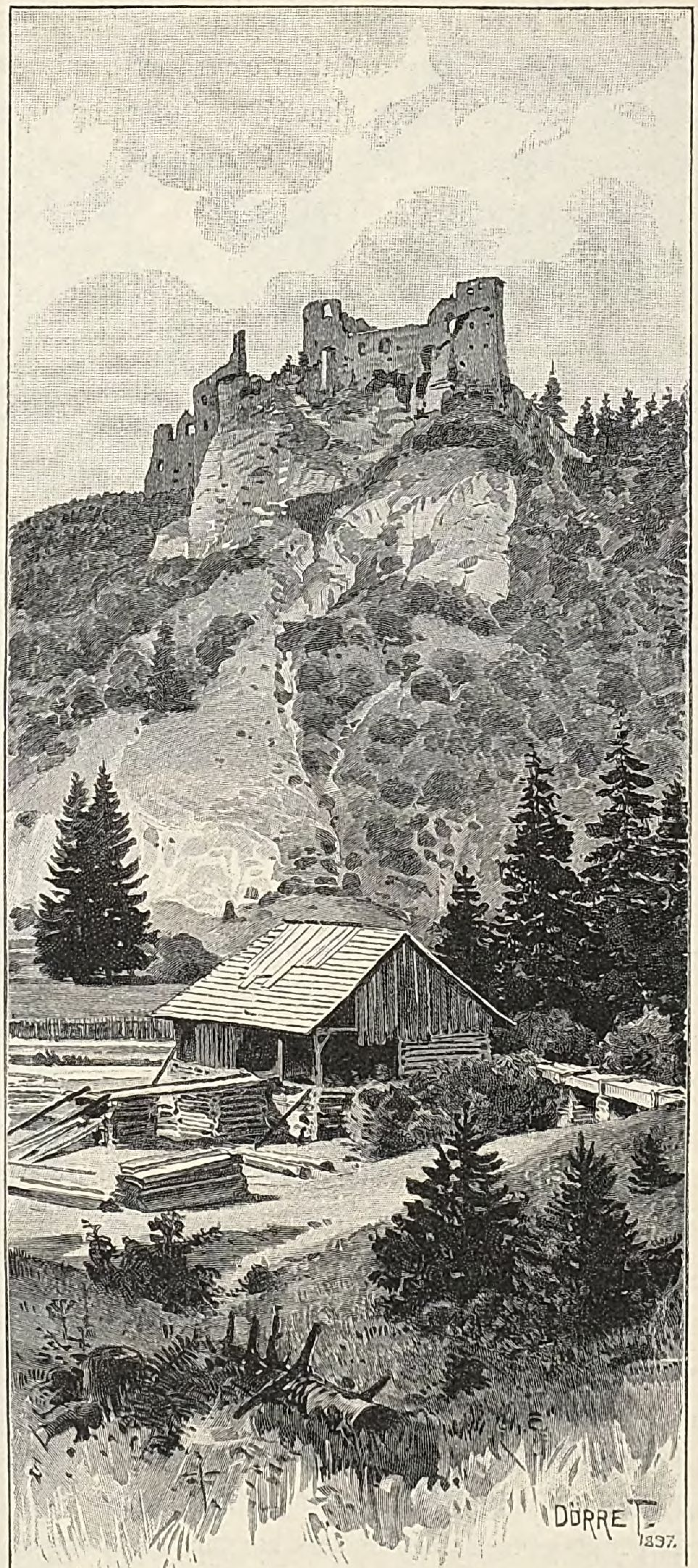
Blatnicza zugewandte Bergflanke enthält eine große, aus drei Höhlungen bestehende Grotte, wo Knochen urweltlicher Thiere gefunden wurden. Aus dieser Grotte dringt die Luft zuweilen unter starkem Pfeifen heraus, daher glaubt das Volk, hier befinde sich der Hauptsitz der Winde. Diese Mazarnya-Höhle hat am jenseitigen Berghang ein Seitenstück, die Tufna-Höhle.

Oberhalb Blatniczas liegt in anmuthiger Gegend das stattliche Dorf Neczpál mit einer Papierfabrik, die aus Holzcellulose Packpapier und Papiersäcke erzeugt. Das neue, im Barockstil erbaute Schloß der Familie Justh ist von schönem Park umgeben, in dem man das Grab des letzten Barons Petröczy sieht, der als Truppenführer in Diensten Tökölys und später Franz Rákóczys II. thätig war. Die evangelische Kirche ist eine der ältesten. Der durch den Ort laufende Bach friert niemals zu. Weiter nördlich liegen einige Dörfer hoch oben zwischen den Felsrippen des kleinen Borisovo (1023 Meter).

Ist man am Lißeczberge vorbei, von dessen begrastem Gipfel die Aussicht bis Rosenberg und Arva reicht, so erblickt man den Burgberg von Szklabina, an dessen Südabhang ein Sauerbrunn entspringt. Die Burg auf dem Gipfel war einst sehr umfangreich; Ludwig der Große, Sigismund und Ferdinand I. weilten daselbst, und in unruhigen Zeiten bot sie der umwohnenden Bevölkerung Zuflucht. König Ferdinand I. gab die Burg 1561 dem Geschlechte Révay. Die im XVII. Jahrhundert erbauten Theile sind noch bewohnbar; in einer Räumlichkeit des Obergeschoßes werden Alterthümer aufbewahrt; die obere Burg ist Ruine. Unterhalb liegt die blutarme Gemeinde Szklabina-Váralja, die vom Kalkbrennen lebt. Weiter unten liegt, von mächtigen Bergen und wohlgepflegten Tannenwäldern umgeben, das wildromantische Kis-Selmecz. Es ist Hauptort der 14.000 Joch großen Majoratsherrschaft der freiherrlichen Familie Révay, die seit zwanzig Jahren diese recht rauhe Wildniß überraschend verschönert hat. Das große alte Schloß ist durch sein Archiv und viele Alterthümer berühmt, im Thale dahinter dehnt sich ein großer Park mit hundertjährigen Weißtannen, mit wilden Birnbäumen, Strobusgruppen und seltenen Fagus sylvatica atropurpurea. Links vom Parke, auf dem Plateau zwischen dem Szvinjacza und Dzélecz, befindet sich in 600 Meter Meereshöhe eine aus 16 Teichen bestehende Forellenzucht. Den gegenüber liegenden Borova bedeckt ein Wildpark, der viel Hirsche und Rehe enthält.

Nordwestlich von Szklabina befindet sich am Turóczflusse und der ungarischen Staatseisenbahn in anmuthiger Lage die alte Ortschaft Turócz-Szent-Márton. Sie ist nicht groß und hat blos 2500, meist evangelische Einwohner, ist aber wohlhabend und Hauptort des Comitats. Die Häuser sind meist altväterisch und ebenerdig, doch fehlt es nirgends an Zeugnissen des Wohlstandes und Fortschritts. Es gibt da Fabriken von gebogenen Holzmöbeln, Leder, Essig, Spiritus und Bier, dazu drei Geldinstitute. Die Landwirthschaft ist blühend, die Industrie lebhaft; die Möbelfabrik führt ihre Erzeugnisse

sogar nach England, Deutschland und Frankreich aus. Bemerkenswerth sind das zweistöckige Comitatshaus, der große stockhohe Neubau der staatlichen Bürgerschule und mittleren Handelsschule und das Comitats-Krankenhaus. Die slovakische „Matica“, eine literarisch-wissenschaftliche Gesellschaft, hat in ihrem hiesigen Hause ein interessantes, wenn auch nicht großes Museum ins Leben gerufen; diese Gesellschaft wurde 1876, weil sie ihren Statuten entgegen sich auf das politische Gebiet begab, durch die Behörde aufgelöst und in ihrem Hause ist jetzt, mit Ausnahme von zwei Zimmern, die das Museum enthalten, das Bezirksgericht untergebracht. In neuerer Zeit entstand die auf Actien errichtete Redoute Namens „Dom“, in der sich ein Theater, eine Bibliothek und ein Museum mit beachtenswerther Sammlung von Gegenständen der slovakischen Ethnographie befindet. Die Pfarrkirche ist gothisch, dreischiffig. Ihr Inneres wurde durch Bischof Arnold Ipolyi stilgerecht wiederhergestellt; es ist mit alten Wandfresken geschmückt, die früher übertüncht



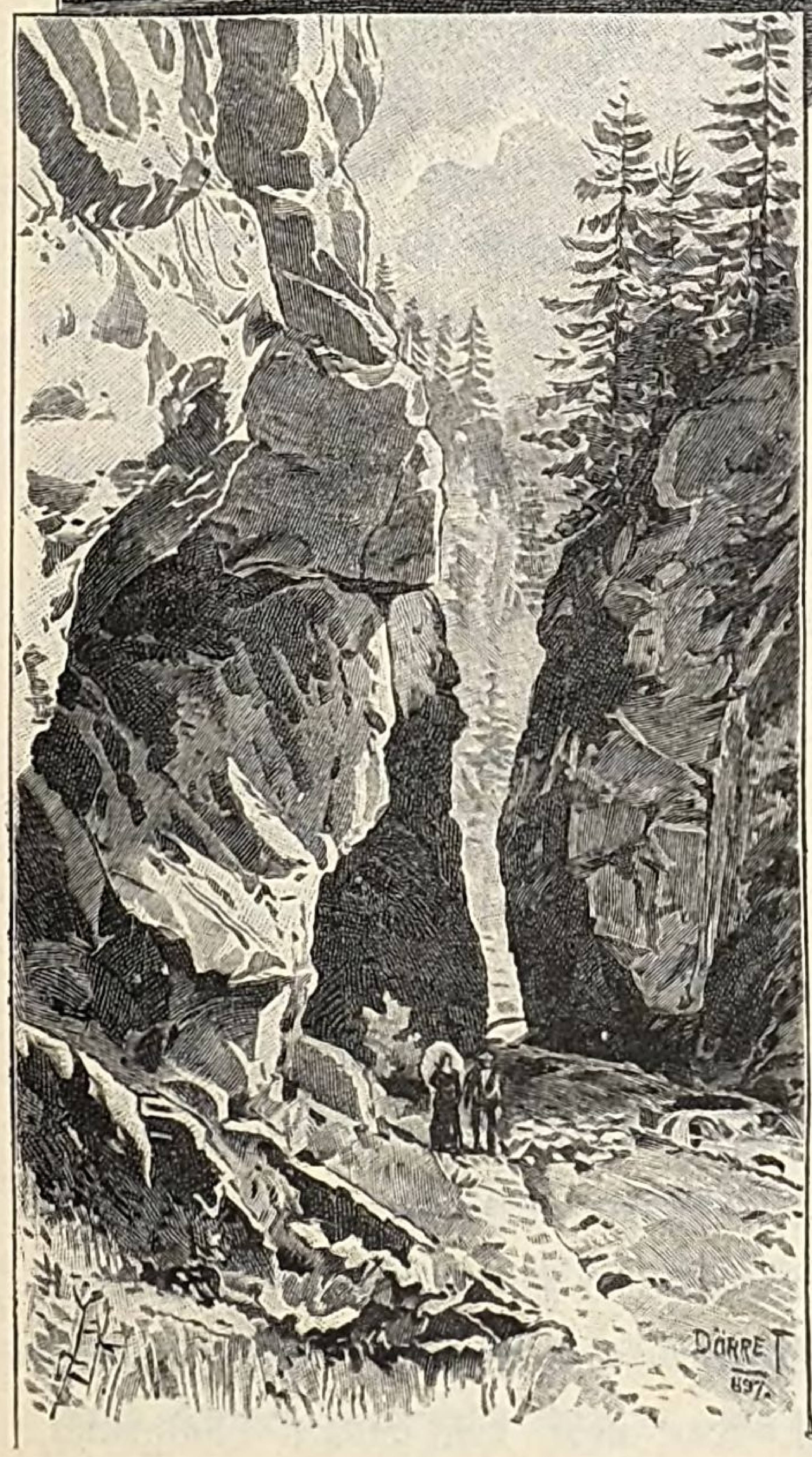
Burg Blatnicza vom Gagyerthale gesehen.

waren und deren gleichfalls restaurirte Ueberbleibsel im Chor die Gestalten des Ritters Donch und seiner Gemalin, Stifter dieser Kirche, und der Apostel zeigen. Im Chor befinden sich auch zwei werthvolle altgothische Kelche, desgleichen der marmorne Grabstein und Gedächtnißschild (von 1533) des Obergespans und Palatin-Stellvertreters Franz Révay, dessen lebensgroße Figur im Luther-Barett, langem Rock und deutschen Schuhen dargestellt ist. Der kuppelförmige Schalldeckel der Kanzel, vom Jahre 1692, ist ein Geschenk Stefan Révays. Im Kirchenschiff befindet sich außer den Grabdenkmälern Johann N. Révays, Anton Nyárys nebst Frau und der Familie Zathureczky die Beerdigungsfahne des Hauptmanns Nikolaus Kossuth vom Jahre 1661. An der Wand hingen früher die Sclavenketten, welche Kossuth in türkischer Gefangenschaft trug; die Familie hat sie kürzlich dem Ungarischen Nationalmuseum überwiesen. Im Archiv des Comitatshauses findet man das berühmte Turóczer Regestrum und das wichtige Protokoll des Onoder Reichstages (1707), ferner das Edict von 1709, wodurch Josef I. das Comitat wiederherstellt und ihm Wappen und Siegel verleiht, welche beide er aus den Familienwappen jenes Rakovßky und Okolicsányi combinirt, die als Abgeordnete des Comitats auf dem Rákóczy'schen Reichstag zu Onod ein blutiges Ende gefunden. Zum Gedächtniß dieser Beiden ist seitdem auch der Tisch des Rathssaales bis auf den heutigen Tag mit rothem Tuch bedeckt.

Der Hügel östlich von Turócz-Szent-Márton bietet eine prächtige Aussicht auf fast das ganze Comitat und die dasselbe umrahmenden herrlichen Berge. Vor sich hat man den Grat des Veterna Hola, hinter sich die hohen Felskuppen des Tlßtá, Wißoká, Drjenok und Koncsißtá, nördlich am rechten Waagufer starren die durchfurchten Gewände des krummen Kriván auf. Das nahe Kossuthfalva ist das Stammnest der Familie Kossuth; zwischen diesem aber und seinen einwärts gelegenen Nachbardörfern Draskócz und Tomcsány erstreckt sich das „Ivánkafölde" (Ivánkas Land), das man eine Art Heiliges Land nennen könnte, da es von zwei Bächlein mit biblischen Namen, dem Jordan und Cedron durchflossen ist und der anstoßende Hügel Hebron heißt. Der Ursprung dieser Namen wird durch die Überlieferung darauf zurückgeführt, daß König Andreas II. dieses Landstück einem ungarischen Kriegsmann geschenkt habe, der ihm auf seinem Kreuzzuge in das heilige Land das von einem Sarazenen bedrohte Leben gerettet. Der Sohn dieses Kämpen hieß Ivanch und von seinen Nachkommen stammen die noch heute lebenden Familien Ivánka, Ilgó, Bohunka und Draskóczy ab. Alles zusammen gleicht einem hoch ummauerten Riesengarten, dessen dicht verstreute Dörfer den Eindruck von ebensovielen Landhäusern und Meierhöfen machen, zwischen denen sich, zu Füßen der Mincsovberge, der Silberfaden des Turóczflüßchens hin und her schlängelt, bis es bei Ruttek in die Waag fällt.

Nördlich von Szklabina, bei dem Dorfe Krpelán am linken Waagufer, streichen die letzten Äste der Großen Fátra. Es sind dies die Gipfel Nagy-Fátra und Kopa. An der



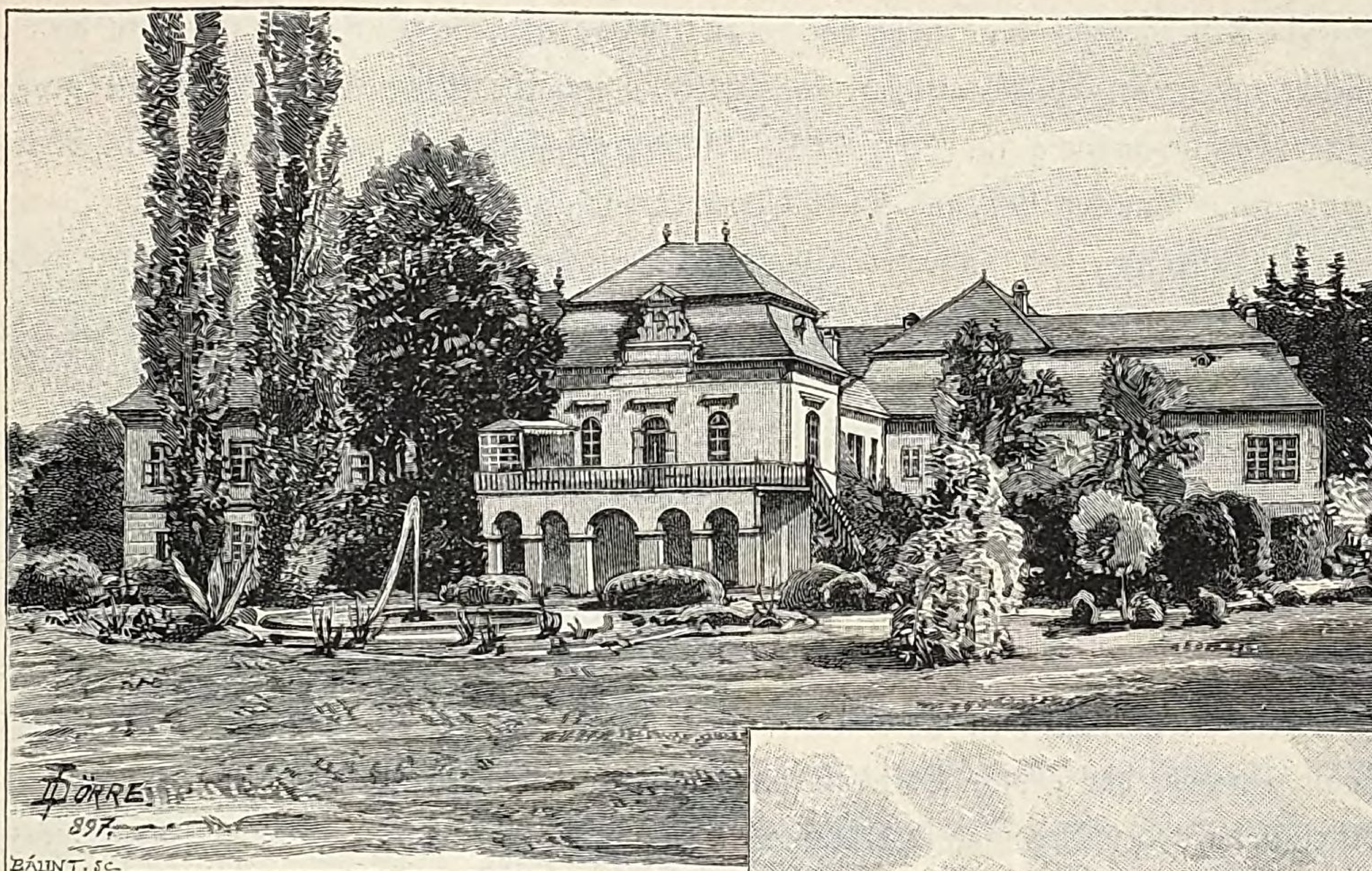


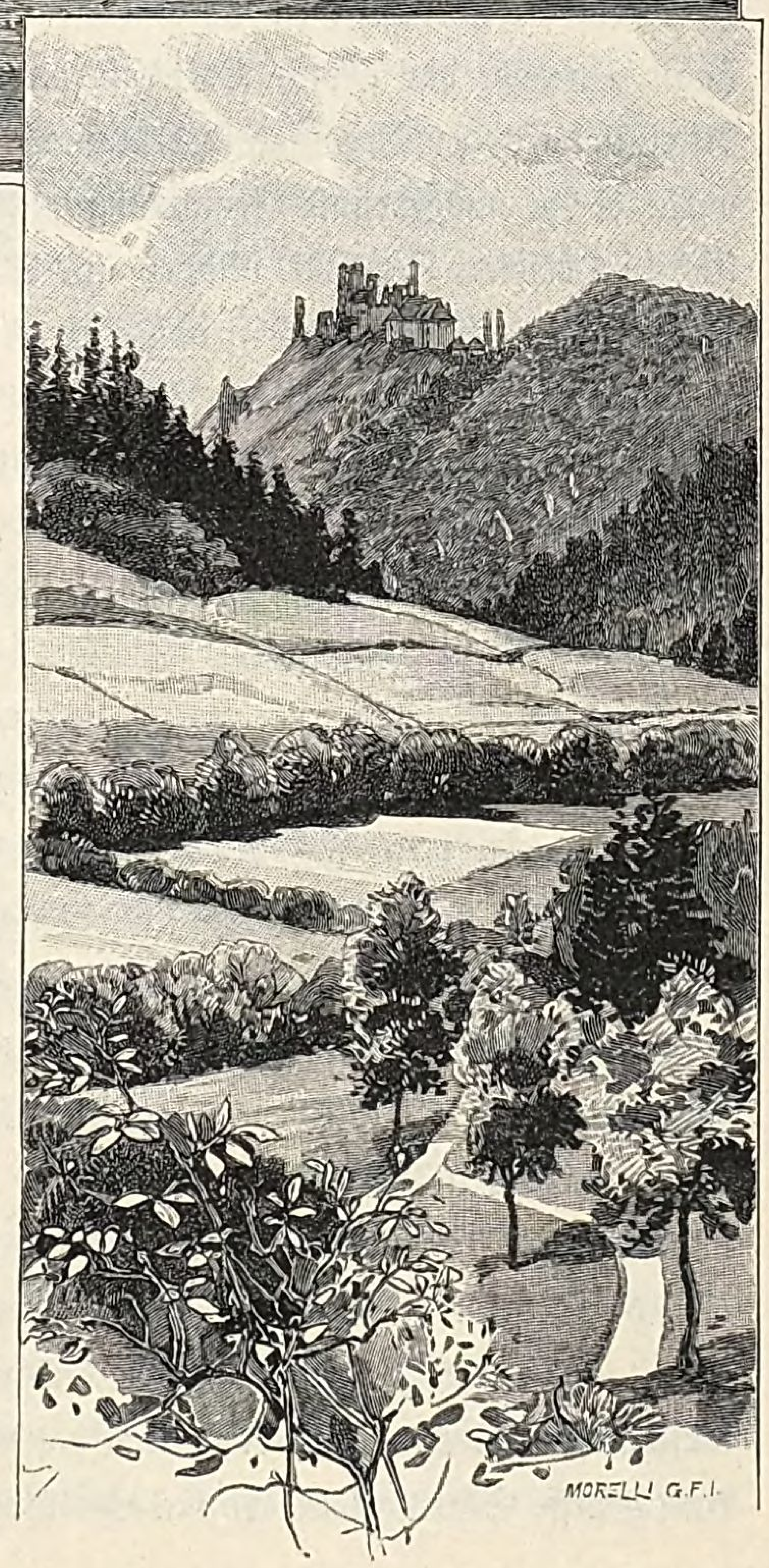
Motive aus dem Fátragebirge: Eingang in die Dedosovaer Abzweigung des Gagyerthales — Das Höllenthor im Gagyerthale.

Südseite des ersteren geht die Straße über einen 769 Meter hohen Paß nach Lubochna; seine letzten schmalen Verzweigungen bilden die südliche Seitenwandung der Schlucht von Kralován. Von Norden her verengen hier die kahlen Felsen der Berge Oßnicza, Magura, Magurka und Szuchy das Waagthal derart, daß der Fluß die ganze Sohle des Engpasses bedeckt und die Comitatsstraße in den Felsen gesprengt ist. Sie führt ins Comitat Árva, dessen Grenze mit der der Comitate Liptau und Trentschin auf dem Kopaberg, (1186 Meter) oberhalb Kralován, zusammentrifft. Bei Suttó verläßt man die Enge und gelangt am rechten Waagufer in einer Höhe von etwa 410 Meter an den Fuß der Kleinen Fátra.

Dieses mächtige Kalksteingebirge ist nach der Hohen Tátra die schönste und mannigfaltigste Erhebung des ungarischen Oberlandes. Es begrenzt das Turóczer Becken im Norden, zwischen Trentschin und Árva auf eine Länge von 15 Kilometer. So mannigfaltig seine Formen, so verschiedenartig sind die Gebilde, aus denen sein Schoß besteht. Seine nördlichen Gipfel sind bald Quarzit, bald Dolomit, bald Kalkstein; die südlichen Abhänge bestehen aus Granit, die östlichen und westlichen Endglieder aus rothem Sandstein. Der mächtigste Gipfel ist der Kleine Kriván (1711 Meter), der eine herrliche Aussicht auf das Waag- und das Turóczthal bietet. Seine Nachbarn sind die Kriván-Fátra (1669 Meter) und der Chleb (1644 Meter); auch die übrigen Gipfel des Grates sind über 1.300 Meter hoch. Die Seitenäste, die Varinka und der Bergrücken längs der Waag, steigen ganz plötzlich auch bis zur Grathöhe auf; selbst der niedrigste Paß hat 1185 Meter. Sein mächtigstes Felsmassiv, das bis nach Trentschin und Árva hineinreicht, ist der doppelte Roßudecz, und auch der Szuchyberg an der Grenze von Árva ist eine kahle Felsmasse. Seine subalpinen Gegenden sind von gewaltigen Urwäldern bedeckt, mit denen sich in Oberungarn nur die von Máramaros vergleichen können. Sie bestehen aus Tannen, Weißfichten, gewöhnlichen Fichten, hie und da Buchen, gegen die Gipfel hin aus Zwergfichten, dann folgen üppige Alpentriften mit Rinder- und Schafheerden. Die der Waag zugewandten Gipfel und Abhänge sind felsig, steil, und die des Kleinen Kriván in solchem Grade, daß dort nicht einmal Schafe weiden können. Die niederstürzenden Gewässer haben sie tief durchfurcht, die Thäler aber sind tiefe Schluchten, in denen die wenigen Bäche brausend dahineilen. Sehr schön sind hier im Norden die Thäler der Bäche Kur und Bela, im Osten die malerisch hindurchgeschlängelte Landstraße nach Zazriva, im Süden der Bach Bißtricska, im Westen der Wildbach Yoßkora, dann das Sztudeneczthal, das sich ins Turaner Becken öffnet, und schließlich das Thal des Suttóbaches.

Das Suttóthal ist eine herrliche Alpengegend. Die Berge Zsebrák und Stoh begrenzen es beiderseits, doch starren rechts und links über dem Bachbett die schwindelnd hohen Bergflanken des Uplaz und Szuchy empor, und von ihrer Höhe schauen, aus einem Hintergrunde von Tannen und Buchen, lange Reihen von Felsenriesen in den tiefen Thalgrund nieder. Auf den ausgedehnten Triften weiden hie und da Schaf- und Rinderheerden. In seinem oberen Abschnitt gleicht das Thal einer Schlucht zwischen felsigen Berghängen; die von diesen herabgewitterten Felsstücke füllen das Thal dermaßen an, das es einem Steinmeer gleicht. Der Suttó ist ein krystallklarer Gebirgsbach, der zwischen Felsen dahertanzt und brausende Cascaden bildet; um vorwärts zu kommen, muß man über ihm von Fels zu Fels schreiten. Noch weiter oben sind die Bachränder, nebst dem ganzen Thalgrund, mit thaufrischen Alpenpflanzen bewachsen. Innen schließt das Thal mit einem gewaltigen





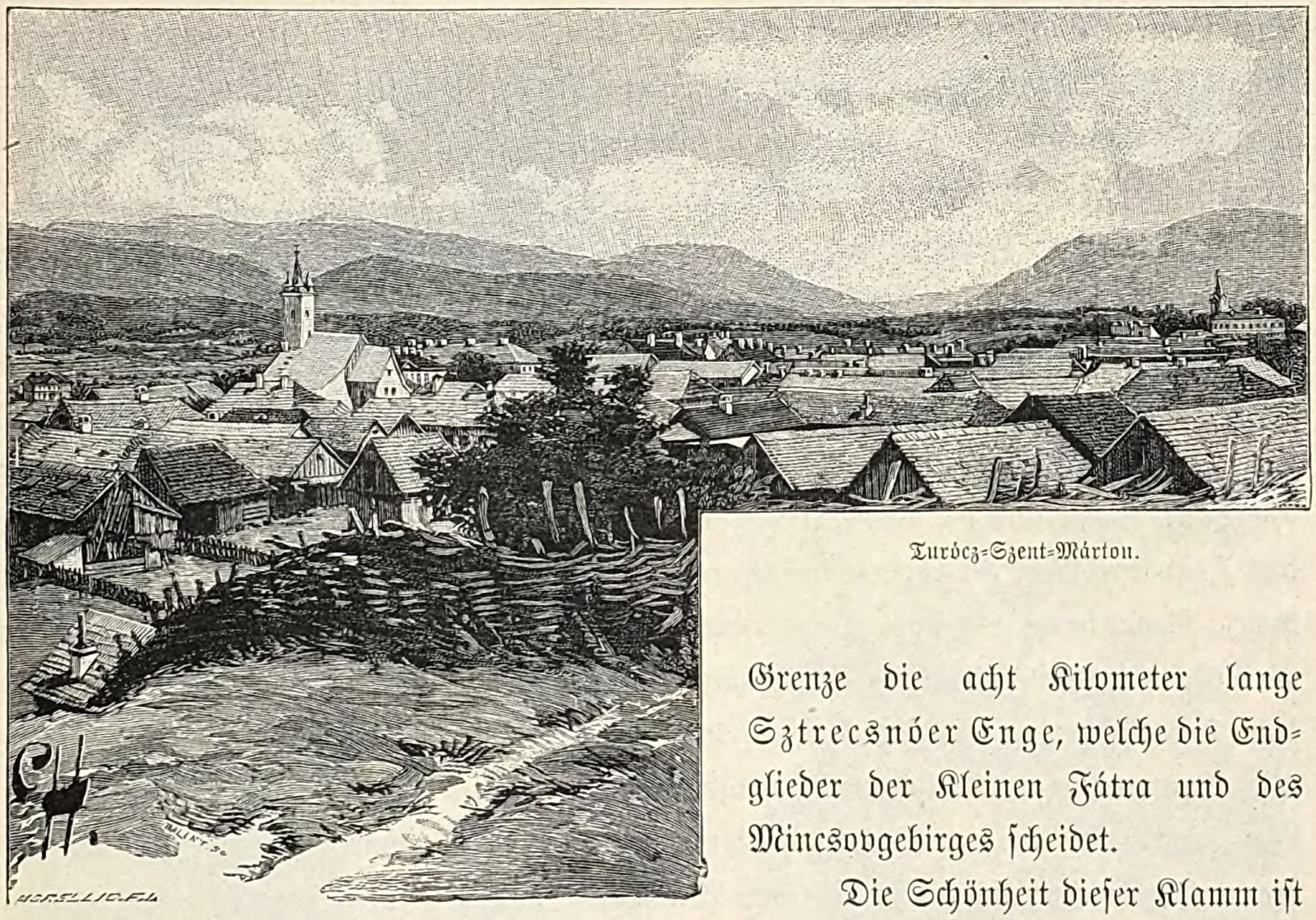
Das Schloß zu Kis-Selmecz -- Burg Szklabina.

Halbkreis von Felsen ab, an dessen linker Seite die Rjeka ihren Suttóer Wasserfall bildet, ein herrliches Bild, die Perle der Kleinen Fátra. Das Wasser bricht in einer Höhe von etwa 30 Meter aus einer steilen Felswand hervor, nachdem es weiter oben eiskalt aus der wagerechten Spalte eines schichtenweise aufgebauten Felsriesen in der Flanke des Chleb hervorgebrochen. Mit heftigem Getöse stürzt es an der Wand nieder und zersprüht in Regenbogenfarben, während es sein unten ausgehöhltes Becken erreicht. Die Kühle, die es dabei der Luft in dieser Thalschlucht mittheilt, ist köstlich. Aus dem Becken läuft der Bach, zwischen Felsriesen hin und her hüpfend, dem Rjekathal zu, das er mit einem anderen Bach vereint unter dem Namen Sutovka verläßt. Eine halbe Stunde vom Wasserfall befindet sich die

reizende Alpengegend Meskalka oder Szutovka Hola, die eine weite Fernsicht bietet. Weiter unten, bei Ratkó, erinnert ein großes, schotterbedecktes Sandfeld an die große Waagüberschwemmung im Jahre 1813, die den Wasserspiegel um etwa dritthalb Meter in die Höhe schnellen ließ und eine blühende Ortschaft verwüstete. Hier tritt die Waag, am Nordostrande des Turóczer Comitats, aus der Kralováner Enge herüber und schwenkt dem Fuße der Kleinen Fátra zu. Während sie diesen umzieht, bildet sie in ihrem bogenförmigen, windungsreichen Laufe von 24 Kilometer zwei größere und mehrere kleinere Inseln; dann tritt sie, am Nordwestrande des Comitats, bei dem Fischer- und Flößerdorfe Lipócz in die Sztrecsnóer Enge, wo die Lipóczer die mächtigen Fichten des Hoßkórathales zu Flößen zusammenstellen. An der Südseite dieser Bogenkrümmung der Waag liegt das geräumigste, fast seiner ganzen Länge nach ebene Becken des Turóczer Comitats.

In der nordöstlichen Bucht dieses Beckens liegt an der Kaschau-Oderberger Eisenbahn Turán, die größte Ortschaft am Fuße der Kleinen Fátra, in einer Lage, deren Anmuth durch den Gegensatz zu dem im Norden aufsteigenden Kleinen Kriván noch gesteigert wird. Seine ausgedehnte Gemarkung enthält einen großen und schönen Wald. Die Äcker sind von besserer Qualität. Rinder- und Schafzucht ist vorhanden. Die alte gothische Kirche mit geradem Chorabschluß ist von einer Steinmauer umgeben.

Südwestlich von Turán, gleichfalls an der Kaschau-Oderberger Eisenbahn, liegt am linken Waagufer die Ortschaft Szucsány mit 1800 Einwohnern, davor eine größere Insel. Einst stand hier zwischen Szucsány und Prjekopa eine doppelt umwallte Heidenburg; Überbleibsel davon sind der jetzt als Friedhof dienende Hügel bei Kossuthfalva und ein infolge von Durchschnitten entstandener Hügel bei Prjekopa. Szucsány gehörte einst, der Überlieferung nach, den Templern; Trümmer ihres Klosters stehen noch jetzt auf dem nahen Berge Pod Szkalu. Später wurde Szucsány berühmt. Als nämlich die alten Könige von Ungarn zeitweise auf Burg Szklabina weilten, lieferte ihnen Szucsány die Lebensmittel; daher hieß es die königliche Küche und erhielt zahlreiche Vorrechte. Seine alte gothische Kirche ist mit einer Mauer umgeben; über die Waag führt eine 40 Meter lange Holzbrücke. Eine Dampfziegelei verfertigt aus dem hiesigen vorzüglichen Thon Zier- und Chamotteziegel, gekerbte Dachziegel und Drainagerohre. Weiterhin folgt Ruttek (Ruttka), in der nordwestlichen Ecke des Beckens, am linken Waagufer; es ist Knotenpunkt der ungarischen Staatsbahn und der Kaschau-Oderberger Eisenbahn. Die sonst ärmlich aussehende Ortschaft, die übrigens mit ihren 1900 Einwohnern die zweitbedeutendste des Comitats ist, erhält durch das große Stationsgebäude, die Gruppe von Werkstätten der Kaschau-Oderberger Eisenbahn und die Wohncolonie der subalternen Eisenbahnbeamten eine gewisse Stattlichkeit. Unfern von hier, zwischen Turócz und Trentschin, liegt an der



Turócz-Szent-Márton.

Grenze die acht Kilometer lange Sztrecsnóer Enge, welche die Endglieder der Kleinen Fátra und des Mincsovgebirges scheidet.

Die Schönheit dieser Klamm ist berühmt. Gleich zu Beginn erheben sich beiderseits 800 bis 1000 Meter hohe Granitgipfel und treten so nahe gegeneinander, daß die rasch hindurchströmende Waag die ganze Thalsohle einnimmt, wobei ihr Bett stellenweise nur 24, in der Mitte der Enge aber blos 20 Meter breit bleibt. Für die hindurchgeführte Eisenbahn und Landstraße mußte der Raum in den Fels gesprengt oder dem Flusse abgetrotzt werden. Am engsten Punkte der Klamm ist der gewaltige Bergvorsprung von Domasin, der die Waag zu einem weiten Umweg zwingt, mit einem Eisenbahntunnel durchbohrt. In der Mitte der Klamm, am Fuße des 1116 Meter hohen Grunj, stürmt die Waag in plötzlich verengtem Bette rasend und tosend auf einen Wirbel am Fuße des Beßna Szkala los, einer wild emporstarrenden und bis in die Mitte des Flußbettes einspringenden Felszacke. Schaudernd und betend treibt hier der Flößer dem „tollen Felsen“ zu, der, wie er glaubt, alljährlich mindestens ein Opfer fordert, und dem das Volk nach der schönen, aber unglücklichen Heldin einer Sage den Namen „Margita“ gegeben hat. Unterhalb erweitert sich das Bett und auch der Stromlauf wird ruhiger.

Hier öffnet sich, gegen Westen, eine der schönsten Landschaften der Kleinen Fátra, das rauhe Hoßkorathal. Sein Bach entspringt auf dem steilen Szuchyberg (1468 Meter), dessen gewaltig drohende, fast senkrecht aufgepflanzte Felskuppen einen brausenden Windfang für die hier unaufhörlich bewegte Luft bilden. Durch ein Dickicht von Ahorn, Korbweiden und wilden Rosen gelangt man in nordwestlicher Richtung hinaus und taucht in

einen dichten Wald, wo riesige Baumstämme übereinander gestürzt liegen und Himbeersträucher den Schritt hemmen. In dunkler Tiefe braust ein Bach; die Enge des Thales ist erreicht. Immerfort geht es über gestürzte Tannen von 1 bis 2 Meter Durchmesser; sie verlegen den Weg oder überbrücken das Thal. Ganz langsam lichtet sich der Urwald, das Thal wird weiter; Felsen, Wiesen, Stadeln bleiben zurück; noch ein Wald und dann eine Schwenkung — man tritt aus dem Hoßkorathale mitten in die Sztrecsnóer Klamm hinein. Dieses Thal liefert die schönsten Fichtenstämme. Die Flöße werden zum Theil hier am Fuße des Berges zusammengestellt und dann flußabwärts geschwemmt, der Donau zu.

Im Südwesten ziehen die 29 Kilometer lange und durchschnittlich 1200 Meter hohe Veterná Hola und die dem Trentschiner Comitat angehörige Facskóer Bergkette, dann das Zsgyárgebirge, der Grenze des Turóczer Comitats entlang, die in dem 1205 Meter hohen Revanberge mit dem Trentschiner und Neutraer Gebiet zusammentrifft. Dieser Bergrücken ist die Fortsetzung der Kleinen Fátra. Aus seiner schlanken Form treten rundliche Häupter hervor, die Flanken sind mit dichten Waldungen bedeckt, der breite Rücken mit Alpenmatten und mitunter Zwergfichten. Ortschaften gibt es also nur an seinen Rändern, in den inneren Theilen hausen blos Hirten in einsamen Hütten. Zwischen die kurzen Seitenzweige schmiegen sich enge Wildthäler, die am Grat zusammenlaufen, und da oben gibt es Übergänge von Trentschin nach Turócz. Der nördliche Theil des Gebirges ist der aus rothem Sandstein bestehende Sztrecsnóer Burgberg. An der Turóczer Seite des Gebirges ist bei Ruttek die Dupnahöhle bemerkenswerth, die sich angeblich bis Rajecz erstreckt. Die höchsten Gipfel sind: der Granitgipfel des Mincsov (1364 Meter), weiter südlich der Nagy-Luka (1477 Meter), die Veterná Hola, der Klak (1350 Meter) und Reván (1205 Meter). Im nördlichen Abschnitt liegen die Ortschaften am Fuße des Gebirges, von Bißtricska südlich aber sind sie schon auf die Abhänge der Bergschlucht hinaufgedrängt. Die Bevölkerung von Trebosztó hütet ihr Vieh an den Abhängen. Bemerkenswerth ist hier das alte Schloß des dem niederen Adel angehörigen Zweiges der Familie Révay. Die Ortschaft Valcsa, von wo über den Sattel des Uplaz (1249 Meter) ein Übergang nach Neutra führt, hat eine interessante alte Kirche; in dem dortigen Walde finden sich Trümmer einer Burg.

Die größte und wichtigste Ortschaft längs der ganzen linken Seite des Turóczflusses ist Znió-Váralja, Sitz des Bezirksgerichts, am Briczkabach. Es ist ein lang hingedehnter Ort mit ebenerdigen Häuschen, unter denen das mächtige Gebäude der Lehrerbildungsanstalt, einst Jesuitenkloster, hervorragt. Anstoßend die Kirche des ehemaligen Klosters und der große Wirthschaftsgarten der Anstalt. Dieses Kloster war einst ein wichtiger beglaubigter Ort (Turóczer Convent). Znió wurde, wie man glaubt, durch Stephan den Heiligen den Benediktinern von Zobor geschenkt, Béla IV. jedoch siedelte

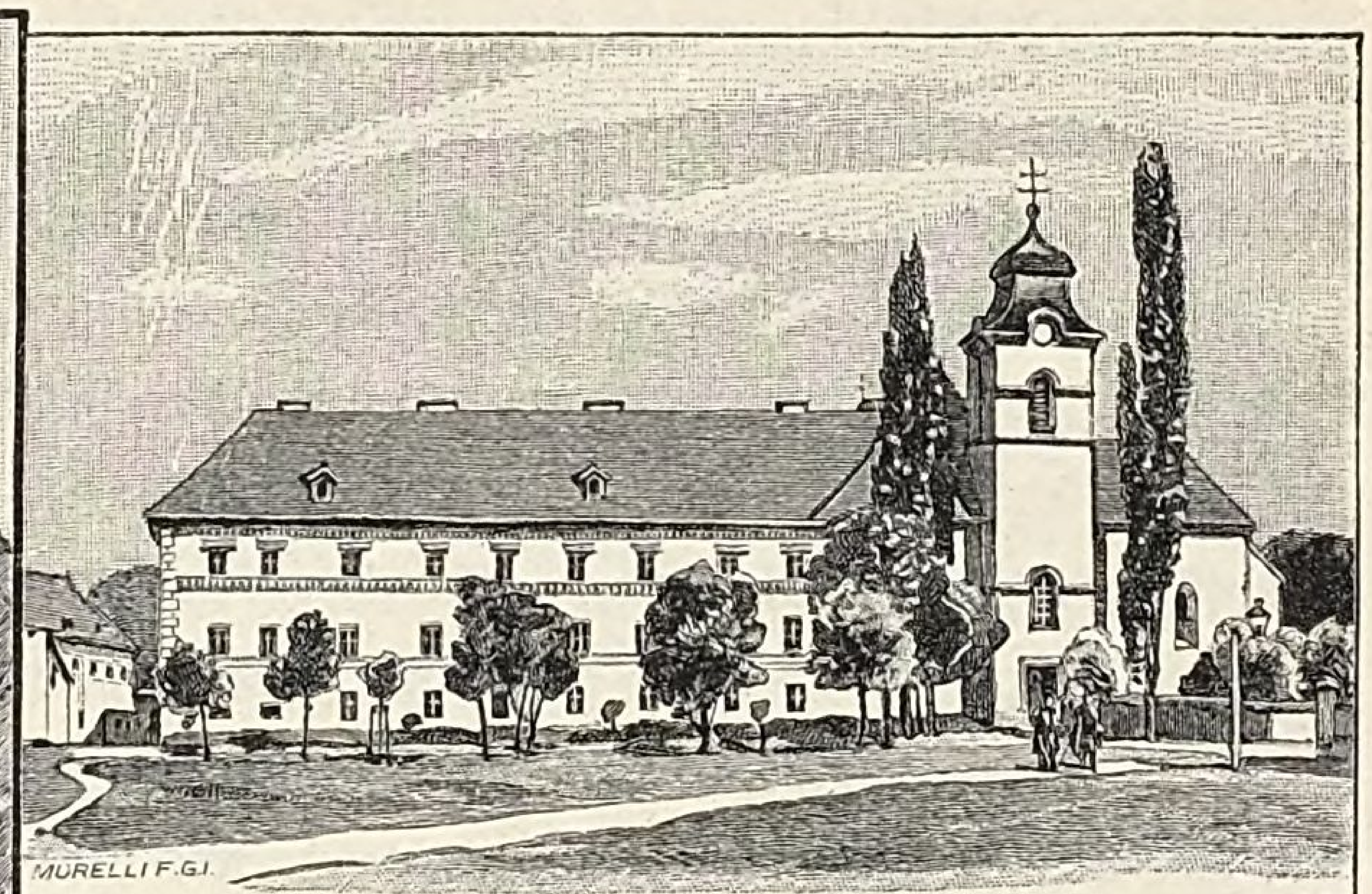


Der Suttóer Wasserfall.

hier (1252) Prämonstratenser an. Nach der Schlacht bei Mohács war es zeitweilig im Besitz der Thurzó, Illésházy und seit 1586 der Jesuiten. Die Klostergüter fielen nach Aufhebung des Jesuitenordens dem Studienfonds zu, dem sie noch jetzt gehören. Das Archiv des Convents wurde 1780 nach Neusohl verlegt, und obgleich das Turóczer Comitat wiederholt um die Rückerstattung desselben einkam, wurde doch 1802 das Neusohler Capitel der beglaubigte Ort. Im burgähnlichen Klostergebäude ist am spätgothischen Gewölbe einer ebenerdigen Räumlichkeit die Jahreszahl 1593 zu lesen; dieses Gewölbe zeigt noch jetzt die Symbole der Gesellschaft Jesu und des asketischen Lebens. Im Oberstock sind die Zimmer Peter Pázmánys, der von April bis September 1616 Propst von Turócz war, noch großentheils im ursprünglichen Zustande erhalten. An dieses Gebäude lehnt sich östlich die Kirche mit ihren gothischen Resten: drei das Chor tragenden Säulen, der Kapellenthüre, der Wölbung, dreiblätterigen Rosetten und der Kapelle. Der Hochaltar hat ein auf Lindenholz gemaltes Marienbild, das von Blatnicza hieher gelangt sein soll; die Überlieferung hält es für ein Werk der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. In der Sacristei befindet sich ein altes Marienbild mit russischer Inschrift. Die Orgel ist vom XVII. Jahrhundert. Die Bibliothek der Pfarrkirche enthält mehrere seltene und werthvolle Werke. Die Äcker der Gemeinde werden meist von Weibern bestellt, denn die meisten Männer sind Hausirer und betreiben von frühester Jugend an ihr Wandergewerbe; sie durchziehen mit ihren Waaren einen großen Theil Europas und werden durch die Moldau und Rußland bis nach Persien verschlagen, so daß sie mitunter 3 bis 5 Jahre fern von der Heimat zubringen. Daher gibt es hier auch Leute genug, die drei oder vier Sprachen sprechen, wie sie sie unterwegs durch das Ohr erlernt haben. Übrigens ist die Ortschaft wohlhabend, ja es zeigt sich sogar ein Hang zum Luxus, namentlich bei dem stattlich auftretenden weiblichen Element. Eine Merkwürdigkeit ist hier noch die große ärarische Fischzuchtanlage, für die mehrere Teiche in Verwendung stehen.

Eine halbe Stunde vom Orte erhebt sich der bewaldete Burgberg von Znió, auf dessen zackigem Felsgipfel die stolze, im Mittelalter für uneinnehmbar geltende Burg stand. Ihre Gründung wird von einigen den Marahanen zugeschrieben. Sie hieß damals Turóczvár (Burg Turócz). Zur Tatarenzeit hielt sich Béla IV. eine Zeitlang da auf. Und als im Kampfe zwischen Béla IV. und dessen Sohne Stephan des Letzteren Weib und Kinder von den Anhängern des Königs in der Pataker Burg gefangen genommen wurden, brachte man sie von dort hieher und hielt sie zu Turóczvár in strengem Gewahrsam. Zu Johannes Hunyadis Zeit gehörte sie den Hussiten. Während der Tököly'schen Wirren wurde sie in Brand gesteckt und bis auf einen Thurm abgetragen. Jetzt ist sie völlig Ruine. Das Turóczthal ist östlich von Znió-Váralja am breitesten. Ungefähr in der Mitte dieser Erweiterung liegt am rechten Ufer der Turócz das Dorf Szoczócz. Hier befand sich







Znió-Váralja: Znió-Váralja und seine Burg — Das einstige Klostergebäude — Ein Erdgeschoßsaal im Kloster.

einst ein berühmter Convent; die auf einem Hügel stehende Kirche desselben enthält ein Marienbild, zu dem gewallfahrtet wird. Es folgen die Nachbargemeinden Szent-György und Balázsfalu, bei denen die Bergrücken der beiden Turóczufer plötzlich zusammentreten und das Thal verengen. Unterhalb liegt das Dorf Jezernicz, dessen gothisches Kirchlein kürzlich erneuert wurde. Der Flügelaltar darin, mit Gemälden auf Holz, ist sehenswerth, desgleichen die gothische Arbeit des Portals und Rippenwerkes. In der Nachbarschaft liegt Ivánkafalu, mit fruchtbarer, ebener Gemarkung.

Unter dem Burgberg von Znió zieht der Weg nach dem Winkelwerk im Innern des Facskóer Gebirges. Weiterhin theilt es sich; eine Abzweigung klimmt südwestlich die steilen Hänge hinan zu dem 621 Meter hohen Paß, von dem sie dann

in malerischen Windungen als prächtige Kunststraße ins Gajdeler Thal hinabsteigt und nach Privigye weiterzieht; der andere Zweig läuft am Fuße des Báránybergeṡ westwärts und tief in das Bergmassiv hinein, wo am Fuße des Hohlensteins (Üreskö) und des Révân die Gemeinde Münich-Wies (Vriczkó) an der Comitatsgrenze liegt, mit sonderbarer Bevölkerung, die sich für Nachkommen der Sachsen, ja der Gothen hält. Ihre Sprache ist ein Zweig der deutschen Mundart, die sich über Gajdel und Deutsch-Proben bis in das Kremnitzer Gebirge, in die „Hájs" erstreckt, sie ist aber nicht so eigenthümlich. Ihr Typus ist germanisch. Dabei aber wird der Münich-Wieser slovakisch beten, singen und fluchen, ja er hat sich aus dem Slovakischen eigene Wörter mit den Endungen na, ha, ja gemacht; er liebt die Deminutivformen, auch hat er veraltete deutsche Wörter. Es ist ein sehr genügsames Völkchen, schon weil die karge Natur dieses rauhen Bergwinkels es daran gewöhnt hat, wo nur die steilen Abhänge etwas Weniges an magerem Erdreich für die Cultur bieten, wo alle Arbeit, auch das Pflügen und Einfahren der Ernte durch Menschenkraft besorgt wird, da Pferde und Ochsen in der Gemeinde etwas Seltenes sind. Daneben beschäftigen sich die Leute mit allerlei Holzarbeiten, auch sammeln sie massenhaft Arzneipflanzen, Wurzeln und Beeren, mit denen sie weit herum hausiren. So gibt es schließlich unter ihnen sogar wohlhabende Leute. Die Ortschaft liegt auch ganz abgesondert, und schon deshalb kommen Heiraten mit Bewohnern anderer Ortschaften kaum jemals vor.

Südlich vom Vriczkóer Thal befindet sich die Wasserscheide der Comitate Turócz und Neutra. Ihr höchster Berg (883 Meter) ist der Zslabik, bei dem Dorfe Hadviga. Hier liegt Windisch-Proben (Tót-Próna), das Stammnest der Prónay, eine größtentheils evangelische Gemeinde; von hier führt der Weg nach dem schönen Rudener Thale und weiter nach Privigye. Und damit ist das Gebiet des Zsgyárgebirges betreten, das sich zum Neutraer Comitat hin abdacht und weiter unten, von Szklenó abwärts, aus Granit und diesen begleitenden Kalkgebilden besteht. Die Gegend ist auch hier malerisch. Besonders schön ist das gewaltige Felsenthor des Handlovkabaches, in dessen Umgebung sich Braunkohlenlager finden. Die höheren Gipfel des Gebirges sind der Zsgyár (829 Meter) bei Jaßenova und der Horzenovo (962 Meter) östlich von Szkleno, an der Grenze zwischen Turócz und Neutra. Am südöstlichen Ende des Horzenovo stoßen die Comitate Bars, Neutra und Turócz zusammen. Am Oberlaufe der Turócz liegt Szklenó, am südwestlichen Ende des Comitats, eine der wenigen Gemeinden, die in das Turóczer Slovakenthum eine deutsche Schattirung hineingetragen haben. Es ist das nördliche Endglied des typischen Schwabenthums von Kremnitz und wurde zu Zwecken des Bergbaues in diesem rauhen Winkel angesiedelt, wo es an Wald und Weide nicht fehlt, der Acker jedoch nur Hafer hervorbringt.

Es gibt im Turóczer Comitat zahlreiche Gemeinden mit weniger als 500 Einwohnern, ja sogar acht mit Pußtencharakter; dagegen gibt es fast keine, deren Name nicht mit dem irgend einer alten Familie identisch wäre. Jede Kleingemeinde hat ihre adelige Curie und die Gemeinde Lipócz rühmt sich noch jetzt, daß sie lauter adelige Bewohner hat. Einst war ganz Turócz von Adel, aber nur von niederem; dem alten Hochadel gehören nur zwei dortige Familien an: die Barone Révay und Prónay. Da der Turóczer Adel meist unter sich heiratet, sind sie fast durchaus nach der einen oder anderen Seite untereinander verwandt; ganz Turócz ist sozusagen eine Familie. Größere Ortschaften gibt es im Comitate wenig; selbst der Comitatssitz ist nur Großgemeinde. Eine Stadt mit geordnetem Magistrat ist überhaupt nicht vorhanden, dafür gibt es auch nirgends im Lande so viele Kreisnotare wie in Turócz. Gerichtlich gehört es zu Neusohl; Bezirksgerichte hat es nur zwei, da das ganze Comitat nur aus zwei Bezirken und zwei Wahlbezirken besteht.

In den inneren Theilen längs der Flüsse gibt es zwar viel gesegneten Boden und darauf gute Ernten, doch gehört das Turóczer Comitat immerhin zu den weniger fruchtbaren. Der ergiebigste Theil ist der Blatniczaer Bezirk. Allein auch da macht sich das rauhe Klima bemerklich, das den schönsten Sommer oft ganz plötzlich in kalten Spätherbst verwandelt. Der Schnee der Fátra schmilzt spät; in den Schründen des Kriván sind die Schneefelder selbst Mitte Juli nicht selten; auch in den Thälern trifft der Frühling spät, der Herbst aber frühzeitig ein, und es ist keine Übertreibung, daß der kältere Jahresabschnitt acht Monate dauert. Wer in den Hundstagen vom Vriczkóer Passe ins Neutrathal hinabsteigt, glaubt aus dem Kühlraum in die Dampfkammer zu treten. Das rauhe Klima gestattet in Turócz die Ernte gewöhnlich erst Anfang August zu beginnen.

Turócz ist reich an Hutweiden und Heilkräutern, auch an Wald und Großwild. Von seinen 112.322 Joch Culturboden sind 53.619 Joch Wald; dieser Zweig seiner Landwirthschaft ist in der Ausfuhr durch Thurz (Turcsek), Ruttek und Turócz-Szent-Márton vertreten. Dann folgt das Ackerland mit 31.040 Joch. Unter den landwirthschaftlichen Producten steht der Roggen voran, dann kommen Hafer, Kartoffel, Gerste, Weizen, Klee und mehrere Gattungen Hülsenfrüchte. Der Bodenfläche nach sind Herbstroggen und Frühjahrsgerste die ersten, doch lohnt der magere Boden schlecht, ja schlechter als z. B. im nachbarlichen Trentschin. Als wichtige Nahrungsmittel können auch Heidekorn und eine Turóczer Specialität von kleiner süßer Möhre (repka genannt) nicht unerwähnt bleiben. Mais und Raps wachsen überhaupt nicht. Desto reicher ist der Heuwuchs, die Luzernen- und Kleesaat. Sie nehmen denn auch viel Raum ein, die Wiesen 10.154, die Weiden 13.590 Joch. Darauf beruht die blühende Vieh- und Pferdezucht des Comitats.

Die Industrie ist verhältnißmäßig unentwickelt. Voran steht die Spiritusbrennerei; 17 Fabriken erzeugen etwa 30.000 Hektoliter Spiritus und Borovicska (Wachholder-

branntwein), denn bessere Obstgattungen kommen nur hie und da im Waaggelände vor. Essigfabriken gibt es zwei, die Bierbrauerei ist noch jung, am besten gedeiht die Holzindustrie. Schade, daß die tortrix murina die herrlichen Wälder zu verwüsten beginnt. Der ungewöhnlich lebhafte Post- und Geldverkehr zeugt von regem kaufmännischen Geist. In den drei Geldinstituten von Turócz-Szent-Márton ist das Wechselgeschäft sehr lebendig und auch die Einlagen wachsen.

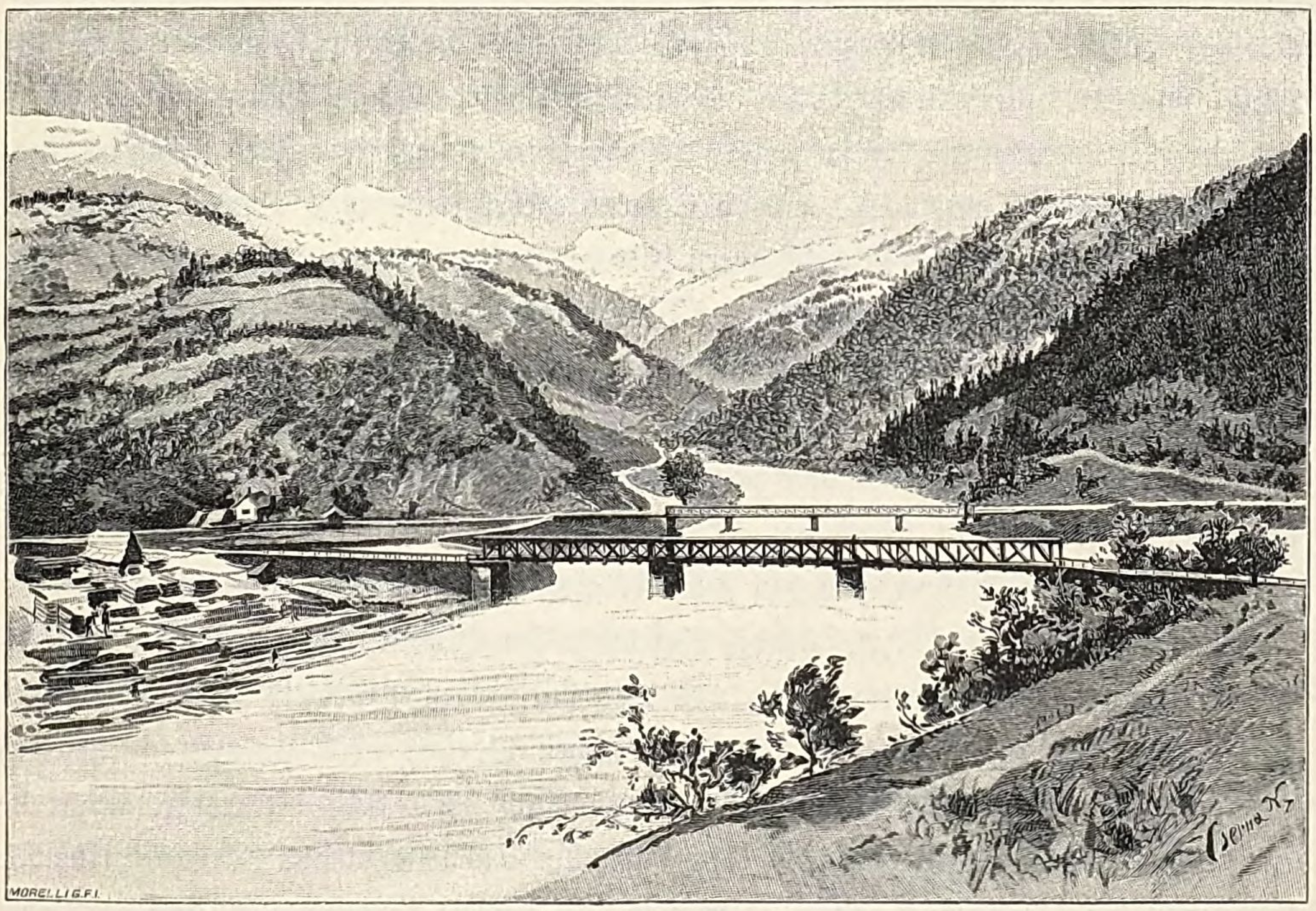
Die Bevölkerung von etwa 50.000 Seelen ist zumeist slovakisch, doch spricht ein beträchtlicher Theil auch ungarisch, ja bekennt sich als magyarisch. Es ist dies einer der schöneren Zweige des ungarländischen Slovakenthums, dem es selbst in den unteren Schichten nicht an einem gewissen Grade von Bildung fehlt. Die Männer sind meist hochgewachsen, gut ausgebildet und ausdauernde Arbeiter, die Frauen untersetzt, bausbackig und gleichfalls sehr arbeitskräftig. Das Volk ist im Allgemeinen gutmüthig, arbeitslustig, regsam und mäßig. Die Mehrzahl gehört zur evangelischen Kirche A. C. Die Dorfbewohner gehen, wenn ihr bißchen Acker sie nicht ernähren kann, ins Gebirge, um Holz zu fällen, es aufzuklaftern oder es zu Achse und Wasser zu verfrachten. In den Bergen sammeln sie Wurzeln und Kräuter, besonders Heilkräuter, pressen Öl aus Beeren oder lauern dem Feder- und Pelzwild des Gebirges auf, das ihnen zum Verkaufsartikel wird. Viele fischen im Turóczfluß und seinen Nebengewässern. Ein bedeutender Theil der Bevölkerung widmet sich dem Hausirhandel und durchzieht die benachbarten Comitate, sowie nähere und fernere Länder, den zusammengesparten Verdienst aber bringen sie treulich heim, denn sie möchten sich um keinen Preis völlig von der geliebten Heimat und Familie trennen.

Das Árvaer Comitat.

In der nordöstlichen Ecke Ungarns, gleichsam eingekeilt in das benachbarte Galizien, liegt das Árvaer Comitat, mit einem Gebiet von 2.077·42 Quadratkilometer. Im Süden durch die Tátra, im Norden und Westen durch die Beskidenkette und deren Ausläufer begrenzt, also im Norden und Osten durch natürliche Grenzen von Galizien, und ebenso im Süden von dem Liptauer, im Westen von dem Turóczer und Trentschiner Comitat getrennt, bildet es ein geographisch völlig abgesondertes Ganzes.

Außer den erwähnten Bergketten ist noch eine, die Magura, zu erwähnen, die das Comitat von Südwest zu Nordost durchschneidet. Von der Kriván-Fátra ausgehend, dringt sie bis in die Mitte des Comitats, bis Szlanicza und Usztye ein, von wo sie ostwärts in ein sachte ansteigendes, torfiges, mooriges Plateau von großer Ausdehnung ausläuft. Die Wasserscheidelinie dieses Plateaus bezeichnet auch die Comitats- und zugleich Landesgrenze.

Diese geographische Zweitheilung des Comitats ist von großem Einflusse auf dessen klimatische, hydro- und ethnographische Eigenschaften und war auch maßgebend für die administrative Eintheilung des Comitats. Die Magura ist nämlich die natürliche Scheidungslinie zwischen seiner höher gelegenen, nach Nordost offenen und daher weit rauheren „oberen" und der durch diese geschützten, weit milderen „unteren" Gegend. Dieser Bergkette folgt auch die Richtung des einzigen größeren Flusses, der aus der Vereinigung der Weißen und Schwarzen Árva entstandenen Árva.



Das Thal des Árvaflusses.

Das Gebiet des Árvaer Comitats war schon zur Zeit der Landnahme ein Bestandtheil Ungarns. Unsere ältesten Quellen beweisen es, indem sie insgesammt den Gora-Berg als nördlichste Grenze des Landes nennen, und kein Zweifel obwaltet, daß das „Bagibaria" des Kaisers Constantinus Porphyrogennetus identisch ist mit der an der nördlichsten Zacke des Comitats und Landes aufsteigenden Babia-Gora. Auf ihrem Abhange liegt das Dorf Polhora, dessen polnisch klingender Namen (Polgora = halber Wald) darauf hinweist, daß der mächtige Grat der Babia-Gora (1720 Meter) schon damals als Grenzlinie gedient hat. Weiter ostwärts, wo die Landesgrenze ein mooriges Plateau durchzieht, waren Grenzstreitigkeiten noch in späteren Jahrhunderten an der Tagesordnung, ja, sie führten oft sogar zu blutigen Zusammenstößen; die Babia-Gora

jedoch war als Grenzpunkt allezeit so feststehend, wie als Berg selbst, von dessen zwei Länder beherrschendem Gipfel man die erzgedeckten Thürme des fernen Krakau erblickt.

Man glaube übrigens nicht, daß das Gebiet des Árvaer Comitats schon in jener alten Zeit volkreiche Niederlassungen enthalten habe. Das richtige Bild ist vielmehr ein unabsehbarer Urwald, von dem das jetzige Árvaer Comitat nur einen geringen Theil bilden mochte. Ein halbes Jahrtausend verging seit der Landnahme, ohne daß Árva in unseren Quellen auch nur erwähnt wurde, und als endlich in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts auch Árva in das Licht der Geschichte tritt, gilt es noch immer blos als Bestandtheil des großen Comitats Zólyom (Sohl). Die Obergespäne von Sohl und Liptau figuriren in unserer Geschichte auch noch viel später blos als Burgvögte von Árva, und zur Zeit Ludwigs des Großen, als die Adelsurkunden geprüft wurden, kommt in dem berühmten Protokoll des Judex curiae Emerich Bebek Árva blos als districtus vor. Das rauhe, mit ungeheuren Nadelwäldern bedeckte Gebiet konnte zu jener Zeit gewiß nur schwach bevölkert sein, und wenngleich zu seinem Schutze Burg Árva als Grenzburg schon zur Zeit der ersten ungarischen Könige bestanden haben mag, hat sie es doch thatsächlich unter den árpádischen Königen zu keiner besonderen Wichtigkeit gebracht. Erst später, unter dem Hause Anjou, besonders unter Ludwig dem Großen, begann die Besiedlung in größerem Maße.

Unsere Geschichtschreiber haben sich viel gemüht, den Ursprung des Namens Árva zu erklären, allein ohne befriedigendes Ergebniß. Im Hinblick auf die Natur des waldbedeckten, von wildem Gebirge kreuz und quer durchzogenen Gebiets ist es das Wahrscheinlichste, daß der Name von dem slovakischen Gorava oder Horava (= waldig) herstammt, aus dem sich die Form „Orava“ ergibt. So mag die jetzige slovakische Benennung des Comitats entstanden sein, von der das magyarische „Árva“ herkommt. Läßt man diese Erklärung gelten, so drängt sich auch die Annahme auf, daß der Name der Waldgegend weiter auf den sie durchziehenden Fluß und schließlich auf die Burg Árva übergegangen sei, und es erscheint auch der weitere Schluß gerechtfertigt, daß die ersten Ansiedler des Comitats Slovaken gewesen. Die Bevölkerung, nach der letzten Zählung 84.820 Seelen, gehört noch jetzt fast ausschließlich der slovakischen Zunge an. Die Ansiedler von erweislichermaßen deutschem und walachischem Ursprunge haben ihre Nationalität längst eingebüßt, das magyarische Element aber, das sich lediglich auf die Intelligenz beschränkt, ist verschwindend gering. Die Slovaken selbst lassen den beiden Gegenden des Comitats entsprechend zwei Hauptgruppen erkennen. Die Bewohner der Bezirke Námeßtó und Trßtena zeigen sich stammes- und sprachverwandt mit den Polen im nachbarlichen Galizien; die der unteren Gegend aber, in den Bezirken Alsó-Kubin und Vár, sind augenscheinlich angesiedelte Slovaken aus den Nachbarcomitaten Liptau

und Turócz. Der Religion nach sind 90 Procent der Bevölkerung römisch-katholisch, 9½ Procent evangelisch A. C., ½ Procent Israeliten.

Die Bevölkerung wohnt in 6 Marktflecken und 91 Dörfern, von denen bis 1848 82 Gemeinden der Árvaer Herrschaft zugehörten und nur 15 im Besitze einzelner Adelsfamilien waren. Diese eigenthümliche Vertheilung des Grund und Bodens brachte es mit sich, daß Árva als Comitat bis auf die jüngste Zeit kaum in Betracht kam. Seitdem die Aviticität aufgehoben und die Besitzregelung durchgeführt ist, hat sich auch dies bedeutend geändert. Von den 350.119 Katastraljoch Ackerland sind fast 200.000 frei geworden, und der Besitz der Herrschaft ist auf insgesammt 70.787 Joch herabgegangen, wovon 54.794 Joch Wald, 11.665 Joch Weide und nur 1304 Joch Wiese und Acker, das Übrige aber unbrauchbar. Zieht man den Besitz der Árvaer Herrschaft ab und dividirt das verbleibende Culturland mit der Einwohnerzahl, so kommen auf jeden Bewohner 3·3 Katastraljoch, was im Vergleich mit anderen Comitaten des Oberlandes noch immer ein sehr günstiges Verhältniß gibt. Bei alledem kann aber der Bewohner von Árva, wenn er keinen anderen Erwerb findet, von seinem Acker nicht leben, und besonders in den beiden oberen Bezirken muß der Bauer seine magere Hafterernte oft erst Ende October einheimsen und seine kleinen Kartoffeln aus halbgefrorenem Erdreich herausgraben.

In der Landwirthschaft wiegt das System der Brache vor. Dabei ergibt in der unteren Gegend, besonders auf den abschüssigeren Äckern, Roggen mittlere, dagegen Kartoffeln, Gerste und Hafer ausreichende Ernten. In der oberen Gegend ist der Roggenanbau schon Ausnahme und gilt als Luxus. Das Hauptproduct sind dort Kartoffeln und Hafer; sie dienen nebst Kraut dem frugal gewöhnten Árvaer Bauern als ständige Hauptnahrung. Bei schwachem Ertrag, wie er ja oft vorkommt, hilft der Mais aus, der aus dem Alföld bezogen wird und auch unter normalen Verhältnissen starken Absatz findet.

Eine andere landwirthschaftliche Methode ist in den an Galizien grenzenden Gemeinden der oberen Gegend üblich. Ihre Häuser stehen nicht in Gruppen beisammen, sondern zerstreut. Die Gemarkung ist nämlich nach sogenannten Schnüren (šnuri) unter die einzelnen Einwohner vertheilt; jede solche Schnur (Zone) erstreckt sich von dem einen Rande der Gemarkung bis zu dem anderen, begreift auch Haus und Hof des Bauern in sich und enthält sämmtliche Zweige der Bodencultur, den Wald natürlich ausgenommen. Die Größe dieser zonenartigen Grundstücke wird nach ihrer Breite gerechnet und bei vorkommendem Besitzwechsel kauft und verkauft man sie auf recht eigenthümliche Art klafterweise.

Der Árvaer Bauer besitzt neben seinem Ackerbau auch noch die ganz erstaunliche Fertigkeit, vom Hausbau hinab bis zum letzten landwirthschaftlichen Geräth sich Alles selbst zu machen. Mit Hilfe seiner Hausleute verfertigt er die zur Bekleidung der Familie

erforderliche Halina (Tuch und Leinwand) in vorzüglicher Qualität und obendrein die Bundschuhe und Halina-Stiefel. Am allgemeinsten beschäftigt sich das Volk mit Waldarbeit, die ihm die einträglichste Nebenbeschäftigung gewährt. Einzelne Gemeinden der oberen Gegend treiben überdies Handel mit feiner, handgewebter Leinwand, einer noch jetzt weithin beliebten Waare.

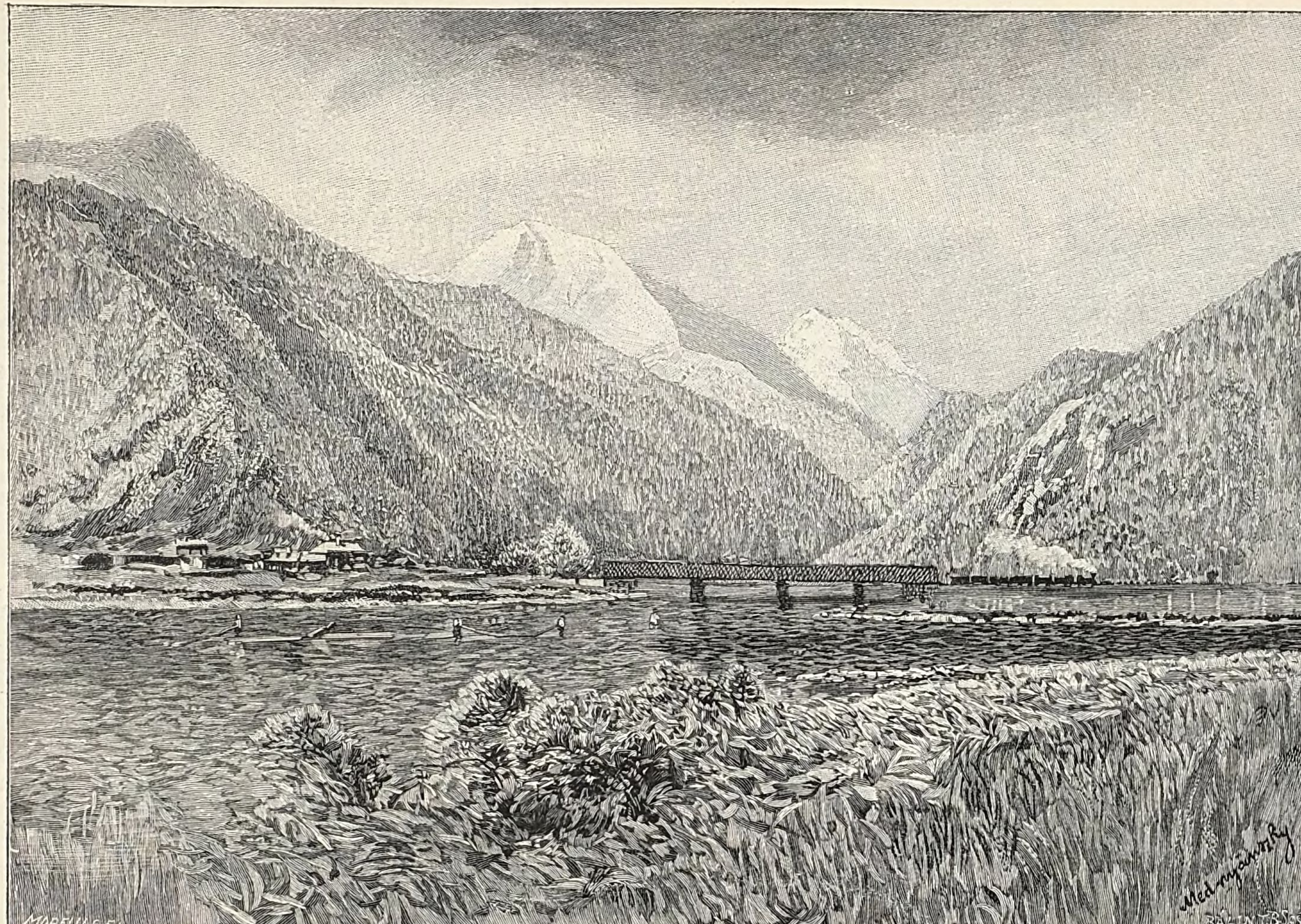
Eine nennenswerthe Fabriksthätigkeit fehlt. Kleingewerbe und Handel beschränken sich auf den Localbedarf, und der Handwerker ist meist auch Ackerbauer.

An Mineralien, insbesondere Steinkohle, ist dieses so gebirgige Comitat arm. In einzelnen Gemeinden der oberen Gegend, namentlich in den neogenen Bildungen längs der Schwarzen Árva finden sich Lignitschichten, die eine ziemlich gute Steinkohle liefern; doch sind die Schichten so gering, daß bergmännische Ausbeutung selbst bei dem verhältnißmäßig niederen Arbeitslohn keinen Nutzen gewährt. Wichtiger sind die Torflager, die im Flachlande zwischen Szlanicza und Ußtye, sowie bei Jablonka und Chizsne mehrere Quadratmeilen bedecken; doch wird der Torf hier blos als Feuerungsmaterial und höchstens noch als Streu benutzt. Bei mehreren Dörfern bildet der Karpathensandstein mächtige Schichten; er wird stellenweise zu Schleifsteinen und Bodenfliesen verarbeitet und ins Ausland verführt.

Der einzige größere Fluß ist die Árva. Sie entspringt im Westen, an der Trentschiner Grenze in 930 Meter Höhe und fließt als Weiße Árva nordwestlich bis Szlanicza; hier schwenkt sie nach Südwest ab und vereinigt sich bei Ußtye mit der Schwarzen Árva, die an der Nordwestgrenze des Comitats in 760 Meter Höhe bei einem großen Torflager entspringt. Die Torfschichte, die sie durchfließt, färbt ihr Wasser braun, daher ihr Name. Nach der Vereinigung umgeht der Fluß die hier unterbrochene Magurakette in scharfem Winkel und wendet sich nach Südwest, um dann, nachdem er das ganze Comitat durchschnitten, an dessen südlichstem Zipfel, bei dem Dorfe Kralován, in die von Liptau herkommende Waag zu münden.

An Stellen, wo der launenhaft geschlängelte Fluß sich zwischen den Fortsätzen der Tátra, Fátra und Magura Bahn gebrochen, sind noch jetzt die Spuren einstiger Binnenseen zu erkennen, nach deren Abfluß im unteren Theile des Comitats die für die Landwirthschaft tauglichsten, leider nur zu wenig umfangreichen alluvialen Niederungen entstanden sind. Im Hintergrunde der jetzt hohen Hügel erblickt man hinter den mesozoischen und tertiären Ablagerungen den Granit der hohen Tátra und der Fátra, mitten im vorherrschenden Karpathensandstein der Kreidezeit und der eocänen Periode aber inselartig auftretende Felsen von Jurakalk mit ihren eigenartigen Versteinerungen.

Von den zahlreichen Bächen, die der Weißen und Schwarzen Árva, sowie der ihre Vereinigung bildenden Árva zuströmen, seien nur die bedeutendsten erwähnt. So die in



Die Vereinigung der Flüsse Waag und Árva bei Kralován.

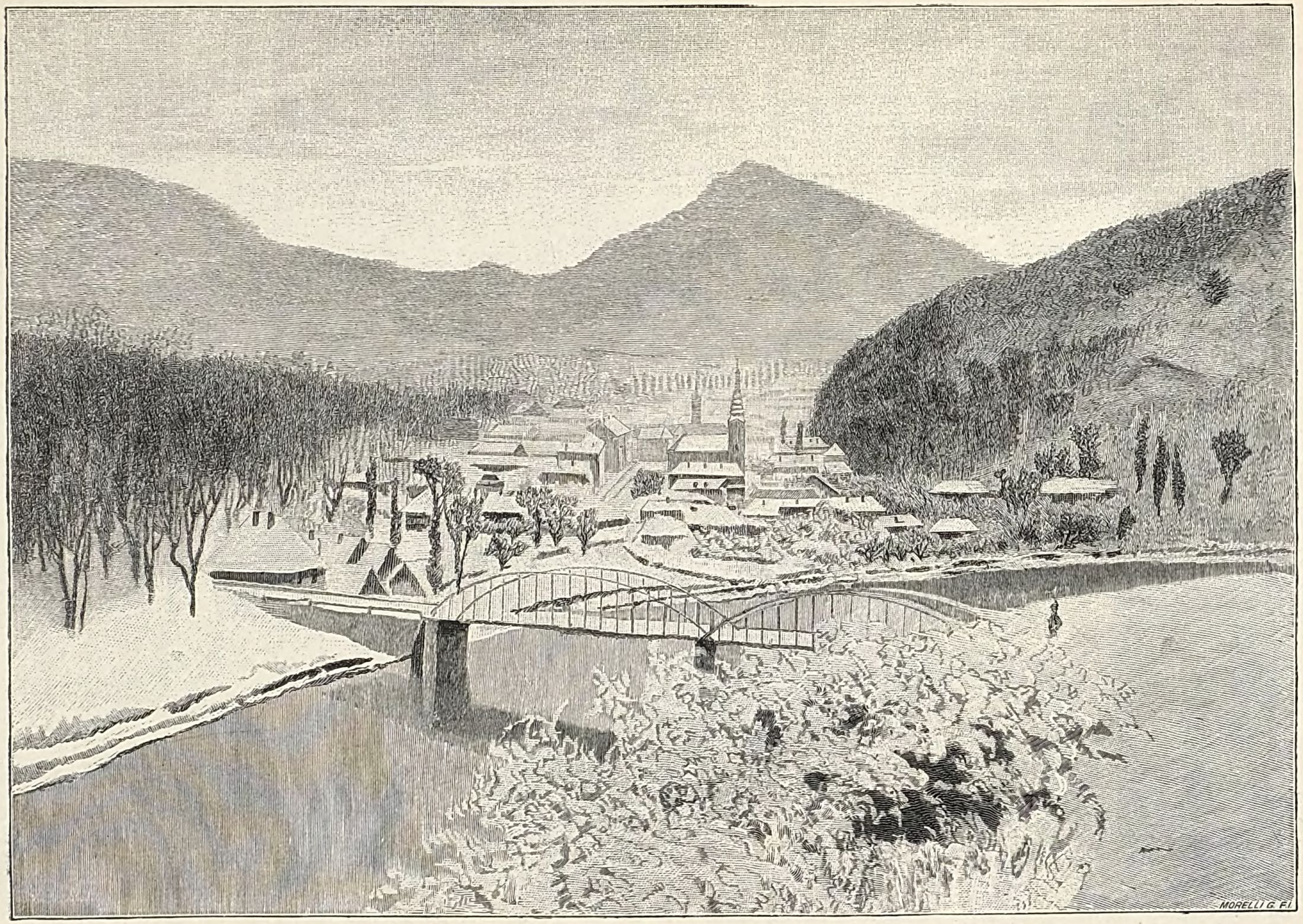
den Beßkiden entspringenden Bäche von Lomna, Novoty, Mutne, Beßele, Polhora und Hrustin, die in die Weiße Árva fallen, dann die am Fuße der Babia-Gora entspringenden Bäche von Lipnicza und Zubricza, nebst dem Jelesnabach, die der Schwarzen Árva zugehören. In die vereinigte Árva münden die aus der Tátra kommende Oravicza, die Sztudena, zahlreiche kleinere Bäche und der Zázrivaer Bach, dieser vom Roßudeczberge her, der die Bergketten Fátra, Beßkid und Magura scheidet.

Zur Flößerei ist nur der Árvafluß geeignet, aber auch dieser mehr zur Frühlingszeit, wenn der Schnee der Berge zu schmelzen beginnt, und im Sommer, wenn häufige reichliche Regen ihn schwellen. Mittelst künstlicher Stauwerke werden auch der Oberlauf der Weißen Árva und der Polhoránkabach für Flöße praktikabel gemacht. Fabriken mit Wasserkraft, die von manchen Bächen reichlich zu erlangen wäre, gibt es nicht; nur Mahl-, Säge- und Eichenrindenmühlen sind in jedem Dorfe zu finden.

Und nun gehen wir zur Detailschilderung des Comitats über.

Das untere Árva. In günstiger Jahreszeit lohnt sich das Reisen im Árvaer Comitate durch herrliche Naturgenüsse. Die Kaschau-Oderberger Eisenbahn führt aus dem Turóczer Comitat in ein Engthal von abenteuerlichen Dolomitfelsen, zwischen deren Gruppen die Waag dahinfließt. Nach dem über weißes Kalkgestein dahinhüpfenden Suttóer Bach, dessen Wasserfall berühmt ist und der zwei Comitate trennt, ist noch ein Tunnel zu passiren und dann ist Kralován erreicht, die einzige Eisenbahnstation des Comitats. In diesem Dörfchen, dessen einstiger Name Királyháza (= Königshaus) längst verschollen ist, soll nach der Überlieferung Béla IV., der zweite Begründer Ungarns, auf seinen Irrfahrten während der Tatarennoth einst der Ruhe gepflegt haben. Das „Haus des Königs“, das ihm als Zuflucht diente, wird wohl nur ein Holzbau gewesen sein, aber die Erinnerung daran lebt fort und diente den Schultheißen des Dorfes als Quelle, aus der sie ihre Vorrechte ableiteten. Das ärmliche Dorf mit enger Gemarkung lebt jetzt meist von der Flößerei, da die aus dem Árvathal herabgeschwemmten Flöße hier ihren Hauptstapelplatz haben. Erwähnenswerth ist, daß in Kralován die Sonne selbst im Hochsommer erst um zehn Uhr auf-, und schon um vier Uhr untergeht, im Winter aber drei Monate lang gar nicht sichtbar wird.

Kralován ist Kopfstation der im Bau begriffenen Árvathaler Localbahn. Kaum einen Büchsenschuß weiter östlich fällt die Árva in die Waag. Über die beiden Flüsse führen zwei Brücken in das benachbarte Liptauer Comitat, über die Árva eine Eisenbahnbrücke, über die mit der Árva vereinigte Waag eine Fahrbrücke. Dicht an der Eisenbahnbrücke öffnet sich gegen Norden das Árvathal in Gestalt einer Felsenenge, wo der Fluß fast keinen Raum läßt für die theilweise in den Granit gesprengte Fahrstraße und die im Bau begriffene Eisenbahn. Bei jeder Wendung des Thales thun sich neue Natur-



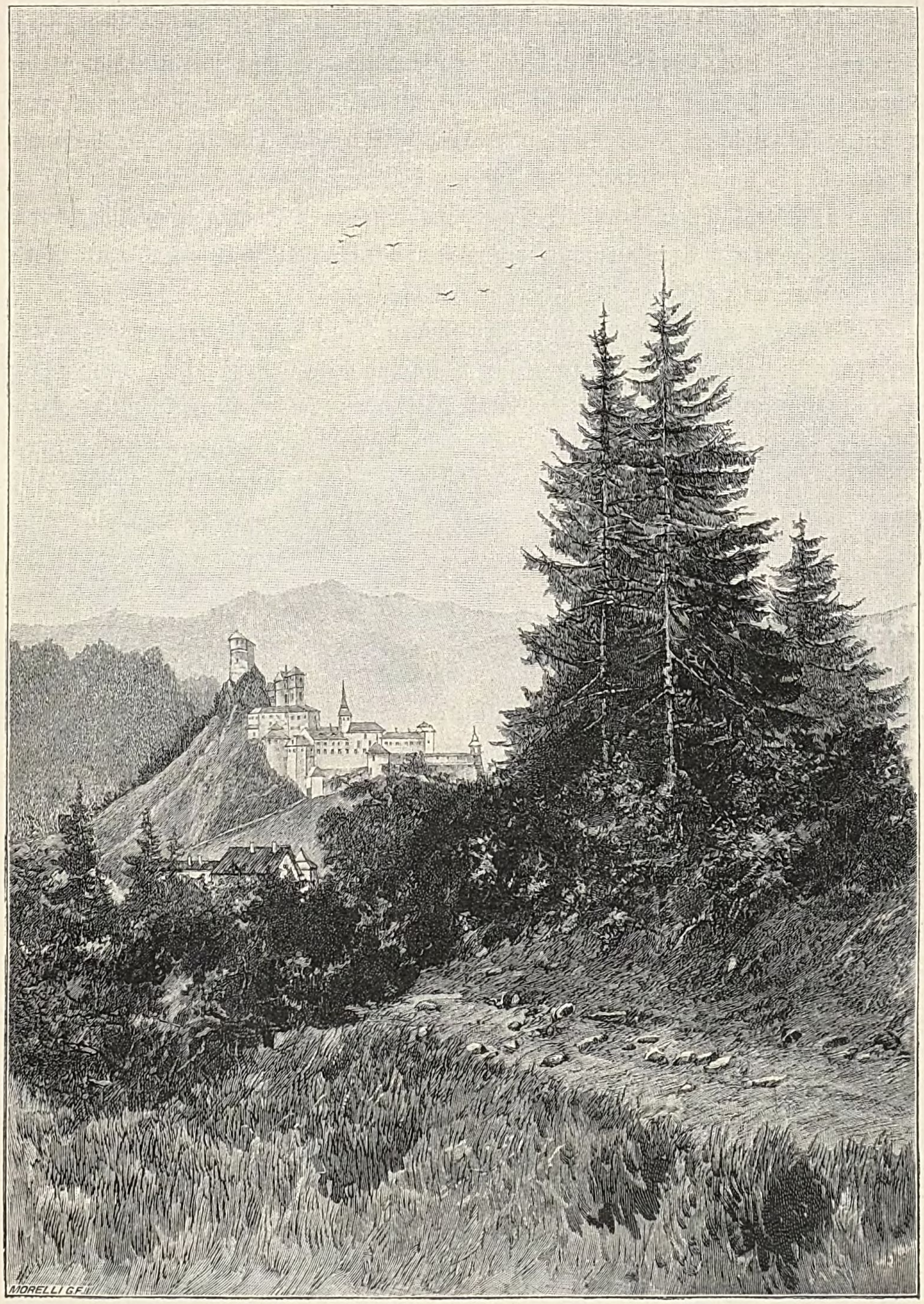
Alsó=Kubin.

schönheiten auf. Steile Felswände erheben sich rechts und links, mit einer Mischung von Nadelholz und Laubgesträuch bedeckt. Die Ausläufer der umgebenden Berggruppen reihen sich gleich den Speichen eines Fächers aneinander und über ihnen allen erscheinen im Norden die Felsgipfel des 1606 Meter hohen Roßudecz. Ein herrlicher Berg, der zwischen Fátra, Magura und Beßkid eingekeilt, diese Bergketten und gleichzeitig die Comitate Árva und Trentschin scheidet. Eine Biegung des Weges nach Osten, und der Berg ist verschwunden.

Über die Kralovåner Felsschlucht hinaus weitet sich das Thal ein wenig, ist aber noch immer zu eng, um eine weitere Aussicht zu gewähren; nur jenseits des Árvaflusses erblickt man einige Häuser in einer kesselförmigen Vertiefung am Nordabhang des 1.169 Meter hohen Sip-Berges. Es ist die zur Ortschaft Zaskó gehörige Pußta Djerova, die durch ihren angenehmen Säuerling, bekannt ist. Nach einer weiteren Biegung des Thales erreicht man in einer halben Stunde die Ortschaft Párnicza. Hier wird das Thal schon breiter und es bietet sich ein Blick auf die kleine Ebene, die sich östlich von der Ortschaft bis zum Marktflecken Nagyfalu und darüber hinaus fast bis Alsó-Kubin, dem Hauptort des Comitats, erstreckt.

Nördlich von Párnicza öffnet sich ein Thal, das sich zu einer Felsschlucht verengt und nach dem 12 Kilometer entfernten Zázriva führt. Das ärmliche Dorf mit 2.696 Einwohnern liegt in zerstreuten Gruppen zwischen den Ausläufern der Alpen Roßudecz, Pupov und Okruhlicza; es grenzt schon an das Trentschiner Comitat. Die Leute von Zázriva, wie von Párnicza, treiben hauptsächlich Schafzucht und bereiten schmackhaften Käse (oscsipka).

Párnicza gegenüber, jenseits der Árva, erblickt man am Ostabhange des Sipberges bei einer Thalmündung das durch Funde aus der Bronzezeit bekannte Dorf Zaskó. Es ist von armen Bauern bewohnt, die nach der Überlieferung deutschen Ursprungs sein sollen, daher auch das Dorf ursprünglich Sachsko (sächsischer Ort) geheißen habe. Längs der Árva gelangt man von Párnicza über einen kleinen Hügel zur Gemarkung des Dorfes Isztebne. Das Dorf selbst, eine der ältesten adeligen Niederlassungen im Komitat, liegt linksab in einem hübschen, bachdurchrieselten Thälchen, in dessen Mitte zwischen dichtbelaubten Bäumen ein hübsches weißes Herrschaftsschloß auftaucht. Jenseits des Isztebnebaches erreicht man den niederen Hügel Hradek, auf dem einst ein Fort gestanden haben soll. Die Aussicht von diesem Hügel ist in der That entzückend. Es ist kein „Haferland“, das man überblickt. So weit das Auge reicht, die Ebene am Árvaflusse entlang und über die sanft schwellenden Hügel, die den ferneren Bergen vorgelagert sind, überall wogt ein Meer von Ähren, prangen rasengrüne Wiesen und Weiden, und zwischen ihnen blinken jenseits der Árva in den einzelnen Thalmündungen anmuthig gelegene Dörfer auf.



Burg Árva von Südwesten.

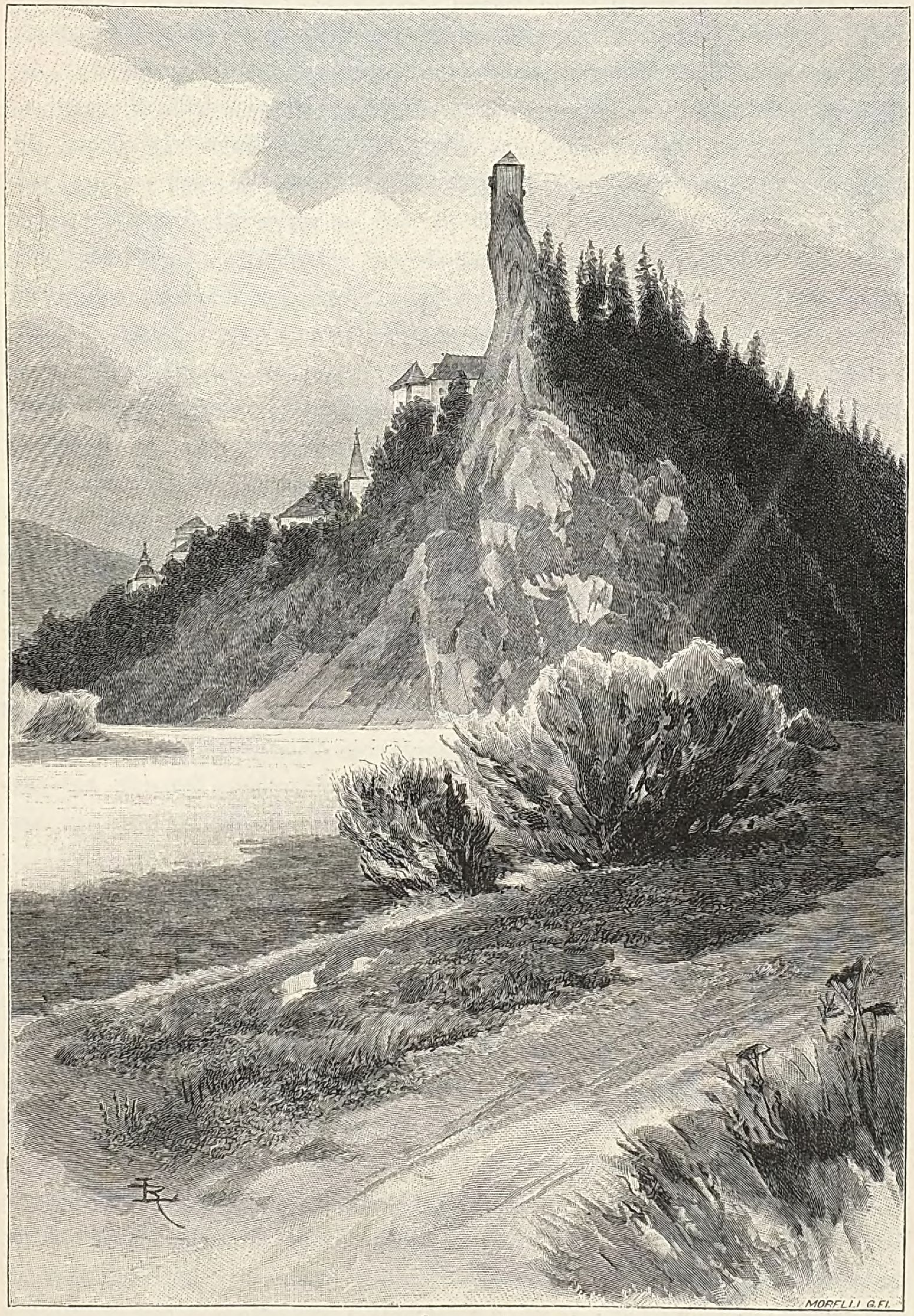
Jenseits des Hradek liegt der Marktflecken Nagyfalu (Velka Veß), einst Hauptort des Comitats. Er ist daselbst ohne Zweifel eine der ältesten volkreichen Ansiedlungen, denn er ist als solche schon 1272 in dem Donationsbriefe erwähnt, worin Ladislaus der Kumanier dem Hotimér, Ahnherrn der Familie Reviczky, das „anmuthig gelegene", zwei Hufen große Landstück Revisnye schenkte. Hier hielt der spärliche Adel seine Versammlungen ab, bis im Jahre 1683 die littauischen Schaaren des vom Entsatze Wiens heimziehenden Sobieski die Stadt plünderten und verbrannten. Damals ging auch das in der Kirche untergebrachte Comitatsarchiv zugrunde, und seitdem wurde Alsó-Kubin Comitatssitz. Die Árvaer Herrschaft hat hier ein hübsches Schloß.

Nördlich von Nagyfalu liegt am Fuße sanfter Hügel Dorf Revisnye, Stammsitz der Reviczky; weiter östlich am Árvafluß Kis- und Nagy-Bißterecz; vom ersteren westlich Benyo-Lehota. Es sind lauter alte Ortschaften. In der Gemarkung von Nagy-Bißterecz erhebt sich der Berg Trnini, auf dem vorgeschichtliche Funde gemacht wurden.

Die kleine Ebene um Nagy-Bißterecz her wird im Süden und Osten von der Árva bespült und von der Gemarkung des benachbarten Marktfleckens Alsó-Kubin getrennt. Über die neue Eisenbahnbrücke gelangt man an die Tyrnau-Krakauer Staatsstraße, die von Liptau-Rosenberg her das ganze Comitat durchschneidet und an dessen Nordgrenze über Podwilk nach Galizien führt.

Von der erwähnten Brücke geht es südwärts zur Mündung des vom Kubiner Bach durchströmten Thales, wo Alsó-Kubin, der jetzige Hauptort des Comitates, liegt. Die 1.609 Einwohner sind jetzt mit Ausnahme der Intelligenz, die sich als magyarisch bekennt, ausschließlich Slovaken; mancherlei Umstände deuten jedoch darauf hin, daß die ersten Ansiedler Deutsche gewesen. Die Bevölkerung treibt, mit Inbegriff der Handwerker, auch jetzt größtentheils Ackerbau. Der Ort besitzt, außer dem Comitatshause, ein Bezirksgericht, eine Finanzdirection, ein Staats-Bauamt, eine Handels-Mittelschule, eine römisch-katholische und evangelische (A. C.) Kirche, eine Synagoge und die aus Lorenz Csaplovics' Nachlaß stammende Comitatsbibliothek von 60.000 Bänden.

Von Alsó-Kubin aufwärts liegt drei Kilometer weit in der Richtung des Chocs-Berges (1.613 Meter) das Dorf Felsö-Kubin, durch urzeitliche Funde bekannt. Die Lage am Fuße des Doppelberges Szkalka (Ostrá und Tupá Skala = scharfer und stumpfer Stein) ist schön; gerade da theilt sich das Thal nach Ost und West und folgt den Ausläufern des Chocs-Berges. Aus jedem der Thäler kommt ein Gebirgsbach durch frische Wiesen niedergeräuscht; am unteren Ende des Dorfes vereinigen sie sich und eilen als Kubiner Bach weiter, nach Alsó-Kubin. Felsö-Kubin gelangte schon im ersten Zehntel des XIV. Jahrhunderts in den Besitz der Nachkommen Hudkonths von Liptau-Reuche, welche die Ahnen der Familien Kubinyi und Meskó wurden. Auch jetzt sind hier diese



Burg Árva von Norden.

beiden Familien die Hauptbesitzer. Kaum zwei Kilometer südwestlich von Felsö-Kubin windet sich über Jaßenova die wohlgehaltene Staatsstraße in großen Curven zum Gipfel des 730 Meter hohen Breßtova hinan, jenseits dessen bei einer Wendung des Thales das Grenzdorf Oláh-Dubova liegt. Es ist eine alte walachische Niederlassung, deren erste Spuren sich gleichfalls am Beginn des XIV. Jahrhunderts finden. Die Einwohner sind slovakischer Zunge, ihr walachischer Ursprung ist längst vergessen, nicht aber die alte Beschäftigung, die Schafzucht, die auch jetzt vorherrscht. Von hier stammten die zur Zeit der Thurzó sehr gesuchten „Wallachen" (Schafhirten). Östlich von Felsö-Kubin liegt an der von hier abzweigenden Comitatsstraße drei Kilometer weit die alte Ansiedlung Lestin, Urväterbesitz der aus Schlesien eingewanderten Familie Zmeskál.

Unweit von Alsó-Kubin, im Hauptthal der Árva, liegt am rechten Ufer dieses Flusses das Dorf Záßkal. Wie dann Fluß und Straße sich ostwärts wenden, weitet sich eine überaus freundliche, kleine Ebene, und als Hintergrund dient ihr die Kubiner Alpe (1.361 Meter), diese höchste Spitze der Bergkette Magura, nebst ihren weit herabreichenden Fichtenthälern, die der Fluß in weitem Halbkreise umzieht. Am nördlichsten Rande dieses Thalkessels liegt am linken Flußufer das Dorf Mokragy mit thurmgekröntem Schloß aus dem XVI. Jahrhundert. Gegen Osten führt eine hübsche eiserne Brücke wieder auf das rechte Ufer zurück. An Knyazsa und den am linken Ufer gelegenen alten walachischen Niederlassungen Bezina und Medzibrod vorbei, umgeht man eine Höhe, jenseits deren der in Kalkschieferfels gesprengte Weg wieder einen schönen und fruchtbaren Thalkessel erreicht. Es ist dies das kleine Reich einer Musterwirthschaft, die zu dem schönen herrschaftlichen Meierhof von Árvaváralja-Siroka gehört. Von hier aus wird auch Burg Árva zuerst erblickt. Doch hat man den prächtigen Anblick nur kurze Zeit, denn wenn man den Meierhof und die Ebene von Siroka hinter sich hat, steigt über der Mündung des Racziborer Thales, das sich aus der Magura herniederzieht, der Szkalkaberg empor und verstellt die Aussicht. Ein neues, noch malerischeres Bild, das aber bei der nächsten Biegung des Thales wieder von einem neuen abgelöst wird. Hier ist nämlich das romantisch gelegene Árva-Váralja erreicht und in voller Größe und Schönheit ragt die uralte Burg Árva empor. Mitten in dem, nach drei Seiten auseinander zweigenden Engthale, zwischen dem Árvafluß und dem Racsovaer Wildbach, steht sie auf dem Gipfel eines 111 Meter hohen, steilen Kalkfelsens und bietet mit ihren gut in Stand gehaltenen Gebäuden einen großartigen Anblick.

Ein gewundener Weg führt an der Südseite des Burgberges zwischen reich belaubten Bäumen hinan. Die Burg besteht aus drei Theilen: der unteren, mittleren und oberen Burg oder eigentlichen Citadelle, deren mit Seitenbasteien befestigte und meist auch mit Gräben und Zugbrücken versehene Thore besonders zu vertheidigen waren. Gräben und

Zugbrücken sind fast spurlos verschwunden. Dagegen hat die gewaltige Rundbastei, die den südöstlichen Theil unter der Burg umzieht, der Zeit getrotzt. Diese mit einer Brustwehr umgebene Bastion gleicht einem geräumigen Hof und enthält ein aus Haustein gebautes Renaissance-Gloriett; neuerdings wurde sie durch Asphaltpflaster noch haltbarer gemacht. Von der Felszinne der Burg öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das nordwärts mündende, mit düsterem Tann bewachsene Racsovaer Thal und auf die blau umnebelten Berggruppen der Hohen Tátra.

Die älteste Quelle, aus der wir von der Burg erfahren, liegt nicht weiter zurück, als in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Damals befand sich Árva im Besitz der Söhne des Gespans Detre (Dietrich): Peter, Ottouch und Mikou, Vorfahren der Familie Balassa. Von ihnen löste Béla IV. 1267 die Grenzburg zurück, die dann bis zu Beginn des XIV. Jahrhunderts unter königlichen Burghauptleuten stand. Im Bürgerkriege, der dem Aussterben der Árpáden folgte, wurde Árva wieder Privatbesitz, jedoch nur für kurze Zeit, denn Karl Robert schenkte die Burg seinem geliebten Getreuen, dem aus dem Feldzuge gegen den walachischen Wojwoden Bazaráb bekannten Magister Dauch oder Dominik, Obergespan von Sohl und Liptau, löste sie aber schon um 1320 wieder zurück und setzte neuerdings königliche Burghauptleute ein. Die Besiedelung des Comitats begann unter Ludwig dem Großen. Das Amt der Burghauptleute war damals von Männern mit großem Namen bekleidet, wie Hippolyt, Kameralgraf von Kremnitz, Palatin Leustach Ilsvay und anderen. Später besaßen die Burg und bekleideten die Obergespanswürde Herzog Ladislaus von Oppeln und Palatin Nikolaus Garai, allein beide nur kurze Zeit, denn schon unter König Sigismund ist Stibor „Herr der ganzen Waag“, auch Herr der Burg, bis sie 1434, nach dem Aussterben der Stibor, an die Krone zurückfällt. Der Kriegslärm, der um diese Zeit das Land erfüllte, drang nicht bis ins Árvaer Comitat. Die Ansiedlungen entwickelten sich da ruhig fort. Eine Zeit lang vermochten die Burgherren Árva sogar gegen die wiederholten Einfälle der Hussiten zu beschirmen; dagegen ging es über ihre Kräfte, auch den mit den Hussiten um die Wette hausenden polnischen und böhmischen Rittern zu wehren, daß sie ihre Abenteuerzüge bis hieher ausdehnten. In Árva setzte sich Peter Komorowski, Herr von Zivjec im benachbarten Galizien, fest und usurpirte sogar die Obergespanswürde, bis schließlich Matthias dem ganzen böhmisch-polnischen Unwesen ein Ende machte. Matthias verlieh die Burg dem Johann Corvin. Damals geschah es, daſs Matthias seinen in Ungnade gefallenen Kanzler, den Erzbischof von Kalocsa, Peter Várday, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilte und auf der Burg Árva einschloß. „Árva fuisti Petre, Árva eris et in Árva morieris.“ (Árva bedeutet auf ungarisch „verwaist“.) Mit diesen Worten soll der große König ihm das harte Urtheil verkündet haben. Doch ging seine Vorhersagung nicht in Erfüllung, denn nach dem Tode

Matthias' wurde der Erzbischof freigelassen. Sein Verließ wird auf der Burg noch jetzt gezeigt. Bald nach Matthias' Tode (1505) gelangte die Burg an die Zápolya. Johann Zápolya vertraute Árva nebst seinen anderen Hochlandburgen dem aus Polen stammenden Nikolaus Koßtka von Szedlecz, Anführer des Fußvolkes, an. Allein Koßtka schlug sich später sammt seinem Neffen, dem steinreichen Johann von Dubove, zur Partei Ferdinands. Zum Lohne dafür verlieh dann der Kaiser diesen beiden Mächtigen Árva, Ljetava und Sztrecsno, und zwar dem Koßtka Ljetava und Sztrecsno, dem von Dubove aber Árva, wobei er ihnen das gegenseitige Erbrecht vorbehielt. Johann von Dubove besaß Árva zwölf Jahre lang und ließ es in diesem Zeitraume fast ganz erneuern. Er errichtete die meisten Gebäude der mittleren Burg; seine Familienwappen geben hier, wie auch in der unteren Burg, überall Zeugniß von dem Geschmack und der Freigebigkeit, die er bei der Instandsetzung des vernachlässigten Felsennestes an den Tag legte. Als er 1545 ohne männliche Leibeserben starb, gieng der Wettstreit um den Besitz von neuem an und hörte erst auf, als 1556 Franz Thurzó von Bethlenfalva, der zum protestantischen Glauben übergetretene steinreiche Bischof von Neutra, sich mit Barbara, Tochter des Nikolaus Koßtka, vermählte und die Burg von Ferdinand als Pfand erhielt. Franz Thurzó führte, wie man wohl sagen kann, das große Werk der Befestigung der Burg zu Ende, indem er, namentlich in ihrem obersten Theile, mächtige Bauten aufführen ließ. So verdankte ihm dieser Theil der Burg den Sammelkanal für Wasser, die mittlere Burg den 96 Fuß tief in Fels gehöhlten Brunnen, die untere Burg die unterirdische Wasserleitung, in deren Ermangelung vorher durch längere Zeit an eine Vertheidigung der Burg kaum zu denken gewesen. Überdies wandte Thurzó auch der Besiedlung der ungeheueren, zur Burg gehörigen Herrschaft sein Augenmerk zu, und zahlreiche neue Ansiedlungen, besonders im oberen Theile des Comitats, danken ihm ihren Ursprung. Später fiel die Burg sammt der Würde eines Erbobergespans durch Kaiser und König Rudolf dem auch in den Grafenstand erhobenen Georg Thurzó zu, einzigem Sohne aus der zweiten Ehe Franz Thurzós mit Katharina Zrinyi, der ältesten Tochter des Helden von Szigetvár.

Mit Emerich Thurzó, dem einzigen Sohne des Palatins, starb die Familie im Mannesstamme aus, die Burg ging auf die weibliche Linie über und stand weiterhin unter der Verwaltung von Gouverneuren, die durch die Mitglieder der Familie gewählt wurden. Ein solcher war auch 1670 Stephan Thököly der Jüngere, Sohn Stephan Thökölys des Älteren von Katharina Thurzó. Graf Stefan Thököly von Käsmark wurde durch die Verhältnisse in die Verschwörung verwickelt, deren Haupt Franz Wesselényi war. Zrinyi, Frangipani und Nádasdy schmachteten schon in strenger Haft, als an Heister und Paul Esterházy der Befehl erging, auch Thököly zu verhaften und seine Güter einzuziehen. Angesichts dieser Gefahr schloß sich Thököly, nachdem er noch seinem Sohne Emerich zu



Hochzeit zu Parašt-Dubova.

rechtzeitiger Flucht verholfen, in die Burg Árva ein, um da den letzten Streich zu erwarten, oder auch den Tod, dem der invalide, kränkliche Mann ohnehin nahe war. Gegen Ende November 1670 umschloß Heister die Burg, Anfang Dezember starb Thököly eines natürlichen Todes, dann löste sich die Disciplin der Besatzung und die verwaisten Töchter Thökölys übergaben den Platz, mit dem auch der Schatz Thökölys, Millionen an Werth, erbeutet wurde.

Zwei Jahre später stand Oberungarn wieder in Flammen. Damals geschah es, daß hinter dem Rücken der Unzufriedenen ein slovakischer Insurgentenführer, namens Kaspar Pika, in Árva einbrach, die Burg besetzte und alsbald das ganze Comitat zum Aufruhr brachte. Daraufhin sandte König Leopold den General Spork herein, der Árva alsbald in seine Gewalt bekam und den Pika grausam hinrichten ließ. Einige Jahre später (1678), als der erst 21jährige Emerich Thököly, Anführer der Kuruczen, die siegreichen Fahnen des Aufstandes bis hieher trug, öffneten sich auch die Thore der Burg ihrem jugendlichen Herrn, der acht Jahre früher hier als Knabe Abschied genommen vom sterbenden Vater. Allein schon 1683 erschien, zum Entsatze Wiens eilend, der Polenkönig Johann Sobiesky und seine Schaaren besetzten auch Burg Árva, die dann ununterbrochen in König Leopolds Hand verblieb, bis Franz Rákóczy II. im Herbst 1703 sie nebst anderen Burgen des Oberlandes durch Belagerung nahm. Fünf Jahre hindurch war die Burg ein wichtiger Stützpunkt für die kriegerischen Operationen des mit Polen in ständigem Einvernehmen stehenden Fürsten, auch diente sie seinen Parteigängern in der Bedrängniß häufig als Zufluchtsort. Allein nach dem unglücklichen Treffen bei Trentschin wandte sich das Blatt wieder. Die Truppen König Josefs I. trugen im Oberlande immer mehr Vortheile davon und nahmen im April 1709 auch Árva ein. Seitdem hat kein Belagerer mehr seine Kraft an den mächtigen Wällen erprobt. Allein, was kein Belagerer vermocht, das geschah durch die Feuersbrunst, die im Jahre 1800 die ganze Burg einäscherte. Seitdem ist sie blos eine in gutem Stand erhaltene Ruine.

Burg Árva und das ihm zu Füßen liegende Dörfchen Árva-Váralja liegen an dem Punkte, wo der von Osten kommende Árvafluß am Fuße des felsigen Burgberges beinahe in rechtem Winkel nach Süden, in der Richtung auf den Kiesaraberg abbiegt, hier aber an einen Conglomeratfelsen prallt und mit scharfer Wendung wieder nach Westen ablenkt. Die nämliche Richtung schlägt hier auch die Landstraße ein, die an der nördlichen Ecke des Dorfes den auch in geologischer Hinsicht sehr interessanten, an Ammoniten der Juraperiode reichen Burgfelsen umzieht und dann über einen Sattel in das Árvathal führt.

Zwei Kilometer östlich von Árva-Váralja liegt das Dörfchen Alsó-Lehota (Lehotka) und weiterhin längs der Landstraße Felsö-Lehota, das einst zur Árvaer Herrschaft

gehörte und nur als Schenkung des Palatins Georg Thurzó im XVI. Jahrhundert an die aus dem Gömörer Comitat eingewanderte Familie Abaffy gelangte, die es noch jetzt besitzt. Wie das Thal sich weiter schlängelt, liegt an jeder Biegung der Árva eine Ortschaft; in geringen Entfernungen folgen einander Paraßt-Dubova, Dluha, von diesem seitwärts in einem Thale Chlebnicze, dann wieder längs der Staatsstraße die Dörfer Kriva und Podbjel; lauter alte Ansiedlungen.

Südöstlich von Podbjel öffnet sich ein langes Thal, in dem am reißenden Studenabach noch drei Ortschaften liegen: Bjelipotok, wo ein vortrefflicher, auch für den Bildhauer geeigneter Sandstein gebrochen wird, Habouka und das schon am Nordabhang des Tátragebirges liegende Zuberecz. Oberhalb Zuberecz erheben sich die höchsten Bergspitzen des Comitats: Bányikov (2.178 Meter), Roháczs (2.072 Meter), Szalatin (2.050 Meter) und Oßobita (1.687 Meter), die sämmtlich dem westlichen Theile der Centralkarpathen zugehören. Diese Berggruppe heißt hier gewöhnlich Rohácse (die Hirsche) und ihre himmelanstrebenden Felsgipfel sind Lieblinge der Touristen. In den Vertiefungen des Gebirges liegen blinkende Meeraugen und tragen zum Reiz der Landschaft bei. Es sind hier sechs solche Seen; der größte, 1.670 Meter über dem Meer gelegene ist zehn Katastraljoch groß, der kleinste, in 1.840 Meter Meereshöhe, 3·4 Katastraljoch. Ihr Wasser ist krystallklar, ihre Tiefe bisher unbekannt. Sicher ist, daß mehrere ihr Wasser aus unterirdischen Quellen beziehen, und dies mag bei dem Volke den Glauben veranlaßt haben, daß sie mit dem Meere in Verbindung stehen, sowie die Sage, daß in den drei prächtig grünen mittleren Seen, Zelene genannt, zeitweise Meermädchen ihr Spiel treiben. Der Studenabach selbst, der sein Wasser aus den unterhalb des Rohácsberges liegenden Seen empfängt, fließt einen halben Kilometer weit unterirdisch und bricht unfern dem Dorfe aus einer grottenähnlichen Kalksteinhöhle hervor, wo die Temperatur seines Wassers selbst im Sommer kaum über + 2 Grad Réaumur steigt.

Weiterhin ist das nächste Dorf Nizsna, am rechten Ufer der Árva, am Fuße des steilen Oßtrasicza, der mit einem doppelten Erdwall aus der Heidenzeit gekrönt ist. Noch weiter in einer kleinen Thalöffnung liegt Nemes-Dedina, dann folgt das durch urzeitliche Funde berühmt gewordene Kraßnahorka. Von hier geht es über die Árva nach dem Marktflecken Thurdossin, der auch zu den ältesten Ansiedlungen im Comitat gehört und schon im Mittelalter eine wichtige Rolle gespielt hat. Er war ein Knotenpunkt des Handels mit Galizien und Hauptstapelplatz des aus Wieliczka kommenden Steinsalzes. Die am Zusammenfluß der Árva und des Oraviczabaches gelegene Stadt beherrschte beide Thäler und ihr Mauthertrag war für die Herren der Burg weit wichtiger als die Urbarialschuldigkeiten, da diese schon im XV. Jahrhundert geregelt und die Einwohner gewisser Privilegien theilhaft geworden waren. Zu dem Wohlstande der Stadt trug später noch bei,

daß sie Sitz der Dreißigstämter des Comitats und des Cameralsalzverlags war. Auch Franz Rákóczy II. erkannte später die Wichtigkeit der Stadt und errichtete auf der Höhe bei dem Einfluss des Oraviczabaches in die Árva Schanzen und Kriegsquartiere. Die Spuren dieser Sternschanze sind noch zu sehen, auch werden alte Säbel, Sporen und anderes Soldatenzeug gefunden, Zeugnisse der Belagerung, der die Schanzen und mit ihnen die Stadt im Jahre 1708 zum Opfer fielen. Die Hauptmerkwürdigkeit des schlichten, aber reinlichen Städtchens ist übrigens die außer Gebrauch gesetzte alte Holzkirche mit ihrer schönen, im Renaissancestil bemalten Decke. Die Einwohner treiben Ackerbau und Flößerei. Die einst hier, wie in den nahen Dörfern blühende Leinenweberei ist fast gänzlich eingegangen.

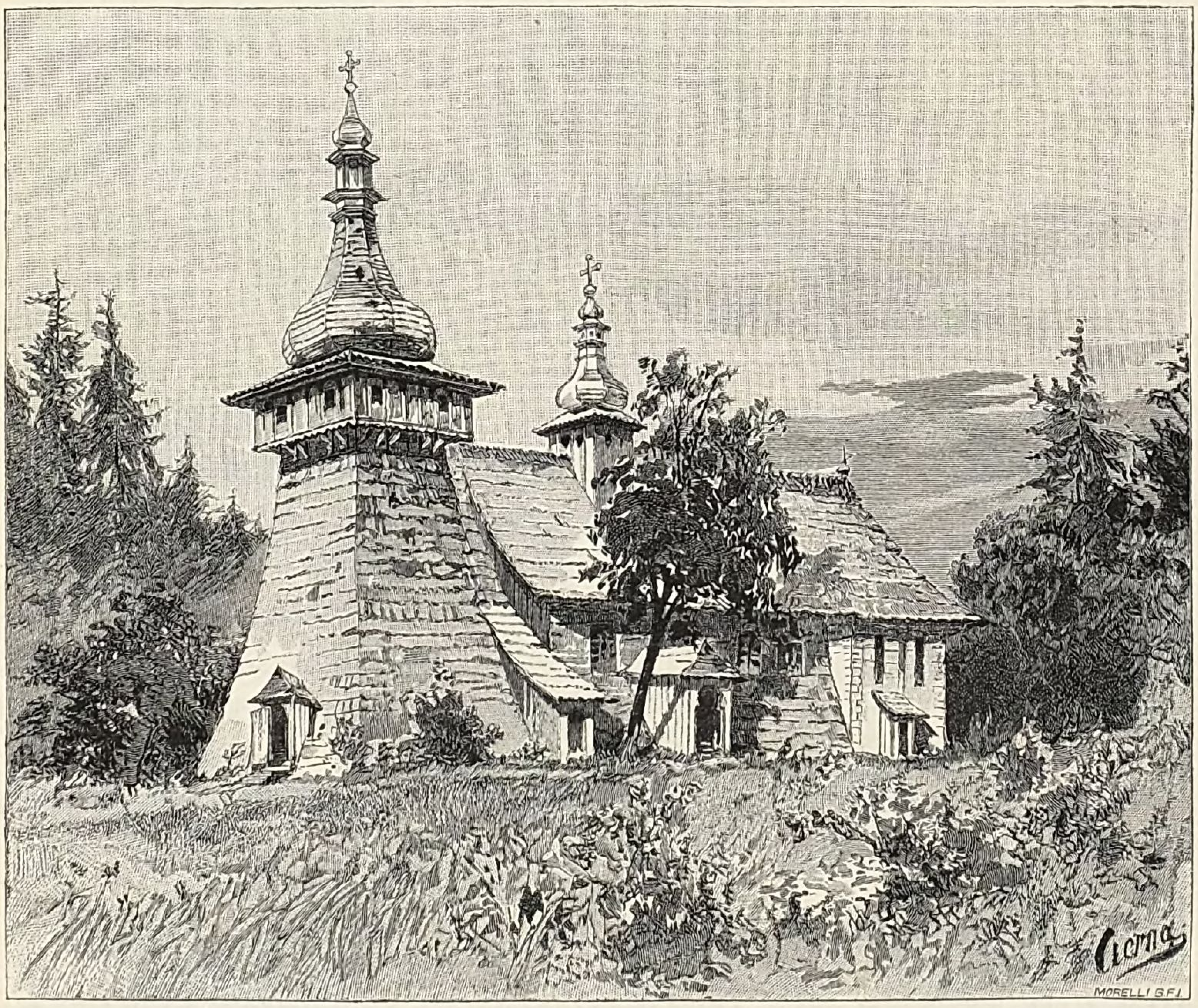
Das obere Árva. — Bei Thurdossin ist die Thalsohle längs des Oraviczabaches flach; vier Kilometer weiter aber gelangt man zu einem vorspringenden Dolomitfelsen, der eine kleine Schlucht bildet, und jenseits dieser öffnet sich plötzlich eine Landschaft ganz anderer Art. Die steilen, mit interessanten Gruppen von Dolomitfelsen besetzten Ufer verflachen sich und es thut sich eine weithin gestreckte, wellige, mit kahlen Hügeln abwechselnde Fläche auf, in deren Mitte ein schlanker Thurmhelm und ein paar stockhohe Häuser aufragen: der Marktflecken Trßtena. Er ist Bezirkssitz, mit fast rein katholischer Bevölkerung, und eine der volkreichsten Gemeinden des Comitats. Er hat ein Bezirksgericht und ein staatliches Untergymnasium. Die Bewohner sind größtentheils Ackerbauer. Aber auch Töpfer gibt es viele, denn es besitzt mächtige Thonlager, die ihnen vorzüglichen Rohstoff bieten.

Über Trßtena hinaus wendet sich die Staatsstraße nach Norden, während nach Osten die Comitatsstraße abzweigt. Sie führt über Ljeßek, Csimhova, Vita nova, Hladovka und Szuchahora 15 Kilometer weit an die galizische Grenze und über diese hinaus nach Chocholov. Diese Ortschaften sind, Csimhova ausgenommen, lauter neuere Ansiedlungen, deren Ursprung nicht hinter die Thurzó zurückreicht, also bis zum Ende des XVI. und zum Anfang des XVII. Jahrhunderts. Die Ansiedler sind meist Polen von galizischer Abstammung.

Die Staatsstraße führt von Trßtena nördlich über Chizsne nach Jablonka. Hier ist die Hochebene des Árvaer Comitats zu Ende, die übrigens eigentlich nichts Anderes ist, als ein gegen Nordwesten offenes welliges Gebiet, das sich von den Ausläufern der „Babia-Gora" südöstlich, beinahe bis an den Fuß der hohen Tátra erstreckt. Von dem höher gelegenen Jablonka aus hat man eine herrliche Aussicht auf die Hohe Tátra, wie sie mit ihren abenteuerlichen, oft schneebedeckten Felsformen, hinter dieser welligen Gegend aufragt, die dabei wegen ihrer großen Ausdehnung den Eindruck einer wirklichen Ebene macht. Jablonka ist die volkreichste Gemeinde des Comitats. Das lang hingestreckte Dorf besteht

aus sieben Häusergruppen und hat 3.243 katholische Einwohner polnischer Zunge, die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Flachsproduction und Leinenweberei beschäftigen. Sie sind ein kräftiges und anstelliges Völkchen, das sich gelegentlich auch zum Handeltreiben eignet und besonderes Talent zum Pferdehandel hat.

Nach Osten geht von Jablonka eine Comitatsstraße ab, die nach 5 Kilometer das Grenzdorf Pekelnik berührt und dann nach Czerni Dunajecz in Galizien zieht. Gegen



Holzkirche zu Orauka.

Norden liegen an der Staatsstraße noch Orauka und an der Landesgrenze Podvilk. Zwischen ihnen liegen gegen Osten die Grenzdörfer Szárnya, Harkabúz und Bukovina, gegen Norden aber in dem schon zwischen die Berge Babia-Gora und Policze eingesenkten Thale die volkreichen Ortschaften Alsó- und Felsö-Zubricza.

Bei Jablonka führt eine Comitatsstraße über das Wasser der Schwarzen Árva und dann in westlicher Richtung durch ödes Hügelgelände nach dem nächsten Dorfe Alsó-Lipnicza und weiter nach dem benachbarten Felsö-Lipnicza. Alsó-Lipnicza mit

2.963 Einwohnern, ist eine der bestbevölkerten Ansiedlungen des Comitats. Dieses Dorf mit seinen zerstreuten Häusergruppen, die längs des von der Babia-Gora kommenden Lipnicza-Baches eine Strecke von 10 Kilometer einnehmen, kann als Beispiel der nach dem Zonensystem angelegten Ortschaften dienen. Von hier ging einst das berühmte Árvaer Linnen aus, und noch jetzt weben die Einwohner die beste Leinwand. 8·5 Kilometer von Alsó-Lipnicza liegt der Marktflecken Bobró, mit 1.512 Einwohnern. Seine städtisch aussehenden, jetzt allerdings zum Theil schon vernachlässigten Steinhäuser bezeugen den einstigen Wohlstand der Bevölkerung, die sich mit Leinwandhandel beschäftigt. Im Übrigen ähnelt er durchaus den sogenannten Linnengemeinden dieser Gegend, so den benachbarten Orten Ußtye, Szlanicza und Zubrohlava.

Am südwestlichen Abhange der Babia-Gora liegt Polhora, dessen Häusergruppen zu beiden Seiten der Landstraße beinahe mit der Nachbargemeinde Rabcsa zusammenstoßen. In Polhora befindet sich der Verwaltungssitz eines der Forstbezirke der Árvaer Herrschaft, mit einer Dampfsäge und zwei künstlichen Sammelbecken für Wasser, mittels deren das Holzflößen auf dem Polhorankabache auch bei sommerlicher Wasserabnahme zu bewerkstelligen ist. Nordwestlich vom Dorfe Polhora erreicht man die kaum fünf Kilometer entfernte Landesgrenze. Von hier führt die Straße über den Sattel zwischen den Bergen Pilßko und Babia-Gora nach Galizien, gegen Saybusch (Živiec) und Bielitz-Biala.

Polhora besitzt ein drei Kilometer entferntes Soolbad mit jodhältigem Wasser. Es liegt 760 Meter über Meer und wird trotz seiner Schlichtheit wegen der Heilkraft der Quelle von den Umwohnenden fleißig besucht. Hier ist auch der gewöhnliche Ausgangspunkt der gelegentlich hierher verschlagenen Touristen für die Ersteigung der Babia-Gora, deren Gipfel im Jahre 1806 auch vom Palatin Josef betreten wurde. Zum Gedächtniß dieses fürstlichen Ausfluges ließ im Jahre 1848 der damalige Oberstuhlrichter des Bezirkes von Trßtena, Daniel Szontágh von Igló, eine Inschriftsäule errichten. Leider ist sie seither spurlos verschwunden.

Von Polhora zurückgekehrt erreicht man alsbald Szlanicza, am Kreuzungspunkte der Comitatsstraßen. Die torfige Ebene zwischen Szlanicza und Ußtye endet bei Námeßtó, und hier beginnt das von den Ausläufern des Maguragebirges eingeschlossene Thal der Weißen Árva. Der Marktfleck Námeßtó ist Sitz des gleichnamigen Bezirkes. Seine Besiedelung fällt, wie überhaupt die der umliegenden Ortschaften, in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts; damals erscheint es noch als Dorf. Es trieb einst blühenden Linnenhandel, von dem nur noch eine Spur erhalten ist; seine Leinwandfuhrleute zogen, wie die der Nachbargemeinden, durch ferne Länder, waren aber zu förmlichen Sclaven der Leinwandgroßhändler herabgesunken, in deren Interesse sie ihre eigenen kleinen Landwirthschaften, ja bei ewiger Abwesenheit sogar ihre Familien vernachlässigten.



Slovakische Linnenhändler aus dem Árvaer Comitat.

Über Námesztó hinaus ändert sich einigermaßen das Landschaftsbild. Die Ausläufer des Beszkid und der Magurakette treten näher an die Weiße Árva heran, die in ihrem Laufe zwischen kahlen Hügeln die aus ebenso kahlen Seitenthälern niedergehenden Bäche und Bächlein aufnimmt. Das nächste Dorf ist Lokcza, am Zusammenfluß der Weißen Árva und des Hrustinerbaches. Geht man das Thal der Weißen Árva hinan, so trifft man die Dörfer Breza und Krusetnicza. Weiterhin verläßt der Weg das von Lomma her diese Richtung nehmende Thal der Weißen Árva und führt über eine steile Höhe erst nach Zakamene, dann über das Dorf Novoty nach Galizien. Auch hier ist es schwer die Punkte festzustellen, wo die nach dem Zonensystem angelegten Ortschaften aneinander stoßen. Das wellige Gelände, das durch kleine Thäler mannigfach eingeschnitten wird, ist, soweit das Auge reicht, überall mit gesondert stehenden Häusergruppen gesprenkelt, über denen die beiden Thürme der hübschen römisch-katholischen Kirche aufragen, die erst kürzlich durch die Árvaer Herrschaft zu Zakamene erbaut wurde. Durch Zakamene geht eine von der Comitatsstraße abzweigende Seitenstraße, die über eine Berglehne wieder in das Thal der Weißen Árva hinabführt. Das Auffallendste sind hier die herrschaftliche Dampfsäge und die Oberförsterei. Der Forstbestand, dessen Verwaltung sich hier befindet, umfaßt 12.220 Katastraljoch der allerbesten herrschaftlichen Waldungen. Längs des Thales, am rechten Ufer der Weißen Árva, die hier Oravicza heißt, sind die sanften Hügelhänge nach allen Richtungen, bis zu dem höher gelegenen Dorfe Erdödke und von da bis an die Grenze des Trentschiner Comitats, mit prachtvollem Fichtenwald bestanden. Erdödke, in einer Höhe von 929 Meter gelegen, ist die jüngste und zugleich ärmste Ortschaft im Árvaer Comitat.

Nach Lokcza zurückgekehrt, folgt man dem Hrustinerbach, um die gutbevölkerten Ortschaften Babin und zuletzt Hrustin zu erreichen. Hrustin liegt am linken Ufer des gleichnamigen Baches, in der Mitte eines von den zusammenstoßenden Bergen Magura-Drzatin und Mincsol gebildeten Thalkessels; seine Meereshöhe von 696 Meter übersteigt die des benachbarten Árva-Váralja um beinahe 200 Meter. Dieses ist in der Luftlinie nur acht Kilometer entfernt und man gelangt dahin in einer Stunde, über den 817 Meter hohen Prißloppaß der Bergkette Magura.

Sobald der höchste Punkt des Prißlop überstiegen ist, ändert sich die Gegend, und mit ihr das Klima. Der rauhe Nordwind, der dem Wanderer auf der anderen Seite der Magura fast unausgesetzt in den Rücken geblasen hat, bricht sich hier, und je tiefer uns die Windungen der Straße von dem Prißlop in das Racsovaer Thal hinabführen, desto fühlbarer wird die aus dem Thale der Unteren Árva bis hieher aufsteigende wärmere Luftströmung. Rechts und links prangen düstere Nadelwälder; gegenüber steigt in bläuliches Dunstgewand gehüllt der hohe Choes so majestätisch auf, daß man seine

wirkliche Entfernung kaum richtig zu schätzen vermag. Später verschwindet er immer mehr hinter dem Szkalkaberg, der über Váralja thront. Dann sieht man den Kicsera-berg auftauchen, und bei einer kleinen Wendung des Weges erblickt man neuerdings, in anderen Rahmen gefaßt, das vornehmste alte Schmuckstück des Comitats, die ehrwürdige Burg Árva.

Das Liptauer Comitat.

Das Liptauer Comitat bildet ein längliches Viereck am Oberlaufe der Waag, das gegen Nordost und Nord von Gebirgsstock und Kette der Hohen Tátra, gegen Süd von der Niederen Tátra, gegen West von den Hauptgraten der Großen Tátra begrenzt wird. Der Waagfluß durchschneidet in seinem Laufe von Ost zu West das Liptauer Comitat ziemlich in der Mitte und ist dabei von einer schönen Uferebene begleitet, die von Csorba bis Rosenberg etwa 60 Kilometer lang ist, während ihre Breite zwischen 8 und 15 Kilometer, ihre Meereshöhe zwischen 500 und 950 Meter wechselt. Diese selbständige geographische Einheit von 2.257·54 Quadratkilometer Flächeninhalt hat im Osten das Zipser, im Südosten das Gömörer, im Süden das Sohler, im Westen das Turóczer, im Nordwesten das Árvaer Comitat, im Osten und Nordosten aber Galizien zur Grenze.

Das von hohen Bergen umgebene und bedeckte Comitat gehört an landschaftlichem Reiz und wildromantischem Charakter zu den schönsten und interessantesten Theilen des Landes. Die wolkengekrönten Berggipfel blicken hier mit kuppelförmigen Stirnen, dort mit zerrissenen Zacken, mit trümmerbesäten, stellenweise schneegefüllten Schründen und fichtenbewachsenen Flanken auf die wellige Ebene des Waagthales nieder, wo an beiden Flußufern bald hart am Rande gelagert, bald mehr gegen den Fuß des Gebirges hin auf den Hängen vorliegender Hügel verstreut, nahe beieinander die Dörfer sich aufreihen; die meisten klein, mit weißen Häusern und strohgedeckten Hütten, über denen die Kirchthürme hoch aufsteigen, und hie und da auch ein thurmgekröntes Herrschaftsschloß. Am westlichen Ende des Comitats ragt die Burg Likava empor, an seinem östlichen Rande dunkeln die Basteimauern und Trümmer von Liptó-Ujvár; sie erzählen Geschichten aus längst verrauschten Jahrhunderten. Mitten durch das ganze Comitat aber poltern die Eisenbahnzüge, und da und dort qualmt der Schlot einer Fabrik; das sind die Künder einer neuen Zeit, eines neuen Zeitgeistes, sie erzählen von dem Fortschritt des modernen Lebens.

Den Kern der Gebirge bilden im Comitat Gneis und Granit. Das Kalkgebirge, das die Granitbasis des Tátragebirges umfängt, ist das ausgedehnteste Kalkgebirge im nordwestlichen Theile des Landes. Die in ost-westlicher Richtung verlaufende Kette der Niederen Tátra verbindet die südliche Berggegend des Liptauer Comitats mit dem Zips-Gömörer

Gebirge. Den gewöhnlichen Karpathencharakter, mit glattem Rücken und Kuppelform, verleugnen die Berggrate von Liptau durchaus, sie nehmen vielmehr so seltsame und launenhafte Gestalten an, wie sie den der Trias-, Jura- oder Kreideperiode angehörigen Kalkstein- und Dolomitengipfeln der Karpathen zu eigen sein pflegen. Große Wichtigkeit kommt den lößartigen Thonablagerungen zu, welche die Becken der ganzen Tátra umsäumen und den fruchtbarsten Boden des Comitates bilden. An Erzen und Edelmetall sind die Gebirge arm; zwar kommen darin goldhaltiges Antimon, Blei, Kupfer und Silber, ja stellenweise sogar gediegenes Gold und Brauneisenerz vor, doch ist all das von geringer bergmännischer Bedeutung.

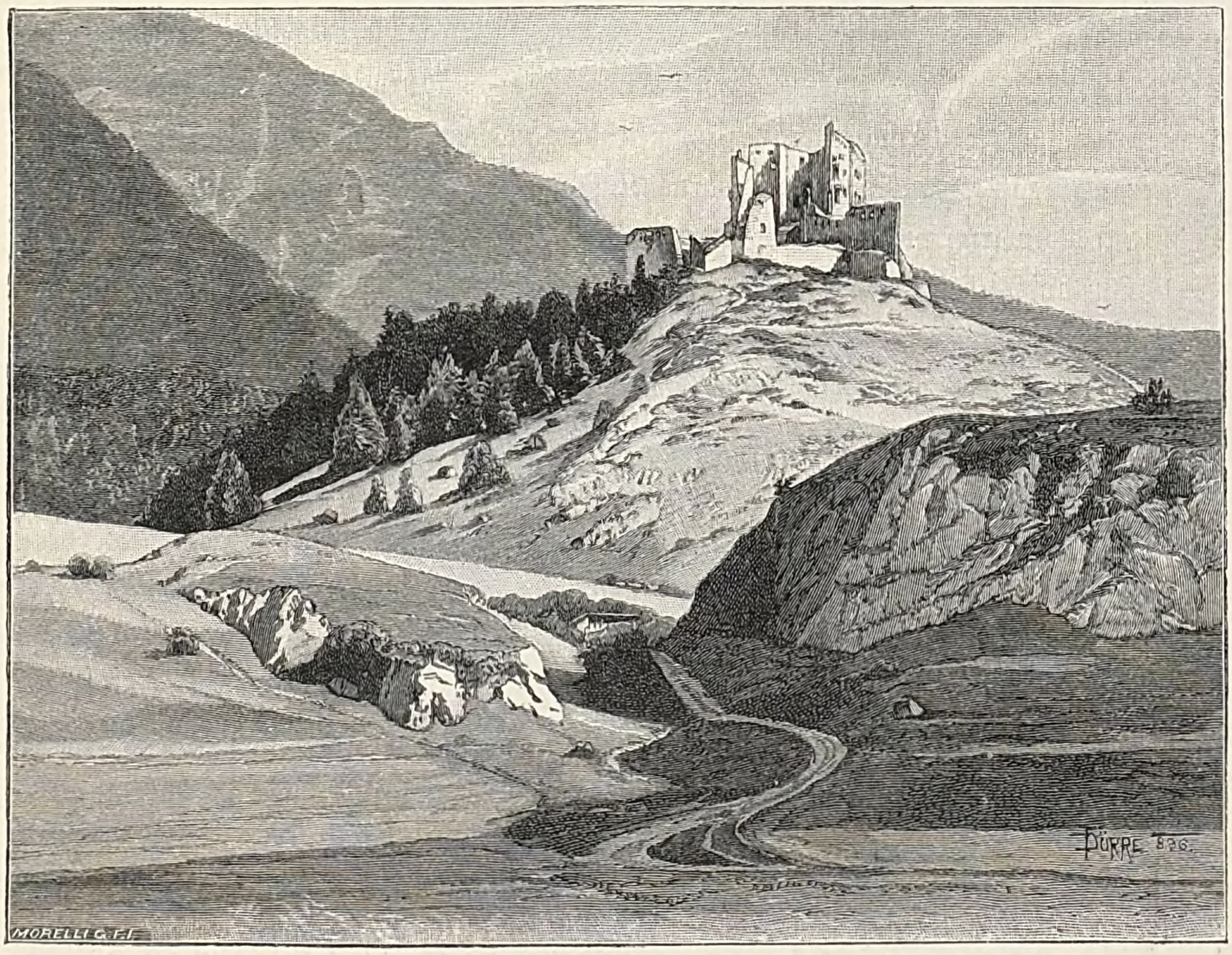
In der Mitte des Comitats senkt sich, von Ost zu West verlaufend, das Längsthal der Waag ein. Die Querthäler öffnen sich an der rechten Seite der Waag von Nord nach Süd, an der linken von Süd nach Nord in das Hauptthal, aus dessen Randgebirgen die Hohe Tátra zwischen den Quellgebieten der Schwarzen Árva, des Dunajecz und der Waag aufsteigt. Die Niedere Tátra erhebt sich am linken Waagufer, im Süden des Comitats, zwischen den Einsenkungen der Waag, des Hernád, der oberen Gran und des Revucza-Baches, in einer ost-westlich ziehenden Linie. Schließlich streicht die Große Tátra zwischen dem Revucza-Bach, der Waag und dem Turoczfluß von Süd zu Nord.

Die Hohe Tátra ist von der Niederen Tátra an der Ostgrenze des Comitats durch einen welligen Erdrücken von 5 bis 6 Kilometer Länge, das Hochwaldplateau, getrennt, der etwa 100 Meter über der Einsenkung des Waagthales liegt und von der Eisenbahnlinie Popperthal—Waagthal durchzogen ist. Dieser Erdrücken ist zugleich Wasserscheide zwischen der Popper (Poprád) und Waag.

Das Tátragebirge steigt im Comitat zu Höhen von 1000 bis 2500 Meter auf; die typische Gestaltung dieses Gebirgsmassivs umfaßt als charakteristische Formen das Abwechseln einfacher mit doppelten Gipfeln, dann orgelpfeifenähnliche Gebilde, die sich auch zu Reihen thurmartiger Spitzen entwickeln. Gewisse Eigenthümlichkeiten des Tátragebirges erklären sich durch die Bildung der Thäler, die sämmtlich Querthäler sind und fast senkrecht in das Längsthal des Liptauer Beckens niedergehen. In ihren oberen Theilen sind die Thäler der Hohen Tátra enge Felskessel mit senkrechten Granit- und Gneiswänden; daher kann sich der Schnee an den oberen Theilen dieser Felswände nicht dauernd erhalten, sondern gleitet in die Kessel hinab. Die bis zu 2000 Meter ansteigenden Gipfel der Liptauer Alpen, die von den Centralkarpathen westwärts streichen, prangen in allem Schmuck der Alpenweiden, während ihre Flanken mit gewaltigen Streifen des herrlichsten Nadel- und Laubwaldes umgürtet sind.

In hydrographischer Hinsicht gehört das Liptauer Comitat gänzlich dem Gebiet des hier entspringenden Waagflusses an. Berg und Thal sind im Allgemeinen reich an

krystallklaren Quellen. Bemerkenswerth sind jene Gebirgsquellen, die in der Felsenwelt der Hohen Tátra aufgehen und, da sie keinen Abfluß haben, zu Seen anschwellen. Das sind die sogenannten Meeraugen. In dem auf Liptauer Gebiet liegenden Theile der Hohen Tátra befinden sich acht größere Seen, unter denen der zu Berühmtheit gelangte Csorbaer See, in 1351 Meter Meereshöhe, an erster Stelle steht. Die Farbe der Seen ist meist grünlich, zuweilen aber auch schwärzlich; dabei wirken die Reflexwirkungen der Umgebung mit, vielleicht aber auch gewisse winzige, im Wasser schwebende Stoffpartikel. Am höchsten



Burg Likava.

liegt (1953 Meter) der zwischen den Gipfeln Kriván und Oßtri aufblitzende Grüne See, aus dem ein Quellarm der Waag, die Weiße Waag entspringt, um in einer Reihe von Kaskaden dem Mutterbette zuzueilen.

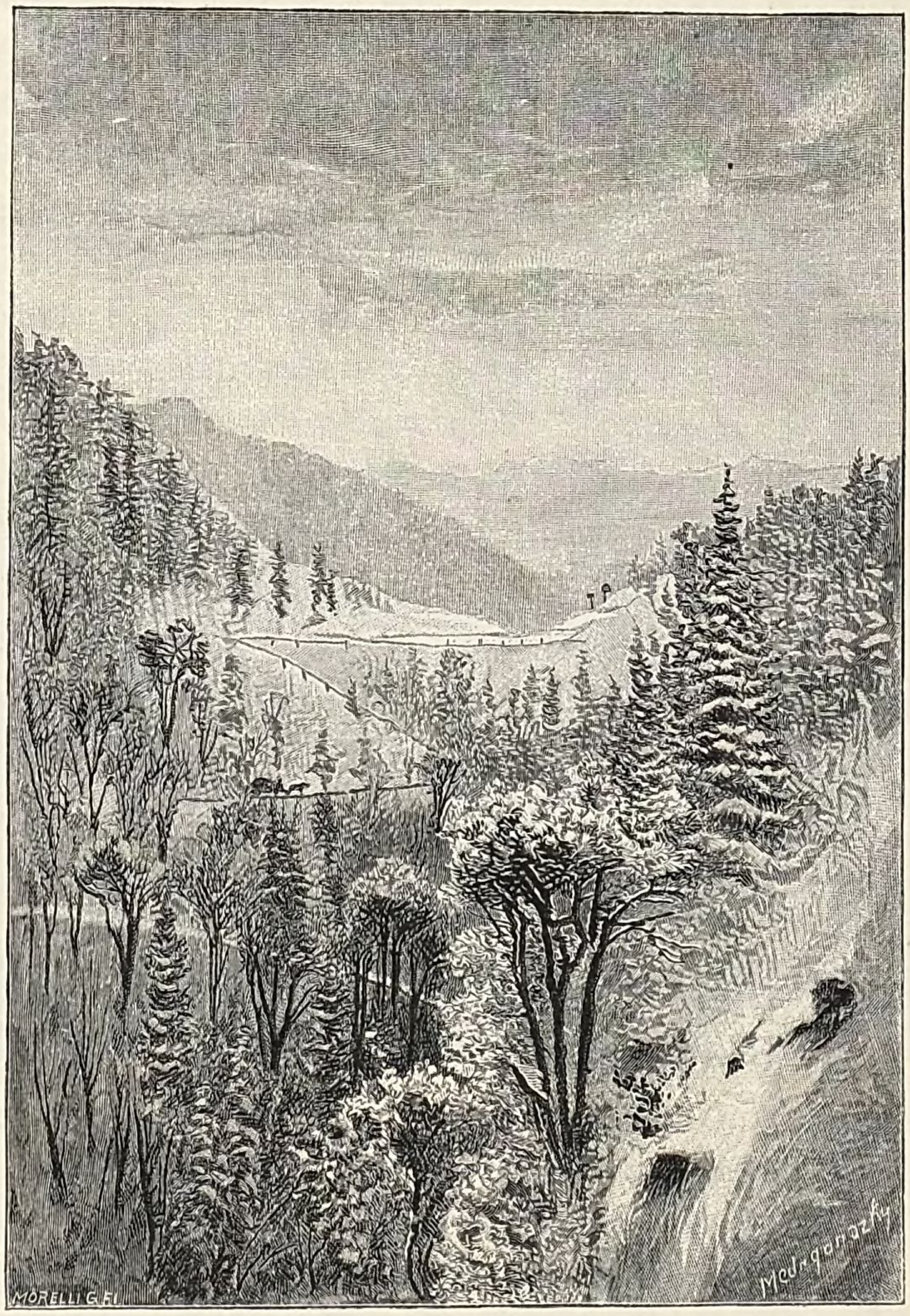
An Mineralquellen ist das Comitat sehr reich; es gibt fast kein anderes im ganzen Lande, wo auf verhältnismäßig so kleinem Gebiete so viele Mineralquellen beisammen wären. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 58, aber es gibt im Gebirge vermuthlich noch viele, die blos Hirten und Jägern bekannt sind. An vielen Orten trinkt das Volk seinen Sauerbrunn statt gewöhnlichen Wassers.

Eigentliche Flüsse von einigem Belang sind drei vorhanden: die Waag mit ihren Nebenflüssen Béla und Revucza. Die Waag durchschneidet das Comitat in der Länge von etwa 70 Kilometer, dann tritt sie über die Westgrenze in das Turóczer Comitat. Die Béla entspringt in den Centralkarpathen und fällt nach einem Laufe von 30 Kilometer bei Liptó-Ujvár in die Waag. Die Revucza kommt aus einem der Westthäler der Niederen Tátra, schlängelt sich von Süd nach Nord 25 Kilometer weit und erreicht die Waag bei Rosenberg. Außer diesen nimmt die Waag beiderseits nur kleinere Bäche auf.

Der Bau der Gebirge und die in den Winter- und Herbstmonaten herrschenden Südwinde bringen es mit sich, daß hier selbst die höchsten Berge keinen ewigen Schnee haben. Auch die Höhe und Lage der Alpen ist von nicht geringem Einfluß auf Lufttemperatur und Witterung; ferner kommen die aus den Thälern aufsteigenden kalten Wasserdämpfe in Betracht, die die warme Luft häufig rasch, ja plötzlich abkühlen, so daß selbst auf die wärmsten Tage kalte Nächte folgen.

In landschaftlicher Hinsicht ist, wie schon erwähnt, das Liptauer Comitat eines der schönsten im Lande. Die malerische Gruppe der Hohen Tátra umgürtet das ganze Comitat; im Osten und Nordosten drängen sich, mit dem 2.496 Meter hohen Gipfel des Kriván gleichsam als Eckpfeiler, die wohlgegliederten, kuppelartigen Massen der Alpenregion: die Berge Basta, Hruby, Koprowa welka, Paulova polana, Ptacsnik, Pißna, Rohács, Siroki, Tomanova, der Tupa bei Csorba, der Velki-vrch und Volovecz, deren niedrigster 1.370 Meter hoch in die Lüfte ragt, alle zusammen ein herrlicher Anblick auch aus weiter Ferne. In den von Fichtengrün umkränzten Thälern aber, wie in den obersten Theilen des Koprova-, Szmrecsin-, Tycha-Thales u. s. f. ruhen in kesselförmigen Betten Meeraugen von scharf aufblitzendem Grün, schroff umfriedet von zernagtem, ödem, rauhem Felsgestein, in deren Gehege lautlose Stille herrscht, bis nicht der scharfe Pfiff des Murmelthieres oder der Schrei des in der Höhe kreisenden Adlers sie unterbricht. Und dann weiter gegen Norden, in der Gemarkung von Pribilina, thut sich das Bißtrathal auf, dessen hochromantischer Wildbach aus einer Höhe von 1.630 Meter in den Bélafluß niederstürmt; sein Krachen und Tosen erfüllt die Lüfte und sein weiß aufschäumendes Grün bricht sich da und dort an riesigen Felsbrocken, um dann mehrere Meter tief in Steinklüfte hinabzuschießen, welche die Jahrtausende ausgehöhlt haben, und wieder weiter zu hasten, in Millionen Perlenfunken zerstiebend, die weithin über den hellgrünen Rasen seiner Ufer sprühen. Im Süden und Südwesten erheben sich die Bergstöcke der Niederen Tátra. Die mächtigsten unter ihnen sind der Gyömbér (2.045 Meter), der Királyhegy (Königsberg, etwa 1.943 Meter), die Vapenicza (1.692 Meter), Csertova, Krizsova, Poludnicza, noch weiter hinab gegen Südwest die Prasiva (1.754 Meter), endlich ganz im Westen der Chocs (1.618 Meter). Im Norden umziehen die sanfteren Erhebungen der

Karpathen-Ausläufer, die Alpen, das Comitat mit ihren malerischen Berggruppen und dem romantischen Bergübergang aus dem Árvaer Comitat in nördlicher Richtung von Rosenberg, gegen Dubova hin. Ein sehr schöner Punkt dieses Weges fällt zwischen Fehérpatak und Rosenberg; da steht rechts vom Straßenzuge im Hintergrunde Burg Likava, eine Ruine, die aber bis zum zweiten Stock hinauf noch ihre Mauern und Basteitrümmer hat; sie steht auf einer steilen Felszinne zwischen den Bergen Barát, Chocs und Csebrat. Dieses merkwürdige Baudenkmal stammt aus dem XIII. Jahrhundert. Magister Thomas von Csókakö, königlicher Thürhüter und Obergespan von Liptau, erbaute es zwischen 1261 und 1312; nach seinem Tode gelangte es als Schenkung an Dietrich, Gespan von Sohl, für seine Verdienste im Streit gegen Matthäus Csák. Später kam es immer wieder, bald in königliche, bald in private Hände. 1431 nahmen es die Hussiten, allein Nikolaus Rozgonyi und Michael Berzeviczy nahmen es ihnen noch im nämlichen Jahre wieder ab. 1435 besaß es Johann Hunyady, 1449 Peter Komoróczy, 1478 Johann Corvin, Herzog von Liptau und Oppeln. 1496 verheerte Stefan Zápolya die hiesigen Besitzungen Johann Corvins, worauf dieser nach Galizien ging, um zum Schutze derselben Söldner zu werben. Zápolya klagte Johann Corvin an, er führe etwas gegen Wladislaus im



Der Hochsteig von Sturecz.

Schilde, und eroberte dann in Wladislaus' Auftrage mit eigens gesammeltem Heere Likava, das jedoch 1497 wieder an Johann Corvin zurückfiel. Im XVI. Jahrhundert wechselte es oft den Herrn. Es war längere oder kürzere Zeit bei den Thurzó, bei Ludwig Pekry, Andreas Báthory, der königlichen Kammer, im XVII. Jahrhundert bei den Illésházy und Thököly, zu Anfang des XVIII. hielt es Rákóczy besetzt, bis es (1707) endgiltig zerstört wurde. Seitdem ist es Ruine.

Südwestlich von Likava ist der Hochsteig von Oßada-Revucza, von wo eine Serpentinenstraße von seltener Schönheit über den 1.010 Meter hohen Hochsteig des Sturecz-Berges in das Sohler Comitat führt. Diese Landstraße wurde in den Dreißiger-Jahren angelegt und war bis zur Eröffnung der Kaschau—Oderberger Eisenbahn der Hauptstraßenzug des Handelsverkehrs dieser Gegend; die drei anliegenden Gemeinden Revucza, Luzsna-Oßada und Fejérpatak hatten da ein einträgliches Fuhrmannsgeschäft. Dieser auch jetzt sehr belebten Straße parallel zieht das Lubochna-Thal weiter nach Westen. Hier bietet die neuestens entstandene Sommerfrische Fenyőháza mit ihren größeren und kleineren Villen und einem in den Fichtenwald verlaufenden Park ein ausnehmend hübsches Bild.

Folgt man von hier aus der Landstraße längs der Waag weiter hinan gegen Osten, so sieht man rechter Hand das Langholz der Flößer den stillen, klaren Stromspiegel hinabgleiten und am Saume der Wälder grüne Wiesen, Weiden, duftende Gefilde mit gruppenweise weidenden Schafheerden; dort aber eilen unter Schnauben und Pfeifen Eisenbahnzüge dahin, stellenweise beinahe die senkrechten Felswände streifend. Vor dem anmuthig gelegenen Rosenberg (Rózsahegy) schwenkt man südwestlich ab, geht angesichts des Likavaer Thales auf das linke Ufer der Waag über und erreicht das Oßada-Revuczaer Thal, in dem die Landstraße auf immer schmälerer Thalsohle zwischen hohen Bergen der Grenze von Sohl zuführt. Eine Abzweigung entsendet sie linkshin nach Bad Koritnicza, geradeaus aber erreicht sie über die drei Dörfer Revucza die Grenze des Sohler Comitats. Dieser Straßenzug ist ungemein schön; bis Revucza folgt er einem welligen Abhang und die beiderseitigen Ausläufer der Niederen Tátra bilden ein ziemlich breites Thal, mit üppigem Wiesengrün, rechts und links mit Heustadeln, geschäftigem Arbeitervolk, Schafheerden, Kuhheerden, eine Ergötzung für das Auge. Über Revucza hinaus ändert sich die Landschaft mit einem Schlag; ein schmaler Engpaß führt an den Fuß des Sturecz-Berges, von wo eine Kunststraße sich über anmuthige Berghalden längs des krystallklaren Gebirgsbaches zum Gipfel des 1.010 Meter hohen Sturecz emporschlängelt, dessen Grat die Grenzlinie zwischen den Comitaten Liptau und Sohl bildet und eine weite Aussicht eröffnet über alle die waldbedeckten Gebirge von Liptau, Sohl und Turócz und noch weiter umher.

Der von Oßada links abzweigende, gut in Stand gehaltene Weg führt in das Thal des eine Stunde weit abliegenden Koritnicza. Am Anfang dieses Thales entspringen in einer engen Thalmulde die berühmten Mineralquellen von Koritnicza, die schon Ende des XVI. Jahrhunderts bekannt waren. Als im Jahre 1600 Stephan Illésházy, damaliger Besitzer der Herrschaft Likava, der durch ihn bei Oßada angesiedelten Gemeinde Luzsna gewisse Privilegien verlieh, machte er im Vertrag den Vorbehalt, dass die Einwohner von Luzsna verpflichtet sein sollten, die Burg Likava mit Koritniczaer Sauerbrunn zu versorgen. 1609 fiel es durch Erbschaft an Caspar Illésházy, der es bis 1645 besaß.



Bad Koritnicza.

Später ging es auf Emerich Thököly über, dem es jedoch unter dem Titel der „Untreue" abgenommen wurde, worauf es seit 1707 der ärarischen Herrschaft Likava zugehört. In einen Badeort begann sich Koritnicza erst zu Anfang dieses Jahrhunderts zu verwandeln. In den Dreißiger-Jahren wurde das erste größere Haus gebaut, in dem sich etliche Zimmer und ein Conversationssaal befanden. Einige Jahrzehnte später entstanden am Fuße des Prasiva-Berges, bei der 847 Meter hoch gelegenen Quellenanlage hübsche Gebäude; Villen und Gasthöfe, von Fichtenwald umgeben, halten dort gegenwärtig 400 Zimmer bereit, dem stetig wachsenden Zuspruch von Gästen zu genügen. Die Mineralquelle von Koritnicza wurde zuerst im Jahre 1852 durch das chemische Institut der Wiener medicinischen Facultät mit wissenschaftlicher Gründlichkeit analysirt. Ihre Heilkraft

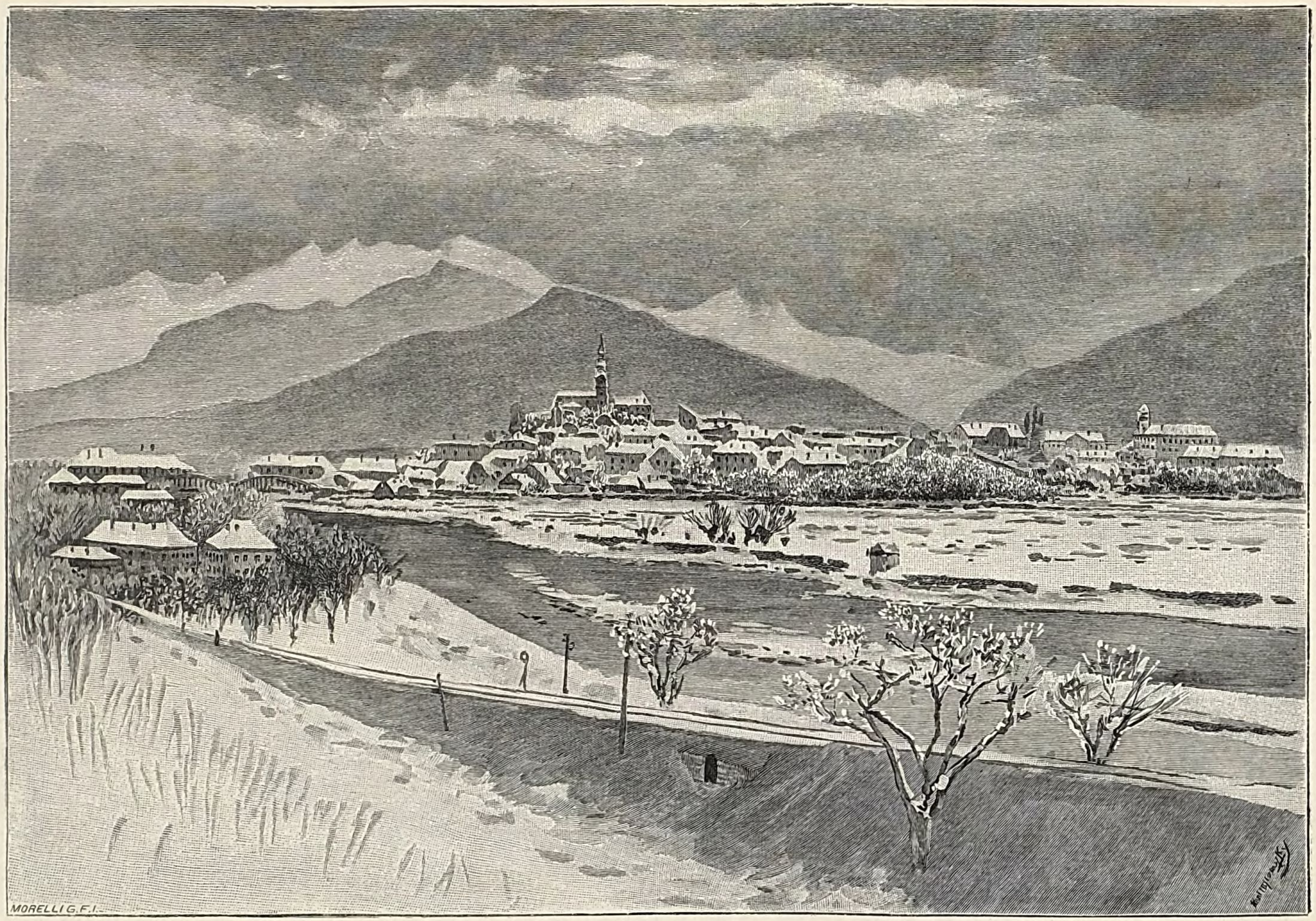
bewährt sich namentlich bei Störungen der Verdauung und des Blutumlaufes, sowie bei Nerven- und Hautleiden. 1870 wurde das Bad durch die erste ungarische hydropathische Gesellschaft übernommen, die es auch jetzt besitzt. Es wird bereits sehr stark besucht und ist von Neusohl in 5 bis 6 Stunden, von Rosenberg, der Station der Kaschau—Oderberger Eisenbahn, in 2½ Stunden zu erreichen.

Das Städtchen Rosenberg (Rózsahegy) liegt ungemein malerisch auf 261 Meter hohem Felshügel, an der Mündung des Revucza-Baches in die Waag. Es wurde in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts als deutsche Ansiedlung gegründet. Seine Privilegien erhielt es 1318. Damals stand auch schon die jetzige Kirche, denn die Gemeinde erhielt gleichzeitig das Recht der Pfarrerwahl. Das einst schöne Sophienschloß wurde von Sophie, Fürstin von Masovien, Gattin des Liptauer Obergespans Ludwig Pekry von Petrovina und Witwe des Palatins Stefan Báthory, erbaut. Später ging es an Johann Krusich über, der es 1576 umgestaltete; 1586 kam es an Stefan Illésházy.

Als Sigismund Báthory, Fürst von Siebenbürgen, im Jahre 1602 auf seiner Besuchsreise nach Prag zu König Rudolf bei Stephan Illésházy Quartier nahm, bewirthete ihn dieser im Sophienschloß. Gabriel Bethlen brachte hier am 23. Januar 1622, auf der Durchreise nach dem Nikolsburger Friedensschluß, eine Nacht zu. Auch der Kronhüter Peter Révai nächtigte am 30. März 1622 mit der heiligen Krone im Sophienschloß, als er sie nach dem zwischen Gabriel Bethlen und Ferdinand zustande gekommenen Frieden nach Trentschin zu bringen hatte. Am 22. Februar 1626 übernachtete daselbst Katharina von Brandenburg, als sie aus Deutschland mit großem Pomp nach Kaschau geleitet wurde. Dieses Schloß ist jetzt zum Theil Honvédkaserne, zum Theil Gerichtsgebäude. Rosenberg hat ein 1727 durch Löwenburg gegründetes Piaristenkloster mit Obergymnasium. Die Großgemeinde von 6.879 Seelen hat auch wirthschaftlich einen starken Aufschwung genommen. Sie besitzt einen Creditverein, eine Gewerbebank, eine Sparcasse, beachtenswerthe Industrie und Fabriksthätigkeit. In der Weberei allein sind 800 Arbeiter beschäftigt.

Die ganze Gebirgskette der Niederen Tátra, die das Comitat von West über Süd bis zur östlichen Grenze bogenförmig in einer Länge von etwa 70 Kilometer umspannt, ist eine wahre Sammlung reizender Gegenden. Am Fuße der Bergkette sind größere und kleinere Ortschaften verstreut, deren blank geweißte Häuschen und schlanke Kirchthürme sich mit den aus der Ferne daherblauenden Bergkuppen in mannigfaltiger Gruppirung zu entzückenden Landschaftsbildern vereinigen.

Einzelne Punkte dieses prächtigen Landstriches weisen auch Denkmäler der Ur- und Bronzezeit auf; es fehlt nicht an Spuren, die bis in die Zeit vor den römischen Eroberungen in Pannonien zurückreichen. Es sind dies Heidenburgen, Erdwürfe, Erdschanzen



Rosenberg.

und die bronzezeitlichen Gegenstände, die auf dem Pragma-Hügel des bei Rosenberg gelegenen Sidor-Gebirges, in Vlkolinecz, Szent-Mihály, Deutsch-Liptsch, Közép-Slécs, in der Gemarkung von Illano und bei Szent-Iván ausgegraben wurden.

Beinahe in der Mitte der Niederen Tátra erhebt sich, der Richtung nach dem südlichen Strich des Comitats entsprechend, der 1.592 Meter hohe, dicht mit Fichtenwaldungen bedeckte Berg Poludnicza, dessen oberste Spitze vom Norden des Comitats gesehen der Thoröffnung einer in Trümmern liegenden Burg gleicht. Dem Westabhange dieses Gebirges gegenüber zieht sich gegen das Sohler Grenzgebirge hin die berühmte Tropfsteingrotte von Deménfalu, deren Eingang sich in einer Höhe von 25 bis 26 Meter über der Thalsohle befindet; ihre Hauptmerkwürdigkeit ist eine Kammer im unteren Gange, in der die Lufttemperatur stets unter dem Gefrierpunkte bleibt. In dieser Höhlung ist ein Eisberg von rundlicher Form entstanden; von der Wölbung der Kammer hängen stellenweise Eiszapfen in erstaunlichen Formen herab.

Nördlich von Koritnicza führt der Weg über Oßada und Luzsna durch hochstämmige Waldung nach dem noch wenig bekannten Badeorte Zsleznó, der in 984 Meter Meereshöhe zu Füßen der Berge Tlsta, Hlinißkó und Medvedzigrun liegt; seine zahlreichen Quellen haben die nämlichen Beimischungen wie die von Koritnicza.

Von hier führt ein Weg in nördlicher Richtung abwärts zum Städtchen Deutsch-Liptsch (Német-Lipcse) in der welligen Ebene am Fuße der Waldung. Es wurde in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts durch sächsische Einwanderer gegründet und war unter den Marktflecken des Liptauer Comitats der erste, der Privilegien erhielt. Hier bildete sich um die Mitte des XIV. Jahrhunderts die erste Gesellschaft der Liptauer „kalandos“ („Abenteurer“). Noch vor 50 bis 60 Jahren sah man hier an den Fenster- und Thürgewänden schöne Proben deutscher Gothik. Die Ornamente und Flügelaltäre der Kirche bezeugen, wie verbreitet die gothische Kunst Sachsens war.

Etwas westlich von Deutsch-Liptsch bemerkt man am rechten Waagufer in der Gemarkung von Lißkófalva eine kleine alluviale Ebene, und nördlich von dieser, bei der Ortschaft Lißkova, erhebt sich an der nach Rosenberg führenden Landstraße die der Kreidezeit angehörige Dolomitmasse des sogenannten Mönchsberges (Baráthegy), der eine herrliche Aussicht nach Süden gegen die Niedere Tátra hin bietet. Im untersten Theile dieses Berges sieht man zwei Öffnungen, die Eingänge der bemerkenswerthen Baráthegyer Höhle; die untere Öffnung befindet sich 18, die obere 32 Meter über dem Wasserspiegel der Waag. In dieser Höhle sieht man etwas Tropfstein und stellenweise Travertingebilde; reicher ist sie an großen Felsstürzen. Die Gesammtlänge ihrer Verzweigungen beträgt 2.800 Meter. Auch urzeitliche Knochenreste und Bruchstücke menschlicher Schädel wurden in ihr gefunden; in einem Kinnbacken steckte eine seitwärts

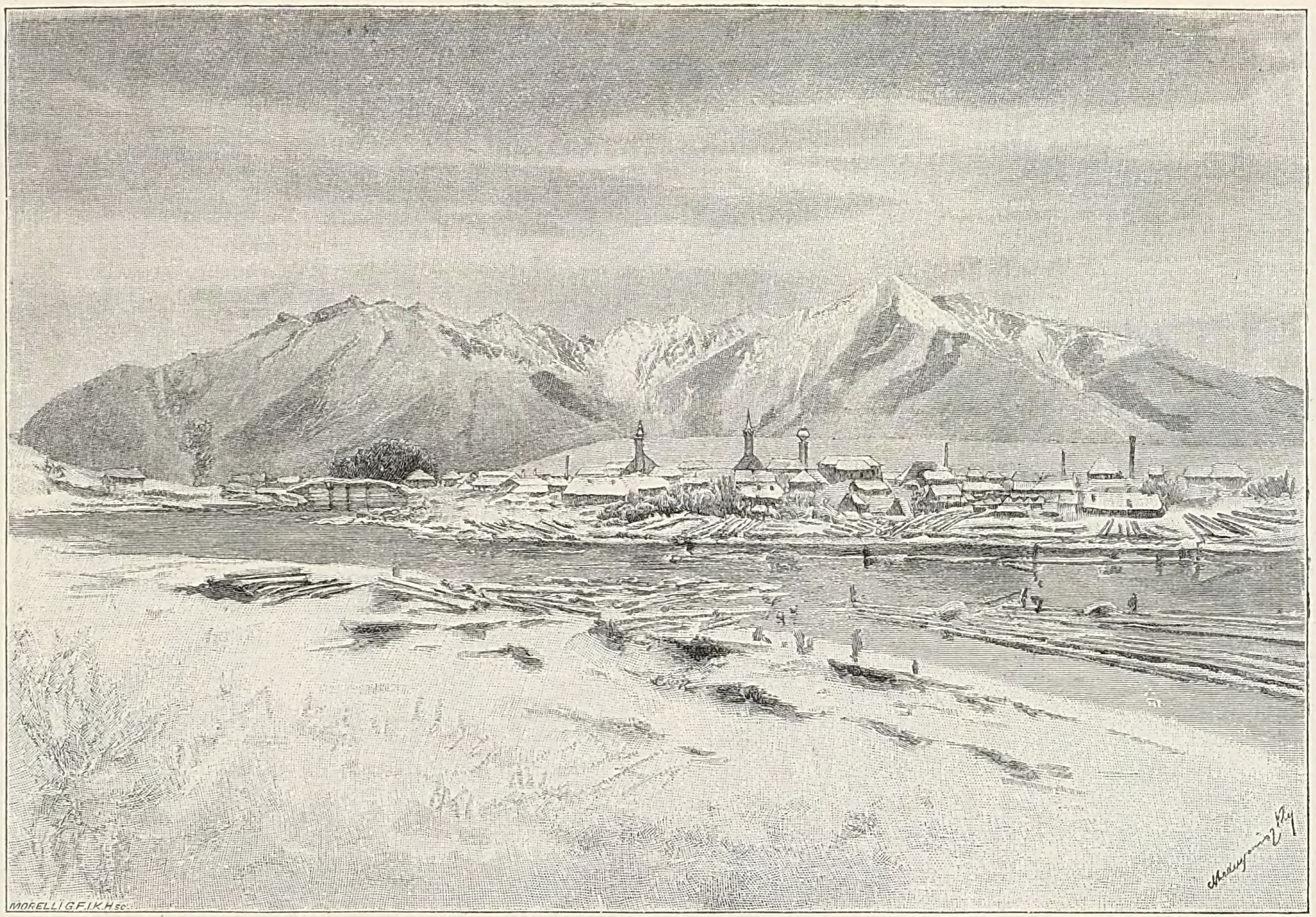


Die Szentmáriaer Kirche.

eingedrungene Pfeilspitze aus Feuerstein. Die menschlichen Gebeine aus der Urzeit sind so zahlreich, daß man die Knochen von 42 Erwachsenen, 22 größeren und 12 kleinen Kindern unterscheiden konnte. Die Höhle wurde 1871 durch den Bürgermeister von Rosenberg, Karl Krecsmery entdeckt, allgemein bekannt aber wurde sie 1874, und im Jahre 1876 wurde sie wissenschaftlich erforscht. Der Mönchsberg ist auch noch wegen des Klosters der Tempelherren berühmt, das schon ganz zu Anfang des XIII. Jahrhunderts bestanden haben mag.

Weiterhin liegt am rechten Waagufer Dorf und Eisenbahnstation Tepla. Schlägt man dann die Richtung nach links ein, so taucht im Hintergrunde des Lucskaer Thales der westlichste Wachtposten der Liptauer Alpen, der hohe Chocs auf, an dessen Fuße der Badeort Lucska mit seinen eisenhältigen Quellen liegt. Von hier aus geht durch das Thal von Malatina die älteste Straßenlinie des Comitats, die früher den Verkehr mit dem Nachbarcomitate Árva vermittelte. In der Richtung nach Árva erhebt sich links von dieser Straße die steile Felswand, auf der einst die mächtige Burg Liptau (Liptó) stand. Sie gab dem ganzen Comitat seinen Namen. Die Trümmer der Mauern waren noch vor sechzig Jahren zu sehen, jetzt ist bereits jede Spur verschwunden. Burg Liptau dürfte im letzten Jahrzehnt des XII. Jahrhunderts erbaut worden sein, als die Besiedelung des Comitats begann; in den folgenden drei Jahrhunderten war sie allen Unbilden der Zeit und der Kriege ausgesetzt und wechselte sogar mehrmals den Namen; gegen Ende des XIV. Jahrhunderts hieß sie Nagyvár, im XV. Jahrhundert Vasvár. In den stürmischen Jahren des XIV. Jahrhunderts hatte sie viel durch die polnischen Einfälle zu leiden. Von hier aus machten die Hussiten und Pankraz Szentmiklósi ihre Raubzüge und plagten das Volk, so daß König Matthias in seinem oberungarischen Feldzuge, um der Bevölkerung Ruhe zu schaffen, die Burg zerstören ließ.

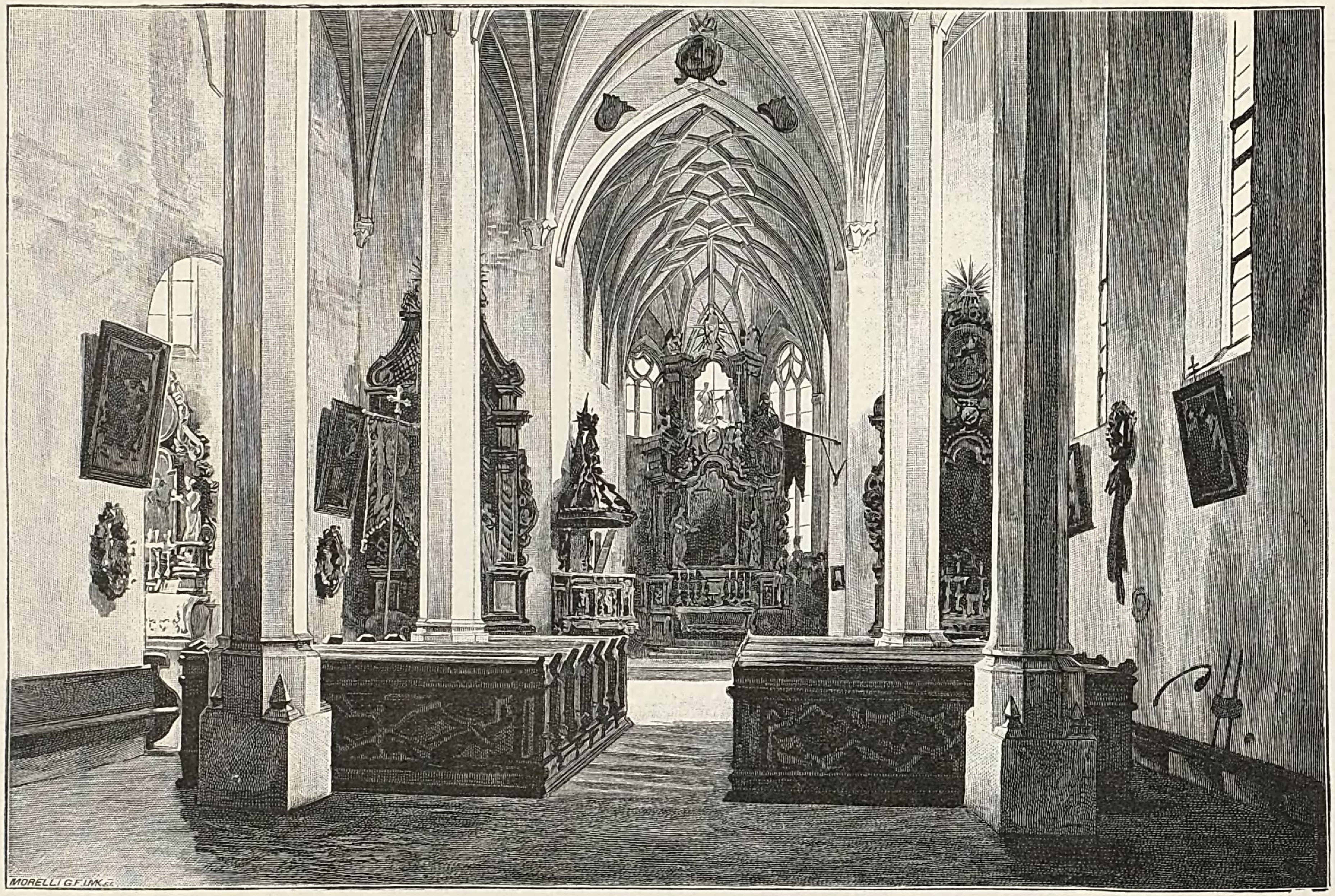
Am linken Waagufer liegt am Fuße des Havran-Berges, ja zum Theil auf dessen südlichem Abhang, die Ortschaft Szent-Mária, ehemals Boldogaßzonyfalva, deren einzige kurze Häuserzeile und ihrer alten Form verlustig gegangene Kirche gar nicht ahnen lassen, welche Rolle dieses bescheidene Dörfchen vor 500 Jahren im Comitate gespielt hat. Da nämlich hier die älteste römisch-katholische Kirche des Comitats stand, war hier auch der Sitz des Comitats; hier nahm der Judex Curiae Emerich Bubek 1391 die Prüfung der adeligen Besitzungen von Liptau vor, infolge der durch das ganze Comitat verbreiteten gefälschten Besitzurkunden, deren Verfertiger Joannes Literatus war, und die das Besitzrecht selbst im Falle der unzweifelhaftesten königlichen Schenkungen gefährdeten; hier wurde der zum Scheiterhaufen verurtheilte Joannes Literatus verbrannt; in der hiesigen Kirche legten die prozessirenden Parteien den vom Richter geforderten Beglaubigungs- und Reinigungseid ab. Auf dem Gipfel des die Ortschaft überragenden



Liptó-Szent-Miklós.

Berges Havran stand einst das Kloster des Johanniterordens, das dann im XV. Jahrhundert das Raubnest des Pankraz Szentmiklósi und des Peter Komoróczi wurde. Die Aussicht von da erstreckt sich weithin, von Rosenberg die Waag aufwärts bis Szent-Iván und bis zur fernen Kette der Niederen Tátra, über eine Unmenge dem Fuße der Berge entlang verstreuter Dörfer und die launenhaften Windungen der Waag; so war dieses Adlernest in den Jahrhunderten der Kämpfe und des Faustrechtes gar wohl geeignet, Alles, was vorbeikam, zu erspähen, die reisenden Kaufleute zu überfallen und auszuplündern.

Auf der Comitatsstraße erreicht man nach Osten hin, längs des rechten Waagufers alsbald jene kleine alluviale Ebene, in der der Comitatssitz Liptó-Szent-Miklós mit 2.940 Einwohnern erbaut ist. Das hübsch angelegte Städtchen erhielt diesen Rang erst im vorigen Jahrhundert, als es sich zum Hauptplatz des Handels aufzuschwingen begann. Seine Lage ist sehr schön, die ganze Umgebung ist überraschend. Südlich der Stadt erheben sich die sanfter geschwungenen Bergstöcke der Niederen Tátra; im Norden streben die mächtigen Berggruppen der Liptauer Alpen auf; längs der Waag aber öffnet sich ein freier Ausblick gegen Ost und West. Der erste Name des Platzes, auf dem später Liptó-Szent-Miklós gebaut wurde, war Máthéfölde (Matthäusboden); so nennt ihn auch König Béla IV. in seiner Urkunde von 1268, worin er zum Bau der Kirche ein Grundstück und für die Pfarre eine Curie verleiht. Die gothische Kirche wurde eine Zeit lang von den Hussiten benützt. Im Jahre 1464 wurde sie wieder römisch-katholisch geweiht; 1664 brannte sie ab, wurde aber wieder aufgebaut. Auf ihrer Synode zu Liptó-Szent-Márton nahmen die Pfarrer des Liptauer Comitats am 18. October 1583 als die ersten den Gregorianischen Kalender an. Die jetzigen Merkwürdigkeiten der Stadt sind: Die evangelische Kirche, die große und geräumige Synagoge, das im Jahre 1713 erbaute Comitatshaus. Seitdem Liptó-Szent-Miklós kürzlich mit der seine Fortsetzung bildenden Kleingemeinde Verbicz auch administrativ vereinigt wurde, ist es Großgemeinde; es ist jetzt Comitatssitz mit zahlreichen Bezirks-, Comitats- und Staatsämtern. Es hat eine Sparcassa, eine staatliche Bürgerschule, mehrere Vereine für Culturzwecke. Es betreibt eine bedeutende und lebhafte Lederindustrie, welche Kürschner-, Gerber- und Schusterwaare liefert; eine Weberei und eine Knochenmehlfabrik arbeiten auch für die Ausfuhr; der Handel mit Spiritus und Holzwaaren ist ansehnlich. Mit Ackerbau beschäftigt man sich nur wenig, da die Gemarkung nicht groß ist. 1883 wurde der Ort durch Feuersbrunst verheert, seitdem aber als ausnehmend hübsches Städtchen wieder aufgebaut. Etwa drei Kilometer die Landstraße hinan, liegt gegen Osten, wo der Szmrecsankabach sich in die Waag ergießt, die kleine Gemeinde Okolicsány, mit etlichen Hundert Einwohnern. Die Merkwürdigkeit dieses Dörfchens ist das mit Eckthürmen versehene alterthümliche Schloß der 600 Jahre alten Familie Okolicsányi; es zeigte einst den Charakter des XV. Jahrhunderts, der jedoch



Kirche zu Okolicsány.

durch Umgestaltungen während der Kuruczen-Kriege völlig verschwunden ist. Die römisch-katholische Kirche ist eine der größten im Oberland; sie wurde durch König Matthias 1489 erbaut und diese Jahreszahl ist auch im Bogenfeld über dem Thor zu lesen, während innen das Datum 1490 angebracht ist. Das Innere der Kirche ist durch zwei Reihen schlanker Säulen in drei Schiffe getheilt; das Mittelschiff hat ein Sterngewölbe, das Chor ein Netzgewölbe; an dem Triumphbogen zwischen Schiff und Chor erblickt man die Wappen des König Matthias und des Graner Erzbischofs Thomas Bakócz. Das der Kirche angebaute Kloster wurde durch Michael Okolicsányi 1415 gegründet. Das Kirchengeräth hatten die Mönche von König Matthias geschenkt bekommen; es bestand aus goldenen, edelsteinbesetzten Kelchen, Kreuzen und Gewändern, fiel jedoch im Jahre 1571 Räubern zur Beute.

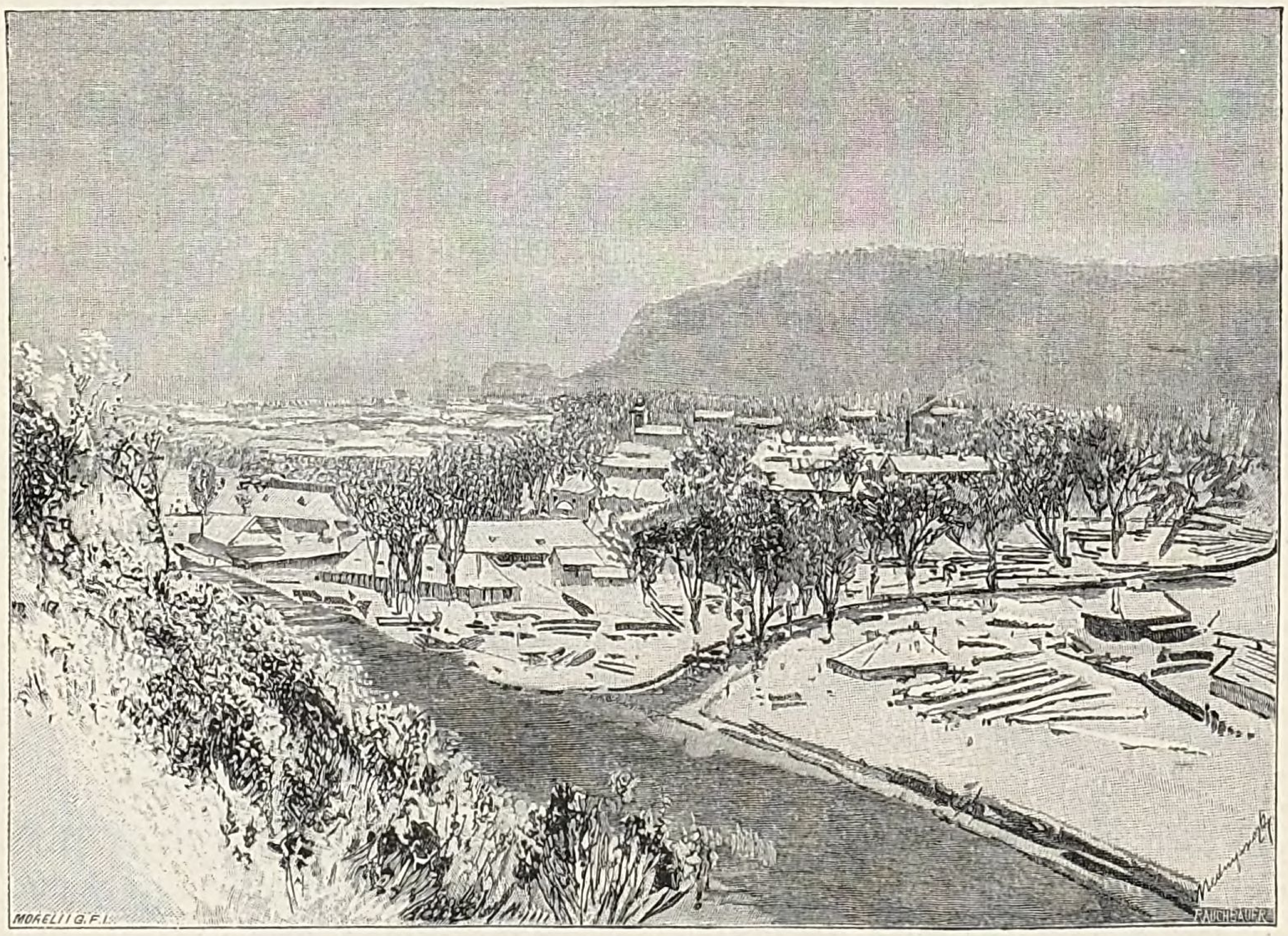
Später nahmen sich die Evangelischen die Kirche und zerstörten das Kloster, doch gelangte die Kirche 1624 an die Katholiken zurück, Johann Okolicsányi ließ das Kloster neu aufbauen, und seitdem versehen die Franciscaner das geistliche Amt.

Aufwärts von Liptó-Szent-Miklós gegen Osten wird das Waagthal plötzlich schmäler, die Gegend wilder und rauher. An einem auch topographisch und historisch bemerkenswerthen Punkte dieses Comitatstheiles, wo der Bélafluß sich in die Waag ergießt, steht die Ruine Liptó-Ujvár (Hradek). Die Burg wurde in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts durch Csorba, Sohn des Donch, erbaut; sein Baumeister war der Steinmetz Hongh, die Ausrüstung lieferte der Ballistarius Izombár. Im Laufe von vier Jahrhunderten wechselte sie oft den Herrn, bis sie endgiltig an das Ärar kam. Liptó-Ujvár ist Hauptort der hiesigen ärarialen Herrschaft, deren Waldbestand sich auf 40.000 Hektar erstreckt. Im vorigen Jahrhundert und in der ersten Hälfte des laufenden bestand hier eine Waffenfabrik; sie wurde dann durch den Erzherzog Albrecht gepachtet und zu einem Eisenwerk nebst Hochofen umgestaltet, die jedoch gleichfalls eingingen. Es ist hier eine Tanninfabrik, ferner ein königlich ungarisches Oberforstamt und eine Fachschule für Forstwärter. Nördlich von hier liegt zwischen den Ortschaften Dovalló, Vavrisó und Szent-Péter die kleine Ebene, die der Bélafluß durchzieht. Hier schlug Franz Rákóczy II. die verhängnißvolle Schlacht, die auch die Zerstörung der Burg Likava nach sich zog.

Östlich von Liptó-Ujvár ist das Waagthal nach oben nur noch eine enge Schlucht, über die hinaus man auf die wellige Ebene von Geib gelangt. Geib (Hibbe) wird als Gemeinde schon 1239 erwähnt. 1265 erhält es als Bergwerkscolonie Privilegien. Seine römisch-katholische Kirche ist Ende des XIII. Jahrhunderts erbaut; 1683 brannte sie ab, bei welcher Gelegenheit auch der in ihr befindliche Grabstein des Emerich Balassa nebst Inschrift zerstört wurde. Die Erinnerung an die alte Besiedlung durch seine Einwohner

erhält sich noch heute in den Namen der Gassen und Äcker, beispielsweise Bethlehem, Jericho, Mühlwiese, Vorwerk, Riegel, Lehnberg u. s. w.

Die das Längsthal des Comitats durchziehende Eisenbahnlinie erreicht über Liptó-Ujvár hinaus Kis-Poruba, tritt bei Király-Lehota in ein sehr enges Thal und folgt dann der Weißen Waag, bis sie zwischen Vichodna und Vazsecz auf dem Plateau der Wasserscheide von Vágfalva (Hochwald) auftaucht; hier führt von der Station Csorba (früher Hochwald) aus eine Zahnradbahn zum Csorbaer See, dieser Perle der Tátra. Die



Liptó-Ujvár.

Landschaft ist überraschend, besonders wenn man die Bergflanke zu Fuß angeht und über sie dem See zuwandert, dessen Vorhandensein sich zunächst durch keinerlei Anzeichen verräth. Man geht und geht, immer nur den Basta-Berg vor sich, der im Hintergrunde hoch emporsteigt, und plötzlich steht man am Rande des Sees. Noch ein paar Schritte, und der ganze Spiegel des Csorbaer Sees, von dem bisher nichts zu sehen gewesen, thut sich in voller Großartigkeit vor den Blicken auf, mit allen den mannigfaltig geformten Landhäusern und Gasthöfen, deren reicher Kranz ihn wie ein Zauberring umsäumt.

Der Csorbaer See, dieser größte See am Südabhange der Hohen Tátra, liegt etwa 7 Kilometer nördlich von der Ortschaft Csorba, in 1.351 Meter Meereshöhe.

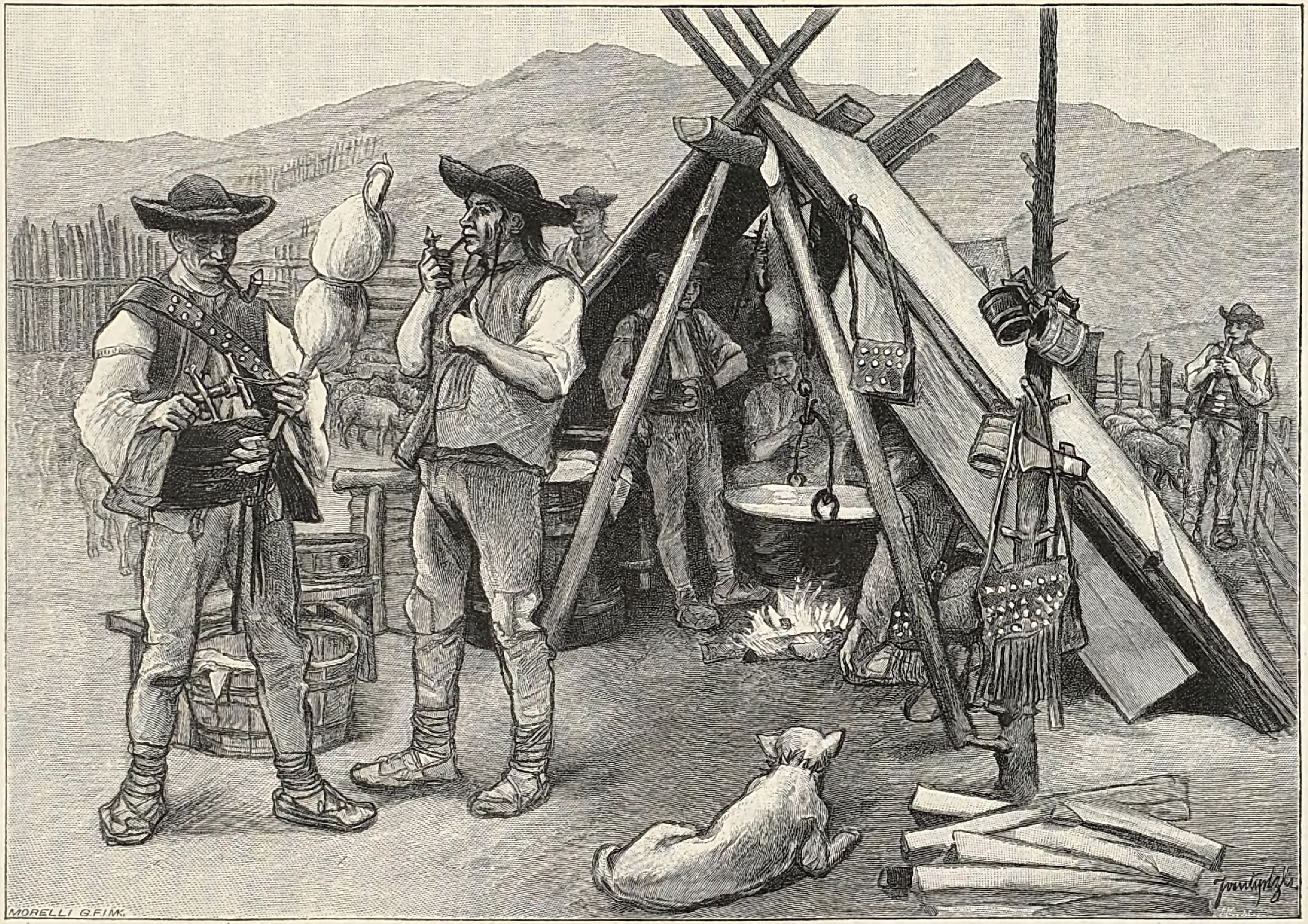
Sein Umfang beträgt $2^1/_2$ Kilometer, seine größte Tiefe nahe an 21 Meter. Er erhält sein Wasser aus Quellen und Einsickerungen. Der Überfluß läuft durch einen kleinen Bach ab, der in die Popper fließt. Seine Lage ist ungemein malerisch. Er liegt auf einem Plateau des südwestlichen Ausläufers der Hohen Tátra, nördlich von den Bergen Szolyiszkó (2.314 Meter) und Bástya (2.328 Meter) begrenzt. Die Umgebung des Sees ist Nadelwald, von dessen Lichtungen sich herrliche Ausblicke auf die Hohe Tátra öffnen. Der wahre Werth des Csorbaer Sees wurde zuerst durch seinen Besitzer Josef Szent-Iványi sen. erkannt, der in den Siebziger-Jahren an den Ufern einen Gasthof und Landhäuser errichtete; anderthalb Jahrzehnte haben daraus einen klimatischen Curort und eine Touristenstation gemacht, die im ganzen Lande berühmt sind. Gegenwärtig ist der Erholungsuchende dort von allem Comfort umgeben. Der Csorbaer See ist ein sehr beliebter Ausgangspunkt bei Ausflügen auf die Bergspitzen und zu den Meeraugen der Umgebung. Die Zahl der Besuche beträgt schon 7000 bis 8000 jährlich. Auch Ausländer suchen die herrliche Gegend immer häufiger auf, wo der Naturfreund, auf bequemer Veranda sitzend, eine förmliche kleine Welt von mannigfaltig gruppirtem Berg und Thal überblicken kann.

Die ethnographischen Momente des Liptauer Comitats führen uns in der Geschichte des ungarischen Bodens bis zu den Völkern der Bronzezeit zurück, die auch hier Spuren zurückgelassen haben. Ältere Funde gibt es weder aus paläolithischer, noch neolithischer Zeit, mit Ausnahme der in der Höhle von Baráthegy gefundenen Steinsplitter, Kupfer- und Bronzegeräthe, Thongefäße und massenhaften Menschenknochen, die der neolithischen Zeit angehören.

Es wurden bisher auf dem Comitatsgebiete an 80 Stellen, an 35 sporadischen, 13 Massenfundorten und 4 Begräbnißstätten Gegenstände der Kupfer- und Bronzezeit gefunden, die ein Licht werfen auf die Besiedlung, den längeren Aufenthalt in der Gegend, das Vertheidigungssystem, ja selbst auf die Urbeschäftigung. Die Völker der Bronzezeit hatten ihre festen Wohnsitze meistens längs der Waag und auf Höhen, also an geschützten Punkten in der Nähe des Flusses; am Fuße der nämlichen Höhen finden sich die Gräber mit den Resten der verbrannten Todten und mit deren Geräthschaften.

Die Jahrhunderte der Bronzezeit sind vorbei, und mit ihnen ihre Völkerschaften. Das obere Waagthal war vom III. Jahrhundert n. Chr. angefangen bis zum Ende des IX. Jahrhunderts, ja das Liptauer Comitat sogar noch zur Zeit, als Árpáds Magyaren das Land besetzten, unbewohnt und unbevölkert.

Im III. Jahrhundert nach der Landnahme, als das Comitatsgebiet praedium regale war und somit von Leuten des Königs verwaltet wurde, hatte die Besiedlung noch nicht in größeren Massen begonnen, und man findet daselbst bloß königliche Jäger, Falkeniere,



Schafhirten von Revucza.

die Burghörigen und das Burggesinde. Die Massenansiedlung begann in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, im östlichen Theile des Comitats, als man aus dem benachbarten Zipser Comitate einen Theil der Bergleute nach der Gegend von Boczabánya und Geib (Hibbe) übersiedeln ließ, wo noch die heutige Generation die Namen der dem sächsischen Stamm angehörigen Bewohner dieser Ortschaften bewahrt; die deutschen Benennungen ihrer Gassen und Äcker haben sich bis jetzt erhalten. Das Nämliche geschah am westlichen Rande des Comitats, wo sich etliche Bergarbeiterfamilien aus den Comitaten Sohl und Bars niederließen, welche Rosenberg (Rózsahegy) und Deutsch-Liptsch (Német-Lipcse) gründeten und durch deren Namen an ihre einstige Heimat erinnern wollten. In der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gelangten im mittleren Theile des Comitats die im Wege königlicher Donation vertheilten Ländereien größtentheils in den Besitz von Familien, deren Name und Abstammung magyarisch ist; kleinere Gebiete wurden mit Italienern und Petschenegen besiedelt. Die Ansiedlung der slavischen Nationalität fällt in die Zeit nach dem Tatarensturm und währt noch im letzten Zehntel des XIII. Jahrhunderts. Die vollständige Slovakisirung dieser aus fünf Nationalitäten gemischten Bevölkerung begann in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, zur Hussitenzeit, und wurde nach König Matthias' Tode, zu Beginn der jagellonischen Herrschaft beendet, als sogar die Grundbesitzerclasse von magyarischem Adel ihre Namen nach slovakischem Brauche schrieb.

Zur Besiedlung des Comitats sei auch die interessante Thatsache erwähnt, daß, während in den beiden ersten Zehnteln des XIII. Jahrhunderts zwei oder drei königliche und fünf bergmännische Niederlassungen nebst höchstens zwei slovakischen Gemeinden vorhanden sind, gegen das Ende dieses Jahrhunderts schon 91 Gemeinden vorkommen, und zwar 41 mit magyarischem, 34 mit slovakischem, fünf mit deutschem, fünf mit lateinischem Namen und sechs nach Heiligen benannt; von diesen wurden nach dem Tatareneinfall vier Bergwerksniederlassungen neuerlich besiedelt, und zwar Rosenberg, Deutsch-Liptsch, Geib und Boczabánya, welche nebst Tepla, Szjelnicz und Tarnócz nach dem Jahre 1260 privilegirte Marktflecken wurden. Durch die königlichen Donationen mehrten sich die Gemeinden immerfort. Der Reihe nach wurden auf den adeligen Curien Castelle, Burgen, Vesten, Schlösser erbaut. Die Zahl der kirchlichen Bauten nahm immer mehr zu; die innere Ausstattung der Kirchen bewirkt einen gewissen Aufschwung der Kleinkünste, der Holzschnitzerei, des Goldschmiedegewerbes, verschiedener decorativer Techniken; doch wohnten die Ausübenden nicht im Comitate, wo die Handwerksthätigkeit sich nur sehr schwer zu entwickeln vermochte. Die Ausstattung der Kirchen, Burgen und Adelssitze im Liptauer Comitat wurde durch die Gewerbsleute von Leutschau, Käsmark, Kaschau, Bartfeld und Eperies besorgt.

Hinsichtlich der allgemeinen Ethnographie ist jetzt das Volk im Osten und Westen des Comitats von hohem, schlankem, knochigem Wuchse, Gesichtszüge und Kopfbildung zeigen Spuren des ursprünglich germanischen Typus; in den mittleren Theilen des Comitats, sowie am südlichen und nördlichen Rande ist die Bevölkerung untersetzt, breitschulterig und von starker Constitution. In manchen Gemeinden tragen die Männer das Haar kurz, in anderen lang; stellenweise hing noch vor wenigen Jahrzehnten längs des Ohres ein Zopf nieder, wie er jetzt nur noch hie und da bei Schaf- und Kuhhirten zu finden ist. Die Kleidung besteht im östlichen Theile des Comitats, bis Liptó-Szent-Miklós hinab, aus einem kurzen Wamms (hunya) von weißem Filztuch, aus unten engen Hosen von ungarischem Schnitt, mit rother oder grüner Verschnürung, dazu kommen (im Sommer) Bundschuhe und ein niederer, schwarzer Hut mit breiter Krämpe; die Brust ist mit dem unvermeidlichen „Leibl" (lajbi), einer ärmellosen Weste aus Lammfell, bedeckt. Im Winter gehören zur Festtagstracht Schuhe mit hohen Schäften, die für Werkeltage nur aus weißem Filztuch gemacht sind; statt des Szür (Lodenmantel) haben sie als Oberkleid ein kurzes Ködmön (Wamms) aus weißem Lammfell.

Im mittleren Theile des Comitats ist die Kleidung ähnlich, doch macht man das Oberkleid aus röthlichbraunem Tuch, im westlichen Theile des Comitats aber aus schwarzem Grobtuch.

Ganz anders kleiden sich die polnischen Ansiedler von Borove, Hutti, Novoty und Svinyarka; sie tragen sehr schmalrandige Hüte mit einer Schnur weißer Muscheln geschmückt und im Sommer „Gatyen" (Leinenhosen). Die lederne Geldkatze ist nur noch in einigen Gemeinden des Comitats gebräuchlich.

Die Häuser sind gewöhnlich aus Holz gebaut, mit hohen Stroh- oder Schindeldächern, meist ohne Rauchfang. Auch die Nebengebäude sind aus Holz gefügt.

Die Beschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, doch wird nebenher auch Hausindustrie betrieben; wo die Waldung nahe ist, haben die Dorfleute auch Broterwerb, indem sie in den ärarischen Forsten Bäume fällen, das Langholz zu Thale fördern und es schließlich verflößen. Die Handwerker bilden ganze Gemeinden; so die Zimmerleute, Maurer, Siebmacher und Glaser. Letztere hausiren auch und sind stets unterwegs, sie begehen ganz Galizien und einen großen Theil von Rußland. Ein starker Bruchtheil der Bevölkerung wandert nach anderen Gegenden aus, um Taglohn zu suchen; sie finden besonders bei den Budapester Bauten Beschäftigung und kehren mit ihren Ersparnissen erst im Spätherbst heim, wenn die rauhe Witterung der Bauthätigkeit ein Ende macht. Die Daheimgebliebenen, meist Frauen, besorgen unterdes die Landwirthschaft, auch spinnen und weben sie, der Hausbedarf an Leinwand und Lodentuch ist ihrer Hände Arbeit.

Das häusliche Gewerbe umfaßt zunächst die Kleidungsstücke und die an denselben vorkommenden Stickereien; bemerkenswerth sind die geklöppelten Spitzenhauben der Frauen, die in Roth und Gold, Blau und Gelb gestickten Puffärmel für Frauen, Hemdärmel für Männer, Geldbeutel, Strümpfe, die Stiele für Äxte und Messer, die Hirtenflöten und Dudelsäcke. Auch im Schnitzen von hölzernen Löffeln, Schüsseln und Trögen, im Flechten von Trag- und Wagenkörben, Strohgegenständen sind sie geschickt.

Nach den Daten der letzten allgemeinen Volkszählung (1890) ist die Thätigkeit der Bevölkerung im Comitate nach der Seite der Urproduction die folgende: 63.307 Joch Äcker, 42.969 Joch Wiese, 66.937 Joch Weide, 185.516 Joch Wald und 21.277 Joch unfruchtbares Gebiet. Zwei Drittel des in Cultur befindlichen Gebietes sind ärarische Domäne, ein Drittheil ist Privatbesitz, der sich unter 243 größeren und 15.480 kleinen Besitzern vertheilt.

Die hohe geographische Lage des Comitats, die Dürftigkeit und gebirgig-hügelige Gestaltung des Bodens, der Wasserreichthum der Thäler, das Klima, die Hutweiden der Waldwiesen und Alpentriften weisen die Bevölkerung mehr auf die Viehzucht, als auf die Landwirtschaft hin. Auch hat sie, so lange nicht das Ausroden des Waldes und das Aufbrechen der Wiesen um sich griff, weit mehr Vieh gezüchtet, als in der jüngstvergangenen Zeit und der Gegenwart, und mit den Nachbarcomitaten lebhaften Viehhandel getrieben. Dem Klima und dem gebirgigen Lande entsprechend, ziehen die Landwirthe das kleine Gebirgsvieh und Gebirgspferd polnischer Race. Der Beginn der Racenverbesserung reicht kaum 30 bis 40 Jahre zurück, sie ist übrigens nur auf den adeligen Gütern und in den ehemaligen Marktflecken zu finden. Die Schafzucht, beziehungsweise die Käsebereitung hat abgenommen. Die übrigen Zweige der Viehzucht sind kaum der Erwähnung werth.

Der Holzvorrath der Wälder hat sehr abgenommen. Der einst für unerschöpflich geltende Schatz ist, mit Ausnahme der ärarischen Wälder, bereits zum allergrößten Theile verbraucht. Das maßlose Holzfällen der Privatbesitzer und das schonungslose Viehweiden haben diese Wälder verheert. Kaum, dass man noch in dieser Gegend die Alpentanne, den edelsten, werthvollsten und schönsten Baum der Nadelwälder, findet; sie kommt nur noch in den Wäldern am Fuße des Kriván und in denen des Ärars an schwer zugänglichen Stellen vor.

Der Bergbau des Liptauer Comitats hat schon in der Urzeit begonnen. Im XIII. Jahrhundert bestand er in Csorba, Geib, Vichodna, Boczabánya, Rosenberg, Deutsch-Liptsch, Lubella, Dubrava. Nach dem Tatareneinfall war er unter Béla IV., Königin Elisabeth, Karl Robert, Ludwig dem Großen und Matthias sehr umfangreich, und das Gold von Boczabánya gehörte zur feinsten Gattung. Im XVII. Jahrhundert

waren schon die meisten Minen aufgelassen. Die Zahl der aufgelassenen Minen ist gegen 50. Jetzt sind nur noch die Bergwerke von Magurka und Deutsch-Liptsch im Betriebe.

Unermeßlich ist die Triebkraft, welche die Flüsse und Gebirgsbäche des Liptauer Comitats der Industrie liefern könnten, und dennoch ist die Fabriksindustrie hier noch sehr schwach, weil es an Unternehmungsgeist und Anlagecapital fehlt. Von den älteren Anlagen haben zwei Papierfabriken, eine Nagel-, Ziegel- und Torffabrik, vier Eisenhämmer, eine Glasfabrik und etwa vierzig landwirtschaftliche Spiritusfabriken den Betrieb eingestellt. Gegenwärtig sind noch vier Lederfabriken, eine Tanninfabrik, einige Dampfsägemühlen, 141 Mahlmühlen, eine Spodium-, zwei Holzpapierstofffabriken und eine Weberei im Betrieb; von größerer Wichtigkeit sind jedoch blos die Lederfabrik und die in Liptó-Ujvár bestehende Tanninfabrik. Die fabriksmäßige Verarbeitung von Spiritus, Cellulose, Tannin, Spodium und Leder liefert Ausfuhrartikel, insofern diese Erzeugnisse auch außerhalb des Comitats und zum Theil selbst des Landes einen Markt finden. Die Mehl-, Kalk- und Ziegelfabrication ist nur von localer Bedeutung.

Auf dem Gebiete des Handels ist ein Aufschwung zu verzeichnen. Die Hauptartikel der Einfuhr sind Brodfrüchte, gewebte Stoffe, Mahlproducte, Colonial- und Spezerei-waaren, Wein und Bier. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Holzwaaren, als rohe und verarbeitete Baumaterialien, dann verarbeitetes und Rohleder, Kürschnerwaaren, Spiritus, Schafkäse, Knochenmehl, Holzpapierstoff und Hadern.

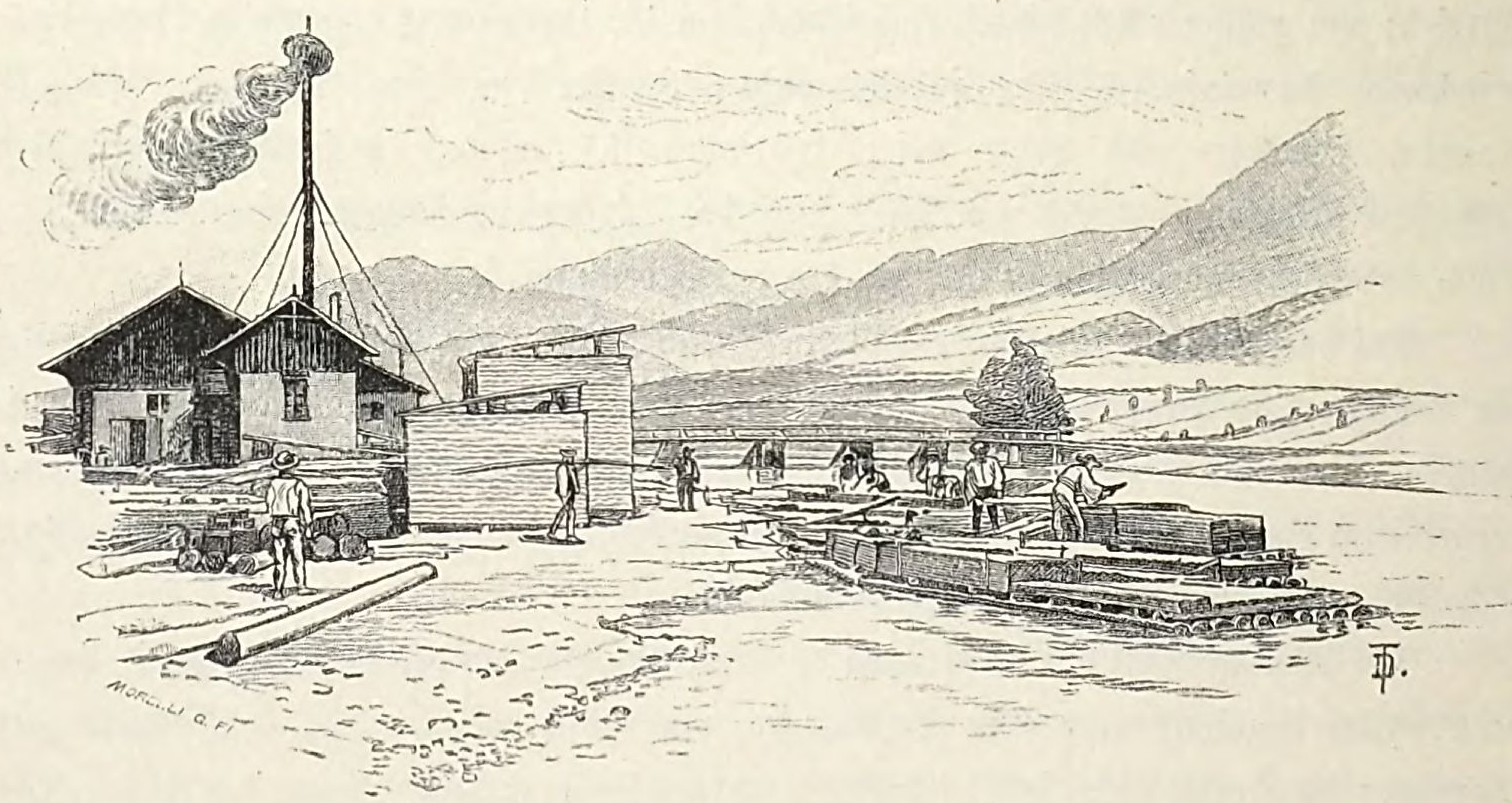
Der Waagfluß ist als Wasserweg blos für den Holzhandel von Wichtigkeit, da er im Liptauer Comitate noch nicht schiffbar ist; nur Flöße befahren ihn im Frühjahr und Sommer; im Herbst ist er selbst für Flöße nur nach ausgiebigem Regen benützbar. Das Hauptmittel des Verkehres ist die Kaschau-Oderberger Eisenbahn. Von Csorba, an der Ostgrenze des Comitats, angefangen, bis Liptó-Szent-Miklós dienen dem Verkehr die Eisenbahn, der Waagfluß und die Landstraße; von Liptó-Szent-Miklós bis Nagy-Olaß führt noch am rechten Waagufer eine Secundär-Comitatsstraße; über Rosenberg führt von der Sohler Grenze bis nach Dubova im Árvaer Comitat der Tyrnau-Krakauer Straßenzug.

Die Bevölkerung des Liptauer Comitats beträgt 76.850 Seelen, sie wohnen in zehn Marktflecken, 129 Gemeinden, 25 Gehöften und 27 Ansiedlungen. In der Cultur ist das Volk noch zurück, nur ein Drittel der Einwohner kann lesen und schreiben. Die Alltagssprache ist durchaus das Slovakische, doch nimmt in neuerer Zeit die Erlernung der ungarischen Sprache stetig zu. Dagegen ist die gebildete Classe des Comitats magyarisch, und besonders in den Städten verhältnißmäßig sehr zahlreich.

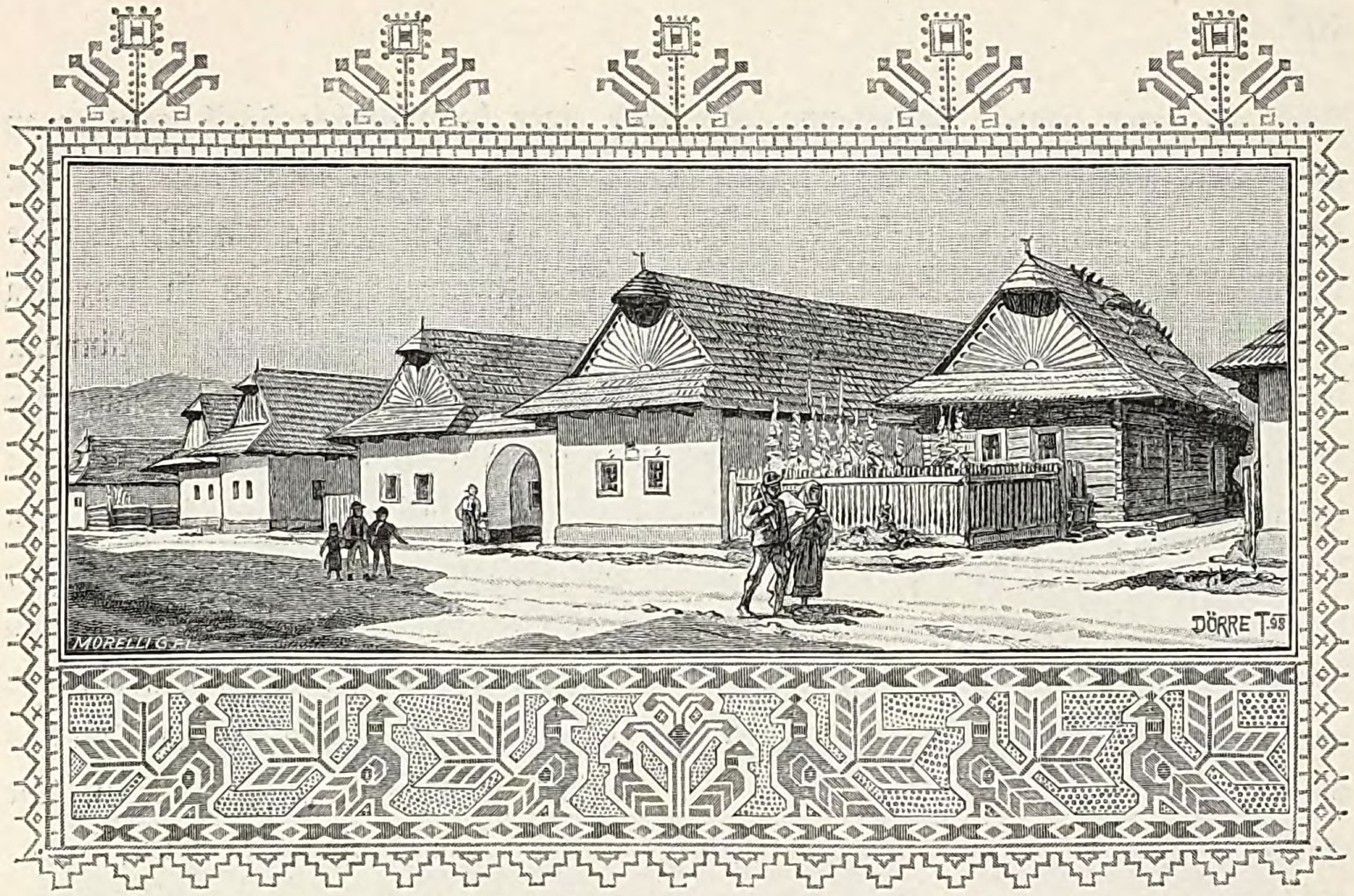
Dem Unterricht dienen 102 communale Elementarschulen, ein Gymnasium (in Rosenberg), zwei Lehrlings- und Handelsschulen, in Liptó-Ujvár eine Fachschule für

Forstwärter und drei Mädchen-Erziehungsanstalten, drei Bürgerschulen, acht Kinderbewahranstalten und eine Gefängnißschule. Für die Verbreitung der Cultur in ungarischer Richtung sind die Bibliotheken der Lesevereine in Rosenberg, Liptó-Szent-Miklós und Liptó-Ujvár von Wichtigkeit.

Mit der Schilderung des Liptauer Comitats ist die Darstellung der Comitate des Waagthals abgeschlossen.



Dampfsäge an der Waag, bei Liptó-Szent-Miklós.



Slovakische Häuser im Turóczer Comitat.

Die oberungarischen Slovaken.

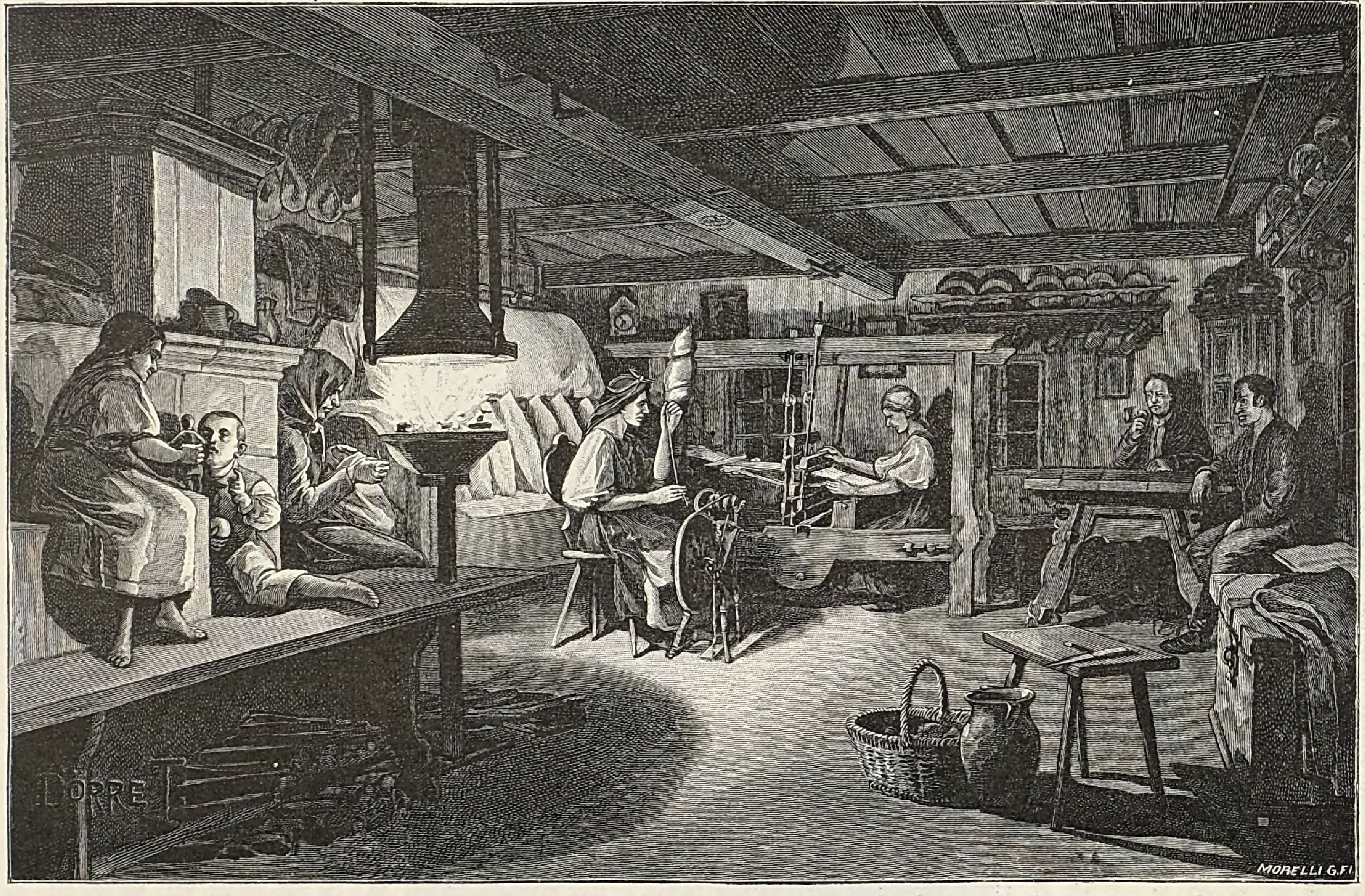
Auf dem Gebiete Ungarns leben laut der Volkszählung von 1890 1,896.614 ungarische Staatsbürger slovakischer Zunge, die also 12·53 Procent der Bevölkerung ausmachen. Mit Ausnahme einiger Gemeinden des Tieflandes in den Comitaten Békés, Borsod, Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun und Bács-Bodrog wohnt das slovakische Volk im nordöstlichen Oberland. Im Norden und Westen fällt die Grenze der slovakischen Sprache mit der Landesgrenze zusammen; im Süden beginnt diese Grenze bei Theben und zieht ostwärts durch die Comitate Preßburg, Neutra, Bars und Hont, dann gegen Nordost durch Nógrád, Gömör, Abauj und Zemplin bis zum Comitat Ung. Doch gibt es innerhalb dieser Grenze auch andere Muttersprachen. Rein magyarische Gemeinden, ja ganz magyarische Gegenden gibt es, mit Ausnahme von Trentschin, Turócz, Liptau und der Zips, in allen oberländischen Comitaten; in den Städten aber leben auch hier Magyaren. Viele deutsche Gemeinden finden sich in den Comitaten Zips, Turócz, Bars und Preßburg, ruthenische in der Zips, in Sáros und Zemplin.

Die ethnographische Karte des Oberlandes ist also recht bunt. Aber auch im oberländischen Slovakenthum selbst kommen mancherlei Verschiedenheiten vor. Die typischen

Züge, die einen ganzen Volksstamm, oder doch einen beträchtlichen Theil desselben zu charakterisiren pflegen, ändern sich hier sozusagen von Gemeinde zu Gemeinde. Die Männer sind meist von mittlerem Wuchs, doch kommen hie und da auch hohe, kräftige Leute vor, z. B. die Gyetvaer im Sohler Comitat; dagegen trifft man in einzelnen Ortschaften der tiefen Seitenthäler häufig Scharen von kleinen, untersetzten Männern. Bei den Weibern bilden die von kleinem, vollem Wuchs die Mehrzahl. Neben länglichen Gesichtern kommen vielfach auch runde vor. Das Haar ist meist blond oder hellbraun; schwarzes Haar findet sich selten, rothes ist vollends eine Rarität. Viele Männer tragen das Haar nach altem Gebrauche noch jetzt bis auf die Schultern reichend und fetten es, besonders an Sonn- und Feiertagen, stark ein, wodurch seine Farbe dunkler wird. Auch das Haar der Weiber glänzt von Fett; die Mädchen tragen es als Zopf, lang herabhängend und mit bunten Bändern durchflochten. Runde Bärte sind nicht gebräuchlich, ja selbst das Rasiren des Schnurrbarts beginnt erst bei der jüngeren Generation abzukommen. Die Farbe der Augen, die Form der Nase und die Stirne zeigen ebenso wenig einen einheitlichen Typus, als der ganze Wuchs.

Geringer sind die Unterschiede in den Charaktereigenschaften der Slovaken. Der schwere Kampf ums Dasein hat bei ihnen Arbeitsamkeit und Fleiß entwickelt, und sie eignen sich dadurch besonders zu mechanischer Arbeit, auch scheuen sie vor keiner Art derselben zurück. Ihr Arbeiten ist langsam, aber emsig und ausdauernd. Der übermäßige Hang zum Branntwein und die kärgliche Nahrung, mit der sich das Volk von Tag zu Tag fortfristet, lassen seine Langsamkeit und Schwerfälligkeit begreiflich erscheinen. Dazu kommt noch das Bewußtsein seiner Armuth, das seine Geduld bis zur Gleichgiltigkeit und hie und da auch seine Furchtsamkeit bis zur Feigheit steigert. Es ist nicht aufbrausend, eher leidenschaftlich, und wagt nicht die Stirne zu bieten; behutsam weicht es dem Ungemach aus, oder sucht auf heimlichen Wegen Genugthuung. Zu schwereren Vergehen neigt es weniger und auf der Anklagebank legt es sehr aufrichtige und vollständige Bekenntnisse ab. Seine Dienstfertigkeit rührt von seiner Armuth her, aber es will auch für jeden Dienst entlohnt sein. Gegen Vorgesetzte ist es unterwürfig, anständig und bescheiden. Wer sein Vertrauen gewonnen hat, dem bleibt es in unerschütterlicher Treue zugethan. Sein Selbstgefühl weiß es zu unterdrücken; im Entschluß ist es schwankend und läßt sich meist durch sein materielles Interesse, das wirkliche oder auch nur eingebildete, bestimmen. „Mach Gott nicht böse und sei auch mit dem Teufel gut Freund", „wer unter Raben kommt, muß mit ihnen krächzen", „eine gute Ausrede ist einen Groschen wert" — in diesen und ähnlichen Sprichwörtern drückt sich die Lebensweisheit des slovakischen Volkes aus.

Einer seiner durchgehenden Charakterzüge ist die Religiosität. „Der liebe Gott weiß ganz gut, was er thut", dieses Sprüchlein ist sein Trost in jeglicher Widerwärtigkeit;



Slovakische Stube im Túróczer Comitat.

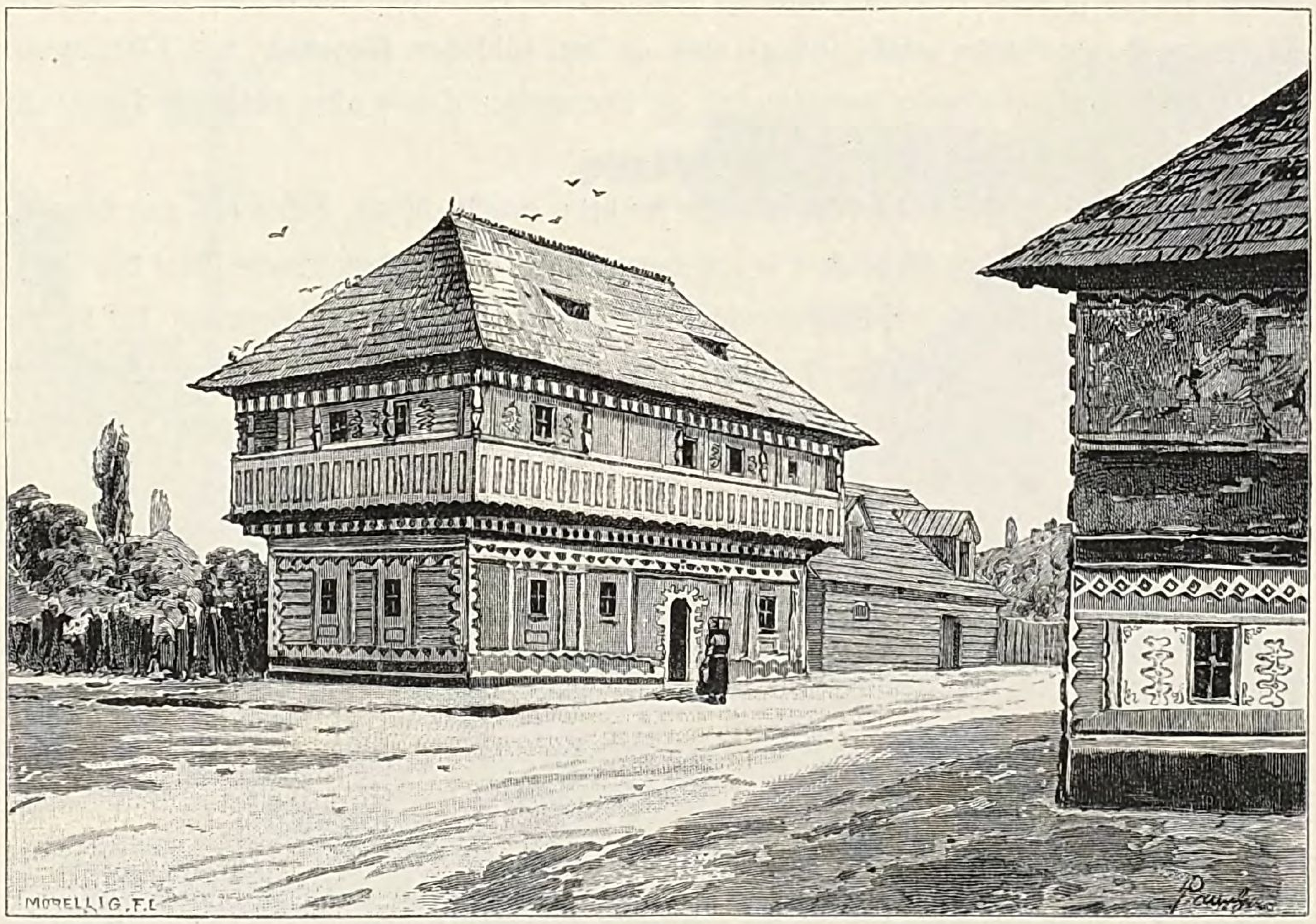
es trägt sein bitteres Los voll Vertrauen und Ergebung in den Willen Gottes und hat auf jeden Schlag des Schicksals nur die Antwort: „Gottes Wille geschehe." Wenn die Glocke der Dorfkirche ertönt und die Arbeiter auf dem Felde das Läuten hören, nehmen sie den Hut ab, lassen das Arbeitsgeräth ruhen und verrichten aufrecht oder kniend ihr Gebet. Und an kein Geschäft wird gegangen, ehe es nicht der Gnade des Herrn empfohlen worden.

Für Vaterland und Heimstätte empfindet der Slovake aufrichtige Liebe, und wenn ihn sein Schicksal noch so weit in die Fremde verschlägt, eilt er bei Gelegenheit gerne nach Hause. Ein slovakisches Sprichwort sagt: „Ein Stück Brod zu Hause ist besser, als eine ganze Kuh in der Fremde."

Die Heimat der Slovaken ist sehr mannigfaltig. Da gibt es Reihen hoher Gipfel, langer Bergketten und tiefer Thäler. Auf den Bergspitzen ragen hie und da Trümmer alter Burgen und verschönern das Bild, das die ewig schöne Natur gewährt. Am Fuße des Gebirges, oder auf den Höhenrücken, zwischen denen die tiefen Thäler sich einsenken, sind die weißen Häuser des Dorfes zwischen dichtbelaubten Bäumen verstreut. Die im Thal erbaute Ortschaft besteht in der Regel aus einer einzigen Gasse, und durch diese strömt unter Silberpappeln oder Linden auch der Gebirgsbach entlang.

Die Bauart und Einrichtung der Wohnhäuser ist in jeder Gegend anders. Am Rande des fruchtbaren Kleinen Alföld und weiter hinauf in den breiten Thälern sieht man auch hübsche Häuser aus Steinen und Ziegeln, deren Gassenfronte oder breites Thor oft mit primitiver, aber durchaus nicht geschmackloser Malerei geschmückt ist. Je höher hinauf in das nördliche Gebirge, desto kleiner und ärmlicher werden die meist hölzernen Hütten. Im allgemeinen ist die Form der Häuser ein längliches Viereck. Nach der Gasse hin haben sie zwei kleine Fenster. Der wohlhabendere Bauer hat größere Fenster, an der armseligen Hütte sind sie oft so klein, daß in der Stube ein stetes Halbdunkel herrscht. Längs des Hauses dehnt sich der Hof, den man durch ein Pförtlein unter dem ziemlich breiten Hausgang (podstienie) betritt. Der Boden des Hausganges ist etwas über das Niveau des Hofes erhöht; das Vordach ruht zuweilen auf einer Reihe hölzerner Säulen, so daß der Hausgang als gedeckter Corridor mit offener Vorderwand erscheint. Von diesem öffnet sich eine Thüre nach dem Flur, der zugleich als Küche dient, wo es in der Wohnstube keinen offenen Herd gibt. Vom Flur öffnet sich eine Thüre nach rechts und eine nach links; die eine führt in die Stube, die andere in die Kammer. In der Wohnstube steht gleich neben dem Eingang der Kachelofen oder der gewaltige Lehmofen. Wo der Flur als Küche dient, da wird auch ein Schornstein gebaut; wo aber der Ofen von innen geheizt wird, da geht der Rauch durch eine Öffnung auf den Dachboden und durch das Dach ins Freie. In einem solchen Hause füllt sich auch die Stube oft genug mit Rauch,

der sich nur langsam verzieht, weil die Fenster oft gar nicht zu öffnen sind. Der Ofen ist mit Bänken umgeben, deren Füße meist in den Stubenboden geschlagene Pfosten sind; sie dienen auch als nächtliche Liegerstatt, desgleichen die Decke des Ofens, wo die Kinder im Winter fast den ganzen Tag herumliegen. Neben dem Ofen sieht man an vielen Orten noch jetzt den sogenannten „Kozub", mit dem Holzspan, der, Abends angezündet, die Stube erhellt. Unter den beiden Gassenfenstern zieht sich eine lange Holzbank die ganze Zimmerbreite entlang. Vor der Bank steht, in einer Ecke der Stube, der schwere



Haus zu Csicsmán im Trentschiner Comitat.

Tisch aus Eichen oder Ahorn, in der anderen Ecke der Kleiderschrank und mitunter auch noch ein Bett. Im rückwärtigen Theile der Stube hängen ein oder zwei Stangen wagrecht unter der Stubendecke, und auf ihnen die Oberkleider der Hausleute. Die Stubenwände sind mit Heiligenbildern vollgehängt; neben der Thüre hängt der Weihbrunnen und daran der Rosenkranz, über der Thüre aber, oder an einer anderen geeigneten Stelle des Zimmers befindet sich das längliche Geschirrbrett, auf dessen Obertheil buntglasirte Thonschüsseln und Teller stehen, während an den Pflöcken unterhalb eine ganze Reihe von Krügen jeder Größe und Gestalt aufgehängt ist.

In manchen Ortschaften des Trentschiner und Árvaer Comitats, besonders im Trentschiner Dorfe Csicsmán, baut man auch stockhohe Häuser, um die sich rings ein

hängender Balkon zieht. Wird die Familie zahlreich, bringt der Bursche ein Frauchen ins Haus, oder geht er in das Haus seiner Frau wohnen (na pristupky), so bekommen die Jungen im Oberstock jedes eine kleine Kammer eingeräumt. Zuweilen befindet sich im Oberstock die Vorrathskammer der Bäuerin und die Kornkammer des Bauern, meist aber dient zu diesem Zwecke ein besonderes Gebäude auf der anderen Seite des Hofes. In den kleinen Städten des Oberlandes, wo die Häuser dicht aneinander stehen, bringt man zwischen je zwei Nachbarhäusern längs der Traufe einen Abflußkanal für das Regenwasser an; so ist das z. B. in Igló zu sehen. Statt der Bretterwand, die sich über der Gassenwand der Stube erhebt, pflegt man in den südlichen Gegenden des Oberlandes eine Wand aus Luftziegeln aufzuführen, an den meisten Orten aber wird das Hausdach auch auf der Gassenseite des Hauses abgeschrägt.

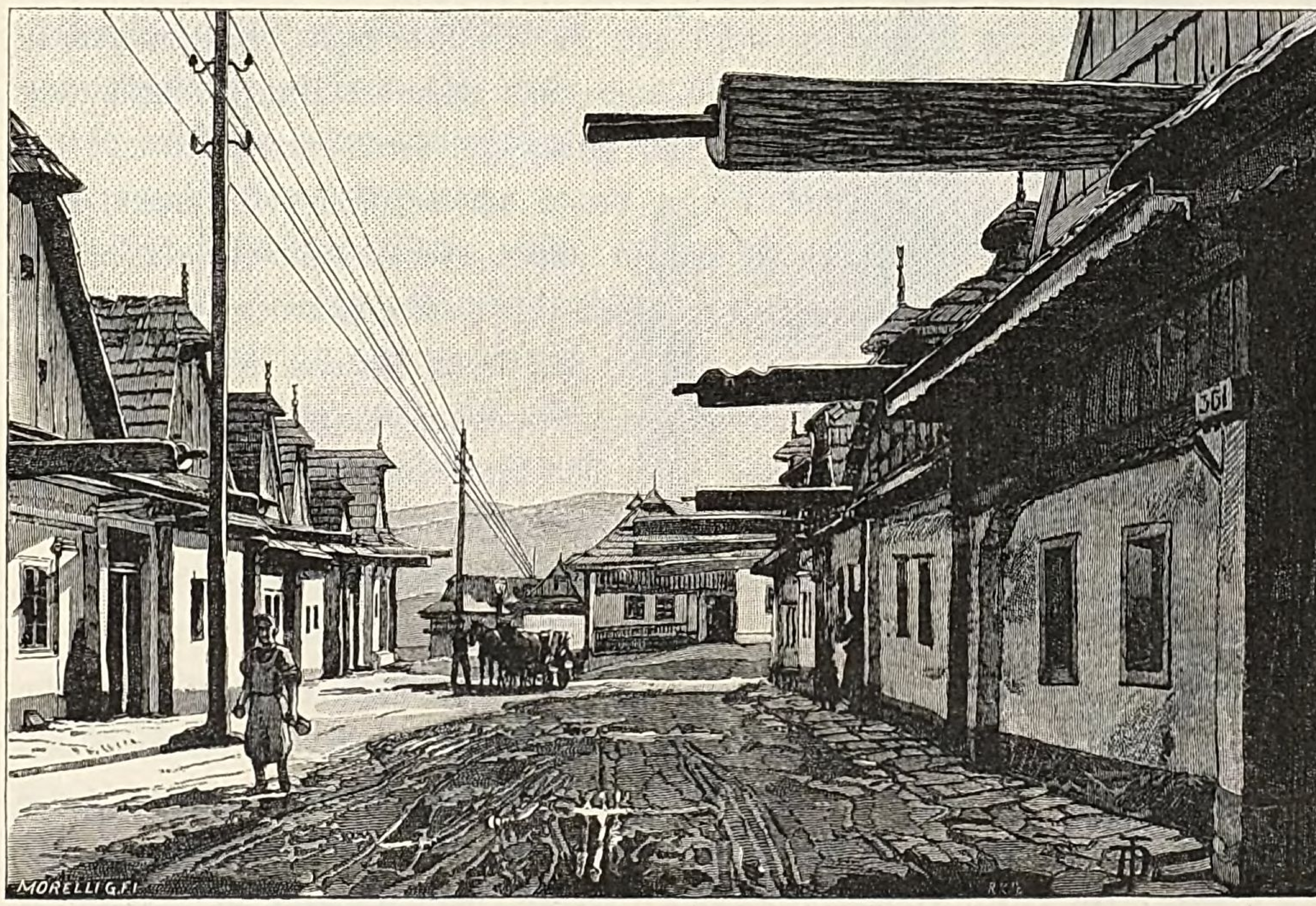
In der Fortsetzung des Wohnhauses befinden sich Viehstall, Schafstall und Wagenschuppen, am Ende des Gebäudes der Schweinestall. Hinter dem Hause liegt der Obstgarten, an dessen Anfang die Scheuer fürs Getreide steht. Der Gemüsegarten der Hausfrau und der Blumengarten der Tochter pflegt dem Hause vorgelegt zu sein und hat ein Lattengitter oder einen Zaun. In dem Straßengitter öffnen sich eine Thüre und ein Thor aus Brettern.

Oft wohnen drei, ja vier Familien in einem Hause; die Eltern leben mit ihren Kindern und Enkeln meist in einem Haushalt. Die Jungen begegnen den Alten gewöhnlich mit großem Respect. Die Alten bestimmen, was die Jungen zu thun haben, sie sorgen für alle Bedürfnisse der Familie und geben, so lange es irgend geht, die Macht nicht aus den Händen. Wenn aber die Alten einmal dahin sind, lockern sich in der Regel die Bande der Verwandtschaft, und dann ist der gestörte Hausfriede nur durch Besitztheilung wieder herzustellen.

Die Nahrung des Volkes ist selbst bei den Wohlhabenderen sehr frugal. Ihre hauptsächlichen Nahrungsmittel sind: Kartoffeln, Kraut, Mehlspeisen und Milch; in manchen Gegenden wird überdies viel Hirse und Buchweizen nebst Hülsenfrüchten genossen. Rindfleisch kommt nur an höheren Festtagen auf den Tisch. Das gewöhnliche Frühstück besteht aus Einbrennsuppe und Brod; Mittags ißt man Hirsebrei und Mehlspeise oder Gemüse, zuletzt Suppe. Von dem für Mittag Gekochten bleibt in der Regel noch ein Abendessen übrig. Branntwein fehlt selten, ja er ersetzt häufig die gekochte Nahrung. Das Essen ist gemeinsam. Die Familienglieder essen am Tische stehend oder auf den Bänken am Tische sitzend aus der gemeinsamen Schüssel, die in die Mitte des Tisches gesetzt ist. Auf Tellern wird gewöhnlich nur den Kindern die Speise zugetheilt. Der erste Löffel voll gebührt dem Familienhaupt, auch trinkt er zuerst aus der langhalsigen Branntweinflasche, die dann von Hand zu Hand herumgeht. Vielfach ist es Sitte, daß sich die Hausfrau

nicht zu Tische setzt, sondern auch während der Mahlzeit am Herde bleibt und dort aus dem Kochtopf ißt. Das Brod bleibt gewöhnlich auch nach der Mahlzeit, mit einem Brodtüchlein bedeckt, auf dem Tische liegen oder es wird in die Tischlade gethan, so daß jeder, wie er eben hungrig wird, sich ein Stück abschneiden kann, und auch für etwa vorsprechende Bekannte jederzeit eine Schnitte Brod verfügbar sei. Der Slovake verzehrt sehr viel Brod und daher mag auch sein magyarischer Scherzname „Brodslovake“ kommen.

Das slovakische Volk liebt Geselligkeit und Geplauder, wenn nicht dringende Feld- oder Hausarbeit vorliegt. Daher besuchen sich die Nachbarn fleißig, an langen Winter-



Slovakische Häuser in Igló, Zipser Comitat.

abenden, wie an Sonn- und Feiertagen; im Winter wird in der warmen Stube geschwätzt, im Sommer sitzen sie auf der Bank vor dem Hause oder im Hausgang. Öffentliche Angelegenheiten werden meist im Wirthshause besprochen, wo die Männer nicht durch das Weibsvolk gestört sind; da werden die Angelegenheiten der Gemeinde aufs strengste durchgesiebt, Verträge geschlossen, gemeinsame Arbeiten unternommen, und auch der Kauftrunk, ohne den der Slovake keinerlei Arbeit übernimmt, findet da statt. Wenn sie dann zum Zwecke der Legalisirung auf dem Gemeindehause oder in der Wohnung des Richters erscheinen, pflegen sie bereits mit der fertigen Sache hervorzutreten. Schlägereien, Diebstähle kommen selten vor. Die Einwohner der Ortschaft leben gewöhnlich in gutem

Einvernehmen, nehmen einer an des Anderen Schicksal mit aufrichtigem Wohlwollen theil, und stößt dem oder jenem ein Unglück zu, so helfen ihm die Übrigen gern, jeder Einzelne nach seinen Verhältnissen.

Volksgebräuche. Es gibt keine festliche Gelegenheit, bei der das slovakische Volk nicht an gewissen Förmlichkeiten festhielte. Bei jeder Zusammenkunft werden die alten Bräuche eingehalten, deren Übung auch unverändert von Geschlecht zu Geschlecht weitergegangen ist.

Betritt man ein Haus und sieht, daß eine Ecke der Stube durch weiße Leinentücher, die von der Decke bis zum Boden reichen, isolirt ist, so weiß man sofort, daß sich die Familie um ein neues Mitglied vermehrt hat. In dem Bette hinter den Leinentüchern liegt die Mutter mit ihrem neugeborenen Kinde, und neben das Bett sind verschiedene Speisen hingesetzt, die Tag für Tag von der Gevatterin, der Verwandschaft und den Nachbarn für die Wöchnerin geschickt werden. Neben den Schüsseln voll Krapfen, Eierspeise und Kuchen steht da auch die Flasche mit Zucker- oder Honigbranntwein, die die Wöchnerin allen Besuchern anbietet. Tritt ein Mann ins Zimmer, so stellen sich die Weiber vor die Leinentücher hin, zum Zeichen, daß da kein Mann hingehen darf, die schlaue Hebamme aber hascht dem Manne seinen Hut weg, den er dann auslösen muß.

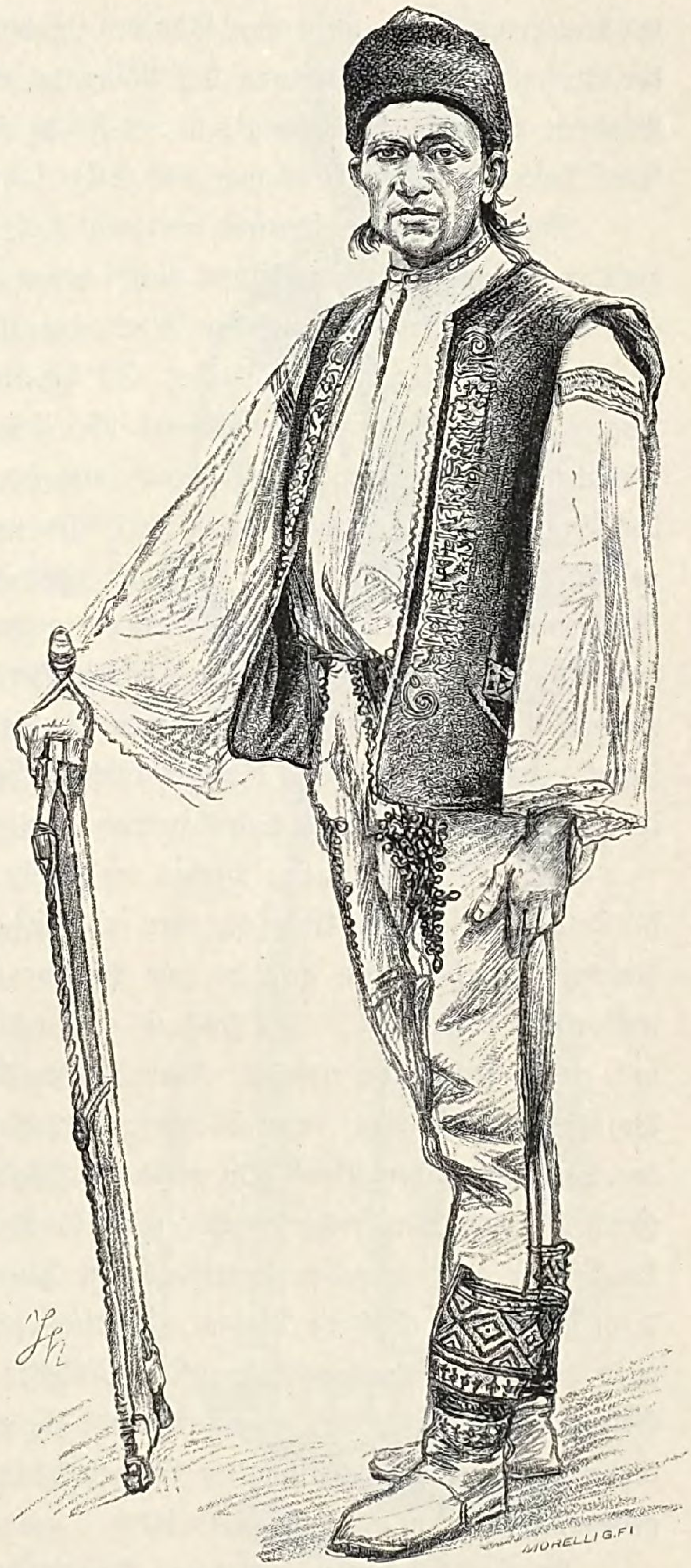
Wenn die Hebamme das Kind zum ersten Mal badet, wirft der Vater einige Geldstücke in das Bad, um das Kind von ihr loszukaufen; die Weibsleute des Hauses aber thun einen Brodlaib auf den Tisch und decken ihn mit einer Reuter zu, damit das Kind brav sei und rasch gedeihe.

Am zweiten, selten am dritten Tage nach der Geburt findet die Taufe statt. Auf dem Wege zur Kirche trägt gewöhnlich die Gevatterin das Kind, auf dem Rückwege aber die Hebamme, die im Eintreten bei den Eltern die Worte spricht: „Einen Heiden haben wir hinweggetragen, einen Christen haben wir zurückgebracht.“ Dann legt sie das Kind auf den Tisch und fordert die Anwesenden auf, „wer von ihnen das Kind am meisten liebe, möge es zu seiner Mutter hintragen“. Der Vater weiß, was seine Pflicht ist, und läßt sich auch Niemanden zuvorkommen. Ist das Neugeborene ein Mädchen, so eilt man mit ihm nach der Kirche, damit es noch vor der Messe getauft werde, denn dann kommt es bald unter die Haube. Am Abend des Tauftages wird das Kind nicht gebadet, damit es nicht sterbe. Die zur Taufe geladenen Gevatterinnen und Nachbarinnen richten einen großen Schmaus an und nehmen sich von den überallher zusammengetragenen Speisen noch nach Hause mit

Die Wöchnerin liegt 14 bis 21 Tage in der „Ecke der Stube“ (v kúte), dann steht sie auf und geht in die Kirche zur „Weihe“, und wenn sie von da nach Hause kommt, werden die das Bett verhüllenden Leinentücher abgenommen. Von nun an geht die

Hausfrau ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach und legt ihr Kind in die Wiege. Statt der Wiege wird häufig eine Schaukel benützt; um eine solche herzustellen, bindet man an eine wagrecht über dem Bette hängende Stange ein Leintuch, legt ein oder zwei Pölster hinein, und das ist Alles. Ein solche Schaukel ist beliebter als eine Wiege, weil man sie leicht von einem Orte an den anderen tragen kann, aber auch, weil sie das Kind nicht rüttelt und es nicht so leicht herausfallen kann.

Die slovakischen Eltern lassen ihren Kindern alle erschwingbare Pflege angedeihen. Mit 13 bis 14 Jahren tritt das Mädchen, mit 15 bis 17 Jahren der Bursche schon in die Dorfjugend ein. Das Mädchen wird nun zum erstenmal in die Spinnstube mitgenommen, der Bursche aber beginnt an den Spielen und Zeitvertreiben der Dorfjugend theilzunehmen. An vielen Orten ist es Sitte, daß die in die Gesellschaft eingeführten Jungen ihre Genossen bewirthen; das Mädchen gibt Äpfel, gedörrtes Obst, Nüsse oder Haselnüsse, der Bursche wartet seinen Kumpanen mit etlichen Flaschen Getränk auf. Die häufigen Zusammenkünfte der Jugend beider Geschlechter bieten reichlich Gelegenheit sich kennen zu lernen. Der Bursche begleitet das Mädchen in die Spinnstube, an Markttagen kauft er ihr Lebkuchen, ein Tüchlein, einen Ring; das Mädchen erwidert die Gabe mit einem gestickten Taschentuch, mit Blumen. Samstag und Sonntag Abends besucht der Bursche sein Liebchen und sie bleiben oft bis Mitternacht auf der Bank



Slovakischer Bauer in Trentschin-Teplitz.

vor dem Hause sitzen, meist aber plaudern sie nur durch das Fenster. Am ersten Mai stellt der Bursche vor der Wohnung des Mädchens einen Maibaum auf, den er mit bunten Bändern und Tüchern behängt; in der Frühe ziehen die Burschen mit Musik durch das Dorf, halten bei jedem Maibaum, und Jeder führt sein Liebchen zum Tanz.

Nachdem sich der Bursche überzeugt hat, daß er im Hause des Mädchens wohlgelitten ist, und auch seine Eltern nichts gegen das Mädchen einzuwenden haben, wird eine weibliche Verwandte zu den Eltern des Mädchens entsendet, um zu erfahren, ob sie sie ihm zur Frau geben wollen. Ist die Antwort bejahend, so geht nach einigen Tagen der Bursche mit seiner Mutter oder seinem Vater, zuweilen mit mehreren Verwandten, auf Brautschau. Kurz darauf folgt die Brautwerbung, bei der der Beistand des Bräutigams in langer, meist gereimter und reichlich mit biblischen Gleichnissen gespickter Rede die Eltern um die Hand ihrer Tochter bittet, worauf der Beistand des Mädchens mit einem ähnlichen Carmen antwortet. Der Bräutigam übergibt seiner Braut die mitgebrachten Geschenke: Tüchlein, Corduanstiefel oder sonstige Kleidungsstücke, worauf die Braut dem Bräutigam meist ein zierlich gesticktes Hemd und einen Blumenstrauß verehrt. Hierauf folgt der Austausch der Ringe. Von nun an fühlt sich der Bursche im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters heimisch und hilft ihm oft bei der Feldarbeit.

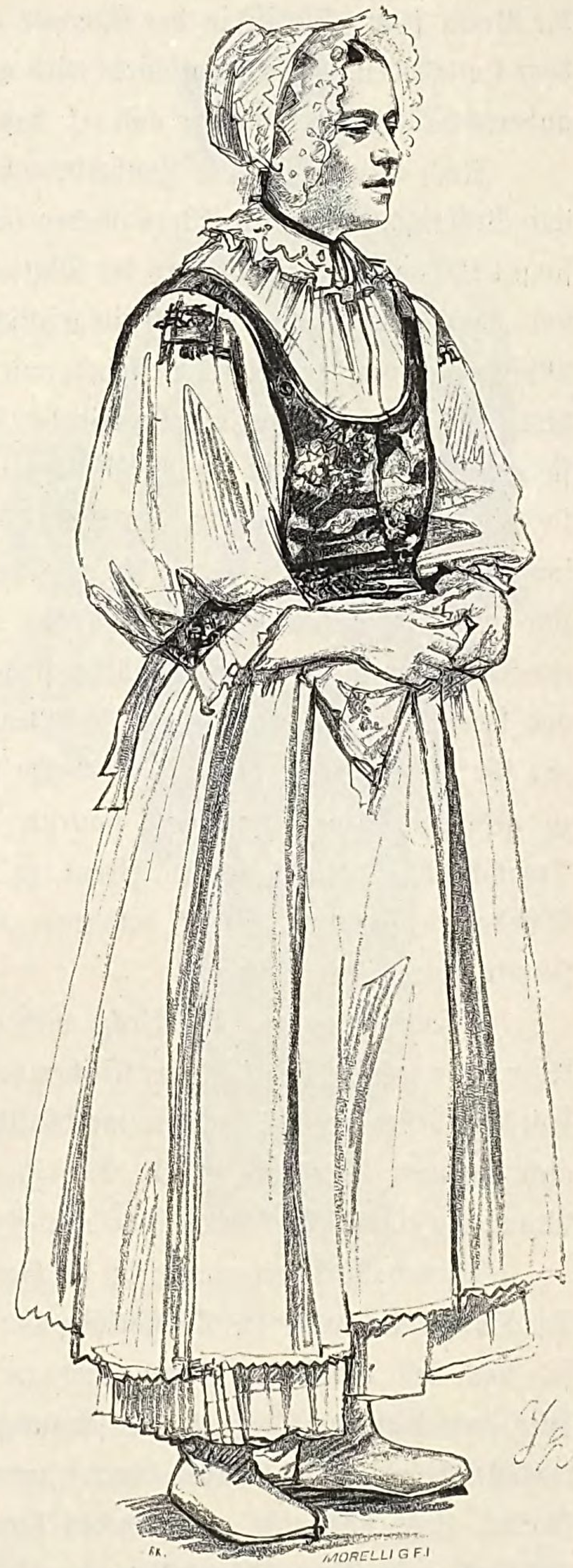
Die meisten Heiraten werden im Herbst (October, November) geschlossen, wenn die Feldarbeit schon zu Ende ist, oder im Fasching. Während der drei Wochen, bis das Pärchen aufgeboten ist, geht es zum Pfarrer in den „Katechismus", die Alten aber treffen Vorbereitungen für die Hochzeit, zu der die Brautführer (družba) die Verwandten und guten Bekannten einladen. Dem seinem Amte obliegenden Brautführer steckt die Brautjungfer (družika) einen hübschen Strauß an den Hut oder Rock und schmückt ihm den Stock mit rothem Band. Die geladenen Gäste bringen dem jungen Paare verschiedene Geschenke dar. Die Hochzeitmutter (široká) schickt der Braut gewöhnlich eine hübsche Haube, die anderen geben Getreide, oder häusliches Geräth, Geschirr, Geflügel und dergleichen. Die Hochzeit beginnt eigentlich schon am Abend vor der Trauung; da wird der Brautkranz gewunden. Die Mädchen, von denen die Braut sich bei dieser Gelegenheit verabschiedet, singen rührende Lieder, in denen sie die Tugenden der Frau verherrlichen. Die Hochzeitmutter bewirthet die Anwesenden mit frischem Kuchen und heißem, gezuckertem Branntwein (hriate).

An manchen Orten erfolgt das Kranzbinden frühmorgens am Trauungstage selbst, und zu diesem Zwecke versammeln sich die Brautjungfern und weiblichen Verwandten schon um Tagesanbruch im bräutlichen Hause. Später, aber noch vor der Messe, treffen nach und nach auch die übrigen Gäste ein. Die Gäste des Bräutigams versammeln sich in seinem Hause. Die beiden Gastgesellschaften begeben sich entweder getrennt zur Trauung,

oder der Bräutigam begibt sich mit seinen Gästen gleichfalls nach dem Hause der Braut, und die ganze Gesellschaft geht dann zusammen zur Kirche.

Während der Vorbereitungen wird die Braut in ihrer Schlafkammer angekleidet. Die Mädchen singen unterdessen Gelegenheitslieder, die Braut aber weint bitterlich. All das ist mit hundertfältigem Zauberspuk umgeben. In den Comitaten Trentschin und Neutra flicht man in den aus Rosmarin gewundenen Kranz ein Zweiglein des süßen Apfelbaumes ein, damit das eheliche Leben der Braut süß werde. Im Turóczer Comitat steckt man der Braut, während ihr der Kranz aufgesetzt wird, ein Korn von jeder Getreideart in den Mund; das wird sie zur guten Hausfrau machen. An manchen Orten wird die Braut bei diesem Anlaß auf eine Wasserkufe oder einen Mörser gesetzt, und sobald sie aufsteht, setzt sich eine der Brautjungfern hin, die dann im Laufe eines Jahres heiraten wird.

Wenn der Brautführer mit der Botschaft zurückkommt, daß im Hause der Braut schon alles in Ordnung ist, macht sich der Beistand auf den Weg dahin und die Hochzeitsgesellschaft (družina) folgt ihm auf dem Fuße. Eine Musikbande geht voran. Im Brauthause empfangen die Brautjungfern die Ankömmlinge mit Gesang und führen sie in die Stube. An manchen Orten jedoch finden die Gäste des Bräutigams die Stubenthüre geschlossen, sie öffnet sich erst auf wiederholtes Pochen des Beistandes, und der Beistand der Braut fragt die Ankömmlinge, was ihr Begehr sei. Darauf antwortet der Beistand des Bräutigams mit einer lang ausgesponnenen und oft scherzhaften Rede, und dann gehen alle in die Stube, wo nur noch



Frau aus der Gegend von Zay-Ugrócz.

die Braut fehlt. Sie ist in der Kammer versteckt, oder in der Nachbarstube, oft gar auf dem Hausboden. Der Brautführer wird ausgesandt sie zu suchen, der aber absichtlich ein anderes Mädchen hereinführt und erst das dritte Mal die Braut selbst herbeischafft.

Noch dieser und jener Zauberbrauch, dazu einiges Gläserklirren, dann knien Braut und Bräutigam vor den Eltern nieder und bitten um ihren Segen, die Brautjungfern singen Lieder, die den Schmerz der Mutter beim Abschied von ihrer Tochter behandeln, und dann macht sich die Hochzeitsgesellschaft zum Kirchgang auf. Voran schreiten mit Musikbegleitung die beiden Beistände mit dem Bräutigam und den männlichen Gästen, hinter ihnen die Hochzeitmutter mit der Braut und den weiblichen Gästen; oder auch sie gehen paarweise und die Braut schreitet zur linken Seite eines Brautführers, wobei sie jedes den Zipfel eines rothen Tüchleins gefaßt halten. Die Brautführer begeben sich ins Pfarrhaus und übergeben die mitgebrachten Geschenke, wobei sie den Pfarrer bitten, sich in die Kirche zu bemühen und das Pärchen zu vereinen. Die Hochzeitsgesellschaft wartet vor der Kirche und die Mädchen singen Gelegenheitslieder. Bevor sich die Brautleute vor den Altar begeben, trachtet die Braut dem Bräutigam auf die Hacken zu treten, um ihn im Leben zu beherrschen. Beide sind dann bestrebt, gleichzeitig vor den Altar zu gelangen, denn wer zuerst hintritt, wird zuerst sterben. Im oberen Theile des Trentschiner Comitats hält die Braut, so lange sie vor dem Altar steht, eine Nelke im Munde, die sie, wenn sie sich entfernen, dem Bräutigam in den Mund steckt; das sichert sie vor Untreue des Gatten.

Beim Austritt aus der Kirche wird die Hochzeitsgesellschaft von der Musik begrüßt. Aber schon wenige Schritte vom Kirchenthor hält der Hochzeitszug vor einem aus farbigen Bändern bestehenden Schranken, wo die Mädchen des Dorfes keinen durchlassen, der ihnen nicht ein paar Geldstücke schenkt. Der Zug begibt sich gewöhnlich nach dem Hause der Braut, wo ein Gastmahl stattfindet, und schließlich ist im Wirthshause ein Tanz.

Tags darauf versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft im Hause der Braut nochmals. Die Hausleute packen die Ausstattung der Braut auf einen Wagen und der Zug bewegt sich nach dem Hause des Bräutigams, zu Fuße oder zu Wagen, je nach der Entfernung. Hier empfängt der Beistand des Bräutigams den Zug und fragt zunächst die Braut, was sie ihnen gebracht habe; darauf antwortet diese: Gesundheit, Glück und den Segen Gottes. Jetzt überreicht an manchen Orten der Beistand des Bräutigams der Braut Geschenke: ein Paar glänzende, neue Stiefel, in deren einem sich Silbergeld, in dem anderen eine hübsche Schürze befindet. Dagegen verlangt auch er von der Braut ein Geschenk für den Bräutigam, „damit er habe, worauf das müde Haupt niederzulegen“. Daran hat die Braut auch nicht vergessen; sie gibt ihm ein ganzes Bett voll Pölster nebst Federbett.

Abends nimmt man der Braut den Kranz vom Kopfe. Bei dem darauf folgenden Abendessen verehrt sie den Gästen verschiedene Kleinigkeiten, was diese erwidern, indem sie Geld in einen auf dem Tische stehenden Teller oder in die Schürze der Braut werfen.


Slovakischer Drathbinder aus Rovne.

Der Tanz wird bei der Hochzeit gewöhnlich durch das junge Paar eröffnet (brautsy tanec). Während der ganzen Tanzunterhaltung herrscht ein Wetteifer unter den Burschen, die Braut recht in Schwung zu bringen. Der häufigste Tanz ist der Csárdás. Von den slovakischen Originaltänzen ist an manchen Orten der strašiak gebräuchlich, der nach Art der Schnellpolka getanzt wird, doch mit dem Unterschiede, daß die tanzenden Paare von Zeit zu Zeit innehalten, mit dem Fuße einmal aufstampfen, einmal in die Hände klatschen, einander scheinbar bedrohen und dann sich weiter drehen. Nicht minder interessant ist der Tücheltanz (ručnikový tanec). Dabei breiten sie ein Tüchel auf den Boden und stellen auf die beiden Ränder brennende Kerzen, diese umtanzt jedes Paar einigemale, worauf Tänzer und Tänzerin niederknieen und sich küssen. Findet die Tanzunterhaltung im Freien statt, so wird auch, besonders wenn ein Dudelsack die Musik macht, gerne der Hajdukentanz (odzemok, pozabučky) getanzt.

Der Tanz ist ein Lieblingsvergnügen der slovakischen Jugend. Im Fasching namentlich sorgen die Burschen des Dorfes dafür, dass jeder Sonntag sein Tänzchen habe. An den beiden letzten Tagen des Faschings gehen die Burschen von Haus zu Haus, wo es Mädchen gibt, und holen diese zu einem letzten Tanz, ehe der Aschermittwoch ein Ende macht; sie nennen diese Unterhaltung hejnó. Am Aschermittwoch pflegen die

Burschen einen Maskenzug zu veranstalten. Einer trägt eine Laterne, ein anderer schleppt einen großen Holzklotz und die übrigen folgen ihnen als komische Figuren in Vermummungen. So durchziehen sie das Dorf und halten vor jedem Hause, wo ein erwachsenes Mädchen ist, das an den Unterhaltungen des Faschings theilgenommen hat.

Am Tage Josephi (19. März) beginnt der Frühling. Wer an diesem Tage übers Feld geht, trachtet ein Blümlein oder wenigstens ein Haselnußkätzchen heimzubringen, als Zeichen, daß der Frühling in's Land gekommen. Am Palmsonntag gehen an vielen Orten die kleinen Mädchen mit frisch aufgeschossenen Baumzweigen von Haus zu Haus; an den Zweigen haben sie kunterbunte Zeugstückchen, Bänder und mit Binsenmark umwundene farbige Eierschalen befestigt; dazu singen sie ein Lied über das Leiden Christi. Am Gründonnerstag bringen in manchen Ortschaften die Hirten in jedes Bauernhaus einen Haselnuß- oder Hagedornzweig, mit dem dann der Bauer sein Vieh auf die Weide treibt. In mancher Gemeinde erfolgt der Austrieb des Viehes schon am Gründonnerstag, wenn auch die Gegend noch von Schnee bedeckt ist. Stark im Schwange sind die Osterbegießungen. Die Mädchen haben nichts dagegen einzuwenden, wenn die Burschen ihnen ein paar Butten Wasser über den Körper gießen oder sie in den das Dorf durchströmenden Bach tauchen, wo nicht gar unter das Auslaufrohr des Brunnens halten. Je gründlicher die Begießung, desto eher folgt darauf die Hochzeit.

Zu Georgi (24. April) wandelt an manchen Orten die Dorfjugend mit brennenden Fackeln singend durch das sprießende Grün der Felder. Den Abend vorher aber werfen die Mädchen Kränze in den Bach, und ziemlich weit unterhalb fischen die Burschen die Kränze heraus und prophezeien danach, welches Mädchen jedem zufallen werde.

Am Vorabend des Tages St. Johanns des Täufers wird auf dem Felde das Johannisfeuer angezündet. Das junge Volk sucht im Dorfe möglichst viel alte Besen zusammen, bestreicht sie mit Wagenschmiere und zieht damit aufs Feld. Dort wird ein großes Feuer gemacht, die Besen werden in Brand gesteckt und es findet mit ihnen rings um das lodernde Feuer ein ganzer Fackelzug statt, wobei Gelegenheitslieder gesungen werden. Die muthigeren Bursche treten einzeln aus der Reihe heraus und springen über die hoch auflodernden Flammen weg. Die Alten sehen vom Rande des Dorfes zu, wie die Jugend sich unterhält.

Nach Beendigung der Ernte bewirthet jeder Bauer seine Feldarbeiter, und das nennen sie homola. Die Arbeiter winden einen Kranz aus Feldblumen und etlichen Ähren von jeder Getreideart. Einer von ihnen setzt sich ihn auf und um die Abenddämmerung zieht die ganze Gruppe nach dem Hause des Bauern. Wenn sie dort eingetroffen sind, begießt die Hausfrau den Träger des Kranzes mit Wasser, damit das Getreide rein sei; hierauf hält einer der Arbeiter eine Anrede an den Bauern und

überreicht ihm den Kranz, den er gewöhnlich unter dem Thore oder an einem Nagel der Hauswand aufhängt; da bleibt er oft bis zur nächsten Ernte hängen.

Am Tage St. Andrä (30. November) gießen an manchen Orten die Mädchen Blei ins Wasser und suchen aus der Form desselben zu errathen, wer ihr Bräutigam sein wird. Auch am Weihnachtsabend gießen die jungen Leute vor der Mette Blei und wahrsagen daraus.

Am Katharinentage (25. November) schneidet das Mädchen einen Zweig vom Kirschbaum, taucht ihn in Wasser und begießt ihn täglich, um zu Weihnachten einen Buschen zu haben, mit dem sie sich für den Kirchgang schmückt.

Am St. Niklastage (6. December) vermummen sich die Bursche, besuchen die Familien der Reihe nach und bringen den Kindern gedörrtes Obst, Haselnüsse, Nüsse, wenn aber ein Kind nicht beten will, schlagen sie es leicht mit einer Geißel.


Frau eines slovakischen Drahtbinders in Rovne.

Am Tage Adam und Eva (24. December) fasten die erwachsenen Familienmitglieder den ganzen Tag, Abends jedoch wird selbst bei den Ärmsten ein großes Essen angerichtet, bei dem es nicht an Mohnmehlspeise und Pilzsuppe fehlen darf. Unter den Fenstern der Wohlhabenderen erscheinen alsbald die Kinder der ärmeren Familien und singen Weihnachtslieder. Zu Beginn des Abendessens bestreicht die Hausfrau die Stirnen ihrer Kinder mit Honig, damit die Menschen sie nicht weniger lieben sollen, als die Bienen den Honig. Der Hausherr sucht den schönsten Apfel aus der Schüssel heraus, zerschneidet ihn in so viele Schnitten, als Personen am Tische sitzen, und gibt jeder eine. Wer eine Schnitte erhält, in der der Kern unverletzt geblieben, der wird das ganze Jahr gesund sein, in wessen Schnitte aber der Kern zerschnitten ist, der wird bis zu den nächsten Weihnachten kränkeln, ja vielleicht sterben. Während des Abendessens wirft die Hausfrau wiederholt Erbsen über ihren Kopf nach hinten und läßt sie durch ihre Hühner aufpicken, damit sie viel Eier legen. Die heirats-

fähigen Mädchen aber knacken eine Nuß, nehmen den Kern heraus und lassen während des Abendessens von jeder Speise ein Tröpfchen in die leere Nußschale fallen; dann binden sie die beiden halben Nußschalen fest zusammen und legen sie unter ihr Kopfkissen, damit sie im Traum erfahren, wen sie heiraten werden. Nach dem Abendessen kehren die heiratsfähigen Mädchen die Stube aus, tragen den Kehricht auf den Kreuzweg und passen dort auf, von welcher Seite Hundegebell erschallen wird, denn von dieser Seite wird ihnen auch der Bräutigam kommen. Der schönste Weihnachtsbrauch ist jedenfalls das Weihnachts-Hirtenspiel, wobei fünf oder sechs junge Leute in Hirtentracht die Geschichte von Bethlehem in dialogischer Form vortragen und zwischendurch Gelegenheitslieder singen. Ähnlich gehen am Dreikönigstage die heiligen drei Könige umher.

Die Heilung der Krankheiten versucht das Volk in erster Reihe durch Hausmittel. Frauen und Mädchen tragen immer einen Buschen Heilkräuter vom Felde heim und heben sie sorgfältig auf. Bleibt das Heilkraut ohne Erfolg, so wird das Übel besprochen, beschworen. Von den Methoden des Besprechens sei die folgende erwähnt: Man legt ein kleines Kaninchen unter das Federbett zu Füßen des Kranken, pflanzt in zwei Enden des Bettes zwei Haselstecken auf, legt über sie kreuzweise einen dritten und deckt über diesen ein Leintuch aus schwerer Hausleinwand. Der Besprecher beräuchert nun den Kranken zuerst mit dem Rauche verschiedener dürrer Heilkräuter, und sagt dann den gebräuchlichen Beschwörungsspruch her, der mit dem Namen Christi beginnt und mit dem Wunsche schließt, daß die Krankheit aus dem Körper des Patienten in das zu seinen Füßen liegende Kaninchen fahren möge. Wieder anderer Hokuspokus kommt bei der Krankenpflege vor. So legt man eine Axt mit der Schneide nach oben vor das Bett des Kranken, oder ein Gebetbuch unter sein Kopfkissen; der Kranke muß das Hemd von links her anziehen; auch Blei wird über seinem Kopfe gegossen. Wer an Zahnschmerzen leidet, berührt im Frühjahr, wenn er das erste Mal donnern hört, seine Zähne mit kaltem Eisen u. s. w. Schwerkranke werden von Nachbarn und Verwandten fleißig besucht und jeder gibt einen guten Rath. Und diese Rathschläge finden bei den Hausleuten oft mehr Anklang, als die Weisungen des Arztes. Für Schwerkranke läßt man in der Kirche beten. Um das Bett des Sterbenden versammelt sich die Verwandtschaft, ein Mitglied der Familie zündet eine geweihte Wachskerze an und hält sie dem Kranken so nahe, daß er sie mit der Hand berühren kann; die Familienmitglieder knien am Sterbebette nieder und beten, während zugleich Jemand entsendet wird, um das Zügenglöckchen zu läuten.

Der Todte wird in seinen Feiertagskleidern aufgebahrt. Den Mädchen wird das Haar auseinander gekämmt und ein Kranz aufgesetzt. Die Dorfbewohner finden sich ein, um den Todten zu sehen; jeder Besucher kniet nieder und sagt ein kurzes Gebet, wobei er ein Heiligenbildchen auf die Leiche legt, die denn auch, bis sie in den Sarg gelangt,

ganz mit Heiligenbildern bedeckt ist. In den Sarg legt man den Todten mit demselben Leintuch, auf dem er bei der Aufbahrung lag. Tag und Nacht wird an der Leiche gewacht und gebetet. An vielen Orten kochen die Hausleute nicht, so lange der Todte aufgebahrt liegt, und die Nachbarn versehen sie mit Nahrung. In manchen Gemeinden steckt man dem Todten ein paar kleine Münzen in die Westentasche, damit er im Jenseits Geld auf Kerzen habe, sonst müßte er drüben seine Finger statt Kerzen anzünden. Auf die Beerdigung folgt ein Leichenschmaus.

Die Beschäftigung des slovakischen Volkes. Die Hauptbeschäftigung der Slovaken im Oberlande ist Ackerbau und Viehzucht; doch ist das Fleckchen Boden, das eine Familie besitzt, meist mager und bringt nicht so viel hervor, als zum Leben nothwendig ist. So muß sich das Volk nach anderweitigem Erwerb umsehen und wandert auch in ferne Gegenden aus, um durch seine Hausirgewerbe oder als Taglöhner Geld zu verdienen.


Slovakischer Fenstereinschneider aus Trentschin.

Die bekannteste Figur unter den slovakischen Hausirern ist der Drahtbinder. Die meisten Drahtbinder stammen aus dem nördlichen Theile des Trentschiner Comitats, doch kommen sie in beträchtlicher Anzahl auch aus den ärmeren Gemeinden der Comitate Árva, Zips und Sáros.

Ehe der Drahtbinder sich auf die Wanderschaft macht, hängt er sich den Schnappsack um, der mit etlichen Reihen Messingknöpfen und einem Kreuzchen aus Messing verziert ist, ergreift den massiven Wanderstab und geht in die Kirche, sein Gebet zu verrichten. Von der Kirche geht er auf die Pfarre, dann besucht er den Notar, den Cantor-Schulmeister

und den Richter, um sich von ihnen allen zu verabschieden. Dem Volksbrauche nach, zu dem sich noch allerlei Aberglaube gesellt, muß Jeder, von dem der Drahtbinder Abschied nimmt, ihm ein paar Groschen in den Schnappsack werfen. Dieses Geld zahlt er mit Zinsen zurück, wenn er aus der Welt heimkehrt. Während der Drahtbinder im Dorfe seine Abschiedsgänge macht, sind die Weibsleute seines Hauses emsig beschäftigt, seine Wegzehrung zu bereiten, Kuchen zu backen, gezuckerten Branntwein zu kochen; denn wer auf die Wanderschaft geht, muß mit vollem Korbe hinausgeleitet werden, damit er mit voller Tasche heimkehre. Wenn so Alles bereit ist, nimmt sein Weib oder seine Schwester den Korb voll Kuchen auf den Rücken, er sagt der Familie Lebewohl, macht ein Kreuz, und sie schreiten langsam zum Dorfe hinaus. Vor der Heiligenstatue oder dem Kreuze am Ende des Dorfes knien beide nieder und verrichten ein kurzes Gebet, dann gehen sie plaudernd weiter bis an die Gemarkung der Gemeinde. Dort nimmt er Abschied von Weib, Mutter oder Schwester, die ihn begleitet hat. Der Gatte gibt seiner Frau gute Rathschläge; sie bestimmen, wem die Frau das Briefschreiben übertragen, wie sie die Wirthschaft führen und wie viel sie jedem von dem Gelde geben soll, das er heimsenden wird. Eine besonders wichtige Angelegenheit ist das Briefschreiben. Der Drahtbinder kann selten einen Brief vom Hause erhalten; Wochen, ja Monate vorher muß er mittheilen, wohin man den Brief postlagernd senden soll, damit er auf dem bezeichneten Postamte danach fragen kann. Er opfert sich für seine Familie auf und fordert als Dank zärtliche Liebe, darum will er es in dem Briefe mindestens zweimal lesen, daß Weib und Kind und die Übrigen ihm hunderttausend Küsse senden. Das folgende Liedchen, dessen Verfasser vermuthlich „rastelbindend" die Welt durchwandert, ist charakteristisch für den Drahtbinder aus dem Oberland:

Drahtbinder, Drahtbinder, wilden Gänsen gleiche,
Immer müßt ihr wandern durch die fremden Reiche,
Unterm Kopf den Ranzen, 'nen Sack auf den Füßen,
Träumt ihr doch nur immer von dem Heim, dem süßen.

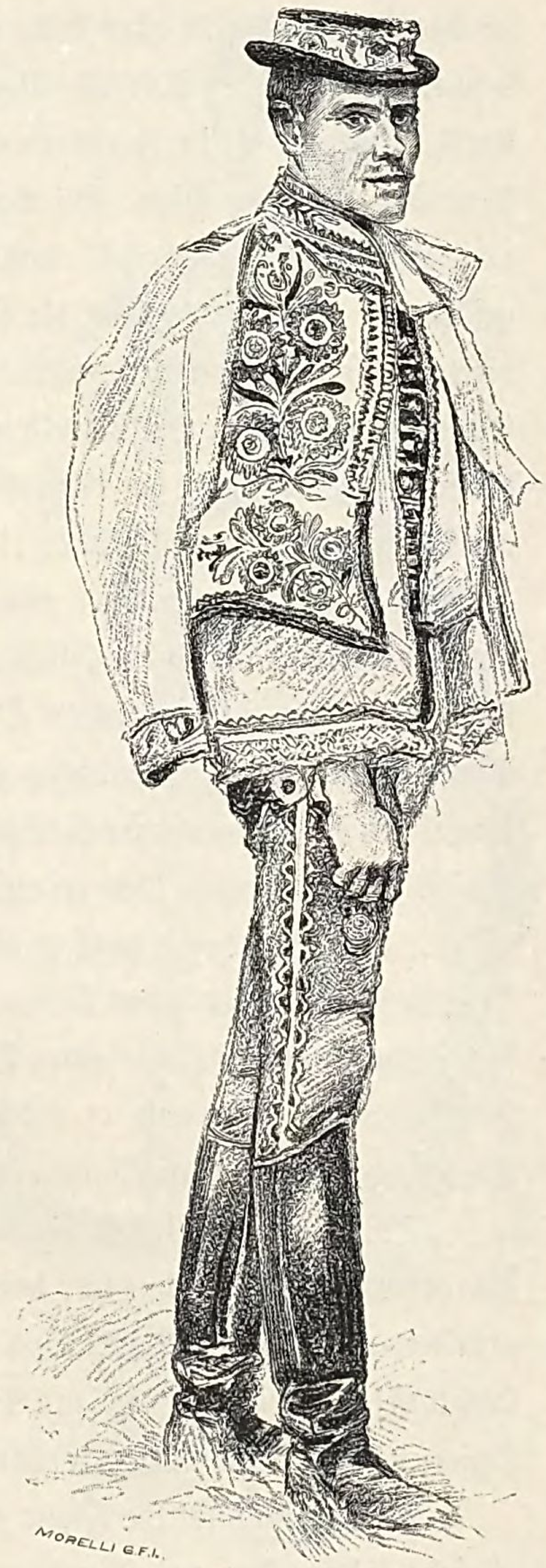
Der heißeste Wunsch des Drahtbinders ist, in der Fremde so viel Geld als möglich zu verdienen. Trägt die Drahtbinderei nicht genug, so übernimmt er jede beliebige Arbeit, wenn sie nur bezahlt wird. Dabei lebt er sparsam. Er sucht sich bei guten Leuten ein Nachtquartier und hilft dafür bei der häuslichen Arbeit; nie bringt er die Nacht freiwillig in der Schenke zu; zur Sommerszeit nächtigt er auch wo immer im Freien, unter einem Busch oder Baum. Seine Nahrung bettelt er meist zusammen. Kauft ihm eine Hausfrau eine Kleinigkeit ab, oder drahtet er einen zersprungenen Topf ein, so erbittet er sich als Zugabe zum ausbedungenen Lohn noch einen Bissen übriggebliebener Speise oder ein Stück Brod. Bei seiner kärglichen Lebensweise verdient er im Jahre oft seine 500 bis 1200 Gulden.

Zeitweise schickt er die ersparten Groschen nach Hause, damit die Frau die Steuer bezahlen und die Schulden abtragen kann, und auch noch etwas übrig behält, um sich und den Kindern ohne schwere Entbehrungen das Leben zu fristen. Den Haupttheil seines Erwerbs jedoch bringt er selber im Schnappsack heim, wenn ihn die Sehnsucht überkommt, wieder ein paar glückliche Tage im Kreise der Seinigen zu verleben. Zu Hause lebt er dann gerne behaglich und verschwendet oft sogar leichtsinnig das mit saurem Schweiß verdiente Geld.

Gegenwärtig ist die Drahtbinderei im Niedergange oder vielmehr in Umgestaltung begriffen. Seitdem die eisernen Kochherde allgemein geworden, wird auch das irdene Geschirr immer mehr vom Blech- und Eisengeschirr verdrängt. Daher befaßt sich ein großer Theil der Drahtbinder bereits mehr mit Spenglerarbeit, als mit Drahtbinderei.

Ein großer Theil der männlichen Bevölkerung beschäftigt sich, besonders im Winter, mit Schindelschneiden. Meist arbeiten sie im Taglohn und bringen mit ihrer schlecht bezahlten Arbeit Anderen mehr Nutzen als sich selbst.

Ein Wanderleben führt auch der Flößer. Es ist eine schwere Arbeit, das Floß zusammen zu fügen und die zu verfrachtende Holzlast aufzupacken; mancherlei Gefahren bedrohen ihn, während er den reißenden Strom hinabfährt; an vielen Stellen wagt er sogar sein Leben für den geringen Lohn, den ihm der Holzhändler bezahlt. Sobald der Eisgang vorbei ist, beginnt im Oberlande die Flößerei. Gewöhnlich schwimmen acht bis zehn Flöße, mit Latten, Brettern, Schindeln beladen, hinter einander; eine solche Floßgruppe bildet zusammen einen Transport, der dem sogenannten Faktor anvertraut ist, das heißt irgend einem intelligenteren und wohlhabenderen Bauern, der dem Händler mit seinem Vermögen gutstehen kann.



Männliche Tracht in Felsö-Elefánt.

Zuweilen geräth ein Floß auf eine Sandbank. Dann legt der ganze Transport an, die Flößer schultern ihre mächtigen Stangen, streifen die Hosen auf und stellen sich,

ob das Wasser warm oder kalt, an das gestrandete Floß, das sie so lange stemmen und heben, bis es wieder flott ist. Noch größere Gefahren drohen aber dem Flößer von Seite der Felsklippen, die im Flußbette emporstarren, sowie von den Brücken oder den im Strome liegenden Schiffsmühlen. So mancher gewissenhafte Flößer, der die anvertraute Ladung von Holzwaaren ans Ziel bringen will, findet sein Grab in den Wellen. Auf solche gefährliche Stellen machen die Flößer einander beizeiten aufmerksam; vom dritten oder vierten Floß aus schallt der Ruf nach rückwärts: „karuj!“ (rudern!) und der Flößer spannt alle Kraft an, um sich und sein Floß aus der Gefahr zu retten. Es gilt dann nicht blos die feindselige Gewalt der reißenden Strömung zu überwinden, sondern der Flößer kämpft auch gegen den „vodnik“ oder „hasztrman“ (Wassermann), der stets sein Leben bedroht. Denn, daß es Wassermänner gibt, davon ist nicht nur der Flößer überzeugt, sondern auch die Bevölkerung längs der Flüsse. Der „Vodnik“ kriecht zuweilen aus dem Wasser heraus, besonders wenn in der nahen Ortschaft Markttag ist, und geht auf den Markt, bunte Maschen und allerlei Bandzeug zu kaufen. Er ist daran zu erkennen, daß aus dem linken Ärmel seines übergeworfenen Szür (Lodenmantels) immerfort Wasser trieft. Die bunten Maschen und Bänder läßt er auf dem Flusse treiben, darum spielt der Wasserspiegel so vielerlei Farben; damit lockt er auch die Menschen, und wessen Fuß er erfassen kann, der ist auch schon ein Kind des Todes. Das glauben die slovakischen Flößer allgemein. Erreicht der Flößer wohlbehalten seinen Bestimmungsort und hat er die anvertraute Waare ohne Fehl abgeliefert, so tritt er fröhlich den Heimweg an, entweder zu Fuß oder mit der Eisenbahn, und ein paar Wochen später begibt er sich wieder auf die gefahrvolle Stromfahrt.

Ein Theil des Volkes betreibt die Holzindustrie auch selbständig. Der slovakische Bauer verfertigt sich nicht nur den größten Theil seiner Wirthschaftsgeräthe selbst, sondern arbeitet auch für den Markt. Das sind Butten, Wannen u. dgl., dann kleinere und größere Holzlöffel, Faßspunde, Sessel mit Strohgeflechte, geschnitzte Spazierstöcke und allerlei einfaches Spielzeug für Kinder. Viele hausiren auch mit diesen Erzeugnissen der Hausindustrie.

Eine eigenthümliche Figur unter den slovakischen Hausirern ist ferner der Fenstereinschneider, der von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus sein „ablakot csinálni“ (Fenster machen) ruft. Manche verkaufen auch Gläser für Eingesottenes, Trinkgläser, Glaskrüge und Flaschen oder sie hausiren mit Porzellan- und Steingutgeschirr. Die Glashausirer tragen ihre Ware auf dem Rücken, während der slovakische Geschirrhausirer sich ein rundes Leinengewinde auf den Kopf legt und darauf den vollen Warenkorb balancirt. Sie kaufen größere Mengen von Ausschußware der ungarischen, besonders aber der böhmischen Fabriken an, doch ist an den meisten Stücken der Fehler kaum zu bemerken. Solche Industrieartikel können sie viel billiger feilbieten als der Glashändler und verdienen damit mehrere hundert Gulden jährlich.

Nicht gering ist in manchen Gegenden das Erträgniß der Korbflechterei, mit der sich zahlreiche Dörfer des Oberlandes beschäftigen. Auch mit den Körben wird hausirt. Neuestens machen sie nicht nur gröbere, sondern auch feinere Ware, da die Regierung die Korbflechterei als Hausgewerbe ihrer besonderen Fürsorge würdigt und sogar unterstützt.

Als Nebenbeschäftigungen der bäuerlichen Bevölkerung erwähnen wir noch die Kalkbrennerei, die Verfertigung von Mützen aus Feuerschwamm, die Kohlenbrennerei und das Binden von Reisbesen; das slovakische Volk des Oberlandes sichert sich dadurch gelegentlichen Erwerb.


Weibliche Tracht in Felsö-Elefánt.

Eine charakteristische Beschäftigung ist ferner das Hirtenleben. Das slovakische Kind gewöhnt sich frühzeitig daran, denn im vierten oder fünften Lebensjahre wird ihm bereits die Hut der Gänse anvertraut; mit 8 oder 10 Jahren treibt er schon die Kühe auf die Weide. Mit 16 bis 18 Jahren ist der Bursche stark genug, um Rinder- oder Schafhirt zu sein. Er kennt jedes Winkelchen der Gegend, jeden Holzschlag und Fußsteig; er weiß, wohinaus jeder Pfad in der dichten Waldung führt. Sobald als thunlich, verdingt er sich als Hirt und treibt in den ersten warmen Frühlingstagen die Herde ins Gebirge hinauf, um erst im Spätherbst wieder ins Dorf herabzusteigen. Sein treuer Begleiter ist der gewaltige, weiß-struppige Schäferhund, der jeder Bewegung der Herde mit wachsamem Auge folgt, damit kein Stück sich verlaufe oder dem Hunger des zufällig auftauchenden Bären zum Opfer falle. Während die Herde weidet, beschäftigt sich der Hirt mit verschiedenen Arbeiten; auf einem kleinen Handrocken spinnt er sich den Flachs- oder Hanffaden, mit dem er seine Kleidung flicken wird, er bessert seine Bundschuhe aus oder macht sich neue, oder er näht sich Sandalen, wie der Hirt sie zu tragen pflegt.

Bei ungünstiger Witterung kann der Schafhirt die Herde nicht auf die Weide hinauf treiben, sondern bleibt in seiner Hütte und bohrt und schnitzelt an verschiedenen Gegen-

ständen herum, er schnitzt Schalmeien, allerlei Thierfiguren oder jene Trinkbecher (črpák) aus trockenem Ahornholz, die mit ihren verzierten Henkeln den einzigen Luxusgegenstand in seiner Hütte bilden.

Die ständige Behausung des Schafhirten, die sogenannte „Koliba“, steht an irgend einem Bergquell oder Bächlein und ist eine ärmliche Hütte aus Fichtenbalken, mit einem Bretter- oder Schindeldach. Gewöhnlich besteht sie aus zwei Räumen, die sich in einander öffnen. In dem ersten Raume steht der Herd, da hängen die fettigen Kleider des Hirten, und auf den Stellbrettern steht das erforderliche Holzgeschirr. Der rückwärtige Raum dient als Kammer, wo der Schäfer (Großhirt, bača) den fertigen Vorrath an Butter und Käse verwahrt und wo er allein Zutritt hat. Auf jeder Hirten-Tanya gibt es außer dem Schäfer noch zwei oder drei Schäferknechte. Die Berechnung ist, daß jedem Schäferknecht 80 bis 90 Stück aus der Schafherde zufallen, da dies das Meiste ist, was ein Mensch tagsüber melken kann. Unweit der Koliba befindet sich die Hürde (Košiar), ein langes Viereck mit zerlegbarem Fichtenzaun. Da treiben die Schäferknechte abends die Schafe hinein, was aber anfangs nur mit großer Mühe zu bewerkstelligen ist. Um sie daran zu gewöhnen, verbrennt der Schäfer in der Mitte der Hürde einen Brocken Pech, wodurch der böse Geist ausgetrieben wird; dann verstreut er im Košiar gestoßenes Salz und ruft die Schafe durch Pfiffe. Ist es ihm gelungen, sie alle hineinzulocken, so ist er fest überzeugt, daß kein Stück der Schafherde verloren gehen und daß die Herde schön gedeihen wird.

Jeden Abend, wenn die Schafhirten sich vor der Koliba versammeln, gibt der Schäfer seine Befehle für den folgenden Tag, er bezeichnet jedem die Richtung, in der er morgen die Herde treiben soll, und worauf er dabei zu achten hat. Früh Morgens, wenn der Himmel sich kaum röthet, steht der Schafhirt auf, greift zum Melkkübel (geleta, hrot), setzt sich an das Thor der Hürde und melkt die Schafe, eins nach dem andern, worauf er sie hinausläßt. Wenn das gethan ist, macht sich jeder mit seinem Herdentheil auf den Weg nach der Alpentrift. Der Schäfer bleibt allein in der Hütte und geht sofort ans Kochen des Ziegers (Žinčica). Er gießt die frische Schafmilch in den Kupferkessel über dem Herde, macht darunter Feuer an und schüttet die Milch, wenn sie aufgekocht ist, in ein großes Gefäß, die sogenannte „putera“. Er thut Lab hinein, wovon die Milch topfig (käsig) wird, und damit ist der süße Zieger fertig. Nun wäscht sich der Schäfer die Hände, macht ein Kreuz über die Milch, nimmt den zusammengeballten Topfen als Masse von dem Umfang eines kleinen Brodlaibes aus dem Gefäß und hängt ihn, in ein reines Linnentuch gebunden, über einem Geschirr auf, in das die Molke abrinnen kann. Nach 24 Stunden ist der Topfenkäse (hruda) fertig. Aus diesem bereitet man dann den bekannten und beliebten oberländischen Schafquark (brindza) und die Käsearten „oštyepka“ und „párenica“. Den nach der Topfengewinnung übrig gebliebenen Zieger kocht der Schäfer nochmals auf, rührt

ihn mit einem langstieligen Löffel (trepačka) gut um, damit der darin gebliebene Topfen sich gleichmäßig vertheile, und schüttet ihn in ein reines Holzgefäß, wo der Zieger sich in Kurzem säuert. In diesem Zustande ist er die Hauptnahrung des Schäfers und auch seines Hundes.

Aus dem Dorfe kommt selten Besuch in die Schäferei; selbst die Frau des Schäfers geht nur des Sonntags zu ihrem Mann hinaus und bringt ihm Brod und Kartoffeln für die ganze Woche und eine Flasche Branntwein. Der Schäfer freut sich darum nicht wenig, wenn sich ab und zu ein Tourist zu seiner Tanya verirrt. Der schlichte Mensch empfängt den Fremden mit großer Herzlichkeit, bewirthet ihn mit Zieger und Topfen und wäre sehr gekränkt, wenn das abgelehnt würde, denn der Schäfer ist steif und fest überzeugt, daß in diesem Falle die Schafe schlecht milchen werden. Aber der Schäfer hat doch kein unbedingtes Vertrauen zum Fremden. Es gibt ja so viele böse Wesen, die in Menschengestalt schlüpfen, blos um dem armen Schäfer zu schaden; darum streut er immer ein Bröcklein Salz in den Zieger, den er dem Fremden anbietet, denn das bewahrt seine Schafe vor Schaden. Der Schäfer fürchtet den „schwarzen Pfaffen" (černoknažnik), noch mehr aber den Werwolf (vlkolak), einen Wolf, der Menschengestalt angenommen hat. Den vlkolak hält er für unverwundbar, so daß selbst die Flintenkugel von seinem Leibe zurückprallt; dabei raubt der Unhold, wenn er sich an die Hürde heranmachen kann, gleich 20 bis 30 Schafe. Der černoknažnik aber steht, wie der Schäfer sagt, in ständiger Verbindung mit dem Drachen; auf dem pflegt er durch die Luft zu fliegen, wobei der lange Schweif des Drachen die Kronen der Bäume zerkrachen macht. Der černoknažnik hat auch ein Buch, das kein Menschenkind in die Hand nehmen, noch weniger aber darin lesen darf, weil sonst augenblicklich eine Menge Schlangen und Frösche aus der Erde kriechen. Allein der Schäfer weiß sich gegen die Bösen zu schirmen; er kennt verschiedene Pflanzen, deren Rauch sowohl den černoknažnik, als auch den vlkolak von seiner Tanya ferne hält, und zieht er gar mit seinem geweihten Rosenkranz auf der Erde einen Kreis um sich, so kann ihm keiner der Bösen an.

So schlicht und einfach des Schäfers Leben, verlebt er seine Tage doch ganz glücklich. Wenn der Abend auf den Wald herniederdunkelt, entzünden sich in den hohen Bergflanken die Hirtenfeuer und aus dem Dickicht des Waldes klingen die schwermüthigen Töne der Hirtenflöte (Fujara) ins Thal hinab. Ab und zu läßt sich auch der Dudelsack hören. Dann zünden sie, um das Feuer hockend, ihre thönernen Stummelpfeifen an und plaudern oder erzählen sich Geschichten oder treiben allerlei Kurzweil. Am liebsten ist dem Schäferknecht sein Blasinstrument; was immer ihn freuen oder kränken mag, alles bläst er durch die Löcher der Flöte.

Seine Bekleidungsstoffe verfertigt das slovakische Volk des Oberlandes meistens selbst. Die Männer spinnen und weben aus Schafwolle das Grobtuch für die „Halina" (Manteltuch) und für die Sandalen. Jede gute Hausfrau baut Flachs oder Hanf;

das Spinnen kürzt dann den Frauen und Mädchen die langen Winterabende. Um die Unterhaltung angenehmer zu machen, kommen die Nachbarn in einem der Häuser zusammen; in diesen Spinnstuben (na priadky) sprechen dann auch die Bursche vor, die zuletzt nicht ermangeln, die Mädchen heimzugeleiten. Auch die Leinwand weben an vielen Orten die Frauen selbst. Zu diesem Behufe stellen sie in einer Ecke der Stube einen Webstuhl auf, und die Familienglieder lösen sich, je nachdem einer Zeit hat, bei der Arbeit ab, bis der Garnvorrath aufgearbeitet ist. Früher einmal war die Leinenweberei im Árvaer Comitat eine blühende Hausindustrie; die Leinwand-Slovaken (platennici) aus der Árva beziehen mit ihren eigenthümlich zusammengestellten Zelten auch jetzt fast jeden Jahrmarkt im Lande, obgleich heutzutage der größte Theil ihrer Waare gar nicht mehr das Erzeugniß der Árvaer Weber ist, sondern aus den Webereien Schlesiens und Mährens hervorgeht. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts machten auch die „Olejkaren" aus dem Túróczer Comitat gute Geschäfte, indem sie mit Ölen und Heilkräutern als Quacksalber das In- und Ausland abhausirten. Jetzt ist das verboten.

Die Slovakin versteht sich nicht nur auf das Spinnen und Leineweben, sondern ist auch mit der Nadel geschickt, wenn sie ihre Wäsche oder den Gürtel zu sticken hat. An sehr vielen Orten des Oberlandes ist bei dem Volke das Tragen von gestickten Kleidern allgemein Gebrauch. Wenn die Mutter ihrem Kinde Liebes erweisen oder ein Mädchen dem Erwählten die Zärtlichkeit ihrer Gefühle kundthun will, pflegt sie ihm ein gesticktes Kleidungsstück oder Tüchlein zu schenken. Eine Mutter, deren Kind Sonntags nicht in schön gesticktem Leibel zur Kirche geht, wird gewiß getadelt, und es muß schon sehr wenig an einem Burschen sein, dessen Hemdärmel nicht mit bunter Stickerei gestickt sind, oder dem nicht der Zipfel eines hübsch gestickten Sacktuches aus der Tasche guckt. Es ist der höchste Stolz der Braut, wenn sie ihre tulpenbemalte Truhe mit gestickten Schürzen vollgepackt weiß, und das liebste Geschenk ist ihr eine zierlich gestickte Haube. Diese Stickereien bilden die einzige, aber werthvolle Zierde der oberländischen Volkstracht. Mitunter ist es völlig zum Staunen, mit wie viel Mühe und Ausdauer, aber auch wie fröhlich und gern sie ihrer Handarbeit obliegen. Selbst die Geschicktesten und Fleißigsten arbeiten monatelang an einem Stücke. Darum darf es auch nicht wundernehmen, wenn sie ihre Arbeit so hoch bewerthen und für ein gesticktes Vortuch oder Tüchlein oft einen fabelhaften Preis fordern. Sie verwenden gewöhnlich weiße Leinwand und farbige Wolle oder Seide und sticken allerlei geometrische Figuren, ohne jede Vorzeichnung, blos indem sie die Fäden der Leinwand auszählen; indeß sticken sie auch nach Vorzeichnung verschiedene Thier- und Pflanzenformen, die sie mit sogenannter À jour-Arbeit (hrachovina) verzieren. In diesen Stickereien bekundet das Volk Geschicklichkeit, einen gewissen Grad von Geschmack und scharfe Beobachtungsgabe; auch beweist die Symmetrie der Figuren, daß die oberländische

Stickerin mit großer Genauigkeit arbeitet. Neuestens sind diese Stickereien selbst bei den vornehmen Ständen sehr beliebt geworden, und die volksthümliche Handarbeit schmückt so manchen eleganten Salon.

In einzelnen Gemeinden der Comitate Preßburg, Neutra, Trentschin, Sohl und Bars sind die Frauen auch im Spitzenklöppeln sehr geschickt. Die Mädchen im Dorfe lernen es, so wie das Sticken, einander ab; im Winter, wenn die Feldarbeit ruht, ist dazu Zeit, und sie sind dabei sehr fleißig, besonders seitdem sie sehen, daß das kaufende Publikum an ihren Stickereien und Spitzen immer mehr Geschmack findet.

Auch anderen Gewerbezweigen ist das slovakische Volk nicht abhold. Der Sohn wird gerne in die Lehre gegeben, wenn ihn ein tüchtiger Meister nehmen will. Meist wählen sie das Handwerk des Schmiedes, Wagners, Töpfers oder Maurers, und die meisten werden leistungsfähige, fleißige, geschickte Arbeiter. In neuerer Zeit wenden sie sich auch stark der Fabriksindustrie zu. In den Fabriken können sie sich zwar anfangs nur den allerniedrigsten Arbeiten widmen, aber im Laufe einiger Jahre sind sie schon obenauf und verdrängen die fremden Facharbeiter immer mehr; gegenwärtig ist in mehreren oberländischen Fabriken fast ausnahmslos nur die slovakische Bevölkerung der Umgegend beschäftigt.



Bursche aus Holics.

Das slovakische Volkslied und Volksmärchen. Das tiefe und ernste Gemüth, das für den oberungarischen Slovaken so charakteristisch ist, findet in seinen Liedern getreuen Ausdruck. Die elegische Stimmung herrscht in ihnen vor. Auf sonnigem Felde und blumiger Wiese, im flüsternden Walde, im Umkreise des ärmlichen Häuschens, überall wo

die Slovakin ihre tägliche Arbeit verrichtet, vernimmt das Ohr die angenehmen Töne eines Liedes. Die slovakischen Volkslieder weisen verschiedene Versformen auf; am häufigsten ist der Alexandriner. Sehr beliebt ist der Kehrreim und zwar meistens zu Beginn der Strophe oder am Ende der ersten Verszeile. Der Vierviertel-Takt und die Molltonart der Volksmelodie spiegelt die Empfindungswelt des Volkes ebenso treulich wieder, als der Vers selbst und sein Bau. Im Zweiviertel-Takt oder in dem noch selteneren Dreiviertel-Takt sind meist nur die Volkslieder gehalten, die das Volk beim Tanze zu singen pflegt. In neuerer Zeit werden den beliebteren ungarischen Weisen gerne slovakische Texte untergelegt, denn das Volk liebt die ungarischen Melodien sehr; aber auch diese singt es in schleppendem Tempo.

Der urwüchsige Gedankengang der Feldarbeiter drückt sich in den Liedern der Schnittermädchen, den sogenannten „Travnica“ aus. Das sind gewöhnlich schwermüthige Gesänge von 6 bis 10 zweizeiligen Strophen, den polnischen Krakoviak ähnlich. Eine solche Travnica ist die folgende:

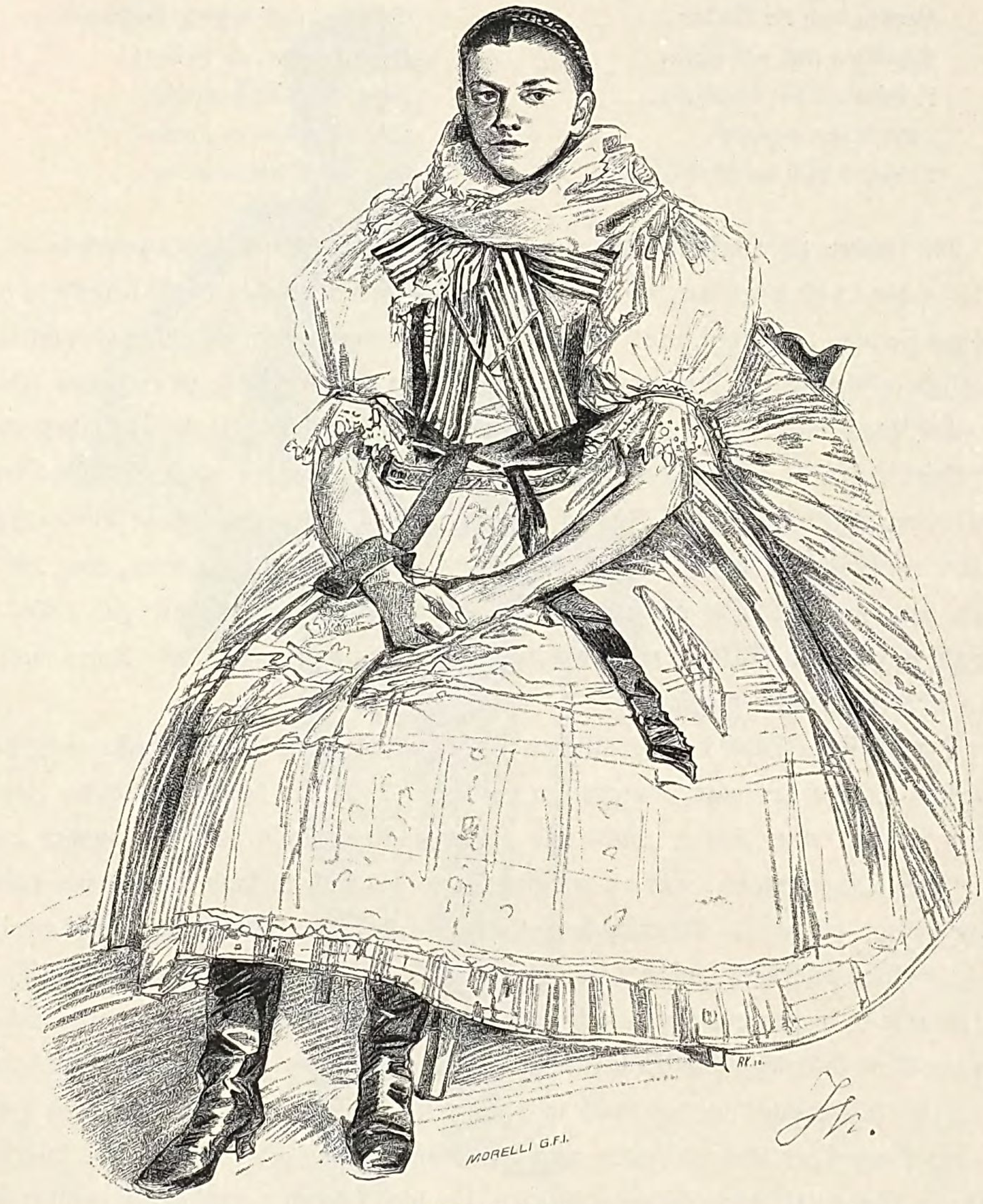
Thät' um dich nicht klagen, wenn ich dich nicht liebte,
Doch ich muß ja klagen, weil ich dich so liebe.
Nicht das ist mein Kummer, daß ich dein nicht werde,
Mich quält nur, daß ich dich nie vergessen werde.

Beim Singen der Travnica pflegt das Mädchen die letzte Silbe des Gedichts solange zu dehnen, als ihr Athem reicht, ja die Mädchen wetteifern förmlich, wer es länger aushält. Vor kurzem hat M. Francisci hundert solche slovakische Volkslieder für Clavier arrangirt und unter dem Titel: „Mélodies nationales slovaques“ herausgegeben.

Sehr viele slovakische Volkslieder zeichnen sich durch ausnehmend musikalische Melodie aus. Zu diesen gehört auch folgende kleine Volksromanze:

Mutter schickt' auf's Feld mich, Gänse dort zu hüten;
Trieb sie hin zur Mühle, wo die Gräser blühten.
Müllerin herauskam, schlug mir eine Gans todt,
Mit der breiten Schaufel schlug sie sie mir ganz todt.
Müllerin, du wart' nur, sollst mir das noch büßen,
Steht mein hübsches Gänschen nicht mehr auf den Füßen.
Hurtig, komm zum Richter, böses Frauenzimmer,
Denn mein liebes Gänschen, das erhob sich nimmer.
Wart' nur, schöne Müll'rin, spürst noch meine Tritte,
Ich verdämm' dir's Wasser in des Grabens Mitte.

Auch die kämpfereiche Vergangenheit des Vaterlandes hat dem slovakischen Volkslied viel Stoff geliefert. Das slovakische Volk des Oberlandes betheiligte sich stets mit patriotischer Begeisterung an der Vertheidigung des bedrängten Vaterlandes und verewigte seine landestreuen Gesinnungen oder die Leiden des Kriegslebens gewöhnlich im Liede. Das slovakische Volkslied besang die Zeit Stefans des Heiligen, den Tatarensturm, den



Mädchen in Holics.

Kreuzzug, die Katastrophe von Mohács; zahlreiche Volkslieder behandeln den Türkenkrieg, die Belagerungen von Belgrad, Szigetvár, Erlau, Neuhäusel. Es gibt Lieder über Elisabeth Báthory, Rákóczy, die „Venus von Murány" u. s. f. Aus der Kuruczenzeit stammt auch das folgende Lied:

Flogen, flogen, flogen
Über uns zwei Aare,
Was soll aus uns werden,
Gott, in diesem Jahre!
Adlerpaar verscheuchte
Falken uns und Tauben,
Schickt' uns Raben, Krähen,
Die hier krächzend rauben.
Weil wir Falken sah'n noch
Durch die Heimat schwirren,

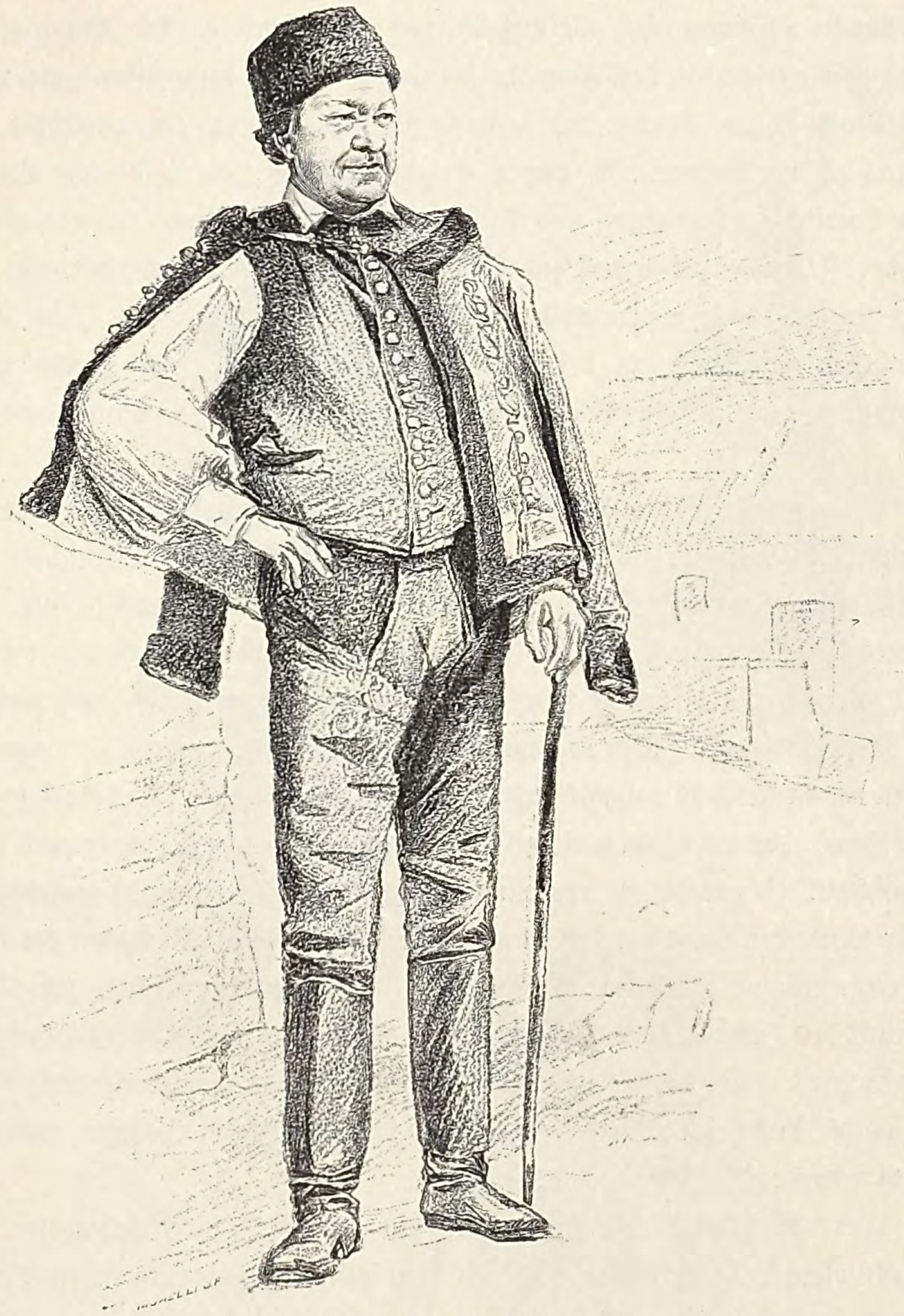
Durften auch die Tauben
Schnäbeln froh und girren.
Jetzo würgt das Raubzeug,
Todtenvogel wimmert,
Täubchen hockt im Winkel,
Schweigt und schweigt bekümmert.
Kommt herbei, ihr Falken!
Rührt den Fittig muthig!
Laßt nicht Tauben morden
Von den Mördern blutig!

Mit schönen, patriotischen Liedern wurde die slovakische Volksdichtung auch in der Zeit von 1848 bis 1849 bereichert. Sie verbreiteten sich im slovakischen Volke besonders durch Mácsays Zeitung „Priatel Ludu“. Den historischen Liedern wären schließlich die zahlreichen Korteslieder beizuzählen, die aus Anlaß der Wahlen zu Hunderten zu entstehen pflegen.

Die slovakischen Volkslieder wurden schon im zweiten Zehntel dieses Jahrhunderts durch Paul Šafařik gesammelt; später (1834 bis 1835) gaben noch Johann Kollár und Samuel Daxner ähnliche Sammlungen heraus. Vor Kurzem hat in Turócz-Szent-Márton ein Lieferungswerk „Slovenské spevy“ zu erscheinen begonnen, wo mit den Texten auch die Melodien mitgetheilt sind. Die Kisfaludy-Gesellschaft gab 1866 eine Auswahl slovakischer Volkslieder in ungarischer Übersetzung heraus; diese liegen auch den obigen Verdeutschungen zu Grunde.

Der häufigste Stoff der slovakischen Volksmärchen ist die Sehnsucht nach Besitz: vergrabene Schätze, tief unter Burgruinen verstecktes Geld, der berühmte Räuber Jánosik, der dem Reichen einen Schatz raubt und ihn dem Armen gibt u. s. w. Immer wieder werden diese Dinge erzählt. Nur an gewissen Tagen des Jahres kann man die vergrabenen Schätze heben, die tief im Erdenschoße verborgenen Kessel voll Gold- und Silbermünzen an's Tageslicht befördern, und der Erzählende theilt mit, wegen welcher Hindernisse oder Versäumnisse es diesem und jenem nicht gelungen, sich in den Besitz des kostbaren Schatzes zu setzen. Vom Räuber Jánosik, der nach der Überlieferung zur Zeit Maria Theresias gelebt haben soll, erzählt sich das Volk noch heute eine Menge Geschichten. So viele Höhlen es in den Bergen der Kleinen Fátra und der Großen Tátra gibt, fast an jede knüpft sich irgend eine Sage über den berühmten Räuber, der dieses Leben eigentlich nur geführt habe, um die Armen vor der Willkür der Reichen zu schützen.

Die slovakische Volksdichtung hat auch abergläubische Feenmärchen. Feen, Zwerge, Hexenmeister (Zauberstudenten), neun- bis zwölfköpfige Drachen, auf Besenstielen reitende Hexen, verwunschene Prinzessinnen spielen darin die Hauptrollen. Der Schauplatz ist gewöhnlich eine auf Elsterfüßen stehende Burg, ein goldener oder silberner Wald, ein gläserner Berg, eine Höhle mit goldenen Wänden und dergleichen mehr. Fast überall spielen die Zahlen 3 und 9 oder 12 und 24 eine Rolle. Auch über die alten Burgruinen weiß das Volk viel zu fabeln, und ebenso über diesen und jenen abenteuerlich gestalteten Felsen, den sie für nichts anderes halten, als für die versteinerte Hauptperson eines solchen Märchens.



Richter von Turány im Festtagstracht.

Die slovakischen Volksmärchen sind oft gesammelt worden. Solche Sammlungen gibt es von Johann Rimavsky (1845), August Škultéty und Paul Dobšinsky (1858 bis 1860). Außerdem haben slovakische Zeitschriften, wie „Orol“ und „Slovenské Pohl'ady“ u. A., slovakische Volksmärchen aus allen Theilen des Oberlandes mitgetheilt.

Die slovakische Volkstracht. Die Tracht der Slovaken ist sehr mannigfaltig, jedoch im Allgemeinen einfach; nur hie und da findet sich ein gewisser Luxus. Nur in wenigen slovakischen Gegenden hat das Volk seine angestammte Tracht aufgegeben und

eine internationale Kleidung ohne alle Besonderheit angenommen. Die Mannigfaltigkeit der Kleidung geht oft so weit, daß nicht nur die Gegenden und Gemeinden unter einander verschiedene Tracht haben, sondern oft sogar in der Bevölkerung des nämlichen Dorfes mehrere Trachten vorkommen. In armen Gegenden, z. B. im nördlichen Theile des Trentschiner Comitats, trägt Jung und Alt im Sommer und Winter einerlei Kleidung, und selbst der Feiertagsrock unterscheidet sich vom Werktagsrock nur dadurch, daß er weniger abgetragen ist, also neuer aussieht. In reichen Gegenden jedoch ist die Kleidung schmucker und mannigfaltiger, so bei den Slovaken von Teszer im Honter Comitat. Die Hauptverzierungen der slovakischen Tracht sind Stickerei, Verschnürung und allerlei Spitzen.

Unter den einzelnen Kleidungsstücken ist zunächst das Hemd (košela) zu nennen, das meistens unterhalb des Gürtels endet und durch den Bund der Leinenhose an die Taille gepreßt wird. In den südöstlichen Comitaten jedoch ist das Hemd so kurz, daß es nur den oberen Theil der Brust bedeckt, der mittlere Theil des Leibes ist also bis an den Hosenbund (po pás) unbedeckt. Die Hemdärmel sind der ganzen Länge nach gleich breit und an der Mittelhand offen; doch beginnt man in neuerer Zeit Hemden zu tragen, deren Ärmel sich an der Mittelhand verengt und diese bedeckt (do obalku). Das Volk nennt dies ein deutsches Hemd, das mit offenem Ärmel ein slovakisches (nemecké, slovenské košele). Der Halsausschnitt ist gewöhnlich von einem schmalen Kragen (obojok) umgeben. Vom Halse bis zur Mitte der Brust hat das Hemd einen Schlitz, die beiden Enden des Kragens werden mit einer Schnur gebunden. Der Kragen, der Besatz der Ärmel, zuweilen auch das Vordertheil des Hemdes, beziehungsweise der Saum des Schlitzes (razporok), wird gestickt, desgleichen das Vordertheil des Ärmels (obalok), das manschettenartig über das Handgelenk reicht. Das gestickte Hemd ist der Stolz des slovakischen Burschen, insbesondere wenn er es von seiner Herzliebsten erhalten hat.

Das untere Wäschestück der Männer ist die „Gatya“ (gati, Unterhose), die im Sommer auch ohne Hose getragen wird. In den nördlichen Comitaten ist die Gatya lang und eng, in den südlichen kurz und mitunter so weit, daß sie einem Weiberrock gleicht. Die Hose (nohavice) ist im Allgemeinen eng und straff anliegend; sie ist meist aus weißem, selten aus dunkelfarbigem Tuche, hie und da aus grober Leinwand gemacht. Sie wird um die Mitte mit einem Riemen gebunden, der durch den Saum der Hose (prievlak) gezogen ist, so daß vorne, wo die Hose einen mittleren oder zwei seitliche Schlitze hat, nur die Messingschnalle sichtbar bleibt. Sind zwei Schlitze vorhanden, so ist ihr Zwischenraum durch den Hosenlatz bedeckt. Beiderseits vom Schlitz oder Latz läuft an den Schenkeln eine Verschnürung („Heldenbund“) nieder; im Árvaer Comitat ist auch der untere Theil des Unterschenkels seitlich verschnürt.



Slovakische Frauentracht in Csicsmán.

Um die Leibesmitte ist über dem Hosensaum eine Geldkatze (opasok) aus zwei Schichten harten Leders geschlungen. Sie wird vorne durch kleine, mit Schnallen (pracka) versehene Riemen geschlossen. In den südlichen Comitaten ist die Geldkatze schmal, in den nördlichen zwei oder drei Hände breit und reich mit Messingschnallen und glänzenden Blechknöpfen verziert. Die Geldkatze dient gleichzeitig als Tasche, Brieftasche, ja Schnappsack; der Slovake trägt darin alle seine kleinen Werthsachen, Geld, Tabak, die Pfeife u. s. w.

Die Brust ist mit einem ärmellosen Wämschen, dem „pruszlik“ (brusl'ak, driečnik, brucel, prusnik, vesta, nápornik) bedeckt, dessen Vordertheil im Preßburger und Neutraer Comitat aus Seide, anderwärts aus Tuch gemacht wird. Im Trentschiner und Árvaer Comitat ist es auch schön ausgenäht und mit Knöpfen verziert. Für die kalte Witterung kleidet man sich in ein gleichfalls ärmelloses Kamisol (kožušok, kamizol) aus Schaffell.

Über dem pruszlik tragen Männer und Weiber einen mit Schnüren benähten Rock, der nicht überall den gleichen Schnitt zeigt und auch nicht aus dem nämlichen Stoff besteht. Darum heißt er auch überall anders, kabaňa, kabanica oder gazajka, kacabajka, visitka u. s. f. Dieses Oberkleid ist bei den Slovaken augenscheinlich neueren Ursprungs, denn es ist nicht überall gebräuchlich. Das gewöhnliche Oberkleid ist der szűr, das heißt Lodenmantel (halena, auch huňa), der aus weißem, stellenweise auch andersfarbigem Lodentuch gemacht wird. Seine Länge wechselt nach den verschiedenen Gegenden; in manchen reicht er nur bis zur Hüfte, anderwärts bis zum Knie. Auch der szűr hat vorne und hinten Verschnürungen, das Rückentheil ist oft fast ganz davon bedeckt. Die reich verzierten szűr werden meist im Árvaer und Trentschiner Comitat getragen. Statt der halena, oder auch über ihr, wird ein anderer sackartig geschnittener, langer und weiter szűr (širica) getragen, dessen großer viereckiger Kragen hinten weit hinabhängt; dieser Kragen führt den Scherznamen darmovis (Wamme). In den nördlichen, kälteren Comitaten sind noch verschiedene Pelzröcke durchwegs gebräuchlich, so der wamsartige Ködmön, der längere bekecs (kožuch), die sich selbst im Sommer sehr zweckmäßig erweisen. Der Ködmön wird mit verschiedenem Pelzwerk, zuweilen mit Fischotter verbrämt. Die Kürschner wissen den Ködmön sehr schön mit bunter Wolle zu sticken und mit ledernen Blumen, sowie messingenen Schuppen und Ringen zu verzieren. Die Männer trugen bis in die neueste Zeit auch die über die Schulter geworfene mente (Umhängewams, mentieky); an manchen Orten war sie auch bei Frauen beliebt, die sie jedoch anzogen. Diese mente war der ungarischen ähnlich; heute kommt sie höchstens noch bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Hochzeiten vor. Wer keine besitzt, borgt sich eine aus und nimmt sie um, wenn sie auch noch so alt ist. Außerdem trug man überall den dolmány (dolomán) und bekecs (bekeš), die Frauen aber špenzer, jubka und rékli (reklik).



Slovakische Tracht zu Teszér.

Den Kopf deckt ein schwarzer Filzhut (klobúk) von verschiedener Größe und Form. Die kleinere Sorte heißt širáček, der breitkrämpige širák, strechovec, der hohe homolky, und bis in die neueste Zeit wurde auch der cylinderförmige hromovec getragen. Hie und da sind im Sommer Strohhüte (slamenák) gebräuchlich. Die Bursche schmücken den Hut mit verschiedenen Federn oder einem Sträußchen, das gewöhnlich von Liebchens Hand gespendet wird. Im Winter tritt an die Stelle des Hutes die Lammfellmütze (baranica), die namentlich für das Árvaer und Trentschiner Comitat ganz charakteristisch ist. Um den Hals wird meist eine schwarzseidene Halsbinde geschlungen und im Winter sind Handschuhe aus Lammfell oder Tuch gebräuchlich.

Die gebräuchlichste Fußbekleidung der Slovaken war früher der Bundschuh (krpec, krpce); jetzt ist er ziemlich verdrängt durch Filzstiefel (boty), Lederstiefel (Csizmen, čižmy, štible) und bei den Frauen durch meistens lederne Schuhe (topánky). Auch aus Wolle gestricktes oder aus grobem Filz genähtes Schuhzeug wird getragen; man nennt sie papuče, kapce, pančuchy, strevice.

Der Tabaksbeutel (mechúr, mešec) steckt entweder im Hosenlatz (razporok, kešeňa) oder im Hosenriemen oder er wird in die Geldkatze gethan. Auf die Reise wird ein Schnappsack (kapsa, torba, vieka) mitgenommen. Ein Hirt ist ohne Schnappsack überhaupt nicht denkbar. In manchen Gegenden sind Tabaksbeutel und Schnappsack schön gestickt. Ohne Stecken (palica) oder Beilstock (valaška, ung. fokos) ist der oberländische Slovake nie zu sehen.

Die slovakischen Mädchen geben ihren ledigen Stand dadurch kund, daß sie barhaupt gehen. Nur der südliche Theil des Trentschiner und der nördliche des Neutraer Comitats bilden eine Ausnahme. Das Haar ist auseinander gescheitelt (na pútec) und sorgfältig gekämmt, hinten aber in einen Zopf (vrkoč, kornice, zpusty, ocásky) geflochten, der mit Bändern geschmückt niederhängt. Bei besonderen Anlässen setzen sie sich einen Kranz aus natürlichen oder Kunstblumen auf. Die gewöhnliche Kopfzierde aber ist der Jungfernkranz (parta), der in manchen Gegenden eine beträchtliche Größe erreicht und beinahe die Form eines Cylinders oder einer Krone hat. Von der parta hängen hinten eine Menge Bänder herab. Allein das Tragen der parta nimmt von Tag zu Tag ab. Das gefallene Mädchen darf nicht barhaupt erscheinen und auch weder parta, noch Kranz tragen, sondern muß eine Haube (čepiec) aufsetzen. Die Frauen scheiteln ihr Haar gleichfalls in zwei Hälften, flechten es aber nicht als Zopf ein, sondern stecken es in einen Knoten gedreht auf, der verschiedene Formen und Namen hat (na grgulu, na obálanicu, na chomlu, na vemä, na kolečko, na kytu, na kyku u. s. w.)

Das Kennzeichen der jungen Frau ist die Haube (čepec, čepiec, kápka). Auch diese kommt in verschiedenen Arten vor, deren einige sich bis ins XV. Jahrhundert hinauf

verfolgen lassen. Die Haube besteht aus zwei Stücken, dem Vordertheil (náčelnik) und dem Hintertheil (clienka). Die jungen Frauen halten auf ihre Hauben große Stücke. Die Preßburger Hauben sind gewöhnlich mit Gold gestickt und sie kosten zuweilen ihre fünfzehn Gulden. Wer einer Frau ihre Haube vom Kopfe reißt, fügt ihr eine schwere Beleidigung zu.

Bei der weiblichen Tracht ist das unterste Stück der rubáč, ein sackförmiges, ärmelloses Unterhemd aus Flachs- oder Hanfleinwand, das an Bändern von den Schultern hängt. Der rubáč besteht in mancher Gegend aus einem besonderen Ober- und Untertheil (vrchná stánka: driek und dolná stánka: odolok). Stellenweise wird der rubáč statt eines Unterrockes getragen, und dann hat man darunter noch ein Unterhemd (spodnica, košela). Schultern und Oberarm sind durch das Ärmelleibchen bedeckt (im Norden oplecko, im Süden rukavce). Es besteht aus zwei Theilen; die Vorderseite hat einen Schlitz, der in der Höhe des Kragens mit einem Band oder Bindfaden zugebunden wird. Der Kragen des Ärmelleibchens ist oft sorgfältig gestickt, die Ärmel sind entweder weit und vorne offen oder eng und dem Arm anliegend. Die letztere Art heißt tacle. Das Ärmelleibchen ist der wahre Stolz des slovakischen Mädchens. In der Gegend von Tyrnau kostet ein goldgesticktes Exemplar bis an die 60 Gulden. Über dem Ärmelleibchen trägt man verschiedene Oberkleider, von verschiedenem Namen. In den Comitaten Preßburg und Neutra z. B. sind sogar noch gestickte und ausgenähte Mašl'e in Gebrauch.

Im Winter und an Festtagen trägt man in der ganzen Slovakei tuchene Kleiderröcke. Im Sommer geht man in einem Kleiderrock, namens letnicak (kytl'a, gecela), aus farbigem Waschstoff. Unzertrennlich vom Rock ist die Weste (životok, brucel, bruclák); sie ist an den Rock genäht und in den Comitaten Neutra, Trentschin, Preßburg mit Seide gestickt. Westenartig ist auch das Leibchen (lajblik), das mit dem Rock nicht zusammenhängt. Über den Rock wird vorne eine Schürze (fertucha, šurec) gebunden, die für feiertäglich gilt; in der Arbeitszeit trägt man statt der fertucha eine einfachere zásterka, auch zápona genannt. In den Comitaten Trentschin und Neutra trägt man zwei solche Schürzen zugleich, eine vorn und eine hinten (kasanica, odolok). Die Farbe der Schürze ist gewöhnlich blau, selten weiß. Wo die Schürze nicht gestickt wird, näht man sie aus geblümtem Stoff (farbenica) und bindet sie mittelst eines Bindfadens aus Kameelhaar, Schaf- oder Baumwolle um den Leib; zuweilen hat man statt des Fadens ein Band, so im Neutraer Comitat, wo die Schürze auch gestickt wird.

An Festtagen und bei Hochzeiten binden sich die Frauen ein großes Tuch oder Leintuch (pôlka, uleráč, šatka, ručnik) um den Kopf. Dieses Tuch oder Leintuch ist 3 Meter lang und von weißer Leinwand; es wird rückwärts so gebunden, daß die beiden Enden bis unter die Taille herabhängen. In der Arbeitszeit binden sie sich ein viereckiges

Tüchlein um den Kopf, für den Kirchgang aber ein großes Tuch. Diese Tücher sind in den Comitaten Preßburg, Neutra und Sohl weiß und an allen Zipfeln reich gestickt. Um den Hals wird an vielen Orten gleichfalls ein Tuch gebunden (šatky na hrdlo), oder die Enden werden über der Brust gekreuzt und hinten gebunden (kosák, kosiček). Zum Schutze der Ellbogen wurde früher die odevačka (odedza, oknicačka, plachôtka) getragen, jetzt ist diese nur noch bei festlichen Anlässen zu sehen. Gegen den Regen schützen sie sich durch ein Leintuch oder Tischtuch (obrus, plachta, presleradlo).

Die Tracht der bürgerlichen und gewerblichen Classe war bis in die neueste Zeit der Volkstracht gleich. Jetzt beginnen diese Schichten die überlieferte Vätertracht abzulegen.

Die slovakische Sprache und Literatur.

Die Stellung der slovakischen Sprache in der Reihe der slavischen Sprachen. Die Sprache der in den oberen Comitaten Ungarns wohnenden Slovaken gehört der slavischen Sprachenfamilie an. Welche Stellung sie aber im Kreise der übrigen slavischen Sprachen einnimmt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Der Hauptgrund dafür ist, daß die slovakische Sprache bisher nicht wissenschaftlich bearbeitet wurde.

Die slavischen Sprachforscher und die öffentliche Meinung hegen die irrige Ansicht, daß das slovakische Volk einen Theil der čechischen Nation bilde und seine Sprache nur ein Dialect der čechischen sei. Diese falsche Meinung ist die Folge eines geschichtlichen Ereignisses. Als man nämlich die Hussiten in ihrer Heimat zu verfolgen begann, flüchteten sich viele in größeren oder kleineren Gruppen nach Ungarn. Solchergestalt ließen sich schon vor 1440 zahlreiche böhmische Hussiten im ungarischen Oberlande, namentlich unter den Slovaken nieder, und als im Jahre 1440 die Witwe König Albrechts, Königin Elisabeth, den Johann Giskra von Brandeis nach Ungarn berief, gewannen in seiner Person die böhmischen Hussiten-Flüchtlinge einen unschätzbaren Beschützer. Die Königin gab die Burg Sohl Giskra zu eigen, ja sie untergab ihm gleichsam ganz Oberungarn zur Verwaltung und Verwesung, und auf diese Art bemächtigten sich die böhmischen Gäste gerade jener Gegenden Ungarns, deren Bevölkerung eine der ihrigen verwandte slavische Sprache hatte. Dies ist von großer Wichtigkeit, auch nach der Bemerkung des čechischen Schriftstellers Šolc in seinem, 1881 zu Prag erschienenen Werke: „Národnosť a její význam v životě veřejném“ (Die Bedeutung der Nationalität im öffentlichen Leben), da Hus nicht bloß Reformator des Glaubens, sondern auch nationaler Agitator war; aus diesem Grunde nahm die ganze hussitische Bewegung einen im höchsten Grade nationalen Charakter an.

Giskra und seine Leute verkündeten der slovakischen Bevölkerung Oberungarns nicht nur die hussitischen Lehren, sondern erhoben kraft ihrer, von der Königin erhaltenen

privilegirten Gewalt auch ihre eigene čechische Sprache zu einer gewissen Herrschaft im öffentlichen Leben des oberungarischen Slovakenthums, ja sie bedienten sich der čechischen Sprache selbst in ihrem Verkehr mit den magyarischen Bevölkerungen und Behörden des Landes, was durch zahlreiche Urkunden in den Archiven der oberungarischen Städte bezeugt wird. Sie begnügten sich nicht damit, für ihren Theil Kirchengemeinden zu gründen, sondern trachteten durch Unterricht und, wenn dies nichts fruchtete, selbst durch Gewalt, auch die einheimische Bevölkerung zur Annahme des hussitischen Glaubens zu bewegen. An manchen Orten verjagten sie die katholischen Geistlichen und setzten an ihre Stelle hussitische Prediger; so entstanden in manchen oberungarischen Comitaten binnen kurzer Zeit auch unter den Slovaken viele hussitische Kirchengemeinden.

Auf solche Art drang im Oberlande die čechische Sprache sowohl in den weltlichen, als auch in den kirchlichen Gebrauch ein, und es ist nicht zu verwundern, daß den stammverwandten Slovaken, in Ermanglung einer eigenen Schriftsprache, diese ihnen größtentheils verständliche Schwestersprache willkommen war. Sie machten sie, als die lutherische Kirche um sich griff, zu ihrer Schriftsprache und behielten sie von der Mitte des XV. Jahrhunderts an durch Jahrhunderte bei, obgleich die čechische Schriftsprache sich zur Sprache des slovakischen Volkes ebenso verhielt, wie das Altslovenische zur russischen, serbischen oder bulgarischen Volkssprache. Sobald sich aber russische, serbische und bulgarische Schriftsteller fanden, die einsahen, daß die Folge eines historischen Ereignisses ein Volk nicht für die Zukunft binden kann, und sobald sie die Überzeugung gewannen, daß das russische, serbische oder bulgarische Volk das Recht habe, sich seiner eigenen Sprache zu bedienen, hörte bei den betreffenden Nationen die Herrschaft der altslovenischen Sprache sofort auf. Auch bei den Slovaken schwand die Herrschaft der čechischen Sprache, als mehrere slovakische Schriftsteller sich vereinigten und ihre eigene Muttersprache zur Schriftsprache erhoben.

Daß die čechische Sprache Jahrhunderte lang in den Büchern der Slovaken gebräuchlich war, ja noch bis heute in der slovakischen Liturgie der evangelischen Kirche herrscht, hat den slavischen Gelehrten die irrige Meinung beigebracht, daß das slovakische Volk ein Theil der čechischen Nation und die slovakische Sprache ein Dialect der čechischen sei. Und doch ist das slovakische Volk kein Theil der čechischen Nation und seine Sprache kein Dialect der čechischen. Auf Grund genauer Kenntniß der slovakischen Volkssprache ist es erweislich, daß die slovakische Sprache in der slavischen Sprachfamilie eine besondere, selbständige Sprache bildet. Die Slovaken haben sich nie und nirgends Čechen und ihre Sprache Čechisch genannt; immer nannten sie sich Slovaken und ihre Sprache slovakische Sprache (Slovenská reč), und diese Benennung ist nicht politischer oder geographischer Natur (wie das „moravan“ dem „čech“ gegenüber), denn ein Land namens „Slovakei“ kommt auf dem von Slovaken bewohnten Boden in der ganzen

Geschichte nicht vor. Da aber das Gebiet der slovakischen Sprache sich auch in Mähren hineinerstreckt, ist es von Wichtigkeit, daß auch diese mährischen Einwohner sich Slovaken und nicht Čechen nennen.

Die slovakischen Dialecte. In der slovakischen Sprache sind im Allgemeinen drei Hauptdialecte zu unterscheiden, und zwar der westliche (Comitate Preßburg, Neutra, Trentschin), der mittlere (Comitate Turócz, Sohl, Liptau, Árva, Bars, Hont, Nógrád und ein Theil von Gömör) und der östliche (Zips, Sáros, Zemplin, Abauj.)

Die drei Dialecte unterscheiden sich am schärfsten durch die Aussprache des langen ó. Im westlichen lautet es wie ó, also: vól, kóň, nóž; im mittleren wie uo, also: vuol, kuoň, nuož (dieser Doppellaut uo wird ô geschrieben), im östlichen aber wie u, also: vul, kuň, nuž. Der westliche Dialect liebt die hohen Töne é, i (čekať, bílý, černý, parobek, mléko, sem ze dverí, u. s. w.), der mittlere Dialect im Gegentheil die tiefen (čakať, biely, čierny, parobok, mlieko, som zo dverí, u. s. w.). Der mittlere Dialect verwandelt gern die langen Selbstlauter á, é, ú nach weichen Mitlautern in die Doppellaute ia, ie, iu (božia, božie, božiu; im Westen: božá, božé, božú). Im mittleren Dialect ist auch der Laut ä (= e^{a}) häufig (mäso, vädnúť), während er im Westen a lautet (maso, vadnúť).

Der mittlere Dialect spricht die Lautgruppen av, ev, iv, ov, uv am Ende der Wörter und vor Mitlautern, sowie die Lautgruppen al, el, il, ol, ul im Mittelwort der Vergangenheit thätiger Form so aus, daß das v beziehungsweise l den Klang eines kurzen u hat (zábauka, cirkeu, sliuka, stouka, obuu; kázau, vedeu, robiu, sadou, kiuu). Im westlichen Dialect wird das v beziehungsweise l ausgesprochen. Der mittlere Dialect duldet in einem Worte keine zwei langen Silben nacheinander, was der westliche thut (čierny — černý, krásny — krásný u. s. w.). Im mittleren Dialect endigt das sächliche Geschlecht des Beiworts mit ô (dobruo mlieko, staruo žito), im westlichen aber mit é (dobré mléko, staré žito). Endlich wird im mittleren Dialect bei den weiblichen Hauptwörtern der sing. instr. durch ou gebildet (dobrou, ženou, peknou, palicou), im westlichen aber durch ú (dobrú, ženú, peknú, palicú). Der östliche Dialect weicht darin ab, daß er keine langen Silben kennt, dafür aber die Accentuirung mehr entwickelt hat, ferner daß er die lispelnden Mitlauter auffallend liebt; s, z, c lauten vor den weichen Selbstlautern wie ś, ź, ć oder wie š, ž, č (dňeś, vožik, ćeply, šedzem, vežem, čisar u. s. w.); statt des weichen ť, ď wird c, dz gesagt (cele, uceknuc, Dzuro, ludze u. s. w.), statt der Mitlautergruppe šť sagt man šč (ešče, huščа), statt sl' heißt es šl' (myšl'ec), statt sť: sc (radosc, kersciny, ňesc, dosc), die silbenbildenden Selbstlauter l r sind unbekannt (polny, slunko, žulty, karčma, kark anstatt: plný, slnko, žltý, krčma, krk). Überhaupt ist der östliche Dialect geradeso ein Übergang zu der polnischen und ruthenischen Sprache,

wie der westliche zur čechischen. Diese Dialecte haben noch unterschiedliche Provincialismen, die dann wieder locale Abweichungen aufweisen.

Die Entwicklung der slovakischen Literatursprache. Die heutige slovakische Literatursprache hat sich folgendermaßen entwickelt. Jene slovakischen Schriftsteller, die keine Gelegenheit oder Zeit hatten, die čechische Sprache zu erlernen, vermengten das von ihnen benützte Čechisch unwillkürlich mit slovakischen Spracheigenheiten. Diese Slovakismen nahmen im XVIII. Jahrhundert so überhand, daß Anton Bernolák im Jahre 1787 („Dissertatio philologico-critica de litteris Slavorum“) sozusagen nur die Orthographie zu ändern brauchte, um die damalige slovakische Schriftsprache im Rahmen der phonetischen Eigenthümlichkeiten des westslovakischen Dialectes „Slovakisch“ nennen zu können. Anton Bernolák gab 1790 eine slovakische Sprachlehre unter dem Titel „Grammatica slavica“ heraus. Dies war jedoch nur der erste Schritt zur Sonderung der slovakischen Sprache von der čechischen. Er gründete nämlich seine Grammatik auf den westlichen Dialect mit dem Lautcharakter ó, auch Tyrnauer Mundart genannt, obgleich diese Benennung nicht ganz paßt, weil die Tyrnauer Sprechweise eigentlich nur eine provincielle Abart des westlichen Dialectes ist.



Anton Bernolák.

Immerhin hatte Bernoláks Auftreten den praktischen Erfolg, daß es ihm gelang, die Sprachreform durch die katholischen Slovaken annehmen zu lassen, und zwar nicht nur im kirchlichen Leben, sondern auch in den weltlichen Angelegenheiten. Die slovakisch Schreibenden freilich mochten im Allgemeinen die Empfindung haben, daß die Neuerung Bernoláks nur principiell richtig war, im Wesen der Sache aber nicht befriedigte. Der westliche Dialect wird von verhältnißmäßig wenigen Slovaken gesprochen, und da er blos den Übergang zur čechischen Sprache bildet, faßt er nicht die gesammten Eigenschaften der slovakischen Sprache in sich. Um dem abzuhelfen, beschlossen Ludwig Štúr, Miloslav Hoždа und Miloslav Hurban, mit der čechischen Sprache zu brechen, die phonetische Schreibweise Bernoláks anzunehmen und den verbreitetsten mittelslovakischen Dialect, mit dem Lautcharakter uo (=ô) zur Schriftsprache zu erheben, da dieser dazu nicht nur der geeignetste ist,

sondern auch den speciellen slovakischen Charakter am besten hervortreten läßt. Dem Entschluß folgte die That; 1844 wurde der mittlere slovakische Dialect in Gebrauch genommen und 1846 stellte Štúr in seiner „Nauka reči slovenskej“ (slovakischen Sprachlehre) die Regeln der neuen slovakischen Schriftsprache fest, nachdem er schon früher in einer Flugschrift: „Nárečja slovenskuo“ (der slovakische Dialect) die Ursache der Lossagung von der čechischen Sprache auseinandergesetzt hatte.

So kam es, daß in der zweiten Hälfte der Vierziger-Jahre die wenigen Schriftsteller des slovakischen Volkes sich dreier Schriftsprachen bedienten. Die Mehrzahl der Katholiken schrieb das Bernolák'sche Westslovakisch, die Lutheraner theils čechisch (der berühmte Panslavist Johann Kollár und seine Partei), theils den Štúr'schen mittelslovakischen Dialect (Štúr, Hodža, Hurban und ihre Freunde). Die Streitigkeiten wollten gar kein Ende nehmen. Die österreichische Regierung unterstützte Kollár und die čechische Sprache, sie führte das Čechische in die slovakischen Schulen ein und gab ihre für die Slovaken bestimmten Mittheilungen in čechischer Sprache heraus, dazu kam noch die nachdrückliche Unterstützung der Bohemisten von Böhmen aus. Welche Wirkung all das hatte, geht daraus hervor, daß in der Flugschrift: „Hlasové o potřebě jednoty spisowného jazyka“ (Kundgebungen im Interesse der einheitlichen Schriftsprache), welche 1846 in Prag zur Vertheidigung der čechischen Sprache erschien, einzelne slovakische Männer sich über ihre eigene, zur Literatursprache erhobene Muttersprache in dem Sinne äußerten, daß sie die Sprache der Kutscher, Flößer, Safranverkäufer, Schnapsbrüder und Bundschuhleute sei (Hlasové 233, 186, 214, 200). Miloslav Hodža empfahl den Anhängern der slovakischen Sprache, sie sollten, um die čechenfreundlichen Slovaken zum Schweigen zu bringen, die etymologische Schreibweise einführen; er entwickelte diese Ansicht in seinem Buche: „Epigenes Slovenicus“ (Leutschau 1847).

Das Ende des langwierigen Sprachkampfes war, daß die Bernolák-Partei und die Anhänger Štúrs sich in Verhandlungen einließen und 1847 auf der Hauptversammlung des literarischen Vereins „Tatrin“ übereinkamen, die von Bernolák und Štúr empfohlenen Sprachen zu durchmustern. Kraft dieser Übereinkunft unterzog dann der Prager Universitätsprofessor Martin Hattala die Auffassung der beiden Sprachschulen einer gründlichen Durchforschung und entwickelte seine Anschauungen in einer „Grammatica linguae slovenicae“ (Schemnitz 1850). Diese Sprachlehre, die 1852 in Preßburg auch slovakisch unter dem Titel: „Krátka mluvnica slovenská“ (kurze slovakische Sprachlehre) erschien, wurde auf der im Jahre 1851 abgehaltenen Preßburger Sprachconferenz von beiden Schulen angenommen. Dies wurde im Vorworte der „Kurzen Sprachlehre“ von 1852 durch je drei hervorragende Mitglieder der Schulen Bernoláks und Štúrs auch ausdrücklich kundgegeben.

Da die Sprachlehre Hattalas auf Grund eines Übereinkommens der Anhänger Bernoláks und Štúrs, sowie der Bohemisten zustande gekommen war, machte sie den Sprachkämpfen ein Ende, ohne jedoch die Entwicklung der slovakischen Literatursprache sachlich zum Abschluß zu bringen. Martin Hattala hatte nämlich, um alle drei Sprachschulen zu befriedigen, ein čechisch-slovakisches Sprachgemenge hergestellt. Und als er in der ersten Ausschußsitzung der „Matica" erschien, hielt er es für dienlich, seine Grundsätze auch hier neuerdings zu verlautbaren, indem er vorschlug, daß „die slovakische Sprachlehre unausgesetzt die übrigen slavischen Sprachen im Auge behalte und insbesondere jene (die čechische), die der slovakischen Sprache am nächsten stehen". Dieser Antrag wurde auch in der Ausschußsitzung der Matica angenommen und „den slovakischen Grammatikern als nützlicher Grundsatz zur Danachachtung empfohlen". Im Jahre 1864 gab Hattala in Pest auf Grund seiner Principien eine umfangreiche Sprachlehre heraus. Dieses 428 Paragraphen umfassende Werk, unter dem Titel: „Mluvnica jazyka slovenského" (slovakische Sprachlehre) sollte die Regeln der jetzigen slovakischen Literatursprache enthalten.



Johann Holly.

Josef Victorin und Franz Mráz versuchten in ihren Sprachlehren sich in einzelnen Dingen der lebenden slovakischen Sprache zu nähern, waren aber nicht stark genug, das Ansehen der Hattala'schen Grammatik zu brechen. Neuestens bemüht sich der Schreiber dieser Zeilen, die slovakische Schriftsprache vor Allem zu dem zu machen, was sie sein muß: zu einem wirksamen Mittel des geistigen Verkehrs mit dem slovakischen Volke. Er hat auch bereits in dieser Richtung einige grundlegende Werke herausgegeben, so die „Príspekvy k dejinám jazyka slovenského" (Beiträge zur Geschichte der slovakischen Sprache, von Dr. Samuel Czambel, Budapest 1887), worin er unter Anderem gegenüber der Russificirung der slovakischen Sprache energisch Stellung nimmt, ferner die „Slovenský Pravopis" (slovakische Rechtschreibung, Budapest 1890), worin er das System der Rechtschreibung auf historisch-kritischer Grundlage behandelt. Seine der lebenden slovakischen Sprache angepaßten und im dritten Theile des Werkes enthaltenen orthographischen Regeln wurden, als er sie in seiner Flugschrift: „K reči o slovenskom pravopise" (Zur Frage der slovakischen

Rechtschreibung, Budapest 1891) neuerdings vertheidigt und zur Annahme empfohlen hatte, von sämmtlichen slovakischen Schriftstellern angenommen und in Übung gesetzt.

Die Bohemisten, die in dem Wirrwarr der entstehenden slovakischen Sprachen die unabweisliche Nothwendigkeit der historisch berechtigten čechischen Sprache zu beweisen suchten, regten einige ostslovakische Männer an, auch ihrerseits in ihrer eigenen Zips-Sároser Mundart zu schreiben. Dieser Versuch wurde auch gemacht, so zwar, daß neben der čechischen Sprache plötzlich drei Dialecte der slovakischen Sprache im allgemeinen Gebrauche erschienen. Allein die Rechnung stimmte nicht, und gegenwärtig sind es blos die Volksschulen der Zips und des Sároser Comitats, wo der locale Dialect mit phonetischer Schreibweise als Unterrichtssprache aufrecht erhalten wird. Die čechische Sprache aber wird jetzt blos in den Kirchen des evangelisch-slovakischen Cultus verwendet.

Die auf den mittleren slovakischen Dialect gegründete slovakische Schriftsprache ist in den weltlichen Schriften allgemein geworden.

Die Literatur der Slovaken. — In der Literatur der Slovaken lassen sich drei Perioden unterscheiden: Die čechisirende (bohemisirende) oder sogenannte čechisch-slovakische Zeit, die mit dem Jahre 1440 beginnt, dann die Übergangszeit, die mit dem Auftreten Bernoláks anhebt, und schließlich die Neuzeit, die durch die Preßburger Sprachconferenz eingeleitet wurde. Die Geschichtschreiber der Literatur pflegen die čechisch-slovakische Periode ein Jahrhundert früher zu beginnen. So beginnt sie in der Literaturgeschichte von Pypin und Spasovicz mit den slovakischen Glossen Vaclav Bzeneckys aus dem Jahre 1385. Slovakische Wörter begegnen in der auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen čechischen Handschrift: „Evangelia nedělni a svátečni“, die nach Ansicht der Gelehrten um das Jahr 1350 entstanden ist. Allein diese gehören ebenso wenig in den Rahmen der slovakischen Literatur, als die lateinischen und anderen fremdsprachigen Handschriften, in denen slovakische Wörter vorkommen. Das älteste bisher bekannte Denkmal slovakischer Schriftsprache ist der im Bartfelder Archiv aufbewahrte Drohbrief aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, dann folgt das Bruchstück einer katholischen Predigt aus der Zeit zwischen 1471 und 1484, in deren Gebet auch der Name des Königs Matthias vorkommt. Das Original der Predigt befindet sich im Archive des Olmützer Capitels.

Aus dem Zeitraume 1440 bis 1793 sind unzählige Handschriften und gedruckte Bücher erhalten. Das älteste gedruckte Buch, ein Luther'scher Katechismus, soll vom Jahre 1551 sein. Die Bücher sind mit geringen Ausnahmen religiöse Werke, und auch unter den wenigen Büchern weltlichen Inhalts gibt es keines, das auch nur im bescheidenen slovakischen Schriftthum einen literarischen Werth besäße. Die auf evangelische Schriftsteller und deren Werke bezüglichen Daten hat aus ersten und jetzt größtentheils unzugänglichen Quellen Bohuslav Tablic unter dem Titel: „Paměti česko-slovenských básnířůw“

(Gedächtniß čechisch-slovakischer Dichter) bearbeitet; sie ist als Anhang zu seinen 1806 bis 1812 in Waitzen herausgegebenen vierbändigen „Poezye“ (Gedichten) erschienen.

In der Dichtung von Kirchenliedern zeichnete sich Elias Láni aus, besonders aber Tranoscius (1591 bis 1637), dessen Liederbuch „Citara Sanctorum“ noch heute bei den lutherischen Slovaken und Čechen in Gebrauch ist. Bis zum ersten Erscheinen der „Citara“ (Leutschau 1636) benützten die evangelischen Slovaken in Ungarn meistens čechische Gesangbücher, und nur hie und da waren die Liedersammlungen von Láni, Kalinka und Prybiš in Gebrauch. Das Buch des Tranoscius enthielt in der ersten Ausgabe blos 400 Lieder, von denen er 150 selber geschrieben oder übersetzt hatte. Von der „Citara“ sind bisher 66 Ausgaben erschienen, wobei der Inhalt vielfach vermehrt wurde, so daß die letzte Ausgabe schon 1148 Lieder enthält. (Hahn, „Citara Sanctorum“, Pest 1873.) Unter den Werken der slovakischen Schriftsteller des XVI. und XVII. Jahrhunderts ist das „Neoforum latino-slovenicum“ (1678) des Johann Synapius (Horčička) hervorzuheben, wo zahlreiche slovakische Sprichwörter schon sozusagen in rein slovakischer Sprache mitgetheilt sind. Unter den weltlichen fällt Pilařík's gereimtes Werk „Sors pilarikiana“ auf, in dem der Verfasser, ein Geistlicher und Dechant, seine Gefangenschaft bei den Türken erzählt. Unter den lutherischen Schriftstellern des XVIII. Jahrhunderts ragt zunächst Matthias Bél hervor, der mit Kerman die heilige Schrift, dann das Neue Testament herausgab. Zu beiden schrieb er ein Vorwort. Neben Daniel Kerman und Samuel Hruškovic erscheint Paul Doležal, zu dessen „Grammatica Slavobohemica“ (Preßburg 1746) Bél ein Vorwort schrieb. Unter den Werken des Michael Semian ist zu erwähnen: „Krátičké hystorické vypsáni knížat a králů uherských“ (Kurze Geschichte der ungarischen Könige und Fürsten, Preßburg 1786). Daß es auch in der čechisch-slovakischen Epoche schon zahlreiche katholische Schriftsteller gab, bezeugen die Daten in Oswalds: „K dejinám kat. kazateľskej literatúry slovenskej“ (Zur Geschichte der katholischen Homiletik der Slovaken, 1890) und in der seit 1891 erscheinenden Zeitschrift: „Literárné Listy“ (Literarische Blätter.)



Johann Kollár.

Die Übergangszeit begann unter der geistigen Leitung Bernoláks (1762 bis 1813) durch die von katholisch-slovakischen Schriftstellern gegründete literarische Gesellschaft: „Učené slowenské Towarišstvo — Litterata slavica societas", die in Tyrnau ihren Sitz hatte. Sie ging aber noch zu Bernoláks Lebzeiten ein, und es entstand eine zweite mit Namen: „Spolek milovňikov reči a literatúry slovenskej". Außerdem gab der Graner Domherr Georg Palkovič (1763 bis 1835) unter Anderem die erste Übersetzung der heiligen Schrift in die slovakische Volkssprache und Bernoláks slovakisches Wörterbuch in sechs großen Bänden (Slowár Slowenski, Budae, 1825 bis 1827) heraus. Der bedeutendste Mann der Bernolák'schen Richtung war Johann Hollý (1785 bis 1849), der als Dichter der Bernolák'schen Sprache den Weg ins slovakische Volk ebnete und sie auch in Regionen dringen ließ, wo sie bis dahin keinen Zutritt gehabt. Hollý ahmte die antiken Epen nach und schrieb in metrischen Versen die erzählenden Gedichte „Swatopluk", „Cyrillo-Methodia" und „Sláw". Er übersetzte Vieles aus den alten Classikern ins Slovakische und schrieb außer den epischen Gedichten noch manches Originale. Seine sämmtlichen Werke erschienen in vier Bänden unter dem Titel: „Básňe Jána Hollého" (Ofen 1841 bis 1842). Sie sind in Vlčeks slovakischer Literaturgeschichte gewürdigt. („Dejiny literatúry slovenskej", Turócz-Szent-Márton 1890.)

Im Lager der Bohemisten tummelten sich: Bohuslav Tablic (1769 bis 1832) mit seinen schwachen Gedichten, Georg Palkovič (1769 bis 1850) mit seiner vielseitigen Thätigkeit (in seinem zweibändigen „Böhmisch-deutsch-lateinischen Wörterbuch", das 1821 in Preßburg erschien, zog er auch die slovakische Volkssprache in Betracht), Karl Kuzmány (1806 bis 1866) durch die Redaction der Zeitschrift „Hronka" (Neusohl, 1836 bis 1838), endlich der gelehrte Paul Šafařik und der Dichter Johann Kollár. Johann Kollár war so recht die Seele der bohemistischen Gruppe. Er schaarte die Evangelischen um sich und da er sah, daß die čechisch-slovakische Literatureinheit auf der Grundlage der rein čechischen Sprache unhaltbar war, schuf er eine čechisch-slovakische Kunstsprache und führte diese in seiner berühmten panslavistischen Abhandlung: „Über die literarische Wechselseitigkeit der Slaven" vor, die zuerst in der „Hronka" erschien und dann in deutscher Übersetzung große Aufmerksamkeit erregte.

Johann Kollár machte sich seinen großen Ruf eigentlich mit der Sonettensammlung: „Slávy dcéra" (die Tochter des Ruhmes); ihre drei ersten Gesänge erschienen unter diesem Titel in Ofen 1824, alle fünf aber in Pest 1832. Darin schilderte er mit flammender Stammesliebe die „unglückliche Vergangenheit" und „ruhmvolle Zukunft" der Slaven. Die „Slávy dcéra" wurde alsbald in fast alle slavischen Sprachen übersetzt. Johann Kollár beschäftigte sich auch mit der slavischen Philologie, Archäologie und Mythologie. Seine Werke erschienen in Prag (1861 bis 1863) in vier Bänden unter dem Titel:

„Spisy Jána Kollára“. Überdies schrieb er viele kirchliche Werke. Er sammelte die slovakischen Volkslieder und gab sie (Pest, 1832 bis 1833) in zwei starken Bänden unter dem Titel: „Národnie Zpěwanky“ (Nationale Lieder) heraus.

Die literarische Thätigkeit der Schule Štúrs entfaltete sich hauptsächlich in Štúrs Revue: „Orol Tatranski“, die 1845 zu erscheinen begann, dann in Hurbans Revue: „Slovenskje Pohlädi“, die 1846, 1847 und 1851 in Skalitz, von da an aber in der Compromißsprache zu Tyrnau erschien; ferner in Hurbans Almanach „Nitra“ (seit 1844, mit Band II beginnend; der erste war noch čechisch). Hier haben die bedeutenderen Schriftsteller der neuen Zeit ihre Wirksamkeit begonnen; so Johann Kalinčák, Andreas Sládkovič-Braxatoris, Samuel Chalupka. Miloslav Hurban schrieb in seiner Revue „Pohlädi“ eine werthvolle literaturgeschichtliche Abhandlung unter dem Titel: „Slovensko a jeho život literární“ (das Slovakenthum und sein literarisches Leben). Die Štúr-Schule gründete 1844 unter dem Namen „Tatrin“ (Tátrasohn) eine literarische Gesellschaft, die jedoch höheren Orts nicht bestätigt wurde und sich 1848 auflöste. 1863 entstand ein neuer Verein für slovakische Literatur, die „Slovenská Matica“, die Manche als eine Fortsetzung des „Tatrin“ anzusehen wünschten.



Andreas Sládkovič.

Die Neuzeit war in ihrem ersten Jahrzehnte (1851 bis 1860) unfruchtbar. Zwei Geistliche, Josef Viktorin und Dr. Andreas Radlinsky, erhoben zuerst ihre Stimme. Sie schaarten die Schriftsteller um sich, Viktorin durch seine Almanache „Concordia“ (Ofen 1858) und „Lipa“ (Ofen und Pest 1860, 1862 und 1864), Radlinsky durch seine Zeitschrift: „Priatel' školy a literatúry“ (Der Freund der Schule und Literatur, Ofen 1859 bis 1861). Im Jahre 1862 entstand endlich der „Sokol“ (Falke), die erste literarische Monatsschrift der Slovaken, die 1870 bis 1880 „Orol“ (Adler) und von 1881 weiter „Slovenskè Pohlädy“ (slovakische Revue) heißt und das periodische Hauptorgan der slovakischen Literatur ist. In dieser Epoche zeichneten sich folgende Dichter aus: Andreas Sládkovič (1820 bis 1872), mit seinem Familiennamen Braxatoris, ein evangelischer Geistlicher, dessen Dichtungen „Marina“ und „Detvan“ bedeutenden Erfolg hatten. „Marina“ wurde von

L. Podhorszki, „Detvan" von Nikolaus Goldberger ins Ungarische übersetzt (Altsohl 1890). Seine sämmtlichen Werke erschienen in Prag (1878) als „Spisy Básnické" (Gedichte). Der evangelische Geistliche Samuel Chalupka (1812 bis 1883) schrieb nur wenig. Unter seinen Werken finden sich recht gelungene kleinere poetische Erzählungen und Balladen. Ein Theil seiner Gedichte erschien 1868 in Neusohl unter dem Titel „Spevy" (Lieder). Diese beiden Schriftsteller bethätigten sich schon in Štúrs Schule mit Erfolg. Der Ingenieur Johann Botto (1829 bis 1881) bearbeitete in volksthümlicher Weise den Sagenkreis vom Jánošík. Seine gesammelten Werke erschienen in Prag (1880) als „Spevy" (Lieder). Gegenwärtig sind die bedeutendsten Dichter der Slovaken Vajanský (mit seinem wahren Namen Svetozar Hurban), geboren 1847, Journalist, und Hviezdoslav (richtig Paul Oršzág), geboren 1849, Advocat.

Unter den neuzeitlichen Dichtern sind ferner hervorzuheben: Miloslav Dumný (richtig: Daniel Bachát), evangelischer Geistlicher, geboren 1840. Der erste Band seiner unter dem Titel: „Nevädzc" gesammelten Werke (Skalitz 1870) enthält einen großen Theil seiner Gedichte; in den letzten Jahrzehnten schweigt er. Dann Samuel Bodicky, der die Übersetzungskunst pflegt, Wilhelm Pauliny-Tóth, dessen Gedichte unter dem Titel: „Básne" 1877 zu Turócz-Szent-Márton erschienen, und Ludwig Kubányi (1830 bis 1869). Auf dem Gebiete der Erzählung ragen hervor: Johann Kalinčák (1822 bis 1871), dessen sämmtliche Werke in acht Bänden unter dem Titel „Povesti" 1871 bis 1889 zu Turócz-Szent-Márton erschienen, und Wilhelm Pauliny-Tóth (1826 bis 1877), der unter dem Titel „Besiedky" vier Bände Erzählungen herausgab (Skalitz 1867 bis 1870). Unter den Lebenden: Daniel Bachát, dessen schon erwähnte Sammlung „Nevädzc" in Band II und III Erzählungen enthält. Therese Vansa fand mit ihrem Roman „Sirota Podhradských" (Rosenberg 1889) allgemeinen Beifall. Svetozár Hurban-Vajanský zeichnet sich unter den lebenden slovakischen Dichtern durch Gedichte, wie durch Erzählungen aus. Seine erzählenden Schriften: „Besedy a Dumy" (Turócz-Szent-Márton 1883 bis 1884) erregten bei den slavischen Literaturgeschichtsschreibern des Auslandes große Aufmerksamkeit und sein Roman: „Suchá ratolesť" (Der dürre Trieb) wurde in mehrere slavische Sprachen übersetzt. Der Arzt Mathias Bencúr-Kukučin (geboren 1860) zeichnet interessante Bilder aus dem slovakischen Volksleben.

In der dramatischen Literatur haben sich Mehrere versucht, jedoch mit geringem Erfolge. Johann Chalupka schrieb Anfangs in ungarischer Sprache, und die Posse „Starúš pliesnivec" ist eigentlich die slovakische Übersetzung seines ungarischen „Verliebten Alten". Seine Werke erschienen in fünf Bänden unter dem Titel: „Dramatické spisy" in Turócz-Szent-Márton (1871 bis 1874). Dramatisches schrieben noch Johann Palárik (1822 bis 1870), Jonas Záborský, Peter Hostinský und Josef Podhradský.

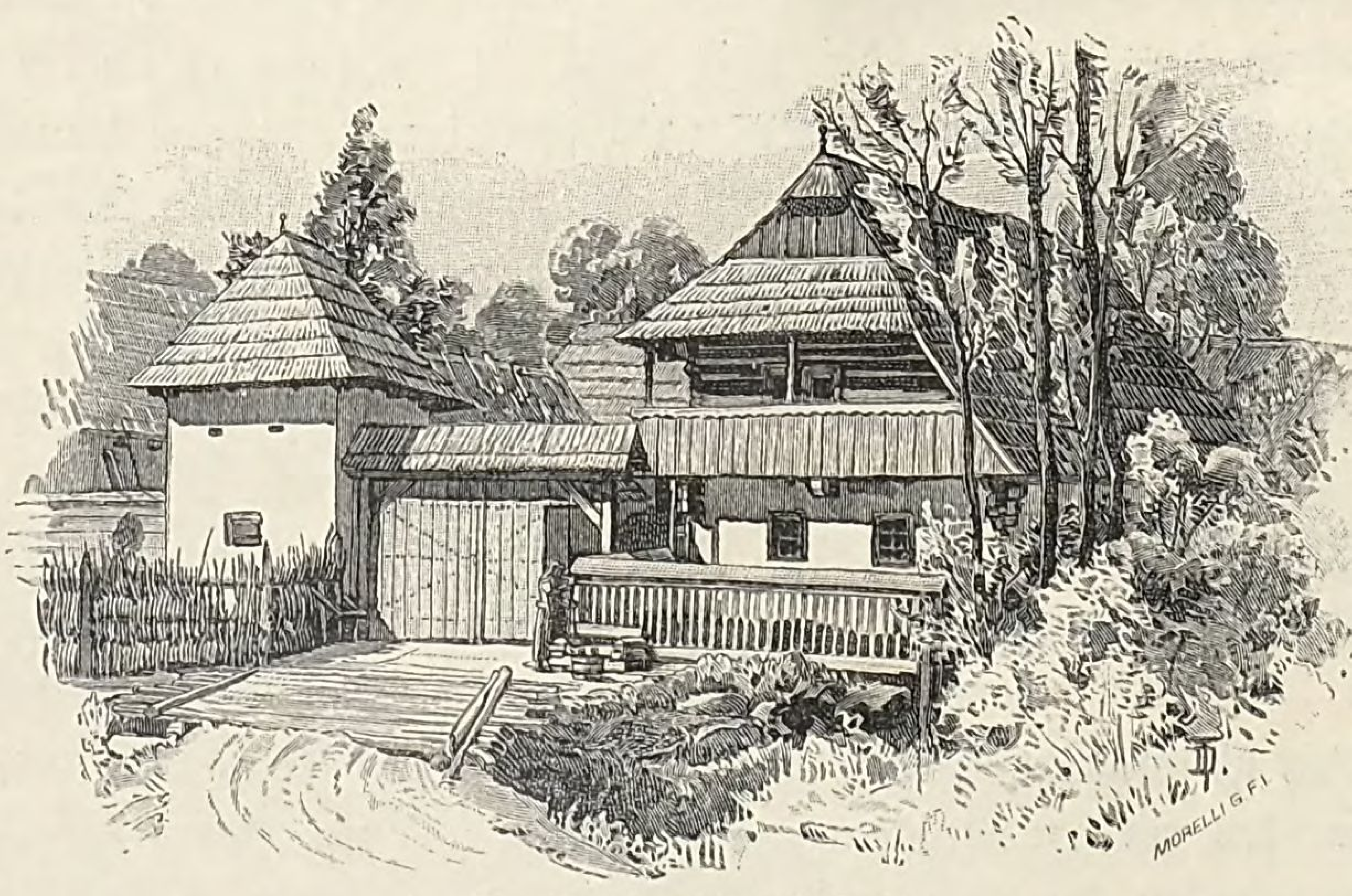
Die wissenschaftliche Literatur der Slovaken ist arm. Nur die slovakische Philologie, Literaturgeschichte und Mythologie, sowie die Geschichtsschreibung der slovakischen Sphäre hatten und haben zahlreichere Pfleger. Von den Philologen war schon oben die Rede. In der Literaturgeschichte sind Dr. Miloslav Hurban und Jaroslav Vlček hervorragend. Vlček hat ein umfangreiches Handbuch der slovakischen Literaturgeschichte, „Dejiny slovenskej literatúry“ (Turócz-Szent-Márton 1890) herausgegeben. Unter den Geschichtsschreibern ist der fruchtbarste Victor Franz Sasinek (geboren 1830), an dessen Schriften jedoch die Kritik viel auszusetzen findet; in der von ihm herausgegebenen und redigirten Zeitschrift „Slovenský Letopis“ (Skalitz, 1876 bis 1882) sind viele historische, topographische, archäologische und ethnographische Daten gesammelt. Mythologische Arbeiten gibt es von Wilhelm Pauliny-Tóth („Slovenské bájeslovie“, Turócz-Szent-Márton 1876), Paul Dobšinský („Úvahy o slovenských Povestiach“, Betrachtungen über die slovakischen Volksmärchen, Turócz-Szent-Márton 1871) und Peter Kellner-Hostinský. Doch sind diese Arbeiten großentheils Phantasiebilder der betreffenden Schriftsteller. Naturgeschichtliche Arbeiten lieferten Josef Holuby und Andreas Kmeť.

Um die Herausgabe slovakischer Bücher waren in der Neuzeit mehrere literarische Vereine bemüht. Die St. Adalbert-Gesellschaft in Tyrnau, die ausschließlich von katholischen Geistlichen geleitet wird, läßt seit Jahrzehnten Bücher in katholischem Geiste schreiben und verbreiten. Von großer Wichtigkeit für die eigentliche Literatur war die 1863 gegründete Slovenská Matica (slovakische literarische Anstalt), die jedoch wegen Nichteinhaltung der Statuten schon 1875 durch die Regierung aufgehoben wurde. Die Matica gab die Zeitschrift „Letopis“ (Chronik) heraus, die zum Sammelpunkte Aller wurde, die in slovakischer Sprache Wissenschaft zu verbreiten suchten. Die „Letopis“ erlebte elf Jahrgänge, ihre mehr oder weniger gelungenen Beiträge sind größtentheils dem Kreise der Geschichte und Alterthumskunde entnommen. Die Matica gründete überdies unter dem Titel „Archiv“ eine historische Urkundensammlung, mit Berücksichtigung auch der literarischen Denkmäler, doch erschienen davon nur zwei Bände (Turócz-Szent-Márton 1872 bis 1873). Ferner gab die Matica Paul Dobšinskýs bereits erwähnte Studie („Úvahy“) über die slovakischen Volksmärchen heraus. Unter dem Titel „Sborník“ begann sie eine Sammlung slovakischer Lieder, Volksmärchen, Sprichwörter, Redensarten, Räthsel, Spiele, Gebräuche und Aberglauben; die Lieder waren zum Theil mit den Melodien gegeben. Davon sind zwei Bände erschienen, der erste in Wien (1870), der zweite in Turócz-Szent-Márton (1874). Außerdem ließ die Matica Kalender erscheinen, an denen gleichfalls Schriftsteller ersten Ranges mitwirkten.

Der 1885 gegründete „Slovakische Culturverein für Ungarn“ strebt durch seine Veröffentlichungen die Erziehung des Volkes in patriotischem Geiste an. Er gibt

seit 1886 das Volksblatt „Vlasť a Svet“ (Vaterland und Welt) und den Kalender „Nový Domový Kalendár“ heraus. Unter seinen besonderen Publicationen sind die slovakischen Übersetzungen von Johann Aranys „Toldi“, Maurus Jókais „Geschichte der ungarischen Nation in romantischen Darstellungen“ und Albert Bedős „Waldhüter“ zu erwähnen. Die Titel dieser Übersetzungen sind: „Toldi“, od Jána Arany. Preložil S. Bodicky. Budapest 1886. — „Romantické obrázky z dejepisu Uhorska“ Písal Maurus Jókai. Budapest 1886. — „Horár alebo základy lesníctva.“ Napísal Albert Bedő. Budapest 1887. Dem slovakischen Culturverein verdanken es die Slovaken auch, daß sie den auf die Geschichte Ungarns bezüglichen Theil des vorliegenden großen, durch den Kronprinzen Rudolf gegründeten Werkes in slovakischer Sprache lesen können („Uhorsko, dl'a diela Jeho cis. a král. Výsosti korunného princa Rudolfa.“ Budapest 1888.)

Im Jahre 1895 entstand eine wissenschaftliche Vereinigung unter dem Titel „Slovakischer Museumsverein“, mit dem Sitz in Turócz-Szent-Márton. Sein Zweck ist, „die verschiedenen Merkwürdigkeiten Oberungarns zu erforschen“ und „Alles zu sammeln, was sich auf das slovakische Volk, sein geistiges und materielles Leben und die von ihm bewohnten Gegenden bezieht“. Zur Förderung des Vereinszweckes wurde in Turócz-Szent-Márton auch eine wissenschaftliche Zeitschrift, „Sborník museálnej slovenskej spoločnosti“ (Sammelbuch des slovakischen Museumsvereins) gegründet.



Slovakisches Haus in Felső-Kubin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inv. № 35666

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild

Bd.: [18]

1898

4 Austr. 232 b-18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11852193-1